


Dei
Sub Num...

Jahrbücher

für die

deutsche Armee und Marine.

Verantwortlich geleitet

von

Keim,
Generalmajor.

1911
Januar bis Juni.



BERLIN W. 8.
Verlag von A. Bath.
Mohren-Strasse 19.

Printed in Germany

Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber) in Potsdam.

Inhalts-Verzeichnis.



I.

Das russische Generalstabswerk über den Krieg gegen Japan 1904/05[1].

Von

Oberst **Balck**,

Kommandeur des Inf.-Reg. von der Marwitz (8. Pomm.) Nr. 61.

Fast unabsehbar ist die Literatur über den Russisch-Japanischen Krieg geworden und doch fehlte, was alle Kombinationen nicht zu bieten vermochten, eine Schilderung der Ereignisse, in der gezeigt wird, wie der Feldherr gerade zu einem bestimmten Entschlusse kam. Dieses berücksichtigend, dabei völlig objektiv, ist die amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Das russische Original, das bis zum Ablauf dieses Jahres vollständig erscheinen soll, umfaßt 9 Bände in 14 Teilen und enthält etwa 300 bis 400 Kartenbeilagen. Von den 14 Teilen, deren jeder etwa 30 Bogen Text und 15 Bogen Anlagen besitzt, behandeln sieben Teile den eigentlichen Feldkrieg, vom ersten Schuß bis einschließlich der Schlacht von Mukden, zwei Teile die Verteidigung der Kwantunghalbinsel und Port Arthurs, ein Teil den Zeitraum nach Mukden bis zum Friedensschluß, ein Teil die Vorgeschichte des Krieges,

---

[1]) Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Deutsche, vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe von Oberstleutnant a. D. Frhrn. v. Tettau. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. I. Band, 1. Teil: Politische Lage vor dem Kriege, Operationspläne, die beiderseitigen Streitkräfte vor Ausbruch des Krieges. Preis 3,50 M.

2. Teil: Der Feldkrieg von seinem Anbeginn bis zur Versammlung des Korps Stackelberg bei Wafangou (12. Juni 1904). 1911. Preis 6 M.

3. Teil: Von Wafangou bis Taschitsao. Preis 6 M.

V. Band, 1. Teil: Die Verteidigung Kwangtuns bis zur engen Einschließung der Festung. Preis 6 M.

zwei Teile die Einrichtungen im Rücken der Armee und der letzte Teil die Ereignisse in Wladiwostok und Korea.

Die Ausgabe dieses gewaltigen Werkes erfolgt in Rußland auf Kosten des Staates, der bedeutende Summen für die Herstellung bewilligt hat, so daß es an die Armee zu einem verhältnismäßig sehr billigen Preise abgegeben werden kann. Wir stimmen Oberstleutnant von Tettau bei, wenn er den Inhalt dieses großen Werkes in fünf Bänden zusammenfassen will und dabei die Darstellung der für deutsche Leser wenig lehrreichen Etappenverhältnisse ausgeschaltet hat. Druck, Ausstattung und Kartenmaterial sind vollendet gut, die Übersetzung vortrefflich gelungen, stilistisch abgerundet, so daß es ein wahrer Genuß ist, sie zu lesen und doch ist das Lokalkolorit des Russischen durch die Übersetzung nicht beeinträchtigt. Es muß ganz besonders hervorgehoben werden, wie ausgezeichnet es der Verfasser dann verstanden hat, weniger lehrreiche Abschnitte zusammenzuziehen, das Wesentliche scharf hervorzuheben, dann aus eigener Beobachtung den Text in glücklicher Weise zu ergänzen. Der vorliegende erste Teil beginnt mit der politischen Lage vor dem Kriege, behandelt den Operationsplan und würdigt die beiderseitigen Streitkräfte vor Ausbruch des Krieges. In der Schilderung der politischen Lage glauben wir die Feder des Auswärtigen Amtes wiederzuerkennen, die bei ihrer Schilderung mit Beginn der japanischen Ausdehnungspolitik in den achtziger Jahren einsetzend, sichtlich bemüht ist, Rußland weiß zu brennen, zu zeigen, wie Rußland im Gegensatz zu allen anderen Mächten dauernd bestrebt war, die Autorität Chinas zu schonen, wie Japan planmäßig diesen Krieg vorbereitete, daß England und Deutschland in geheimer Gegnerschaft auf das Zurückdrängen Rußlands im Fernen Osten hingearbeitet habe. Von anderer Seite wird diesen Beschuldigungen begegnet werden müssen; richtig ist, daß England durch Abschluß eines Bündnisses Japan den Rücken gesteift hatte.

„Selbstverständlich dachte England niemals daran, die Dinge bis zum blutigen Zusammenstoß seiner bewaffneten Macht mit Rußland zu treiben." England hat bekanntlich immer vorgezogen, andere seine Schlachten schlagen zu lassen, solange es ging. „In dem im Fernen Osten begonnenen Kampf war der Rücken, der sich in diesem Falle an die Westgrenze lehnte, gesichert. Deutschland und sein Monarch verblieben, treu den Traditionen, die die Häuser Romanow und Hohenzollern von altersher verbanden." Trotzdem konnte man sich lange nicht entschließen, an die Gefahrlosigkeit unserer europäischen Grenze zu glauben." Wir sehen die Ursache in der steten Sorge Kuropatkins für die Westgrenze des Reiches

(S. 140, 173). Auch später wird gesagt, die Beziehungen zu Deutschland seien „wenig geklärt“ gewesen, und man habe kein rechtes Vertrauen zur Sicherheit des Rückens in Europa gehabt.

Als am 30. Oktober 1903 die Russen Mukden wieder besetzten, „um den dortigen Tsiantsin, der sich uns gegenüber stets feindselig und unnachgiebig verhalten hatte, unter unserem Einfluß zu behalten“, war die Folge eine ungeheure Erregung in China und Steigen der kriegerischen Stimmung in Japan. Die russischen Militärattachés in Tokio berichteten, daß die Japaner „überzeugt von ihrem Siege sind“, und die Stimmung „in den höheren Kreisen Japans eine ruhige und feierliche ist“. Inzwischen wird weiter verhandelt, und Alexejew erklärte: „Diese Forderungen sind derart anmaßend, daß wir noch nicht einen Augenblick schwanken dürfen, sie als unannehmbar zu bezeichnen. Jedes weitere russische Zugeständnis würde uns mit größter Wahrscheinlichkeit dem Bruche und jenem großen Mißgeschicke immer näher bringen, auf dessen Vermeidung Eure Majestät unermüdlich Ihre Anstrengung und Sorgen gerichtet haben.“

Im Januar 1904 erklärte Alexejew, der Zusammenstoß sei unvermeidlich wegen der Idee Japans, von der Vorherrschaft im Fernen Osten; Korea und Mandschurei bildeten nur Mittel zu diesem Zweck. Im Laufe des Januar hörte man in Rußland von japanischen Mobilmachungsvorbereitungen, und das Generalstabswerk berichtet vom 4. Januar, daß ein japanischer Konsul nach Tokio telegraphiert habe, das Port-Arthur-Geschwader sei mit unbekanntem Marschbefehl ausgelaufen. Da habe man in Japan die Befürchtung ausgesprochen, überrumpelt zu werden, und am Abend desselben Tages sei unter Vorsitz des Mikado der Krieg beschlossen worden. Von Interesse wäre es, festzustellen, ob das russische Port-Arthur-Geschwader damals wirklich ausgelaufen ist.

Eine Lehre für alle Zeiten bildet die Erscheinung, daß Rußland unvorbereitet in diesen Krieg hineingeriet, weil es der drohenden Gefahr nicht energisch ins Auge sehen wollte, obwohl man über ihn schon seit Monaten in objektiver Weise in den Sitzungen des Staatsrates beraten hatte. Nicht durch Nachgiebigkeit in der Koreafrage, sondern durch rechtzeitigen Appell an die Waffen wäre der Krieg zu vermeiden gewesen. Die in Rußland weit verbreiteten kosmopolitischen Abrüstungsideen haben auch dazu beigetragen, die Energie der Politik zu lähmen, nur kriegerische Volkserziehung kann heutzutage eine starke Politik schaffen. Wir möchten unserem Volksvertreter die Ausführungen auf Seite 170 besonders empfehlen, der Sieg auf dem Schlachtfelde will im Herzen des Volkes bereits vor-

bereitet sein. Jetzt ist wahrlich keine Zeit, an Abrüstung zu denken, sondern vielmehr über Mittel nachzusinnen, wie die Wehrkraft der Nation auszunützen ist, wie man vermeidet, daß sie nicht nutzlos brach liegt.

In Rußland wollte man den Krieg mit Japan nicht. Die interessante Erscheinung trat ein, daß man, fast sieht es wie Absicht aus, den Wert der japanischen Armee unterschätzte. Obwohl die japanischen Truppen in China, wie auch von den Russen anerkannt wurde, deutliche Spuren des Aufschwunges zeigten, man Japan als einen gefährlichen Nachbar bezeichnete, der die vollste Beachtung verdiene, findet man schon in den Berichten des Obersten Wannowski vom Jahre 1900 die entgegengesetzte Auffassung, die die Anerkennung Kuropatkins fand. „Es werden zahlreiche, vielleicht Hunderte von Jahren vergehen, bis die japanische Armee sich die moralischen Grundlagen aneignen wird, auf denen die Organisation eines jeden europäischen Heeres aufgebaut ist, und sie auf die gleiche Stufe selbst mit einer der schwächsten europäischen Armeen gestellt werden kann. Und das selbstverständlich auch nur in dem Falle, wenn das Land jenen inneren Zwiespalt überwindet, der aus dem überschnellen Zufluß von Ideen entsteht, die seiner Kultur und seinem historischen Leben fremd sind.“ Mit der fortschreitenden Verbesserung der japanischen Armee suchen aber die Militärattachés ihren tatsächlichen Wert herabzusetzen. Eine besonders lehrreiche Erscheinung, die nicht vereinzelt dasteht, wenn es sich um Bewertung einer fremden Armee handelt. Oberst Wannowski schreibt 1901: „Die höhere Führung ist schwach und entbehrt jeder Initiative; die Stäbe verbessern sich sehr langsam und vermögen nur nach vorher einstudierten Plänen zu handeln. Aus alledem folgt, daß gegen eine solche Armee ein starkes, mit Artillerie versehenes Kavalleriedetachement bei einigermaßen schnellem und energischem Handeln einen sicheren und entscheidenden Erfolg haben wird.“ Ähnlich urteilt General Iwanow, der im Feldzug den Japanern als Kommandierender des III. sibirischen Korps gegenüberstand: „daß die japanischen Führer, vom europäischen Gesichtspunkt aus, sämtlich zur ‚Kategorie der ihre Stelle nicht ausfüllenden‘ zu rechnen seien, und daß die japanische Armee, die in Zahlen auf dem Papier und in Zeitungsreklamen bestände, nur die Bezeichnung einer ‚Armee von Säuglingen‘ verdiene“. Im russischen Heer fanden diese Anschauungen Verbreitung durch den Militärschriftsteller Kraßnow, der im Jahre 1902 in der offiziellen Militärzeitschrift „Rußki Invalid“ in einer Reihe „weit von der Wahrheit abweichender“ Artikel die japanische Armee, von der er nur zwei Kavallerietruppenteile bei

einer Besichtigung kennen gelernt hatte, der schärfsten Kritik unterzog. Allerdings gab es auch Stimmen, die sich gegen eine solche oberflächliche Geringschätzung des zukünftigen Gegners erhoben, die darauf hinwiesen, daß man als „Armee von Säuglingen" nicht eine solche bezeichnen dürfe, „die 30 Jahre lang ohne Ruh und Rast an ihrer Vervollkommnung gearbeitet hat, nach dem Muster und unter der Leitung von Lehrern der Kriegskunst, wie es die Deutschen sind; in der das Offizierkorps des Generalstabes, dieses Zentralnervensystem jeder Armee, durchdrungen ist von den Ideen des deutschen Generalstabes; die geführt wird von Offizieren aus einer Kaste, die jahrhundertelang das Kriegshandwerk als ihr ausschließliches Gebiet angesehen hat . . ., die die vollkommensten neuesten Waffen besitzt, die jährlich mindestens 30 Offiziere in das Ausland zum allseitigen Studium des Kriegswesens schickt und die schließlich von einem Volk von 45 Millionen aufgestellt wird, das im höchsten Grade von Ehrgeiz, dem Bewußtsein seiner historischen Bedeutung und von dem Gefühl gekränkter Eigenliebe durchdrungen ist".

Kuropatkin schätzte indessen 1903 nach seinem Besuche in Japan die Armee höher ein, ihm folgte auch der 1903 nach Tokio berufene russische Militärattaché. Ganz und gar verkannte man jedoch die Bedeutung der moralischen Faktoren. Auf das Kapitel Operationspläne werden wir bei der Besprechung des zweiten Bandes eingehen. Der Schlußabsatz des Buches gibt bemerkenswerte Fingerzeige, in welcher Weise die Reformen des russischen Heeres einzusetzen gehabt hätten.

„Der ganze Verlauf des Feldzuges, wie ihn der russische Generalstab in durchaus objektiver Weise schildert, zeigt, daß die russischen Niederlagen nicht widrigen Verhältnissen, nicht materieller und auch nur in sehr geringem Maße moralischer Überlegenheit des Gegners zuzuschreiben sind, sondern in erster Linie — man kann sagen einzig und allein — dem Mangel der Führung an Verantwortungsfreudigkeit, an frischem, kühnem Wagemut."

Das Interesse des Lesers wird durch die Frage wachgerufen, ob es notwendig gewesen sei, die Yalulinie zu besetzen unter der Voraussetzung, daß die Russen sich zur Offensive um Liauyan versammeln wollten, das die Japaner von Söul am 58. Mobilmachungstage Liaoyan erreichen konnten. Der Zeitaufenthalt mußte noch größer werden durch einen bewaffneten Widerstand am Yalu und in dem westlichen Gebirgsgelände; dieser Umstand sowie politische Rücksichten rechtfertigen dringend das vom Statthalter Alexejew befürwortete Vorschieben eines Detachements an den Fluß — 220 km

über den Versammlungsraum hinaus —, während Kuropatkin sich ablehnend dagegen verhielt (II, 1, S. 74). Unverkennbar hat das schwache Detachement (8. 23. 5.) erheblichen Zeitaufenthalt geschaffen, da die Vorhut der I. japanischen Armee bereits am 3. April den Fluß erreichte, den Übergang aber erst am 1. Mai ausführen konnte.

Nicht zu rechtfertigen ist jedoch die Verstärkung der vorgeschobenen Abteilung im Laufe des April bis auf 18 Bataillone und 8 Batterien. Die Niederlage am Yalu wird herbeigeführt durch das übermäßig lange Festhalten der Stellung. Dem Flankenangriff der 12. Division wird von dem Verfasser des Generalstabswerkes nicht mehr die gleiche Bedeutung wie bisher beigemessen. Taktisch war alles für Leisten energischen Widerstandes vorbereitet, während die operative Lage nur einen Scheinwiderstand verlangte, der aufhören mußte, sobald der Gegner festen Fuß auf dem rechten Ufer des Yalu gefaßt hatte. Die Truppenführung war sich der Notwendigkeit der Klarheit über den Gefechtszweck nicht bewußt geworden, an dem unvereinbaren Gegensatz zwischen Schein- und Ernstverteidigung war die Lösung der Aufgabe gescheitert. Ehe der Führer seine Anordnungen für die Stromverteidigung trifft, ist es von grundsätzlicher Bedeutung, sich die Frage vorzulegen, ob nur Zeit gewonnen, der Gegner getäuscht werden soll (Scheinverteidigung) oder ob hinter dem Flusse durch Einsatz der Reserven gegen die zurückgehaltenen Teile eine Entscheidungsschlacht geschlagen werden soll. Im ersteren Falle schwache Reserve, große Ausdehnung, die dem Gegner die Möglichkeit ernsten Widerstandes vorspiegelt. Um so größer der Flußlauf, um so schwerer die Aufklärung und um so größer die Möglichkeit einer Täuschung. Der Widerstand der Flußsicherung richtet sich nur gegen die Einleitung des Überganges; ist dieser erfolgt, so sind die Verhältnisse für den Verteidiger so ungünstig, daß jeder weitere Widerstand zur Vernichtung führen muß, wenn es nicht gelingt, die Truppe wieder fest in die Hand zu bekommen. Am Yalu war alles für ernstliche Verteidigung vorbereitet, es fehlte aber der zielbewußte Einsatz der Reserven, um einen Schlag gegen die erreichbaren Teile des Feindes zu führen. Das Hauptinteresse des Bandes liegt aber in der aktenmäßigen Darstellung des Entstehens des Gedankens eines Vorgehens auf Port Arthur, welcher zum Gefecht von Wafanku führte. General Kuropatkin will auf den Gedanken einer energischen Offensive des Statthalters nicht eingehen, wenn er auch anerkennt, „daß wir in unserem Beginnen, Port Arthur zu helfen, wohl etwas schneller werden handeln müssen". Nun greift er den Gedanken seines Stabschefs (I, 2, S. 245) auf,

„daß zur Befriedigung des ganz Rußland beherrschenden Gefühls vielleicht eine Abteilung in Stärke höchstens eines Armeekorps zum Zwecke nur demonstrativer Unternehmungen vorgeschickt werden könnte“. Den Anstoß zur Offensive auf Port Arthur gaben ferner neuere Nachrichten des General Stössels (I, 2, S. 275), die Antworttelegramme Kuropatkins (V, 1, S. 250, 251) spiegeln eine Tatkraft wieder, wie sie leider gerade die eigene Feldherrntätigkeit vermissen läßt. Ähnlich übt er dann auch in seinen Weisungen unbewußt eine scharfe Selbstkritik (I, 2, S. 283), indem er die Überschätzung der feindlichen und die Unterschätzung der eigenen Kraft als Quelle allen Übels hinstellt. Als nun das Korps des Generals Stakelberg zum Entsatz vorgeführt wird, da soll es nicht zu einem rücksichtslosen Angriff, sondern nur zu einer Demonstration kommen. Der Mißerfolg war sicher. Ganz ähnlichen Charakters sind die schwächlichen Maßregeln in Port Arthur zur Mitwirkung, welche in dem Band V, Teil 1, S. 260 nachgelesen werden müssen. „Diese für uns so außerordentlich günstige Lage der Japaner auf dem Kwangtung im Anfang Juli 1904 nutzten wir in keiner Weise aus, im Gegenteil war General Stössel in steter Besorgnis vor einem Übergang des Feindes zur Offensive.“

Aus diesem Band V, Teil 1 sei noch besonders auf das Treffen von Kintschou hingewiesen. Die vortrefflich befestigte Stellung wird vom 5. ostsibirischen Regiment mit 2780 Gewehren und 5 Kompagnien anderer Regimenter, ferner 2 Jagdkommandos in Stärke von 1180 Mann verteidigt. Frontbreite 10 km, eingebaut waren 65 Geschütze und 10 Maschinengewehre. Bei dem durch das Gelände nur rein frontal möglichen Angriff verwenden die Japaner 3 Infanteriedivisionen, 35000 Mann mit 198 Feldgeschützen und 48 Maschinengewehren. Dazu kommen noch 4 Kanonenboote mit 17 Geschützen von 12—26 cm Kaliber.

Die Verteidiger der Stellung verloren 46 % an Offizieren und 31,5 % an Mannschaften (das 5. ostsibirische Regiment 51,1 und 36,6 %), die Japaner 133 Offiziere, 4071 Mann. Hinter der russischen Front stehen 12½ Bataillone und 54 Geschütze. Diese Reserve wird aber nicht eingesetzt. „Die Befürchtung für seinen Rücken war bei General Fock so groß, daß er sogar nach Beginn des Gefechts auf der Position von Kintschou mit dem Regiments- und den Bataillonskommandeuren des 5. Schützenregiments 20 km zurücktritt, um eine Stellung für den Fall einer japanischen Landung auszuwählen.“ Aber was konnte den Russen wohl Günstigeres geschehen, als wenn die Japaner zwischen der Festung und Kintschou

landeten, bei nur einigermaßen reger Tätigkeit wären die gelandeten Truppen sofort in eine sehr böse Lage gekommen.

Die Kämpfe um das weitere Vorgelände erfahren eine gute und abgerundete Darstellung. Der Band schließt sehr treffend: „In dem geschilderten fast sechsmonatigen Zeitraum haben wir nicht wenig Unterlassungen und Fehler begangen, aber sie wurden reichlich aufgewogen durch die ungeheure Arbeit, die von den Truppen bei der Armierung und Befestigung von Port Arthur geleistet worden war durch den Heldenmut und die Selbstverleugnung, die mehr als einmal von ihnen bewiesen wurden, und schließlich durch den Tod jener größtenteils unbekannten Helden, die auf den fernen Gefilden Kwangtungs für die Ehre des teuren Vaterlandes gefallen sind.“

Der Schlußteil des ersten Bandes führt uns nach Wafanku zurück, wo General Stackelberg in Erwartung des Angriffs der an Zahl erheblich überschätzten Japaner eine befestigte Stellung in 7 km Ausdehnung hatte anlegen lassen, die deutlich zeigt, wie wenig in Rußland im Frieden zur Förderung des Verständnisses in Anwendung von Befestigungen geschehen war, um so bemerkenswerter ist die Gewandtheit, mit der die Truppe sich in kurzer Zeit den Forderungen der Neuzeit anzupassen verstand. General Stackelberg beabsichtigte auf seinem linken Flügel zum Gegenangriff vorzugehen, versäumte jedoch, hier genügende Kräfte zu vereinen. General Stakelberg lähmt aber von vornherein jede Tatkraft, indem er bereits am Morgen des zweiten Schlachttages, 4 Uhr früh, allen Kommandeuren Weisungen für den Fall eines Rückzuges gab (S. 47). Eine Truppe, die zum entscheidenden Angriff angesetzt wird, darf nicht so allgemein gehaltene Weisungen für den Kampf erhalten, es muß alles geschehen, dem Führer das Rückgrat zu steifen, nicht aber etwaige Bedenken noch mehr zu steigern. Neben dieser Richtung geht aber eine andere parallel, übermäßig in den Bereich der Unterführer einzugreifen. Die Nachrichten über den Feind waren schlecht, wie dieses bei dem Mangel an Karten und bei der russenfeindlichen Bevölkerung auch nicht anders zu erwarten war. Der Rückzug war gut eingeleitet und durchgeführt, allerdings wird auch von den Japanern so gut wie gar nicht verfolgt. Interessant, wie dieses so oft im Kriege vorkommt, ist das Gerücht über die Ereignisse bei Wafanku, der offiziellen Meldung voranseilen, so daß tatsächlich in der Nacht zum 16. Juni Kuropatkin keinen Zweifel mehr über den unglücklichen Ausgang der Schlacht hatte, und noch am Abend des 15. Juni den Befehl erteilte: „Ihre Aufgabe ist ein möglichst schneller, in völliger Ordnung ausgeführter Rückzug nach Kaiping.“

In einem Bericht an den Kaiser sucht Kuropatkin die Ursachen der russischen Niederlage zu erklären: Indem General Kuropatkin den außerordentlich gehobenen Geist der japanischen Truppe, ihren glühenden Patriotismus, ihre fanatische Todesverachtung und ihre vorzügliche Disziplin hervorhob, wies er gleichzeitig darauf hin, wie „unsere Mißerfolge klargelegt haben, daß der Krieg mit Japan in der Armee unpopulär ist, daß er eine Hebung des Geistes, des Enthusiasmus bisher nicht hervorgerufen hat. In einem Teil der anonymen Briefe, die ich von Mannschaften mit Klagen über ihre Vorgesetzten erhalten habe, findet sich bereits die Frage: ‚Wir wollen wissen, wohin man uns führt, wofür wir sterben sollen.‘

In schweren Prüfungen haben wir unseren Feind kennen und achten gelernt, aber, was nicht gut ist: es gibt schwache Naturen, die anfangen, seine Kraft zu überschätzen und ihn zu fürchten. Schon treten schädliche Schwätzer auf, wie jener, übrigens sehr befähigte S., der überzeugt ist, die Japaner würden Port Arthur im Laufe weniger Tage im Sturm nehmen und alsdann dasselbe mit Wladiwostok machen; derartige Redereien, die vielfach wiederholt werden, erschüttern den Glauben an unseren Erfolg und erwecken verderblichen Zweifel; ich habe mich genötigt gesehen, S., der sich in Mukden befindet und dort nachteilig auf den Geist selbst entschlossener Leute einwirkte, darauf aufmerksam zu machen, daß ich ihn von der Armee fortschicken werde, falls er weiterhin Ansichten laut werden läßt, als könnten wir selbst hinter Festungsmauern den Japanern nicht Widerstand leisten.

Die Mannschaften bilden, obwohl sie nervöser geworden sind als im Russisch-Türkischen Krieg, ein ausgezeichnetes Material; das Offizierkorps ist sogar vorzüglicher als vor 25 Jahren, jedenfalls besser vorbereitet; unter den Regiments- und Brigadekommandeuren gibt es hervorragende, aber auch schwache; die hier befindlichen Divisions- und Korpskommandeure stehen über dem Durchschnittsniveau dieser Kommandostellen in der Armee, aber die beiden, auf die man die größten Hoffnungen setzen mußte, die Generalleutnants Sassulitsch und v. Stackelberg, haben Niederlagen erlitten; ihr scharfes Verhalten zu ihren Untergebenen — besonders betrifft dies den Generalleutnant v. Stackelberg — hat unzweifelhaft die Herstellung regelrechter, von gegenseitigem Vertrauen und von Achtung getragener Beziehung zwischen ihnen und ihren Truppen verhindert.“

Der Band behandelt ferner die Kämpfe der Abteilung des Generals Grafen Keller am Motienlingpaß und den Versuch eines Nachtangriffs am 17. Juli (S. 274—280). Wenn auch hier nur Mißerfolge zu verzeichnen waren, so trifft in erster Linie die Schuld den

General Kuropatkin, der auch hier durch seine Anordnungen jeden Wagemut, jede Unternehmungslust erstickte. Als General Keller seine Vorbereitungen für den Angriff traf, schrieb er ihm: „Es ist augenblicklich, wo wir unsere Kräfte für den Übergang zum Angriff versammeln, weit weniger wichtig, einen sofortigen Sieg zu erringen, als vielmehr eine Niederlage zu vermeiden; handeln Sie deshalb mit der nötigen Vorsicht, um die Ostabteilung beim Rückzuge nicht schweren Verlusten auszusetzen.“ Wie ganz anders äußert sich der General von Moltke in seinem Aufsatze über Strategie über die Bedeutung der Schlacht: „Vor dem taktischen Siege schweigt die Forderung der Strategie, sie fügt sich der geschaffenen Sachlage an.“ Auch beim Korps Stackelberg verfuhr Kuropatkin ähnlich abmahnend, als Nachrichten über die Bewegungen der japanischen Divisionen ausblieben und die Befürchtung vorlag, daß diese auf Port Arthur abmarschieren würden (S. 140). „Das muß um jeden Preis festgestellt werden, ohne daß Sie sich in hartnäckige Gefechte einlassen dürfen, das beste Mittel hierzu ist, Spione zu entsenden.“ Sehr richtig bemerkt hierzu das Generalstabswerk: „Bei einer derartigen Auffassung über die Tätigkeit der Kavallerie könnte man allerdings zu dem Schlusse gelangen, daß sie überhaupt überflüssig sei.“

Wie diese Mahnungen zur Vorsicht auf einen geistig hochstehenden Führer, wie den General Keller, einwirkten, dessen Selbstvertrauen vernichteten, zeigt sein Schreiben nach dem Gefecht von Motienling (S. 307): „Daraus, daß wir unter solchen Umständen nicht die Oberhand zu gewinnen vermochten, muß ich den Schluß ziehen, daß das Ostdetachement keine Garantie für die Fähigkeit bietet, sich mit den Japanern, selbst bei gleichen Kräften, zu messen. Stelle ich mir die Frage nach den Ursachen hierfür, so finde ich keine andere Erklärung, außer derjenigen, daß die höheren Führer ihrer Stellung nicht gewachsen sind. Zu diesen höheren Führern rechne ich General Kaschtalinski und mich selbst. Worin besonders meine eigenen Fehler bestehen, darüber gebe ich mir keine klare Rechenschaft, aber die Tatsache allein, daß ich nicht verstanden habe, die mir zur Verfügung gestellten Mittel zur Erringung des Erfolges auszunutzen, daß ich nach zweimonatlichem Kommando des Detachements meine Truppen nicht erzogen habe, es nicht vermocht habe, den Geist der höheren Offiziere zu beleben, das Detachement nicht von schädlichen Elementen gereinigt habe, das beweist mir, daß ich, bei dem aufrichtigen Wunsche, zu nützen, bei gewissenhafter Arbeit und bestem Bestreben nicht diejenigen Eigenschaften besitze, über die der Führer eines so großen Detachements verfügen muß. Es ist

mein größter Wunsch, hier in einer niederen Stellung zu verbleiben und das Kommando einem jüngeren und geeigneteren General zu überlassen."

So ist Selbstvertrauen, Verantwortungsfreudigkeit schon bei den russischen Führern trotz aller Erziehung zur Offensive im Frieden verloren gegangen. Man hat hierfür den General Dragomirow verantwortlich machen wollen. Wenige Kriegslehrer sind aber so mißverstanden worden wie gerade Dragomirow, und doch wie anders wäre es gewesen, wenn man seine Mahnungen beherzigt hätte: „So Krieg zu führen, daß man vernichtet und nicht sich selbst opfert, — ist unmöglich; so Krieg zu führen, daß man sich selbst opfert, aber nicht vernichtet, ist töricht!"

II.

Der Kampf um Festungen in amtlicher Darstellung.

Von

Frobenius, Oberstleutnant a. D.

Es ist erstaunlich, welch geraume Zeit es erfordert hat, bis die Erfahrungen im Festungskampf, die wir in unserem großen Kriege von 1870/71 in so reichem Maße gemacht haben, sich zu Lehr- und Grundsätzen in der Art verdichtet haben, daß man hoffen darf, nicht nur die Spezialwaffen, sondern die ganze Armee werde in Zukunft davon Vorteil ziehen und sich dem Studium des Festungskrieges mit demselben Eifer widmen, wie bisher dem des Feldkrieges. Wenigstens die Möglichkeit ist ihr jetzt gegeben durch die öffentliche Bekanntgabe der neuen „Anleitung für den Kampf um Festungen", und mit dieser Durchbrechung des bisher gehandhabten Prinzips der Geheimhaltung aller auf den Festungskrieg bezüglichen dienstlichen Entwürfe und Bestimmungen ist eine erste wichtige Folgerung aus unseren Erfahrungen von 1870/71 gezogen worden: Die vollständige Vernachlässigung des Festungskampfes während der Friedensvorbereitung trat in einer absoluten Unkenntnis seiner Aufgaben und in einer verhängnisvollen Unsicherheit bei Anordnung wichtiger Maßnahmen und ebenso bei der Ausführung der einfachsten Aufträge zutage. Wer es nicht erlebt hat, wird kaum glauben, mit welcher Naivität im allgemeinen unsere Offiziere, vom Kommandierenden bis zum

jüngsten Leutnant, an die Festungen herantraten. Unter jenen bildeten nur General v. Kameke und der Kronprinz von Sachsen eine Ausnahme. Dafür zeugen aber auch die Belagerungen von Diedenhofen, Montmédy, Mézières und die von Ost und Nord gegen Paris geführten Angriffe. Nur dieser Unkenntnis der Führer war es zuzuschreiben, daß die Artillerie vielfach einen so übermäßigen Einfluß auf den Verlauf der Belagerungen gewann; und deren eigener Unkenntnis, daß so häufig recht bedenkliche Situationen herbeigeführt wurden. Ich erinnere an den durch die führerlosen Hauptleute veranlaßten heillosen Zustand des Artillerieparks, den General v. Decker bei seiner Ankunft vor Straßburg vorfand; ich erinnere an die in ihrer Vereinsamung beinahe vernichtete Batterie 1 vor Schlettstadt und an die Mißerfolge der ersten 3 Batterien vor Neubreisach, wo kein Mensch Rat wußte, das Hindernis mondheller Nächte zu überwinden; ich erinnere endlich an die Vorgänge vor Belfort, wo der Kommandierende seine Aufgabe so wenig beherrschte, daß er der Meinungsverschiedenheit seiner beiden Ratgeber von der Ingenieur- und Artilleriewaffe nicht zu steuern vermochte. Sie hatten damals alle eine gute Entschuldigung: Was wir vor langer Zeit auf der Schule gelernt haben, haben wir vergessen; auch hat das ja keinen Wert mehr. Und wie hätten wir uns unterrichten sollen?

Nun hat man ja allerdings schon 1872 diesem recht fühlbaren Übelstand abzuhelfen gesucht, indem man „allgemeine Grundsätze“ ausarbeitete, und 1874 wurde sogar der Generalstab zur Beteiligung an der Arbeit herangezogen; aber bei der Aufstellung von Anleitungen für Angriff und Verteidigung waren so viele Schwierigkeiten zu überwinden, daß diese erst 1878, jene sogar erst 1882 fertiggestellt werden konnte. Und dabei hatte die Artillerie sich eine bevorzugte, einflußreiche Stellung zu wahren gewußt, gegen die von den Ingenieuren vergeblich angekämpft wurde. Was aber der zu erhoffenden Verbreitung besserer Kenntnis des Festungskampfes alle Aussicht benahm, war die absolute Sekretierung dieser Schriftstücke. Wurde doch sogar ein Abschnitt des Pionierhandbuches, der bei Behandlung des Festungskrieges die maßgebenden Gesichtspunkte der „Anleitung“ anpassen mußte, unterdrückt, da er „eine zusammenhängende Darstellung der jetzt maßgebenden Anschauungen über den Festungskrieg gebe“. Und dieser Standpunkt ward hinfür auch bei Neubearbeitungen festgehalten, so daß die einzige Quelle, aus der die Armee schöpfen konnte, ihr grundsätzlich verschlossen blieb und im Grunde nichts gebessert wurde. Denn auch die wenigen Offiziere, denen ex officio diese Anleitungen bekannt waren, durften sie nicht für Arbeiten verwenden, deren Ver-

öffentlichung hätte belehrend wirken können. Nur dem Vortrag an der Kriegsakademie durften sie zugrunde gelegt werden, und da der betreffende Lehrer ein Artillerist war, wurden sie hier hauptsächlich vom artilleristischen Standpunkt und, wie dieser bis in die neueste Zeit hartnäckig festgehalten wurde, ganz einseitig behandelt.

Jetzt endlich ist das Eis gebrochen. Die „Anleitung für den Kampf um Festungen vom 13. August 1910“ ist der Öffentlichkeit übergeben worden, und damit der Weg geöffnet, ihren Inhalt durch eine eingehende Besprechung den Kameraden ans Herz zu legen. Ich nehme die Gelegenheit wahr, hier und da, wo der Vergleich interessante Gesichtspunkte bietet, einen Seitenblick auf die französische „Instruction générale du 30 juillet 1909 sur la guerre de siège“ zu werfen. Noch eins vorher! Eine kürzlich erschienene kurze Besprechung der „Anleitung“ wußte außer der freudigen Genugtuung über den Satz: „die allgemeinen Grundsätze sind die gleichen für Feld- und Festungskrieg“. wenig über die wichtige Schrift zu äußern. So richtig und von altersher anerkannt dieser Satz ist, möchte ich doch vor seiner Überschätzung warnen. Er ist von jeher als Eselsbrücke von allen denen benutzt worden, die sich der Mühe überheben wollten, in die Geheimnisse des Festungskampfes einzudringen. Man fasse den Zusatz wohl ins Auge: „Er erfordert gründlichere Vorbereitung und größeren Zeitaufwand als der Kampf im freien Felde“, denn die „gründlichere Vorbereitung“ möchte ich nicht nur auf die Bereitstellung der Kampfmittel, sondern auch auf die Friedensvorbereitung für alle Aufgaben, die der Festungskampf den Truppen und dem Offizier stellt, beziehen. Je mehr sie bisher vernachlässigt worden ist, desto gründlicher wird sie von nun an betrieben werden müssen.

Betrachten wir zuerst das Kampfobjekt, die Festung. Im Gegensatz zu der in letzter Zeit wiederholt ausgesprochenen Anschauung, daß der ausschlaggebende Wert der Festung lediglich in ihrer Bedeutung für die Operationen der Feldarmee beruhe, zieht die Anleitung aus den wesentlichen Diensten, die kleine französische Festungen 1870/71 der Aufstellung der Volksheere geleistet haben, die Lehre, daß zwei verschiedene Fälle zu berücksichtigen sind: „Festungen im eigenen Besitz dienen den Operationen des Heeres, schränken dagegen die Bewegungsfreiheit des Feindes ein und bieten der Führung Gelegenheit, hierdurch verursachte ungünstige Lagen des Gegners auszunutzen.“ Das ist ihre operative Bedeutung. Aber ferner: „Auf sich allein angewiesen, bilden die Festungen Stützpunkte einer bis aufs äußerste gesteigerten Landesverteidigung.“ Das ist rein örtliche Bedeutung; und die sollte man der Festung

schon unter Berücksichtigung der durch unsere schlesischen Festungen 1806/07 geleisteten Dienste nicht absprechen.

Die Anleitung faßt nur die große, mit einem Fortgürtel als Hauptverteidigungsstellung umgebene Festung ins Auge, wenn sie sie als eine Quelle von Kraft betrachtet, die gegen brüske Angriffe einer Feldarmee wohl auch durch einen Teil ihrer vollständigen Kriegsbesatzung gehalten werden kann und deshalb den Überschuß an Kraft auch im weiteren Vorfelde zu verwenden vermag, ohne ihre Widerstandsfähigkeit wesentlich zu beeinträchtigen. Das erinnert an die Aufgabe, die Vauban den dreifachen Linien seiner Grenzfestungen stellte, daß sie durch Offensivstöße jeden Durchbruch des Feindes verhindern sollten. Man hat seinerzeit daraus die Lehre von der Fernwirkung der Festung abgeleitet, der dann wiederum der Satz gegenübergestellt wurde: die Wirkung der Festung ist durch die Tragweite ihrer Geschütze begrenzt. Das Mißverhältnis zwischen den kleinen Besatzungen und den Massenheeren, das die Besatzungen der französischen Festungen 1870 im allgemeinen lahmlegte, begründete diesen Satz. Beide Sätze vertreten extreme Anschauungen und können auf die moderne große Festung keine Anwendung mehr finden.

Es sind wieder zwei Fälle zu unterscheiden: Der Gouverneur soll nicht etwa auf eigene Hand Krieg führen, sondern bereit sein, die Feldarmee zu unterstützen, wenn er zu der Vernichtung des Gegners beitragen kann, d. h. also, wenn in erreichbarer Nähe der Festung ein Entscheidungskampf stattfindet, in dem die hilfsbereite Besatzung wertvolle Unterstützung gewähren kann (233). Die Geschichte bietet ein Beispiel in der Schlacht bei Custozza 1848, wo am 25. Juli eine Brigade der Besatzung von Verona mit Vorteil zur Unterstützung herangezogen wurde. Für diesen Fall sind die Befehlsbefugnisse so geordnet, daß der Gouverneur dem Armeeführer unterstellt ist, sobald seine Festung im Operationsgebiet von dessen Armee liegt (242). Der zweite Fall ist wieder der der auf sich selbst angewiesenen Festung. Sie soll mit allen Mitteln Einfluß auf die Bewegungen des Feindes und seine Verbindungen zu gewinnen, ihn dadurch an sich zu fesseln und die Armee zu entlasten suchen (234). Das erinnert uns an die kühnen Unternehmungen, die 1870 namentlich von Langres ausgingen und wiederholt die deutschen Verbindungen gefährdeten und in Verwirrung brachten. Gelang es doch, durch Sprengung der Eisenbahnbrücke bei Fontenoy (100 km Luftlinie von Langres) die bisher einzige Verbindungsbahn tatsächlich auf geraume Zeit zu unterbrechen.

Dem Gouverneur steht für Verwendung außerhalb der Festung

im besonderen die Hauptreserve zur Verfügung, die in der Regel neben der Sicherheitsbesatzung als geschlossene Einheit dem Platze zugeteilt wird und mit allen Hilfsmitteln und Organen einer Armeeeinheit ausgerüstet wird. Zu ihrer Unterstützung soll aber auch die Fußartilleriereserve herangezogen werden (278), also jener Teil der Festungsartillerie, dem durch Zuteilung von Bespannungen hinreichende Beweglichkeit gegeben wird, um sowohl im weiteren Vorgelände auftreten zu können, als auch die Artilleriestellung im Festungskampf schnell zu verstärken. Die mobilen Truppen der Festung erhalten dadurch eine wesentliche, recht kräftige Verstärkung, allerdings aber auch eine erhöhte Verantwortung bezüglich der zweiten an sie gestellten Forderung, daß durch ihre Verwendung im Außenfelde die Verteidigungsfähigkeit und Widerstandskraft der Festung, zu deren Besatzung sie gehören, nicht geschädigt wird. Das heißt mit anderen Worten: ihr Führer hat Sorge zu tragen, daß sie nicht von der Festung abgedrängt werden, sondern nach Erledigung ihrer Aufgabe wieder dorthin zurückkehren können. Das gilt aber besonders für die Artilleriereserve, deren Verlust unbedingt die Widerstandskraft der Festung sehr schmälern würde, und die doch anderseits trotz der Bespannung mit einer gewissen Schwerfälligkeit behaftet ist, so daß dem Führer der Hauptreserve mit ihrer Zuteilung allerdings eine starke Kraftvermehrung gewährt, aber auch eine große Sorge aufgebürdet wird. Falls der Gegner mit Hilfe der mobilen Truppen der Besatzung geschlagen wird, wie bei Custozza, hat das Zurückkommen ja keine Not. Aber in diesem Fall wird der zurückgeworfene Feind den Platz nicht mehr bedrohen, und die Stärke der Besatzung spielt zunächst keine Rolle mehr. Anders aber, wenn der Gegner den Sieg davontrug, und wenn er nach Vernichtung oder Zersprengung der Feldarmee die Festung zum Angriffsobjekt wählt. Dann gewinnt die Erhaltung der mobilen Truppen und der Artilleriereserve allerdings für die Festung große Bedeutung, und gerade in diesem Falle wird sie am schwierigsten durchzuführen sein. Hier wird also an ihren Führer eine außerordentlich hohe Anforderung gestellt, und „ungeachtet der Unterstellung unter einen höheren Führer bleibt der Gouverneur stets für die Erhaltung seiner Festung bis zur Erschöpfung aller verfügbaren Mittel persönlich verantwortlich“ (245), also auch dann, wenn der Befehl des Armeeführers und das Mißgeschick der Armee ihn eines wesentlichen Teils der Verteidigungsmittel beraubt, hat er die Verteidigung bis aufs äußerste durchzuführen (238).

Die französische Instruction kennt eine solche Verwendung der Hauptreserve nicht. Sie beschränkt sich auf die Bestimmung: „Au

debut, des troupes mobiles prélevées sur la garnison s'efforceront, par des tentatives activement conduites, de gêner les entreprises de l'ennemi, sans se laisser couper elles-mêmes de la place." Unsere Anforderungen sind höhere, ehrenvollere; aber sie verlangen Offiziere größerer Leistungsfähigkeit und intensiver Vorbildung für die schwierigsten Aufgaben, wie sie gerade der Festungskrieg bietet.

Betrachten wir nun die Einrichtung der modernen Fortfestung nach der Darstellung der Anleitung. Von einer Kernfestung, also von einer Umwallung der Stadt, sei sie durch Friedens- oder durch Kriegsarbeit hergestellt, ist wenig die Rede. Bei der Armierung wird sie gar nicht erwähnt, jedoch (256) eine Besatzung dafür abgeteilt, die (248) unter dem Befehl des Kommandanten steht, (274) für Wachdienst und polizeiliche Zwecke verwendet wird, aber weder Fußartillerie noch Pioniere nötig hat. Nur für die Bedienung von Armierungsbrücken werden einige Pioniere für erforderlich erachtet. Diese Armierungsbrücken geben allein eine Andeutung, daß man auch an eine Befestigung der „Kernfestung" denken mag. Bekanntlich sind die Stadtumwallungen unserer Festungen zum weit größten Teil dem Erweiterungsbedürfnis der Städte geopfert worden, und man ist versucht, unter „Kernfestung" mehr den „Kern der Festung" als einen „befestigten Kern" zu verstehen. Ein Ersatz der beseitigten Umwallung würde doch wohl, wenn man ihn für notwendig erachtet, bei der Armierung in Angriff genommen werden müssen, und „Armierungsbrücken" würden doch nur bei Herstellung eines Hindernisgrabens erforderlich werden. Wollte man sich etwa mit Aufstellung eines Hindernisgitters begnügen, das mehr Ähnlichkeit mit einer Zollschranke als mit einer sturmsicheren Umfriedigung haben würde, so könnte man auch die Armierungsbrücken entbehren. Aber bei der Armierung wird, wie gesagt, des Kernes keine Erwähnung getan. Hier klafft in der Anleitung eine bemerkenswerte Lücke. Sie mutet an wie das Hinweggleiten über einen wunden Punkt, den der Finger zögert, zu berühren. Allerdings soll die Verteidigung nach Verlust der Fortstellung „in den Werken der Kernfestung fortgesetzt" werden (367). Hier wird also die Existenz von „Werken", aber nicht einer Umwallung vorausgesetzt, so daß die Vermutung nahe liegt, daß die Anleitung ganz bestimmte örtliche Verhältnisse dabei ins Auge gefaßt hat. Denn im allgemeinen existieren solche Werke nicht und müßten immer erst bei der Armierung erbaut werden.

Die französische Instruction dagegen charakterisiert ganz präzis die Kernfestung (Art. 64): „Le noyau central, qui comprend la ville, est la partie de la place où se trouvent concentrés les principaux

casernements, les magasins et établissements contenants la majeure partie des ressources approvisionnées en vue d'un siège", wobei nur außer Augen gelassen ist, daß das Noyau auch die Zentrale der ganzen Verteidigung bildet, in der alle Adern des Nachrichtenwesens, der Befehlserteilung und Leitung des Kampfes zusammenlaufen, die also ganz besonderen Schutzes bedarf. Der Wichtigkeit dieser „Basis der Verteidigung" entsprechend statten die Franzosen ihre Sonderbesatzung auch mit einem Kommandeur der Artillerie und der Geniewaffe aus (66 und 71), teilen ihr also auch Abteilungen dieser Waffen zu. Die Franzosen haben aber auch ihre Stadtumwallungen beibehalten, und wo sie fehlen, wie bei Epinal, die Herstellung bei der Armierung ins Auge gefaßt, obgleich auch bei ihnen die Kernfestung nur noch eine untergeordnete Rolle spielt und die Hauptverteidigungsstellung in den Gürtel der Forts verlegt worden ist.

In ihr „bilden die ständigen Werke oder Panzergruppen im wesentlichen die festen Stützpunkte für die im Zwischengelände der Werke verwendeten Truppen" (287). „Die Stellungen der Infanterie und Artillerie sind so zu wählen, daß den Kampfbedingungen beider Waffen Rechnung getragen und ihr Zusammenwirken gewährleistet wird; die Infanterie soll sich dabei möglichst so weit vor der Artillerie befinden, daß sie unter dem auf sie gerichteten Feuer nicht leidet. Gutes Schußfeld ist für die Infanterie die Hauptsache." (288.) „Die Infanteriestellungen werden in Gruppen angelegt, die sich gegenseitig unterstützen." (298.) „Wo ständige Werke als Stützpunkte der Infanteriestellungen fehlen oder wo sie zu weit auseinanderliegen, sind neue, mit Hindernissen umgebene Stützpunkte anzulegen." (301.) „Der wirksamste Schutz gegen feindliches Feuer wird dadurch erreicht, daß alle Verteidigungsanlagen dem Gelände sorgsam angepaßt werden und auch durch ihre Farbe nicht zu erkennen sind. Scheinanlagen und Masken sind vorzusehen, Geländemarken zu beseitigen." (292.) „Ferner ist die Minenverteidigung und, sobald Zeit und Kräfte es gestatten, auch die Verteidigung im Innern der Werke vorzubereiten." (302.) „In den Werken stehen Geschütze meist nur unter Panzer oder in Grabenstreichen und sonstigen Flankierungsanlagen." (291.) „Verdeckte Aufstellung ist für alle Steilfeuerbatterien und für die Kanonenbatterien vorzusehen, bei denen eine Bestreichung des näheren Vorgeländes nicht in Frage kommt. Kanonenbatterien, deren Aufgabe das rasche Auffassen wechselnder Ziele verlangt, brauchen Übersicht bei möglichster Deckung; sie stehen also am besten an wenig hervortretenden Punkten hinter dem Hang von Höhenwellen." (290.)

In einer nach diesen Gesichtspunkten eingerichteten Stellung ist den Kampfbedingungen beider Waffen, der Infanterie sowohl wie der Artillerie, in gleicher Weise Rechnung getragen. Es war nicht immer so, denn selbst, als sie die Forts als Kampfstellung aufgeben mußte, trug die Artillerie lange Bedenken, der Infanterie ein Anrecht auf sie einzuräumen, und als sie ihre Batterien ins Zwischenfeld verpflanzte, verlangte sie wohl von der Infanterie deren taktische Sicherung, beanspruchte aber auch die für die Nahverteidigung günstigste Stellung für sich und überließ der Infanterie, sich im Vorfelde so gut oder schlecht einzurichten, wie es gerade möglich war. Das ist anders geworden: der Infanterie gebührt die Stellung, die das günstigste Schußfeld bietet, denn auf ihrer Wirksamkeit beruht die Sicherung gegen gewaltsame Angriffe; die Artillerie wird aber stets hinter ihr günstige Stellungen finden, da die größte Zahl ihrer Geschütze auf das indirekte Schießen angewiesen ist und die gesteigerte Tragweite es gleichgültig gemacht hat, ob sie einige hundert Meter vor- oder zurückstehen.

Nicht nur die bei der Armierung herzustellenden Deckungen, sondern alle Verteidigungsanlagen, also auch die ständigen Werke und Panzergruppen, sollen dem Gelände sorgsam angepaßt und dem feindlichen Auge nicht erkennbar gemacht werden; das ist ein sehr berechtigtes Verlangen, dem aber nur bei Neuanlagen entsprochen werden kann, während unsere nach 1870 erbauten Forts mit ihren hochaufragenden Wällen ebensowenig unsichtbar zu machen sind wie die alten Stadtbefestigungen. Und unglücklicherweise bezeichnen die ständigen Werke auch die ganze Verteidigungsstellung, so daß deren Verschleiern nicht viel helfen wird. Der Gegner weiß ziemlich genau, wo er die Infanteriedeckungen, wo die Batteriegruppen zu suchen haben wird. Es wird nur ein Mittel helfen können, den mit alten Werken ausgestatteten Festungen die mit dem Unkenntlichmachen unzweifelhaft verbundenen Vorteile zu verschaffen, daß man nämlich die alten Werke abträgt und durch neue ersetzt. Selbst ihre Degradierung zu toten Deckungen würde nichts nützen, wenn sie die für die Verteidigung günstigsten Stellungen markieren. Es würde zu weit führen, auf die Einrichtung der Verteidigungsstellung im einzelnen einzugehen, nur sei erwähnt, daß unter „sonstigen Flankierungsanlagen“ auch die „Zwischenraumstreichen“ zu verstehen sind, die später (357) Erwähnung finden und mit den „Traditorbatterien“ anderer Staaten gleichbedeutend sind.

Ein stärkeres Gewicht als die deutsche Anleitung legt die französische Instruction auf die Tiefengliederung der zone principale de défense: „son organisation est échelonnée en profondeur“. Das

Knochengerüst bilden bei ihr einzelne Forts, Zwischenwerke und „Centres de résistance de la ligne des forts“, die sich aus einem selbständigen Fort, schweren Batterien, Beobachtungsstationen und Infanteriewerken zusammensetzen und mit einem Drahthindernis umgeben sind. Sie haben demnach einige Ähnlichkeit mit unseren Panzergruppen oder „Festen“. Das Fort dient in einigen Fällen als inneres Reduit, liegt aber bisweilen auch in der äußeren Kampflinie. Forts, Zwischenwerke und centres de résistance bilden die „Points d'appui principaux“ und erhalten selbständige Kommandanten, während die deutschen Werke unter dem Kommando der Abschnittskommandeure stehen, ein wesentlicher Unterschied, auf den später zurückzukommen ist. Die Stellung der Infanterie und Artillerie im Zwischenfelde unterscheidet sich übrigens kaum von der der deutschen Vorschrift. Nur sollen die Infanteriestellungen so nach der Tiefe gestaffelt werden, daß sie sich gegenseitig unterstützen und selbst die Herstellung einer zweiten Linie und von Reduits umfassen können. Die Artillerie besitzt im Zwischenfelde auch ständige gepanzerte und ungepanzerte Batterien, armiert aber auch die Forts mit einigen weittragenden Kanonen als „Fernhaltungsgeschütze“ zur Zeit der Einschließung. Sie stehen auf offenem Wall und sollen bei Beginn des Artilleriekampfes zurückgezogen werden.

Mit einer gewissen Heftigkeit ist seinerzeit über die Zweckmäßigkeit vorgeschobener oder Außenstellungen gestritten worden. Den Franzosen hat das Beispiel Denferts in Belfort so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie seitdem diese Stellungen als unentbehrliches Organ der Verteidigung einer Festung aufgenommen haben. Im allgemeinen sollen die „positions avancées“ innerhalb der Tragweite der schweren Geschütze der Hauptverteidigungsstellung liegen und den mobilen Truppen zur Basis ihrer ins weitere Vorfeld gerichteten Stöße dienen (61). Sie sollen dem Angreifer das für den Aufmarsch seiner Artillerie notwendige Gelände vorenthalten und sich auf befestigte Örtlichkeiten oder Feldwerke stützen, aber keinen hartnäckigen Widerstand leisten. Dagegen sind diese Stellungen wohl zu unterscheiden von den „positions fortifiées extérieures, qui peuvent exister en avant de la zone principale de défense, et dont l'organisation permanente, en raison de leur situation topographique spéciale, est avantageuse pour la défense de la place“. Sie erhalten eine eigene Besatzung und eine Ausrüstung, um den Angreifer zur Entfaltung schwerer Artillerie behufs der Überwindung ihres Widerstandes zu zwingen (88).

Auch in die deutsche Anleitung haben die Außenstellungen jetzt Aufnahme gefunden: „Vorgeschobene Stellungen können den Zweck

2*

haben, entweder den Wirkungsbereich der Festung zu erweitern und dadurch den Zusammenhang mit dem Feldheere sicherer zu erhalten, oder Schwächen des hinter ihnen liegenden Teils der Festung auszugleichen, oder lediglich das Herankommen des Gegners an die Hauptstellung zu verzögern." (296.) Sie werden nach den Grundsätzen der Haupstellung eingerichtet und dürfen in besonderen Fällen sogar mit schweren Geschützen ausgerüstet werden. Im allgemeinen werden sich solche Außenstellungen ganz von selbst ergeben, da die Vorposten sich bei Annäherung des Feindes überall im weiteren Vorgelände halten und zu dem Zweck sich in günstigen Geländeteilen verschanzen sollen (322). Auch stimmt dies mit der Bestimmung überein, daß die vorgeschobenen Stellungen unter dem Kommandeur des betreffenden Verteidigungsabschnittes stehen und durch dessen Truppen besetzt werden (273), wodurch sie sich wesentlich von den französischen, durch die Hauptreserve zu haltenden Außenstellungen unterscheiden. Bei der Verteidigung wird dies zur Sprache kommen.

Endlich schreibt die französische Instruction auch die Herstellung einer rückwärtigen Stellung vor. Begonnen gleichzeitig mit dem feindlichen Angriff, soll sie beendet sein, sobald die Sicherheit der Hauptstellung in Frage steht (94), und sich hinter der Angriffsfront an die Nachbarforts anlehnen. Die Anleitung scheint die Möglichkeit, während des mit allen Kräften zu führenden Kampfes um die Fortlinie eine solche Aufnahmestellung zu schaffen, in Zweifel zu ziehen, denn sie sagt: „Ist eine rückwärtige Stellung vorbereitet, so entscheidet der Gouverneur, wann und wie stark sie besetzt werden soll. Keinesfalls dürfen der Hauptstellung und den Reserven Kräfte zugunsten rückwärtiger Stellungen entzogen werden, solange eine Abwehr des Sturmes auf die vordere Linie im Bereich der Möglichkeit liegt." (364.)

* * *

Nach Betrachtung des Kampfobjektes, der Festung, wollen wir an der Hand der beiden dienstlichen Vorschriften den Angreifer auf seinem langen Wege aus dem weiteren Vorfelde bis in die Hauptverteidigungsstellung begleiten und dabei gleichzeitig die Maßnahmen in Betracht ziehen, die der Verteidiger ergreift, um ihm auf diesem Wege möglichst viel Hindernisse zu bereiten und den Widerstand auf tunlichst lange Zeit auszudehnen, denn „die für eine bestimmte Besatzungsstärke und Zeit berechnete Ausstattung der Festung mit Vorräten aller Art gibt keineswegs eine Grenze für die Dauer des zu leistenden Widerstandes" (238). Auch haben uns die Ereignisse

von 1870/71 gelehrt, von welcher durch den Gouverneur gar nicht zu übersehenden Wichtigkeit oft ein auch nur um wenige Tage verlängerter Wiederstand sein kann. Die Kapitulation von Metz ließ die beiden unter dem Prinzen Friedrich Karl dort vereinigten Armeen gerade noch rechtzeitig frei werden, um die drohendsten Gefahren von den vor Paris stehenden Armeen abzuwenden; die Übergabe von Verdun gewährte rechtzeitig die Mittel zur Belagerung anderer Festungen, und der Fall von Montmédy gestattete der 14. Division, die Armeereserve der ersten Armee rechtzeitig vor Mézières abzulösen, als neue Gefahren von Faidherbes drohten.

Für Angriff wie für Verteidigung steht obenan der Satz: „Die Führer müssen schnell und ohne Schwanken zu handeln verstehen, zur Erreichung ihres Zweckes jedes Hilfsmittel rücksichtslos ausnutzen und sich stets bewußt bleiben, daß der Geist wagemutiger Offensive nicht nur beim Angriff, sondern auch bei der Verteidigung der beste Bürge für den Erfolg bleibt.“ (6.) Ja, sie müssen zu handeln verstehen und den Geist der Offensive mit dem Erscheinen vor einer Festung nicht wie ein unbrauchbares, nur für den Feldkrieg gefertigtes Kleid von sich abstreifen. Daran hat es 1870/71 auf beiden Seiten, bei den deutschen Angreifern wie bei den französischen Verteidigern, recht oft gefehlt.

In logischer Folgerung führt dieses Leitmotiv zu einer säuberlichen Scheidung zwischen bloßer Beobachtung und energischem Vorgehen gegen eine Festung; das heißt: „gegen große Festungen ist in der Regel die Belagerung notwendig (8), schwache Festungen können unter Umständen durch abgekürzten Angriff mit den Mitteln des Feldheeres oder mit Teilen der Belagerungsformationen genommen werden, sobald der erforderliche Munitionsnachschub gesichert ist“ (9). Aber „Einschließung und Aushungern allein werden nur ausnahmsweise zur Übergabe einer Festung führen“ (10). Daß angesichts kleiner, veralteter und verfallener Plätze mit dürftiger, unzuverlässiger Besatzung auch einmal eine Überrumpelung oder ein hinreichend vorbereiteter gewaltsamer Angriff versucht werden mag, liegt nicht außerhalb des Leitsatzes, daß zur Erreichung des Zweckes jedes Hilfsmittel rücksichtslos auszunutzen ist; aber diese ausnahmsweisen Maßregeln mit dem belagerungsmäßigen Angriff der großen Festung in einen Topf zu werfen, aus dem man nach Geschmack und Belieben die Angriffsart wählen könne, wie es bisher geschah, diesen alten Zopf hat die Anleitung endlich glücklich abgeschnitten. Während die Instruction neben den Formen der observation, zu denen sie außer dem masquer und investir auch das bloquer rechnet, und neben der attaque régulière (siége) auch noch die attaque par

surprise, de vive force und das bombardement als Formen der attaque irrégulière aufführt und bei Angriff und Verteidigung bespricht, hat die deutsche Vorschrift sogar die Beschießung (Bombardement) als aussichtslos gegen eine große Festung fallen lassen. Damit ist die alte, bunte Musterkarte der „Angriffsarten", die 1870/71 so prächtige Illustrationen erhalten hat, glücklich beseitigt, und wir werden in Zukunft keine Verschwendung von Feldartilleriemunition vor feindlichen Festungen, kein verlustreiches Anlaufen ohne Sturmgerät gegen Wassergräben und sturmfreie Mauern mehr zu beklagen haben. Daß die Beschießung auch bei der Gürtelfestung zwecks Beschleunigung der Übergabe zur Anwendung kommen mag, wenn der Gürtel durchbrochen und nur noch die Kernfestung zur Sprache kommt, ist nicht ausgeschlossen, und beide Instruktionen, namentlich die französische, fassen diese Möglichkeit bei der Behandlung der Verteidigung ins Auge. Alle die Vorsichtsmaßregeln, die sie 1870 vernachlässigten, werden den französischen Gouverneuren ans Herz gelegt. Aber es würde einer Verstärkung und recht bedeutenden Vermehrung der bombensicheren Räume ihrer immer noch kleinen Kernfestungen bedürfen, wenn der Besatzung die Möglichkeit geboten werden soll, im Feuer mit Sprenggranaten besser und länger auszuhalten als 1870 im Regen der Pulvergranaten. Daß unsere offenen, nur vielleicht behelfsweise gesicherten Städte nach Beseitigung ihrer alten bombensicheren Gebäude einer Beschießung standhalten sollten, ist selbstverständlich ausgeschlossen, und die Bestimmung: „Im Festungsinnern müssen rechtzeitig Vorbereitungen zur Räumung der durch das feindliche Feuer am meisten bedrohten Stadtteile getroffen werden" wird daran nichts ändern.

Machen die Operationen der Armee oder die Öffnung notwendiger Verbindungen oder endlich die Verhinderung weiteren Widerstandes (etwa durch Organisierung der Volksbewaffnung, der 1870 die französischen Festungen dienten) den Angriff auf eine Festung notwendig, so ist „Überlegenheit und schnelle Bereitstellung der Angriffsmittel notwendig. Der Einsatz unzureichender Kräfte führt leicht zu Mißerfolgen" (7). Soweit die Heeresleitung bei Beginn des Krieges solche Fälle voraussehen kann, wird sie also schon vor Beginn der Operationen für die Zusammensetzung der Belagerungsarmee Sorge tragen müssen, denn wenn auch „die ersten Anordnungen gegen eine feindliche Festung dem Armeeführer zufallen, in dessen Vormarschgebiet sie liegt", und wenn er bei seinen Maßnahmen auch bereits der folgenden Belagerung Rechnung tragen soll (11), liegt es im Interesse des Fortganges der

Operationen, daß die Belagerungsarmee schleunigst in Tätigkeit tritt und namentlich die „Belagerungsformationen", also Fußartillerie, Pioniere und Verkehrstruppen, schnell herangezogen werden. Da jedes Bataillon der Fußartillerie nur eine Geschützart führt und meist erst vor der Festung bestimmt werden kann, aus welchen Regimentern die Fußartilleriebrigaden zusammenzusetzen sind (14), müssen bereits der ersten Erkundung seitens des Oberbefehlshabers der Belagerungsarmee die an die Spitze dieser Waffen gestellten Generale der Artillerie und der Pioniere beiwohnen. Wir haben ja bei Straßburg und anderswo die Erfahrung gemacht, welches Unheil angestiftet werden kann, wenn die Truppen vor ihren Kommandeuren eintreffen.

Dem Gang der Belagerung etwas vorgreifend, wollen wir einen Blick auf die Stellung und Befehlsbefugnisse dieser beiden, neben dem Chef des Generalstabes wichtigsten Offiziere im Stabe des Oberkommandierenden werfen. Sie sind nichts als seine Berater in allen ihre Waffe betreffenden Angelegenheiten. Sie machen Vorschläge für die zu ergreifenden Maßregeln und bearbeiten im Benehmen mit dem Stabschef alle Befehle für die Verwendung ihrer Waffe; aber jeder Entschluß geht vom Kommandierenden aus, und jeder Befehl wird nur durch ihn erteilt. Da sowohl die Artillerieregimenter wie die Pionierbataillone den einzelnen Abschnittskommandeuren im Angriffsfelde unterstellt werden, haben beide Generale keine Befugnis, unmittelbar in den Gang durch Befehle oder Anordnungen einzugreifen. Damit wird die Einheitlichkeit der Leitung gewahrt, an der es 1870 so vielfach, in besonders auffallendem Maße vor Belfort, gefehlt hat. Die Hauptschuld trug damals die mangelhafte Vorbereitung der Oberkommandierenden und ihrer Stabschefs für den Festungskampf, denn dort, wo Fähigkeit und Vorkenntnisse nicht mangelten, z. B. bei der 14. Division und bei der Maßarmee, wurde die Einheitlichkeit der Leitung vollständig gewahrt. Dies enthält also eine ernste Mahnung an alle, denen solche Stellungen vielleicht einmal zufallen können, sich mit den Aufgaben des Festungskampfes recht eingehend zu beschäftigen. Und welcher auch der jüngsten Offiziere ist sicher, daß er nicht einmal in solche verantwortliche Stellung berufen wird? Und was er nicht beizeiten sich angeeignet hat, ist im Ernstfalle unmöglich nachzuholen. In unserem Kriege von 1870/71 brauchte sich ein hoher General nicht zu schämen, seine Unkenntnis des Festungskrieges offen einzugestehen. Er hatte niemals Gelegenheit gehabt, diese Lücke auszufüllen. Angesichts der vorliegenden Anleitung und der reichhaltigen Literatur über die Belagerungen von 1870/71 und von Port Arthur gibt es keine Entschuldigung mehr.

Die französische Instruction weicht in diesem Punkte von unserer Anleitung ab. Der Kommandeur der Belagerungsartillerie hat eine viel größere Selbständigkeit, da die gesamte Belagerungsartillerie nebst Parks ihm unmittelbar unterstellt ist und nicht den Abschnittskommandeuren. Er hat selbstverständlich den Anordnungen des Oberkommandierenden Rechnung zu tragen und für seine Maßnahmen dessen Einwilligung einzuholen, regelt aber selbständig die Munitionsergänzung und den Betrieb des artilleristischen Schienennetzes sowie den Kampf der Belagerungsbatterien und ist nur betreffs der Beteiligung der Feldartillerie an die Oberleitung gebunden. Seine Stellung ist also dieselbe wie 1870 in der deutschen Armee, wohingegen der Geniekommandeur genau auf den Standpunkt herabgedrückt worden ist, den die Anleitung heute beiden Kommandeuren gleichmäßig zuweist. Diese Bevorzugung der Artillerie wird mit der Notwendigkeit begründet, die Feuerleitung in einer Hand zu vereinigen, was man durch die Zuteilung der Artillerieregimenter zu bestimmten Abschnitten gefährdet glaubt. Nur merkwürdig, daß man bei der Verteidigung diese Selbständigkeit des Artilleriekommandeurs nicht für notwendig erachtet. Dort unterstehen alle einzelnen Artillerieabteilungen den Abschnittskommandeuren, denen sie zugeteilt werden, und da jeder der points d'appui principaux seinen eigenen selbständigen Kommandanten hat, wird diesem auch ein Commandant d'artillerie und du génie zugeteilt. Hier findet also im Gegensatz zu der angestrebten Einheitlichkeit der Feuerleitung beim Angriff eine auffallende Zersplitterung statt.

Kehren wir nun wieder zum Angreifer zurück, der zunächst die Festung einzuschließen trachtet, um die Verbindungen des eigenen Heeres zu schützen, die der Festung abzuschneiden und die Vorbereitungen der Belagerung zu decken (57). „Eine enge und vollständige Einschließung ist vorteilhaft. Reichen dazu großen Festungen gegenüber die Kräfte nicht aus (man denke an Riesenfestungen, wie Paris und das neue Antwerpen), so werden minder wichtige Fronten durch Kavallerie oder durch gemischte Abteilungen beobachtet und so gut wie möglich abgeschlossen.“ (58.) „In den meisten Fällen entwickelt sich die Einschließung aus den Bewegungen des Feldheeres und wird, entsprechend dem Eintreffen der nachfolgenden Truppen (die nach Anordnung der obersten Heeresleitung die Belagerungsarmee bilden), allmählich vervollständigt.“ (59.) „Wie weit die Einschließungslinie vorgeschoben werden kann, hängt vom Gelände sowie vom Verhalten des Verteidigers ab. Sie muß da, wo der Angriff beabsichtigt ist, die Belagerungsartillerie in ihrer ersten Entwickelung schützen.“ (61.)

Das sind wertvolle, über wichtige Streitpunkte entscheidende Sätze. Erstens die Anerkennung des Wertes einer vollständigen Einschließung. Dann aber zweitens: die Wahl der Angriffsfront wird vor und nicht erst nach Vollziehung der Einschließung getroffen. Denn „für die Richtung des Angriffs sind außer der Kriegslage die verfügbaren Bahnlinien von entscheidendem Einfluß, weil von ihnen die Bewältigung der umfangreichen Transporte abhängt. Neubauten von Vollbahnen sind zeitraubend, Feldbahnen haben erheblich geringere Leistungen, längerer Landtransport kann nur für Teile der Belagerungsformationen in Betracht kommen“ (52). Nur, wenn Kriegslage und Bahnverbindungen noch eine Wahl zwischen mehreren Angriffsrichtungen gestatten, kommen weitere örtliche Verhältnisse, wie schwache Teile der Festung oder Geländevorteile, in Betracht. Jedenfalls muß ein Teil der Festung angegriffen werden, der über ihren Besitz entscheidet (53). Da über die entscheidenden Gesichtspunkte: Eisenbahnen und Wichtigkeit der einzelnen Teile der Befestigung Karten, Pläne und Denkschriften genügende Auskunft geben, wird die Angriffsrichtung bereits während des Vormarsches gegen die Festung bestimmt werden können, und die ersten Erkundungen durch den Oberkommandierenden und seinen Stab werden nur zur Bestätigung der bereits gefaßten Entschlüsse dienen. Die Entfernung von mehreren Kilometern, auf welche eine rege Besatzung die Erkundenden nur an die Festung herankommen läßt, gestattet keine Beobachtung von Einzelheiten, die für den weiteren Verlauf des Angriffs vielleicht Einfluß gewinnen, sondern nur die Feststellung der aus Plänen und Denkschriften entnommenen Vorstellung. Der dritte Punkt betrifft die Entfernung von den Werken, die bei Einrichtung der Einschließungsstellung innegehalten werden soll. Wir erinnern uns, daß Feldmarschall Moltke am 15. September 1870 für die Einschließung von Paris den Befehl erteilte: „Im allgemeinen sind die Truppen dem Geschützfeuer der Werke nicht auszusetzen“, und daß sich deshalb einzelne Korps veranlaßt sahen, sich bis zu 7 km von den Pariser Forts fernzuhalten. Dagegen lieferten die Bayern den Beweis, daß man selbst innerhalb der Entfernung von 1 km sich zu halten vermochte. Den Maßstab für die innezuhaltende Entfernung darf eben nicht die Tragweite der Festungsgeschütze, sondern nur das Verhalten des Verteidigers geben. Und daß selbst die regste Tätigkeit der Festungsartillerie nicht imstande ist, mit ihren immerhin anfangs nur wenig zahlreichen Geschützen in dem erweiterten Umkreis der mehrere Kilometer von ihr entfernten Stellung bemerkenswerte Wirkungen zu erzielen, haben wir bei Belfort gesehen, wo es nicht gelang, den Angreifer aus den von

ihm belegten Ortschaften herauszuschießen. Also halte ich es durchaus für möglich, was die Anleitung verlangt, auf der Angriffsseite die Einschließung so weit vorzuschieben, daß sie dem ersten Aufmarsch der Artillerie Schutz gewährt, also als „Artillerieschutzstellung" dienen kann.

Die französische Instruction weicht von diesen Anschauungen wesentlich ab. Sie läßt ganz in alter Weise ein aus Kavallerie und der Avantgarde der Belagerungsarmee gebildetes Berennungskorps gegen die Festung vorgehen, um ihre Verbindungen zu unterbrechen und der ersten Erkundung zum Schutz zu dienen. Dann rückt die Belagerungsarmee in die Einschließungsstellung ein, die zwar den Forts möglichst genähert werden soll, aber „ne doit pas être en prise au feu efficace de la grosse artillerie de l'assiégé" (39), also sich außerhalb der wirksamen Schußweite der langen 15 cm-Kanonen halten muß. Erst nach Einrichtung der Einschließungsstellung wird die Angriffsrichtung — übrigens nach denselben Gesichtspunkten wie in der Anleitung — bestimmt und hierauf durch die Kommandeure der Artillerie und des Genies ein Angriffsentwurf aufgestellt. Da bei dieser Gelegenheit erst die Parkplätze und die Lage der Schienenbahnen bestimmt wird, darf man annehmen, daß auch die Belagerungsformationen nicht früher herangezogen werden. Auch wird jetzt das Angriffsfeld abgegrenzt und in Abschnitte geteilt, wodurch eine nochmalige Verschiebung der Truppen notwendig wird (44). Diese ist nach der deutschen Vorschrift nicht erforderlich, da die Angriffsrichtung vor dem Einrücken der Belagerungsarmee bestimmt und jedem geschlossenen Truppenverband ein Abschnitt dauernd überwiesen wird.

Der Verteidiger hat das größte Interesse daran, die Maßnahmen des Gegners so früh als möglich zu erkennen und sich Gewißheit über die Angriffsrichtung zu verschaffen. Er wird deshalb Fühlung mit ihm zu gewinnen suchen, sobald er in erreichbare Nähe kommt, und nach der Anleitung hat die Hauptreserve die Aufgabe, nicht nur dem Gouverneur dann Nachricht zukommen zu lassen, sondern auch, den Vormarsch des Feindes aufzuhalten. Dieser „wird unter günstigen Verhältnissen durch die Hauptreserve in Verbindung mit der Fußartilleriereserve erheblich verzögert werden können. Dies ist jedoch weniger durch Behauptung von Stellungen zu versuchen, die von den Geschützen der Festung nicht unterstützt werden und der Umfassung ausgesetzt sind, als durch Angriff auf Teile des Feindes. Immer ist dabei im Auge zu behalten, daß der Rückweg offen und die Verteidigung der Festung sichergestellt bleibt (319). Neben der Hauptreserve können bewegliche Außen-

abteilungen der Abschnittsbesatzungen in das Vorgelände entsandt werden, die den Kavallerie- und Radfahrpatrouillen als Rückhalt dienen. Ernste Kämpfe haben diese Abteilungen in der Regel zu vermeiden" (320). Wir sehen hier in der Richtung, aus der der Gegner zu erwarten und die durch die Beamten der von ihm in Besitz genommenen Eisenbahn- und Telegraphenstationen dem Gouverneur bekanntgegeben ist, auf allen Straßen Patrouillen ins weitere Vorgelände eilen, hinter ihnen die Außenabteilungen an vorteilhaften Punkten Aufnahmestellungen beziehen und Zerstörungen vorbereiten, wir sehen die Hauptreserve in geschlossener Masse bereitstehen, um bei günstiger, durch Patrouillen gemeldeter Gelegenheit Teile des anmarschierenden Gegners anzufallen. Das ist möglich, wenn dieser einzelne kleinere Kolonnen abzweigt, um sich der Festung umfassend zu nähern, so wie General v. Tresckow gegen Belfort vorging. Dann wird auch die empfohlene Stoßtaktik vielleicht ohne Gefahr anwendbar sein. Bedenklich würde sie gegen eine Überlegenheit sein, da die Verwickelung in einen verlustreichen und unglücklichen Kampf, aus dem die Truppen schwer wieder zu lösen sind, leicht zu fluchtartigem Rückzug, zu ungestümer Verfolgung und Vernichtung führen kann. Der wichtige Nachsatz „Immer ist dabei im Auge zu behalten usw." wird deshalb dem Führer so viel Vorsicht aufnötigen, daß man auf ein festes Anpacken, auf eine wagemutige Offensive nur selten wird rechnen können. Es fragt sich, ob nicht unter Umständen das Anprallenlassen des Feindes an eine günstige Stellung, wie sie bei Engwegen sich häufig findet, also die Anwendung der Feuertaktik, mehr zu empfehlen ist.

Auch hier weichen die Anordnungen, die der französische Gouverneur treffen soll, von denen der Anleitung wesentlich ab (Art. 61). Wenn der Platz nicht mehr durch die Feldarmee gedeckt ist, sendet er gemischte Abteilungen auf allen Wegen aus, um mit dem Feinde Fühlung zu gewinnen und den Gouverneur von seinen Bewegungen zu benachrichtigen. „Ils engagent des actions offensives partielles, en évitant de se laisser couper de la place, pour inquiéter et retarder les mouvements de l'adversaire en marche contre la place ou passant à proximité." Erst, wenn die Festung unmittelbar bedroht ist, wird die Hauptreserve vorgeschickt, um nun, auf die vorgeschobene Stellung gestützt, die Vortruppen des Gegners anzufallen, seine Kolonnen in der Flanke zu belästigen und ihn zu vorzeitiger Entwickelung zu zwingen. Die Aufgabe der Erkundung wird ja gewiß auch durch die französischen Außenabteilungen gelöst werden, aber von ihren Offensivunternehmungen wird man nicht viel erwarten können.

Ist die Hauptreserve zum Rückzug genötigt, sind die Außenabteilungen langsam vor den der Festung sich nähernden feindlichen Truppen zurückgegangen, so suchen nun die Vorposten in befestigten Stellungen sein Vorschreiten zu verzögern und an besonders wichtigen Punkten, namentlich dort, wo der Angreifer seine Artillerie aufmarschieren lassen will, werden sie durch die Abschnittsreserve unterstützt, um eine stärker befestigte „vorgeschobene Stellung" zu halten. Es wird damit bezweckt, den Gegner zu ernsteren Maßregeln, zur Heranziehung eines Teils seiner schweren Artillerie zu nötigen. Hieraus wird sich die Hauptrichtung seines Angriffs erkennen lassen. Wie soll der Angreifer diese Stellungen anpacken, ohne sich vorzeitig zu engagieren? „Liegt eine vorgeschobene Stellung außerhalb des wirksamen Artillerieschutzes der Hauptstellung, so ist frühzeitige Wegnahme möglich und meist geboten, um dem Feind den Ausblick zu erschweren und das für die eigene Erkundung und Artillerieentwickelung nötige Gelände bald in festen Besitz zu bekommen. Durch Umfassung und Bedrohung des Rückzuges läßt sich der Angriff oft abkürzen (125). Haben dagegen vorgeschobene Stellungen kräftige Feuerunterstützung aus der Hauptstellung, so bleibt der Sturm auf sie am besten verschoben, bis die Masse der Angriffsartillerie feuerbereit ist und die feindliche Artillerie sicher niedergehalten werden kann. Es kann aber geboten sein, die Stellungen durch Feld- und schwere Artillerie unter Feuer zu nehmen, um die Beobachtung aus ihnen zu verhindern und etwa dort befindliche schwere Batterien zu vernichten. Dem wirksamsten Feuer der feindlichen Hauptstellung muß sich die angreifende Artillerie dabei durch verdeckte und lose Aufstellung in ausreichend großer Entfernung oder durch Stellungswechsel zu entziehen suchen." (126.)

Diese eingehende Behandlung dieses Punktes läßt erkennen, daß man auch bei uns die vorgeschobenen Stellungen als eine ziemlich wichtige und schwierige Sache anschaut. Namentlich die Unterstützung durch die Artillerie der Hauptstellung wird sehr hoch eingeschätzt. Hält man es für nötig, Einleitungsbatterien auf größere Entfernung anzulegen, mit dem Sturm aber bis zur allgemeinen Eröffnung des Feuers zu warten, so folgt daraus, daß man den für den Aufmarsch der Artillerie eigentlich erforderlichen Geländeteil, auf dem ja die vorgeschobene Stellung gerade liegt, **nicht benutzen** kann, daß man angesichts dieser Stellung die Batterien alle in einer für ihre beabsichtigte Wirkung zu großen Entfernung erbauen und demnach nach Eroberung der Stellung einen Stellungswechsel vornehmen muß. Ein Fall, der auch richtig in Nr. 130

vorgesehen wird: „Wenn es auch erwünscht ist, die Artillerie von vornherein auf entscheidende Entfernung an den Feind heranzubringen, so muß doch der Belagerer im Feuer einer starken Verteidigungsartillerie seine Batterien oft vorerst auf weitere Entfernungen und selbst an den Grenzen der wirksamen Schußweiten entwickeln."

Die französischen positions fortifiées exterieures finden in der Anleitung noch keine Berücksichtigung. Die Instruction hat gewiß nicht unrecht, wenn sie ihnen die Fähigkeit zuspricht, die Einschließung wesentlich zu verzögern, denn müssen wir sie uns als selbständige, ständig befestigte, wahrscheinlich auch mit Panzern ausgestattete Gruppen vorstellen, so wird der Angriff gegen sie im wesentlichen nicht anders als gegen die Hauptstellung zu führen sein. „Mais elle pourra être menée plus rapidement, surtout si ces positions sont enveloppables en raison de leur éloignement de la place." (Art. 37.) Die im Feuerbereich der Hauptstellung gelegenen vorgeschobenen Stellungen will die Instruction nehmen, wenn der Angreifer aus seiner Einschließungsstellung vorgehen muß, um eine Schutzstellung für die Artillerie zu schaffen. Sie rechnet offenbar nicht in solchem Grade wie die Anleitung mit dem unterstützenden Feuer der Hauptstellung, denn sie sagt: „Il sera souvent nécessaire, pour l'enlèvement de ces positions, d'adjoindre aux troupes des secteurs d'attaque des batteries lourdes de campagne et même, éventuellement, des fractions plus ou moins importantes d'équipage de siège" (45), und glaubt übrigens mit diesen Mitteln den Erfolg zu erringen. Auch ich bin der Ansicht, daß die Anleitung die Widerstandsfähigkeit der umfaßbaren Stellungen und die doch häufig gar nicht leicht zu bewirkende Unterstützung durch die Geschütze der Hauptstellung zu hoch einschätzt. Je eher man die vorgeschobenen Stellungen angreift, desto schneller und leichter wird man sie mit Hilfe der schweren Artillerie des Feldheeres überwältigen. Anderseits soll man nicht aus den Augen verlieren, welche bedeutenden Vorteile man dem Verteidiger, dessen Hauptreserve ihre Unternehmungen so günstig auf diese Stellungen stützen kann, durch die Verschiebung der Wegnahme einräumt. Ich habe diese Frage in meinen „Kriegsgeschichtlichen Beispielen des Festungskrieges" vielfach berührt und im Heft 12, S. 33—36, eingehend besprochen und möchte mich nicht durch weiteres Eingehen auf den Gegenstand wiederholen.

„Bis die Artillerie in ihrer Masse feuerbereit ist, müssen sich die übrigen Truppen im wesentlichen darauf beschränken, das gewonnene Gelände zu behaupten und ihr weiteres Vorgehen vorzu-

bereiten." (128.) Diese Zeit des Zuwartens wird immerhin, selbst bei größter Beschleunigung aller für die Feuerbereitschaft der Artillerie erforderlichen Vorbereitungen, nicht gering zu veranschlagen sein. Die Heranschaffung der Belagerungstrains mit den bereitzustellenden großen Massen an Munition, die Einrichtung der Brigadeparks und die Streckung des Schienennetzes, das sie einerseits mit den Entladestationen, anderseits mit den Übernahmestellen der Batteriegruppen und mit den einzelnen Batterien verbindet, die Herstellung des weitverzweigten Telegraphennetzes und der Beobachtungsstationen beansprucht ganz bedeutende Arbeitsleistungen und sorgfältigste Ausführung. Der Verteidiger gewinnt deshalb hinreichende Zeit, um sich selbst auf den bevorstehenden Kampf nach Kräften vorzubereiten. Sobald sich die Hauptangriffsrichtung erkennen läßt — und die Hoffnung, sie dem Verteidiger verheimlichen zu können, wird jetzt endgültig aufgegeben —, werden die bedrohten Fronten aus minder gefährdeten Abschnitten oder aus der Hauptreserve und der Pionierreserve verstärkt. Neben der ersten Artillerieaufstellung werden die Fußartilleriereserve und die auf weniger bedrohten Fronten freiwerdenden Batterien eingesetzt und auch die an anderer Stelle entbehrliche Munition dem Kampffelde zugeführt (331—334). Die Verkehrswege und -mittel sind bereits derart ausgebaut und vorbereitet, daß der Transport von Geschützen und Munition nach Möglichkeit erleichtert ist. Die Festung besitzt in der Einrichtung ihrer Verkehrsmittel ein großes Übergewicht über den Angreifer, das sie behufs Unterhaltung eines kräftigen Geschützfeuers nach Möglichkeit ausnutzen muß. Von Anfang an darf deshalb, „wo das Feuer Erfolg verspricht, an Munition nicht gespart werden" (327).

Bei dieser Gelegenheit erübrigt noch ein Blick auf die Arbeiterverhältnisse in der Festung, die von Beginn der Armierung bis zum Abschluß des Kampfes eine wichtige Rolle spielen. „Für die Armierungsarbeiten sind militärisch organisierte Arbeitstruppen (Arbeiterbataillone) in möglichst großem Umfange aufzustellen; außerdem werden bürgerliche Arbeiter herangezogen. Die Truppen werden möglichst nur zum Bau ihrer eigenen Kampfstellungen verwendet (284). Die Mobilmachung der Truppen und ihre Ausbildung darf durch Arbeitsdienst keinesfalls beeinträchtigt werden." (285.) Das sind wichtige Bestimmungen, die dem früheren Unwesen der Belastung der Besatzung mit Arbeitsdienst ein Ende machen. Mit gutem Recht, denn deren Vorbereitung auf die bevorstehenden schweren Aufgaben der Verteidigung wurde dadurch nicht nur beeinträchtigt, sondern vollständig illusorisch. Die Franzosen wollen

zwar auch die Besatzungstruppen möglichst schonen, aber „les troupes qui sont dans une place exécutent tous les travaux nécessaires pour sa défense; pour faciliter l'exécution de ces travaux et diminuer les fatigues des troupes appelées à combattre, le Gouverneur devra employer la main-d'œuvre civile dans la plus large mesure possible" (85). Das ändert eigentlich nichts an der alten Gewohnheit, denn die möglichste Verwendung von bürgerlichen Arbeitern hat noch jeder Gouverneur angestrebt, aber die Hauptlast nicht von den Schultern der Truppen nehmen können.

Wir kommen nun zur Entwickelung der Angriffsartillerie und stoßen auf die Frage der Artillerieschutzstellung. Die Franzosen halten sie unbedingt für nötig. „Cette position, qui constitue la première position d'approche de l'infanterie, est designée sous le nom de ligne de couverture de l'artillerie," (45.) Die Anleitung teilt ihre Ansicht nicht in vollem Maße: „Wo die Einschließungsstellung nicht von vornherein weit genug vorgeschoben war, um den Schutz der Artillerie vollkommen sicherzustellen, ist vor Beginn der Artillerieentwickelung zu erwägen, ob ein weiteres Vorgehen der Infanterie angeordnet werden muß. Hierbei ist jedoch zu beachten, daß der Gegner durch dieses Vorgehen veranlaßt werden wird, verstärktes Feuer sowohl gegen die Infanterie in ihren neuen unvollständigen Deckungen wie gleichzeitig gegen die Artillerie zu richten. Die Infanterie bleibt daher meist besser — unter Belassung der nötigen Sicherungsabteilungen am Feind — auch dann in ihren bisherigen Stellungen, wenn diese in nur geringem Abstand vor der zu schützenden Artillerie liegen." (131.) Man fragt unwillkürlich: Was geschieht, wenn die Infanterie überhaupt nicht davor steht, sondern die Batterien vor ihrer Stellung angelegt werden müssen?

Man ersieht hieraus, welche ungemeine Wichtigkeit es für die Durchführung der Artillerieentwickelung hat, daß das dafür erforderliche Gelände schon beim ersten Anlauf, bei der Einschließung gewonnen wird. Es will doch scheinen, als ob die Gefährdung durch Offensivunternehmungen der Besatzung zu gering veranschlagt würde wenn man in so auffälliger Weise auf die taktische Sicherung der Artilleriestellung zu verzichten sich entschließt. Wir haben 1870 ein Beispiel davon erlebt, vor Mézières. Die Batterien lagen teils in, teils noch vor der Vorpostenlinie und bis auf 600 m an die französischen Vorposten, die das Vorgelände behaupteten, herangeschoben. Hätte der Kommandant von Mézières den am 31. Dezember gegen die feuernden Batterien gerichteten Ausfall schon vor der Feuereröffnung, also am 29. oder 30., unternommen und anstatt einiger Kompagnien seine ganze verfügbare Kraft eingesetzt, so

hätte er unzweifelhaft einen großen Erfolg gehabt. Und wie war es mit dem Ausfall aus Verdun gegen die ungeschützte Artilleriestellung am 19. Oktober? Diese Vorfälle mahnen wahrlich zur Vorsicht.

„Einheitliche Artillerieentwickelung ist anzustreben. Die Transporte (Geschütz und Munition) sind nach Bedarf auf die letzten Tage und Nächte vor der beabsichtigten Feuereröffnung zu verteilen. Zuerst werden die ganz verdeckten, dann die übrigen Batterien fertig ausgerüstet. Wo Batterien oder ihre Zufahrtswege der Sicht nicht ganz entzogen werden können, sind Masken anzulegen.“ (135) Das Verfahren bei dem Batteriebau und ihrer Ausrüstung ist also das allgemein jetzt allein für ausführbar gehaltene der Verteilung auf mehrere Tage und Nächte, so wie es General v. Kameke vor Diedenhofen, Montmédy und am ausgeprägtesten vor Mézières zur Anwendung und Ausbildung gebracht hat. Unter besonders schwierigen Verhältnissen soll aber von der einheitlichen Entwickelung Abstand genommen werden. „Unter Umständen kann es angebracht sein, einen Teil der schweren Batterien auf großer Entfernung gegen die Hauptstellung zu entwickeln, um das feindliche Feuer von dem Aufmarsch der übrigen Batterien auf näheren Kampfentfernungen abzulenken.“ (136.) Ferner wird anerkannt, daß ein voller Erfolg aus der ersten Artillerieaufstellung nicht zu erwarten ist, denn „schon bei der ersten Entwickelung der Artillerie ist darauf Rücksicht zu nehmen, daß im weiteren Verlauf des Kampfes ein Vorschieben der Artillerie notwendig wird“ (138). Es ist also nicht mehr davon die Rede, daß man nur der Beschießung der Panzer wegen und zur Wirkung gegen Traditorbatterien einige wenige Batterien näher heranschieben müsse, sondern daß „die Artillerie“ als ganzes sich zum Vorrücken gezwungen sehen wird.

Das kann natürlich nur unter dem Schutze der Infanterie geschehen, und daraus folgt, daß „der Beginn des Artilleriekampfes zugleich der Beginn des entscheidenden Infanterieangriffs ist“ (142). Daraus folgt ferner, daß die Artillerie ihre Aufgabe nicht, wie früher üblich, in der Durchführung eines Artillerieduells zu suchen hat. Allerdings ist „die Hauptkraft der gesamten Artillerie zunächst gegen die feindliche Artillerie einzusetzen. Zuerst werden die erkennbaren, dann die übrigen Batterien nach ihrer Bedeutung und der Möglichkeit, ihrer rasch Herr zu werden, zum Ziel genommen“ (145), aber „auch gegen die Infanterie des Gegners ist von vornherein Artilleriefeuer nötig, um die Beobachtung von ihren vorgeschobenen Stellungen und Postierungen her zu unterbinden, das Vorgehen der eigenen Infanterie und ihrer Erkundungspatrouillen zu

erleichtern und Punkte zu gewinnen, die für die Beobachtung der Artillerie von Wert sind. Sobald es der Kampf gegen die feindliche Artillerie zuläßt, sind neben der Feldartillerie auch schwere Batterien für diese Aufgabe freizumachen." (151.) Die Instruction spricht das nicht so deutlich aus, sie sagt vielmehr: „Le premier rôle de l'artillerie de siège est d'écraser l'artillerie de la défense, qui est le principal obstacle à la marche d'approche vers la place" (47), und deshalb soll der Kampf mit einer überlegenen Zahl von Geschützen begonnen werden. „Sous la protection de l'artillerie de siège, qui ruine progressivement tous les moyens de combat de la défense, l'infanterie conquiert successivement, avec l'aide de l'artillerie de campagne, et organise, avec le concours du génie, une serie de positions, dites positions d'approche, de plus en plus rapprochées de la ligne des forts." (49.) Eine unmittelbare Unterstützung der Infanterie durch schwere, also Kampfbatterien wird hier im allgemeinen nicht in Betracht gezogen.

„Die Infanterie setzt ihr Vorgehen um so kräftiger fort, je mehr sich das Übergewicht der eigenen über die feindlichen Batterien geltend macht. Unter Ausnutzung aller Vorteile, die Lage, Gelände, Tageszeit und Witterung bieten, geht sie von Stellung zu Stellung bis auf Sturmentfernung an den Feind heran. Während es im Anfang vielleicht noch möglich ist, die neue Linie in einem Zuge und mit gleichzeitig vorgehenden Schützenlinien (also mit flüchtiger Anstellung) zu erreichen, wird später ein allmähliches Heranarbeiten nötig. Die Art des Vorgehens bleibt den Unterführern überlassen, sofern nur der Zusammenhang gewahrt wird. Vorgeschobene Stellungen oder Postierungen, die der Feind noch festhält, werden nach vorausgegangener Beschießung angegriffen und nach Wegnahme sofort zur Verteidigung eingerichtet." (152, 153.) „Läßt sich mit größeren Teilen der Schützenlinie nicht mehr überraschend vorwärts kommen, so muß sich die Infanterie unter wirksamer Feuerunterstützung durch Artillerie, Maschinengewehre und benachbarte Infanterie allmählich heranarbeiten. Die vorgehenden Schützen sind mit Sandsäcken, Stahlschilden u. dgl. aus den Pionierparks ausreichend zu versehen, um sich in ihren neuen Stellungen schnell Deckung zu schaffen." (155.) „Von den Pionierregimentern werden den Infanterieregimentern in der Regel geschlossene Kompagnien zugeteilt. Ihre Zahl kann anfangs beschränkt sein und ihre Zuweisung nur vorübergehend erfolgen. Sie unterstützen die Infanterie bei Erkundungen, Absteckungen und schwierigeren Arbeiten." (162.) „Je mehr sich der Angriff den feindlichen Werken nähert, desto notwendiger wird ein zielbewußtes Zusammenarbeiten der Infanterie

und der Pioniere mit der Artillerie. Meist wird erst aus den vorderen Linien erkannt werden, wo die Artillerie die unscheinbaren und oft versteckten Ziele zu suchen hat, die das weitere Vorgehen der Infanterie hindern, welche Bedeutung den einzelnen Teilen der feindlichen Stellung beizumessen, was besetzt und was Maske ist. In wechselseitiger Unterstützung muß daher die Artillerie jeden Fortschritt der Infanterie zur Verbesserung ihrer Zielaufklärung und Beobachtung verwerten, die Infanterie jeden Erfolg der Artillerie sofort zur weiteren Vorwärtsbewegung ausnutzen.“ (165.)

Wie fördernd haben doch die Ereignisse bei der Belagerung von Port Arthur gewirkt. Völlig überwunden ist der alte Standpunkt, der in unglaublicher Überschätzung der Wirksamkeit der Artillerie des Angreifers allen Ernstes glauben ließ, die Infanterie werde in zwei bis drei weitausgreifenden Sprüngen binnen weniger Tage bis auf solche Nähe an die Gürtelstellung vordringen, daß der Sturm auf die durch das Artilleriefeuer bis zur Unhaltbarkeit erschütterten Werke unternommen werden könne. Als wichtigster Fortschritt ist die Erkenntnis von dem unbedingt notwendigen Zusammenarbeiten aller Faktoren bei dem Angriff zu begrüßen. Auch alle die Elemente, deren hier nicht ausführlich Erwähnung getan ist, Luftschiffer, Telegraphen, Munitionszufuhr, Schienbahnen in den Laufgräben usw., sind da mit einzubegreifen, um einem möglichst raschen Vordringen nicht nur in einem, sondern gleichmäßig in allen Abschnitten des Angriffsfeldes Vorschub zu leisten. Ein ungeheurer Apparat, der da in Bewegung gesetzt und durch Wochen und vielleicht Monate hindurch in Bewegung erhalten werden muß, und dessen Beherrschung und auf jeden unvorhergesehenen Zwischenfall zweckmäßig reagierende Leitung die höchsten Anforderungen stellt. Sind solche großen Aufgaben nicht der intensivsten Friedensvorbereitung wert und auch — bedürftig?

Während nun die Anleitung den ganzen Vormarsch der Infanterie, nicht anders als bei dem Angiff einer befestigten Feldstellung, durch die Schützen der flügelweise geordneten Regimenter unter verantwortlicher Leitung der Abschnittskommandeure ausführen läßt, glaubt die Instruction einen wesentlich umfangreicheren Apparat dafür organisieren und in Bewegung setzen zu müssen. Da sind zunächst die Vorposten, die jetzt den Namen „garde des approches“ annehmen und übrigens ihre gewohnte Gliederung beibehalten. Sie scheiden aber außerdem noch besondere „fractions avancées“ aus, denen hauptsächlich die Aufgabe zufällt, den Vormarsch zu ermöglichen. „A cet effet, ces fractions prennent et conservent le contact avec l'infanterie de la défense, saisissent toute occasion d'engager avec

elle le combat de mousqueterie, de manière à prendre pied sur les emplacements de plus en plus rapprochés de la ligne des forts. Elles s'y installent en créant des couverts qui pourront être utilises pour les travaux ultérieurs." (50.) Die Feldwachen und selbst die Reserve der Vorposten leisten den fractions nötigenfalls Unterstützung, ohne aber selbsttätig neue Stellungen zu besetzen. Gestattet vielmehr die durch die Artillerie gegen die der Festung erkämpfte Überlegenheit und die Erfolge der fractions die Besitznahme einer solchen, so bestimmt der Oberkommandierende auf die Vorschläge der beiden Kommandeure der Spezialwaffen den Umfang der durch die Abschnittstruppen zu nehmenden Stellungen, und nun wird auch die schwere Artillerie zur Beteiligung veranlaßt. „L'enlèvement des positions assignées donne lieu, dans la zone d'attaque, à des combats engagés simultanement sur toute l'étendue du front, avec le concours de toutes les armes et l'appui de l'artillerie de siège." (51.)

Der Verteidiger wird alles daran setzen, um seinerseits das Übergewicht im Geschützkampf zu gewinnen. „Starke Munitionsausrüstung und gesicherter Munitionsersatz sind der größte Vorteil, den die Artillerie der Festung in diesem Zeitabschnitt noch hat. Er gibt die Möglichkeit, die Angriffsartillerie am Aufkommen zu verhindern, und ist gründlich auszunutzen." (341.) Nach Eröffnung des Feuers der Angriffsbatterien beschießen alle Batterien zunächst die Ziele, gegen die am schnellsten Wirkung zu erwarten ist. Erst, wenn über Ausdehnung und Gruppierung der Angriffsartillerie und Bedeutung der einzelnen Batterien genügende Klarheit gewonnen ist, übernehmen die Artilleriekommandeure der Abschnitte die Neuregelung des Feuers. Ein Teil der schweren Batterien bleibt aber auch während des Artilleriekampfes gegen die feindliche Infanterie im Feuer, um ihren Vormarsch aufzuhalten. „Die Infanterie hält inzwischen ihre Stellungen und Postierungen im Vorgelände mit Zähigkeit fest. Sie sucht dabei die Erkundungen des Gegners zu verhindern und für die eigene Erkundung und Beobachtung günstige Bedingungen zu erhalten" (344), also der eigenen Artillerie Dienste zu leisten. „Mit fortschreitender Wirkung der Artillerie des Gegners kommt auch seine Infanterie näher heran und wird damit das wichtigste Ziel für die Abwehr. Alle noch in Tätigkeit befindlichen Batterien wenden sich daher jetzt vorzugsweise gegen die Infanterie." (347/48.)

Wenn aber nun die Ansicht ausgesprochen wird, daß „im erfolgreichen feindlichen Feuer das Ausharren der Artillerie in der einmal gewählten Stellung meist besseren Erfolg verspricht als der

Versuch, einen Teil in rückwärtige Stellungen zu schaffen," (348) so kann das nur für solche Batterien gelten, deren Stellung vom Angreifer noch nicht mit solcher Sicherheit erkannt worden ist, daß gewissermaßen jeder Schuß einen Treffer bedeutet. Denn für solche Batterien hört das Schießen überhaupt auf und kann von einem Ausharren in der Stellung, das soll doch heißen, einer Fortsetzung des eigenen Feuers, keine Rede mehr sein. Die hat aber immer noch Aussicht, durch ihr Schweigen bei dem Gegner die Überzeugung von ihrer völligen Vernichtung hervorzurufen und ihre Geschütze unter dem Schutze der Nacht zurückzuziehen, wenn sie nicht beschlossen wird.

Auch „nachdem der Verteidiger auf die Hauptstellung zurückgeworfen ist, halten die vorderen Kompagnien der Infanterie doch wenigstens einzelne Abteilungen und Patrouillen im Vorgelände. Durch kleine Ausfälle ist die Beunruhigung des Gegners dauernd fortzusetzen" (349). Übrigens besetzen sie die notwendigen Posten der Hauptstellung und halten sich in den Deckungen zu sofortiger Besetzung bereit. Ihre Unterstützungen werden möglichst nahe herangezogen und bei bevorstehendem Sturm auch die Hauptreserve zum sofortigen Eingreifen bereitgehalten.

„Gegen die Hauptwerke ist der Sturm oft erst nach einem mit allen Mitteln geführten Nahangriff möglich." (169.) Jedoch muß dem der Durchbruch der Zwischenlinien vorausgehen, wenn die Werke mit Sicherheit nur durch einen völlig umfassenden Nahangriff zu bezwingen sind. Hierbei muß überraschend und unter Niederhaltung aller flankierenden Nebenwerke gegen Werke und Zwischenwerke gleichzeitig vorgegangen werden; jedoch „können vorspringende Stützpunkte, Zwischenwerke u. dgl. auch durch Einzelunternehmungen zu Fall gebracht werden" (178). Sonst bestimmt der Oberbefehlshaber in der Regel Zeit und Ziele des Sturmes, stellt den Abschnitten des Angriffsfeldes die nötigen Reserven zur Verfügung und ordnet etwaige Neben- und Scheinangriffe an.

In dem Nahkampf um die Hauptwerke „haben die Pioniere unter tätiger Mitwirkung der Infanterie die Hindernisse vor der feindlichen Stellung so vollständig zu durchbrechen, als es der Sturm verlangt, und die der Artilleriewirkung nicht zugänglichen Grabenstreichen u. dgl. unschädlich zu machen. Nötigenfalls hat auch an den Nahkampfpanzern und Zwischenraumstreichen der Pionier das Zerstörungswerk zu vollenden. Die Arbeiten der Pioniere gehen in der Regel von der vordersten Infanteriestellung aus. Diese müssen demnach um so näher an den Werken liegen, je umfangreicher und schwieriger die Arbeiten sind, und je höher die

Widerstandskraft der Besatzung zu bewerten ist. Es kann sogar geboten sein, noch über die vordersten Infanteriestellungen hinaus, die später als Sturmstellungen dienen sollen, besondere Deckungen vorzuschieben, um von dort her die Flankierungsanlagen, die äußeren Wände tiefer Gräben, die Blockhäuser im gedeckten Weg zu sprengen, Gegenminen zu vernichten und die Hindernisse vor und in den Gräben zu beseitigen." (171.) Die Anleitung hat es unterlassen, für die Lage der Sturmstellung eine bestimmte Entfernung von den Werken anzugeben. Das entspricht durchaus dem leitenden Gesichtspunkt, mit dem Fallenlassen eines „Schulangriffs" überhaupt bestimmte Regeln bezüglich der Entfernungen der einzelnen vom Angreifer herzustellenden Stellungen (Einschließung, Artilleriestellung usw.) aufzustellen. In der richtigen Erwägung, daß alle Maßnahmen sich den außerordentlich verschiedenen örtlichen Verhältnissen anpassen müssen, beschränkt sie sich auf Festlegung der zu beachtenden Grundsätze, der zu verfolgenden Ziele und der anzuwendenden Mittel. So wird auch die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß der Angreifer bei starkem Widerstand die Sturmstellungen nur so erreichen kann, daß von den zuvor besetzten Stellungen aus Laufgräben schrittweise vorgetrieben und auch gegen Feuer von oben eingedeckt werden. Den Pionieren ersteht also ein weites Feld der Tätigkeit, und unsere mit den Aufgaben des Festungskampfes im besonderen betrauten Bataillone haben reichlich Gelegenheit, alle Gebiete der Technik zu durchforschen, um ihre Hilfsmittel bei Angriff und Verteidigung der Festung sich dienstbar zu machen.

Auch die französische Instruction kann nicht umhin, dem Nahangriff einige Worte zu widmen: „Devant certaines positions, comprenant les ouvrages permanents de la ligne des forts, il peut être nécessaire d'entreprendre des travaux d'attaque rapprochée pour achever ou établir les brèches, renverser les contrescarpes, rendre inoffensifs les organes de flanquement ou les mines de l'adversaire; à cet effet, on est amené à constituer les dernières positions d'approche par des tranchées continues appelées parallèles, servant de places d'armes, d'où on débouche par des cheminements exécutés à ciel ouvert ou en souterrain, poussés jusqu'au contact de la fortification" (51), und der Verteidiger soll diesem allzusehr an den alten Sappenangriff erinnernden Vorgehen mit Gegenlaufgräben und Gegenminen begegnen. (105.)

Aus beiden Dienstvorschriften ist der außerordentliche Eindruck zu entnehmen, den die Belagerung von Port Arthur, der erstaunliche Widerstand seiner schwachen Werke und das monatelange Ringen

im Nahkampf hinterlassen hat. Mit der Erkenntnis der bisherigen Überschätzung der Wirksamkeit jeder, auch der besten Artillerie ist die Schwierigkeit des Vormarsches der Infanterie in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt und der Artillerie neben dem Kampf mit der des Gegners als nicht weniger wichtige Aufgabe die unmittelbare Unterstützung der Infanterie bei Angriff und Abwehr übertragen worden. Nun heißt es, die neue Anleitung zur Hand nehmen, sie gründlich sich zu eigen machen und bei Friedensübungen sie mit derselben Sorgfalt zu verwerten, wie Exerzierreglement und Felddienstordnung bei den Herbstübungen. Man muß die leitenden Gedanken der Anleitung zu erleben suchen, um sie im Ernstfall verwerten und befolgen zu können.

III.

Französische Anschauungen über Verwendung der Maschinengewehre im Gefecht.

Von

Holscher,

Leutnant und Adjutant im 3. Magdeburgischen Inf.-Reg. Nr. 66.

Seit dem Erscheinen der Deckblätter für das Ex.R. f. d. Inf. vom August 1909 haben sich bei uns die Ansichten über die Verwendung der Maschinengewehre im Gefecht mehr und mehr geklärt. Die Deckblätter geben lediglich Anhaltspunkte und lassen unter Berücksichtigung der Verschiedenartigkeit der Gefechtslage und des Geländes für die Verwendung der Maschinengewehre den weitesten Spielraum. Jenseits der Vogesen scheinen die Anschauungen über das Wesen der Maschinengewehre und über ihre Verwendung im Gefecht noch ziemlich geteilt zu sein. Eine Arbeit des Leutnants Alboussières vom Jägerbataillon Nr. 27 scheint mir dies zu beweisen. Er betont immer wieder, daß es falsch sei, in den Fehler des Jahres 1870 zurückzufallen und die „mitrailleuses“ wie die Artillerie zu verwenden. Es muß also in Frankreich Leute geben, die einen Einsatz der Maschinengewehre auf weite „artilleristische“ Entfernungen gutheißen.

Die Meudon-Mitrailleuse vom Jahre 1870 vereinigte 25 Gewehrläufe und war in der Lage, 6 mal 25, also 150 Schuß in der Minute abzugeben. Da man sie jedoch der Artillerie angliederte und daher nur auf weite Entfernungen einsetzte, waren ihre Erfolge gering und rechtfertigten nicht die Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte.

Im Laufe der Jahre wurde der Gedanke der Mitrailleuse wieder aufgenommen. Man war bestrebt, für Kolonialkriege eine Waffe zu konstruieren, zu deren Bedienung einige wenige Leute genügten und die gegen dichte Massen angreifender Eingeborener wirken sollte. Aus diesem Bedürfnis heraus entstand die heutige Mitrailleuse — das Maschinengewehr.

Leutnant Alboussières charakterisiert das Maschinengewehr folgendermaßen:

1. Das Maschinengewehr besitzt eine Feuergeschwindigkeit von mehr als 350 Schuß (bis 500) in der Minute. Sein Munitionsverbrauch entspricht daher etwa einer im Feuer liegenden Abteilung von 50 Mann, wenn jeder Schütze in der Minute 6 bis 7 Schuß abgibt.

Durch das Maschinengewehrfeuer wird also in einer kurzen Zeitspanne ein gewisser Raum mit einem dichten, vernichtenden Bleihagel bedeckt. Die Waffe eignet sich daher in erster Linie für das Rafalefeuer, d. h. in solchen Fällen, in denen man überraschend eine hohe moralische Wirkung hervorrufen will (Ex.R. f. d. Inf., Z. 198).

„Der durch das Feuer auf den Gegner hervorgerufene moralische Eindruck ist um so größer, je mehr sich die Feuerwirkung zusammendrängt, je schneller und je unerwarteter sie eintritt.“ (Frz. Ex.R. f. d. Inf., Z. 194.)

Besonders in dieser Eigenschaft des Maschinengewehrs sehen die Franzosen die große Ähnlichkeit der „mitrailleuse“ mit dem modernen Schnellfeuergeschütz.

Ebenso wie bei der Artillerie will man mit Hilfe des Maschinengewehrs durch plötzliches, heftiges und kurzes Rafalefeuer dem Feinde die Bewegungsfähigkeit nehmen und dadurch den anderen Waffen erleichtern, Gelände nach vorwärts zu gewinnen.

2. Das Maschinengewehr besitzt große Treffgenauigkeit. Wegen der geringen Tiefe der Geschoßgarbe ist daher jeder Fehler in der Visierwahl gefährlich; schon bei einem Fehler von nur 50 m kann der Erfolg in Frage gestellt sein. Und selbst wenn die Entfernung genau ermittelt ist, sind die Tageseinflüsse usw. doch so bedeutend, daß sie trotz richtiger Visierwahl jeden Erfolg ausschließen können.

Geschoßbeobachtung ist daher Vorbedingung, wenn man auf weiten Entfernungen etwas treffen will.

In Anbetracht des verhältnismäßig kleinen, mit Feuer bedeckten Raumes und der Schwierigkeit, sich auf weiten Entfernungen einzuschießen, sind die Franzosen zu dem Schlusse gelangt, daß man das Maschinengewehr erst im Kampfe auf nahen Entfernungen einsetzen soll.

3. Das Maschinengewehr verbraucht sehr viel Munition. Der Verbrauch einer gewissen Munitionsmenge bedeutet eine Verausgabung an Kraft, die nur bei taktisch lohnenden Zielen gerechtfertigt ist. Leutnant Albonssières behauptet, daß das Maschinengewehr wegen Erhitzung des Laufes und nötig werdender Reinigung höchstens 500 Schuß hintereinander abgeben könne, wenn es nicht für längere Zeit unbrauchbar werden soll.

Daraus folgt, daß das Maschinengewehr nur in den Augenblicken feuern darf, in denen die taktische Lage ernst ist, d. h. wenn die Krisis eintritt. Bis dahin muß mit dem Maschinengewehrfeuer gespart werden.

4. Das Maschinengewehr verfeuert die Munition der Infanterie, d. h. Vollgeschosse mit großer Durchschlagskraft. Im Kampfe gegen Schützenlinien und eingliedrige Formationen kann jedoch diese große Durchschlagskraft nicht zur Geltung kommen. Eine Schützenlinie mit lichten Zwischenräumen wird wenig unter dem Maschinengewehrfeuer zu leiden haben. Um Wirkung zu erzielen, würde daher ein Munitionseinsatz nötig sein, der nicht im Verhältnis zu dem Erfolge steht.

Da das Geschoß des Maschinengewehrs eine weit größere Durchschlagskraft besitzt als die Schrapnellkugel, ist das Maschinengewehrfeuer gegen Ziele von großer Tiefe dem Schrapnellfeuer überlegen. Besonders wirkungsvoll ist Maschinengewehrfeuer gegen dichte seitlich zu beschießende Ziele.

Diese Erwägungen führen dazu, die Hauptaufgaben für die Maschinengewehre erst am Schlußakt des Kampfes zu suchen, wenn bei fortschreitendem Angriff günstigere, dichtere Ziele sichtbar werden. Während der Gefechtseinleitung verspricht die Verwendung der Maschinengewehre wenig Erfolg, da die Ziele, die der Gegner bietet, im allgemeinen sehr licht sind und sich daher dem Gelände geschickt anpassen können.

5. Das Maschinengewehr kann trotz seiner infanteristischen Eigenschaften die Infanterie nie ersetzen, da es allein durch Feuer wirken kann. Die Infanterie erringt ihre Erfolge aber oft

durch den Angriff mit blanker Waffe, den „choc"; ihr Feuer ist nur Mittel zum Zweck.

6. Das Maschinengewehr besitzt jedoch der Infanterie gegenüber den großen Vorteil, nervenlose Maschine zu sein. Je geringer der innere moralische Halt der Truppe ist, um so mehr werden sich im Kriege die zersetzenden Einflüsse des Gefechts bei ihr geltend machen und ihre Leistungsfähigkeit beeinträchtigen.

„Die moralischen Kräfte bilden die mächtigsten Faktoren des Erfolges; sie beleben den Gebrauch des toten Materials." (Frz. Ex.R. f. d. Inf., Z. 242.)

Die Feuerwirkung ist von der moralischen und physischen Verfassung der Schützen abhängig. Der Richtschütze am Maschinengewehr — ein ausgesuchter Mann —, der hinter seinem Gewehr liegt, dauernd seine Waffe bedient und schwer erkennbar ist, wird von den zersetzenden Einflüssen des Kampfes weniger berührt als der Infanterist in der Schützenlinie. Sobald das Maschinengewehr gerichtet ist, schleudert es fast selbsttätig 400 bis 500 Geschosse in den Feind. Die sorgfältige Auswahl der Bedienungsmannschaften bietet eine Gewähr, daß in kritischen Augenblicken auch ihre Nerven nicht versagen werden.

Der französische General Moulin schreibt darüber auf Grund seiner in der Mandschurei gesammelten Kriegserfahrungen:

> „In der Schützenlinie sind Maschinengewehre unentbehrlich, um Geländeabschnitte bei Angriff und Verteidigung festzuhalten. Für kritische Augenblicke braucht man einige tragbare Maschinengewehre, d. h. Schützen ohne Nerven, die von den zersetzenden Gefechtseinflüssen unberührt bleiben. Für diesen Zweck genügen einige mit Schutzschilden versehene Maschinengewehre. Ein Infanterist, der Patronen herbeiträgt, kann große Dienste leisten. Mit seinem eigenen Gewehr würde er nur ins Blaue schießen. Er trägt Patronen zum nervenlosen Maschinengewehr und steuert hierdurch mehr zum Siege bei, als wenn er als einzelner Schütze das denkbar Beste geleistet hätte."

Das Maschinengewehr ist besonders geeignet, die letzten Sprünge und den Sturm vorzubereiten. Auf Entfernungen von 500 m und darunter wird es für den einzelnen Schützen schwierig, ruhig zu zielen. Die Mehrzahl der Geschosse geht über die Köpfe des Gegners hinweg. In diesem Abschnitt des Kampfes gewinnt das Maschinengewehr eine hohe Bedeutung, da es nicht den nervenzerrüttenden Gefechtseinflüssen ausgesetzt ist. Aus gleichem Grunde

ist es auch zur Abwehr einer „contre-attaque“ oder eines „retour offensif“ wertvoll.

7. Das Maschinengewehr braucht nur 2 m Raum, um in Stellung gebracht zu werden. Besonders im Gebirgskriege wird diese seine Eigenschaft von Bedeutung sein. Im Gebirge gibt es viele Punkte, wo 50 Mann einem bedeutend überlegenen Gegner Aufenthalt bereiten können, da der Angreifer seine Überzahl nicht zur Geltung bringen und daher das Feuer des Verteidigers nicht niederkämpfen kann. Will der Angreifer seine Feuerkraft erhöhen, so ist er gezwungen, mehr Schützen einzusetzen, und erhöht dadurch die eigene Verwundbarkeit.

Hier können also mit Hilfe des Maschinengewehrs Angreifer und Verteidiger ihre Feuerkraft trotz des geringen Raumes bedeutend erhöhen.

8. Das Maschinengewehr ruft durch sein Geräusch große moralische Wirkung hervor. Im ohrenbetäubenden Schlachtlärm wirkt das gleichmäßige ununterbrochene Knattern der Maschinengewehre demoralisierend.

Faßt man obige Punkte zusammen, so ergibt sich folgendes:

Das Maschinengewehr verschießt das Infanteriegeschoß mit sehr großer Feuergeschwindigkeit und ähnelt dem modernen Schnellfeuergeschütz, da sein Feuer schnell, wirksam und oft überraschend ist.

Da man sich mit dem Maschinengewehr auf weite Entfernungen nicht einschießen kann, wird man es im allgemeinen nur auf wirksamen, d. h. mittleren und nahen, Entfernungen verwenden.

General Langlois spricht in seinem Buche „Die Feldartillerie in ihrem Zusammenwirken mit den anderen Waffen“ folgenden Grundsatz aus: „Je vollkommener eine Waffe ist, je rascher und sicherer man Wirkung erzielt, um so weniger wird man sie auf weiten Entfernungen verwenden. Erst auf wirksamen Kampfentfernungen eröffnet man Rafalefeuer mit größtmöglicher Feuergeschwindigkeit. Man handelt also ebenso wie die kriegserprobte Artillerie des ersten Kaiserreiches, wenn sie Kartätschfeuer abgab.“

Wendet man diese Grundsätze auf das Maschinengewehr an, so ergibt sich folgendes:

„Das Maschinengewehr spart seine Feuerkraft für die entscheidenden Gefechtsmomente auf nahen Entfernungen auf.“

Leutnant Alboussières behauptet, daß jeder, der anders handelt, in einem Zukunftskriege Enttäuschungen erleben muß, „comme nos pères en 1870“.

Am schwierigsten ist die Verwendung der Maschinengewehre beim Angriff.

Jedes Gefecht wird durch Einzelkämpfe eingeleitet, die der Führung Klarheit über die Lage verschaffen sollen, ohne ihr die Freiheit des Handelns zu nehmen. Durch diese einleitenden Kämpfe wird Fühlung mit dem Gegner genommen.

Die Infanterie der Vorhut wird sich dabei in der Regel aller Stützpunkte bemächtigen, die für den weiteren Verlauf des Kampfes von Wichtigkeit sind. Dort setzt sie sich fest und weist alle Versuche des Gegners, sie zu vertreiben, energisch zurück. Solche von der Vorhut besetzte Stützpunkte werden Brennpunkte des Kampfes werden. Die moderne Bewaffnung und die Widerstandsfähigkeit derartiger Geländepunkte machen es der Infanterie möglich, in solcher Lage, auf sich allein angewiesen, auszuharren.

Die Maschinengewehre werden die Feuerkraft der Vorhut bedeutend erhöhen, werden den Gegner über die Stärke täuschen und ihn zur Vorsicht zwingen.

Unterstützt durch die Maschinengewehre, wird die Vorhut in der Lage sein, eine breitere Front einzunehmen. Diese Waffe wird also im Kampfe der Vorhut eine wichtige Rolle spielen.

Wenn die Maschinengewehre ihre Aufgabe bei der Vorhut erfüllt haben, werden sie, sobald das Gros eingreift, aus der Gefechtslinie herausgezogen und für besonders kritische Momente des Kampfes zurückgehalten.

Der Führer entschließt sich auf Grund des Ergebnisses der einleitenden Kämpfe zum Angriff. Sofort gibt er den Unterführern seine Absicht bekannt und weist jedem eine Aufgabe zu.

Eine Infanterieabteilung erhält Befehl anzugreifen. Sobald sie in wirksames feindliches Feuer kommen kann, entfaltet sich die Infanterie. Ein Teil entwickelt sich, um das Feuer zu eröffnen. Der Rest folgt, um nötigenfalls die Schützenlinie zu verstärken.

Der Angriff schreitet vorwärts. Die Schützenlinie wird im weiteren Verlauf durch die Unterstützungen immer wieder vorwärts gerissen, bis endlich beim Sturm alles sich auf Befehl der Offiziere mit dem wiederholten Rufe „en avant“ auf den Feind stürzt, ihn aus seiner Stellung hinauswirft und sich dort einnistet.

Welche Aufgaben werden die Maschinengewehre in den einzelnen Gefechtsabschnitten zu erfüllen haben?

Sollen sie schon bei der ersten Entfaltung eingesetzt werden? Sollen sie das „sprungweise Vorgehen“, „das Fußbreit-Gelände-Gewinnen“ der Infanterie von Anfang an unterstützen? Oder soll das Maschinengewehrfeuer für den Augenblick des Sturmes, den „choc“, aufgespart werden?

Die Ansichten sind geteilt.

Auf der einen Seite behauptet man, die Maschinengewehre müßten eingesetzt werden, sobald der geringste Widerstand des Feindes fühlbar wird. Man begründet dies dadurch, daß ihre Feuerwirkung bis 1500 m immerhin bedeutend sei und daß sie bei sachgemäßer Behandlung trotz des frühen Einsatzes nichts von ihrer Gefechtskraft einbüßten.

Es wird die Frage aufgeworfen, weshalb man auf die wertvolle Unterstützung durch die Maschinengewehre unter dem Vorwande verzichten solle, daß ihre Feuerwirkung auf nahen Entfernungen noch größer sei. Die Maschinengewehre müßten schon auf 1500 m in das Gefecht eintreten, ohne jedoch alle Ziele des Bataillons zu beschießen. Die Auswahl der Ziele richte sich nach ihrer taktischen Bedeutung und nach ihrer Dichtigkeit. Günstige, vielleicht nur kurze Zeit sichtbare Ziele müßten die Maschinengewehre sofort erfassen und befeuern.

Leutnant Alboussières teilt diese Ansicht nicht. Er meint, das Maschinengewehr sei in erster Linie berufen, ein heftiges, wirksames Feuer auf Ziele unter 800 m abzugeben. Zwar erscheint es, vom theoretischen Standpunkt betrachtet, vorteilhaft, die Feuerkraft des Maschinengewehres während des ganzen Gefechtes von Beginn der ersten Sprünge an auszunutzen. Die Praxis lehrt dagegen etwas anderes. Das Gefecht wirkt auf alle daran beteiligten Truppen auflösend. Setzt man die Maschinengewehre schon zu Beginn des Kampfes ein, so wird ihre Bedienungsmannschaft bald moralisch und physisch an Wert verlieren. Jeder Mann hat bei der Bedienung der Maschinengewehre seine besondere Rolle, eintretende Verluste machen sich daher sehr fühlbar. Zwar wird man durch geschickte Geländebenutzung die Verluste zu verringern suchen, vermeiden lassen sie sich aber nicht. Es ist daher unmöglich, daß der Maschinengewehrzug eines Bataillons von Beginn des Gefechtes an am Kampfe teilnimmt und trotzdem die ihm gegen Ende des Gefechtes auf nahen Entfernungen bei der Entscheidung zufallenden Hauptaufgaben erfüllt.

Welches sind denn die tatsächlichen Feuererfolge des Maschinengewehrs auf weiten Entfernungen? Sie sind stets von der Möglichkeit abhängig, sich einzuschießen. Geschoßbeobachtung auf weiten

Entfernungen gegen feindliche Schützen, die im Getreide, in Weinpflanzungen usw. vorgehen, gibt es aber nicht.

Nimmt man nun an, daß Geschoßbeobachtung möglich war, und man sich daher einschießen konnte, so sind die Ergebnisse gegen lichte Schützenlinien auf weiten Entfernungen trotz alledem äußerst gering. Einige feindliche Schützen werden außer Gefecht gesetzt. Dabei darf man den Einsatz an Munition, die Ladehemmungen und andere Schäden nicht vergessen, die bei Maschinengewehr-Dauerfeuer immer eintreten.

Im entscheidenden Augenblick wird das Maschinengewehr unbrauchbar sein. Die Infanterie ist dann auf sich allein angewiesen, niemand hilft ihr und gibt ihr neuen moralischen Rückhalt, wenn die Gefechtskrisis eintritt.

Deshalb müssen die Maschinengewehre bis zum letzten entscheidenden Anlauf zurückgehalten werden.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein Maschinengewehrzug in allen Fällen erst auf entscheidenden Kampfentfernungen das Feuer eröffnen soll. Es kann ausnahmsweise vorkommen, daß schon vorher ein günstiges Ziel sichtbar wird. Dichte Infanteriekolonnen werden erkannt, Kavalleriemassen, die sich gedeckt glauben, werden beobachtet. Es wäre falsch, wenn man solche Augenblicke nicht ausnützte und dem Gegner nicht Verluste beibrächte, durch die solche Abteilungen schon vorzeitig vielleicht ihren ganzen inneren Halt verlieren.

Noch klarer wird die Verwendung der Maschinengewehre im Gefecht, wenn man sie mit den Grundsätzen vergleicht, nach denen man das Infanteriegewehr im Kampfe verwendet.

Auch seine Gesamtschußweite wird nie ausgenutzt, und beim Angriff das Feuer so spät als möglich eröffnet, denn „eine gut erzogene Infanterie geizt mit dem Feuer“. Vernichtendes, entscheidendes Feuer ist nur auf nahen Entfernungen möglich. Durch starke Verluste nimmt man dem Feinde den inneren moralischen Halt.

In einem Falle ist es jedoch empfehlenswert, schon auf weiten Entfernungen mit den Maschinengewehren das Feuer zu eröffnen, und zwar bei den selbständigen gemischten Abteilungen, die mit dem Gegner Fühlung aufnehmen sollen (détachements de contact). Solche Abteilungen sollen den Gegner festhalten, seine Vorwärtsbewegung verzögern und ihm abschnittsweise Widerstand leisten. Dem überlegenen Drucke des Gegners müssen sie natürlich rechtzeitig weichen und dürfen sich daher von ihm nicht binden lassen, d. h. sie müssen nur auf weiten Entfernungen kämpfen.

Das Feuer wird daher so früh als möglich eröffnet, um den Gegner zur Entfaltung zu zwingen. An günstigen Gefechtsmomenten

wird es trotz der weiten Entfernungen dabei für die Maschinengewehre nicht fehlen. Wenn der Gegner weiß, daß er nur verhältnismäßig schwache Kräfte vor sich hat, wird er versuchen, den Angriff zu beschleunigen. Um keine Zeit zu verlieren, wird er sich erst sehr spät entfalten. Die Maschinengewehre werden daher sehr günstige Ziele auf weiten Entfernungen zu beschießen haben.

Durch Zuteilung von Maschinengewehren wird es den détachements de contact möglich, breitere Fronten anzunehmen und so der Umfassung durch den überlegenen Gegner vorzubeugen.

Wie hat sich ein Maschinengewehrzug eines Bataillons beim Angriff zu verhalten, wenn er erst auf nahen Entfernungen in das Gefecht eingreifen soll?

Das Bataillon hat seinen Gefechtsauftrag erhalten, trifft alle vorbereitenden Maßnahmen und tritt an. Es entfaltet sich und entwickelt Schützen. Die Schützenlinien gewinnen nach vorwärts Gelände und nutzen dabei alle Deckungen, jede Geländefalte aus. Je mehr man sich dem Feinde nähert, um so kürzer werden die Sprünge, um so wirkungsvoller wird das feindliche Feuer, um so größer werden die Verluste. Die Pausen zwischen den einzelnen Sprüngen werden länger.

Der Maschinengewehrzug ist gefolgt. Solange der Widerstand des Gegners nur gering ist, und die Schützenlinie leicht vorwärts kommt, ist keine Veranlassung, die Maschinengewehre einzusetzen. Sie würden unnötige Verluste erleiden. Ebenso wie die Unterstützungen folgen die Maschinengewehre sprungweise von Deckung zu Deckung der Schützenlinie.

Aber bald gerät das Fortschreiten der vorderen Schützenlinie ins Stocken. Sie wird verstärkt. Aber auch diese Verstärkung genügt nicht, um die für einen neuen Sprung erforderliche Feuerüberlegenheit zu erlangen.

Der Bataillonskommandant setzt nunmehr die Maschinengewehre ein und befiehlt ihnen, den Feind niederzukämpfen. Jetzt befinden sich die Maschinengewehre auf günstiger Kampfentfernung dem Feinde gegenüber, ihr Feuer ist wirksam.

Unter ihrem Feuerschutze springt nun wieder die Infanterie vor. Die Maschinengewehre folgen.

Auf nahen Entfernungen schießt die Infanterie in der Aufregung des Gefechtes ins Blaue. Die Maschinengewehre aber behalten ihre Treffgenauigkeit. Ein Grund mehr, die Bedienungsmannschaften bis zu diesem Augenblick keinen Verlusten auszusetzen und vollzählig unter geschickter Geländebenutzung bis zur letzten Deckung vorzuführen, von wo sie das Feuer aufnehmen sollen.

Der Sturm steht bevor. Die Artillerie stellt ihr Feuer ein, das Maschinengewehr mit seiner kleinen Garbe und großen Treffsicherheit setzt jedoch das Feuer fort und bereitet den Sturm vor. Da die Maschinengewehre infolge der gestreckten Flugbahn der Geschosse die eigene Schützenlinie nicht überschießen können, wird es vorteilhaft sein, sie in einer geeigneten überhöhenden Stellung festzuhalten, von der aus sie den Gegner befeuern. Ebenso günstig ist es, sie derart gegen die Flanke des Gegners anzusetzen, daß sie bis zum Sturm den Feind niederhalten können.

Wenn die Infanterie zum Sturm antritt, werden sie die Schwesterwaffen nach Möglichkeit unterstützen. Die Kavallerie wendet sich gegen Flanke und Rücken des Gegners. Einzelne Batterien begleiten den Infanterieangriff sprungweise und scheuen sich nicht, selbst auf allernächste Kampfentfernung in Stellung zu gehen. Sie brechen den Widerstand des Feindes und sind bestrebt, ihn möglichst aus flankierender Stellung zu beschießen, um ihr Feuer bis zum Einbruch der Infanterie in den Feind fortsetzen zu können. So bereiten sie den Sturm vor und sind gleichzeitig in der Lage, Gegenangriffe des Feindes zurückzuweisen.

Wenn solche unmittelbare Unterstützung der Infanterie von der Artillerie mit ihren verwundbaren Bespannungen verlangt wird, wieviel leichter wird es den Maschinengewehren sein, die gleichen Forderungen zu erfüllen. Ganz besonders wertvoll werden sie sein, um einen Gegenangriff des Feindes abzuweisen, vor allem, wenn sie ihn flankierend unter Feuer nehmen können.

Nach gelungenem Sturm tritt beim Sieger leicht eine gewisse Abspannung ein, die den Erfolg eines „retour offensif" begünstigt. Die Maschinengewehre werden vorzügliche Dienste leisten, um derartigen Unternehmungen des Gegners vorzubeugen, da sie in hervorragender Weise geeignet sind, Geländepunkte festzuhalten.

Von den Maschinengewehren gilt daher dasselbe wie von der Artillerie. Sobald der Sturmangriff geglückt ist, eilen sie schleunigst vor und besetzen die eroberte Stellung, um den zurückflutenden Feind zu vernichten und um einen „retour offensiv" abzuwehren.

Je nachdem der Sturm geglückt ist oder nicht, ergibt sich für die Verwendung der Maschinengewehre folgendes:

1. Der Angriff ist geglückt. Der Sieg muß ausgenutzt werden. Die Infanterie überschüttet den abziehenden Gegner mit Feuer. Das Maschinengewehr unterstützt dabei die Infanterie und feuert besonders auf die Punkte, an denen sich der Feind zu neuen Verbänden zusammenzuschließen sucht.

2. Der Angriff ist mißglückt. Es gilt daher vor allem, die eigenen Truppen dem Feuer des überlegenen Gegners zu entziehen und erneut die Freiheit des Handelns zu gewinnen. Die Maschinengewehre werden diese Aufgabe, ohne Verluste zu scheuen, erfüllen. Ebenso wie die Artillerie werden sie den Feind mit Feuer überschütten und bis zum äußersten Widerstand leisten. In solchen Fällen macht der Verlust des Maschinengewehrmaterials die Truppe nicht ehrlos.

Was nun die Organisation der Maschinengewehrtruppen anlangt, so wird in Frankreich von vielen Seiten empfohlen, größere Maschinengewehreinheiten neu aufzustellen, die im Gefecht zur Verfügung der Brigade- oder Divisionskommandeure stehen. Sobald die Gefechtskrisis eintritt, sollen sie dann ausschlaggebend — wie die Kartätschbatterien des ersten Kaiserreiches — in den Kampf eingreifen.

Neben diesen größeren Maschinengewehrformationen soll natürlich der Maschinengewehrzug bei jedem Bataillon bestehen bleiben. Die Zuteilung der Maschinengewewehre zum Bataillon begründet man damit, daß das Bataillon als Gefechtseinheit oft in die Lage komme — auf sich allein angewiesen — zu kämpfen und in diesem Kampfe die Unterstützung durch die Maschinengewehre nicht entbehren könne.

Im Gegensatz hierzu ist in Deutschland die Zuteilung einzelner Maschinengewehrzüge an die Bataillone zwar möglich, aber nicht die Regel (Deckbl. 50, Ex.R. f. d. Inf., Z. 291a). Im allgemeinen wird bei uns — anders wie in fast allen anderen Staaten — die Maschinengewehrkompagnie zu einheitlicher Verwendung für entscheidende Gefechtshandlungen zusammengehalten werden. Der bedeutende Kräftezuschuß, der der Infanterie durch die Zuteilung der Maschinengewehre erwächst, ist zu wertvoll, als daß er durch gleichmäßige Verteilung auf die Bataillone verzettelt und abgeschwächt werden darf. Dort, wo die Entscheidung beabsichtigt wird, müssen alle Maschinengewehre zu wirkungsvoller Verwendung gebracht werden. Es ist für die Infanterie ungleich wichtiger, daß sie in den kritischen Momenten des Feuergefechtes von der Gesamtheit der Maschinengewehre an entscheidender Stelle unterstützt wird, als daß auf der ganzen Linie eine dauernde, gleichmäßige Feuerverstärkung durch Maschinengewehre eintritt. Es wird durch unsere Anschauungen über ihre Verwendung dem Führer ein Mittel in die Hand gegeben, durch den Einsatz der Maschinengewehre seinen Willen zum Siege zu betonen und zu betätigen.

IV.

Eine zeitgenössische Darstellung der Schlacht bei Kulm-Nollendorf.

Von

J. v. Pflugk-Harttung.

Es wird stets einen Reiz behalten, Berichte von Zeitgenossen oder gar Mitbeteiligten an bedeutenden Ereignissen zu lesen. Unter diesen befinden sich in erster Linie die Befreiungskriege, deren Jahrhundertgedenktage in wenigen Jahren bevorstehen. Einen solchen Bericht aus großer Zeit besitzt die Baronin von Eckardstein in Klein-Biesnitz bei Görlitz, die Enkelin des Feldmarschalls Kleist v. Nollendorf, die ihn mir freundlichst zur Verfügung stellte. Es ist eine Schilderung der Schlacht bei Kulm vom Grafen Groeben, beruhend auf dessen gleichzeitiger Aufzeichnung. Groeben war damals Generalstabsoffizier und ist als solcher in der Nähe des Helden der Schlacht bei Kulm-Nollendorf gewesen. In einem seiner späteren Briefe an die Schwiegertochter Kleists sagt er: „So edel, selbstlos und kräftig, wie ich den Helden nur mit schwachen Worten anzudeuten versuchte, sah ich ihn dann noch 1813 vor und teilweise bei der Schlacht von Leipzig, und ebenso teilweise in dem entscheidenden Feldzuge 1814. Auch 1814/15 bei der Armee in den Niederlanden verblieben, sah ich ihn fast täglich in Aachen, wo er ganz anerkannt und auf Händen getragen wurde.“

Der Bericht des Grafen Groeben lautet:

Der Feldmarschall Graf Kleist von Nollendorf war ein Vorbild des Heeres in reinster Gesinnung und edelstem Wohlwollen, in seiner Durchbildung des Geistes sowie in seiner Tapferkeit.

Als die Schlacht von Jena und Auerstädt verloren war, eilte ich sofort von der Universität zu Königsberg zu S. M. dem Könige und erhielt durch die Hand des damaligen Oberst und vortragenden Flügeladjutanten von Kleist meine Anstellung bei einem Kavallerieregiment, das bei Thorn an der Weichsel vor dem Feinde stand. 1809 ward von Kleist mein Divisionär. 1813 vor dem Waffenstillstand im Kaiserl. Russischen Hauptquartier sah ich von Kleist namentlich am ersten Tage der Schlacht von Bautzen auf den Höhen von Burg im heißesten Kampf vom Mittag bis zum Abend. Gegen große Übermacht verteidigte er diese Stellung. Seine Batterien, neben

denen er hielt, waren meistens demontiert, mehrere seiner Adjutanten verwundet, und die Reihen seiner tapferen Infanterie stark gelichtet. Da äußerte sein würdiger Chef des Generalstabs ihm die Bitte: „Exzellenz, exponieren Sie sich doch nicht so unnötig!", worauf ihm Kleist freundlich zürnend erwiderte: „Soll ich befehlen, was ich selbst nicht tue?" Diese Antwort war der einfache Ausdruck seines Heldensinnes — und an dem Tage trug er die Krone des Kampfes davon! Auf jedem Felde militärischer Tätigkeit gewiegt, schloß er mit Napoleon den hierauf folgenden Waffenstillstand, der die Einleitung wurde zu dem siegreichen Feldzug von 1813.

Wieder war es Kleist, aus dessen Händen ich in Böhmen, nach Auflösung des Waffenstillstandes, meine Wiederanstellung im preußischen Dienst erhielt, aus dem ich 1812 mich verabschiedet hatte. Ich war dem Generalstab des II. Armeekorps zugewiesen, das er durch zwei Feldzüge ruhmwürdig führte. Es war ihm vergönnt, am 26. August die Schlacht bei Dresden mit dem Angriff auf den großen Garten unddden Dohnaer Schlag zwischen kämpfenden Russen und Österreichern zu eröffnen.

Da der Sturm auf den letzteren auf höheren Befehl erst am Nachmittag in der Stunde stattfand, wo Napoleon mit seiner Hauptarmee aus Schlesien zurückgeeilt war, so gelang zwar der Angriff nicht, aber die neugebildete Reserve und Landwehr konnte doch den Mut dartun, der in steigendem Wachstum der Erfahrung die großen Erfolge von 1813—1815 mit herbeiführte. Hier war es auch wieder, wo Kleist, nicht aus der Vogelperspektive des kommandierenden Generals, sondern inmitten der Kämpfenden erschien und z. B. den schwerverwundeten tapferen Major von Sack im stärksten Feuer zwang, das Kommando seines 11. Regiments (später 22.) einem jüngeren Offizier zu überlassen; und sehr begreiflich, daß der, welcher Wohlsein und Gefahr mit den Seinen teilte und ihnen in seinem Korpsbefehl vom 26. August Lob und Dank aus nächster Anschauung aussprechen konnte, den Namen: „Vater Kleist" erhielt.

Der Rückzug von Dresden, den nur die Schlacht von Leipzig sühnen konnte, war beschlossen, und zwar mit einer Kolonne der Russischen Armee von Pirna über Nollendorf, mit dem größten Teil der großen Armee aber, fast nur in einer Kolonne über Dippoldiswalde nach dem Tal von Teplitz.

General von Kleist erkennt das Gefährliche des letzteren Beschlusses und schlägt vor, mit seinem Armeekorps den Gebirgsweg über Glasshütte, Fürstenwalde und Kraupan nach

Teplitz einzuschlagen. Es wird genehmigt, und nur eine Brigade desselben Korps (die 9.) muß in der Arrieregarde der großen Armee verwendet bleiben.

Wer noch bis dahin gezweifelt, daß die Fortsetzung der Schlacht von Dresden aufgegeben sei, wird es nun vollkommen inne. Der Sänger Viktor Fouqué hüllt sich weinend in seinen Mantel und betet still:

„Herr Gott, dein Wille soll ergehn,
Ich sündiges Menschenkind
Ich kann ihn leider nicht verstehn,
Ich bin zu blöd' und blind.
Doch heb' ich zu dir auf in Müh'
Das schmerzbeladene Haupt,
Und denke spät und denke früh
Dort schaut, wer diesseits glaubt."

Auf einem sehr beschwerlichen Nachtmarsch vom 28. zum 29. August war das Korps bei Fürstenwalde auf dem Kamm des Erzgebirges angelangt und bezog ein Feldlager. Es waren die Feldwachen kaum ausgesetzt, als wieder Bauern erschienen und berichteten, „der Feind sey schon im Teplitzer Thal". Preußische und russische Offiziere sprengten heran und bestätigten die Aussage: „Ostermann, Tolstoy und Prinz Eugen von Württemberg hätten den Paß von Nollendorf nicht halten können, und Vandamme sey ihnen ins Thal bis Culm gefolgt. Mit Ungestüm stürze der Feind mit seinem rechten Flügel längs dem Fuße des Gebirges vor und suche die engen Tore des Geiersberges und von Unterkraupen zu erreichen. Ein furchtbarer Kampf habe begonnen. Die russischen Garden stünden unerschütterlich fest, aber die Preußen sollten eilen zu helfen und sich selbst zu retten!" Dies empfing General von Kleist und ruhig erwiderte er: „Ich werde dem Feinde über Nollendorf in den Rücken gehen, sagen Sie das dem König und dem Kaiser!"

Man hatte es nicht gewagt, dem General ein solch gefahrvolles Unternehmen vorzuschreiben (denn wie leicht konnte er von Dresden aus gleichzeitig in den Rücken genommen werden?), sein eigner heller und entschlossener Blick sollte entscheiden, und er entschied. Oberstleutnant von Grolman, der von Dresden ab die Stelle des abwesenden Chefs des Generalstabs übernommen hatte, schrieb die folgende Disposition zum anderen Tage nieder: „Das Korps bricht um $^1/_2$4 Uhr auf und geht rechts abmarschiert über Nollendorf auf der Chaussee nach Töplitz weiter. Der 10. Infanteriebrigade folgt die Reservekavallerie, alsdann die 11. und 12. Infanteriebrigade, alles dicht aufgeschlossen. Die Arrieregarde

ist nach Zurücklassung eines Beobachtungspostens bei Glaßhütte um 4 Uhr bei Fürstenwalde und geht auf Peterswalde, beobachtet die Straße von Dresden und folgt dann langsam dem Hauptkorps nach. Die Reserveartillerie wird unter die Brigaden verteilt. Alle Bagage bleibt stehen und die Pferde werden mitgenommen. Oberstleutnant von Blücher hat mit seinem Husarenregiment die Avantgarde und sucht den feindlichen Artilleriepark zu überraschen und zu vernichten. Ein gewandter Offizier geht mit einer Eskadron von Nollendorf auf Aussig, und fordert das bis dahin detachierte französche Korps durch einen Trompeter zur Kapitulation auf. — Am Breitenauer Kreuzweg ist der Sammelplatz."

Wer sich je die Leonidasschar am Abend vor dem Kampfe an den Thermopylen gedacht, hat ein schönes Vorbild von dem, was der Vorabend der Schlacht bei Kulm im Kleistschen Hauptquartier darbot. Kein mutloser Blick, der an den Wänden kreiste, kein finsterer der am Boden wurzelte, in heiterer und doch feierlichernster Stimmung saß der Held mit seinem Gefolge und genoß das einfache Nachtmahl.

Alle Generäle usw. waren zum Paroleempfang befohlen, die Disposition ausgegeben, Herz ruhte am Herzen — und nun die Führer hinaus zu ihren Truppen in die finstere Nacht.

Das Lager, sonst eine wunderbar erleuchtete Feenstadt, schien verschwunden, ein müder Tag ruhte in den Armen des Schlafes; nur hin und wieder gab ein naher, dunkler Tannenwald das lange „Wer da?" der Lagerwachen wieder. Man hörte den Atem von Tausenden leise flüsternd über der Heide wehn: „Gott über uns, Gott mit uns, gute Nacht ihr alle!"

Aber soeben hatte ein treuer Bergmann aus Oberkraupen die Anzeige von Oberstlieutnant von Schöler gebracht, der den Prinzen Friedrich der Niederlande aus dem Hauptquartier Kleists abgeholt hatte, „daß der Paß vom Feinde noch nicht erreicht und von aller verfahrenen Bagage gereinigt sey!"

Da wandte sich Kleist an Grolman mit der Frage: „Was nun?" „Ich denke, es bleibt beim alten!" entgegnete dieser in seiner gewöhnlichen Geistesklarheit und Ruhe, freundlich dreinsehend — und es blieb beim alten, d. h. bei dem rühmlich Beschlossenen.

Die Verteilung der Reserveartillerie hielt auf, Oberstleutnant von Blücher mit seinen Braunen von Glaßhütte kommend, hatte sich verspätet. Ein dicker Nebel lag auf Gebirg und Tal, und die Sonne mochte schon lange herauf sein, als der Abmarsch begann.

Erst vor Nollendorf brachen die Wolken: 30 Munitionswagen und 100 Mann Bedeckung wurden daselbst überrascht und ohne Widerstand genommen. Unterhalb noch weithin dicker Nebel. Als auch dieser gefallen, lag das schöne Tal von Teplitz vor unseren Blicken, von einem glänzenden Tag beschienen.

Die Franzosen sah man ruhig in ihren Lagern, unsre Nähe in ihrem Rücken keineswegs ahndend, dann aufbrechen und gegen Teplitz marschiren.

Nachdem das zweite preußische Korps enge aufgerückt und die erbeuteten Wagen zerschlagen, wandte sich der Zug die lange schmale Straße ins Tal hinab. Da blitzten die Geschütze der einander gegenüberstehenden russischen und französischen Linien schon jenseits Kulm auf. Die Schlacht begann. Wenige Minuten darauf hörte man mehrere Lagen aus kleinem Gewehr kurz unten im Tal. Unsre Braunen waren bei Vordertelnitz, ganz wie es die Disposition vorausgesehen, auf den feindlichen Artilleriepark gestoßen und hatten 3 feindliche Kanonen und 3 Haubitzen genommen.

Der nun folgende Gang der Schlacht mag jetzt nur in wenigen Zügen angedeutet werden.

Dem überraschenden Angriff durch die Spitze des II. Armeekorps folgt ein unerwartet kräftiger feindlicher Gegenstoß. Oberst von Blücher wird schwer verwundet, die eroberten Geschütze werden vom Feinde wieder genommen, doch die vorrückende Vorhut stellt alles wieder her. Die 10. Brigade gewinnt Arbesau und die vorliegende Hochebene von Telnitz.

Hier entfaltet Kleist unter dem Schutz der 10. einen mächtigen Halbkreis von schwerem und leichtem Geschütz gegen die feindliche Hauptreserve bei Kulm, die sich gegen den Rückenangriff wendet. Die preußische Reservekavallerie findet links von Arbesau Feld zu einiger Entwickelung, und die folgende 11. Brigade sucht rechts der 10. die Verbindung mit dem russischen linken Flügel längst dem Gebirge, während die 12. Brigade noch weit hinauf in der engen Gebirgsstraße steckt und nur langsam folgen kann.

Das französische Armeekorps hat unterdess mit seinem rechten Flügel noch einen gewaltsamen Stoß gegen einen Teil der russischen Garde gemacht, der zurückgewiesen wird, während sein linker Flügel einen Angriff von Russen und Ostreichern abschlägt.

Da erkennt Vandamme, daß es sich für ihn jetzt nur noch um seinen Rückzug handelt. Alles, was in seiner Front gegen die Russen disponibel ist, die jetzt mit seiner meisten Artillerie zur Arrieregarde wird, wendet er stürmend gegen Kleist.

Die 10. preußische Brigade, die das Mittelfeld ihrer Artillerie überlassen, wird zurückgedrängt. Kleist führt sie persönlich wieder vor. Aber das um seinen Rückzug mit der Wut der Verzweiflung kämpfende, in eine große Masse zusammengedrängte, wohl noch mehr als 20000 Mann zählende französische Korps ist gegen die dünne Linie einer weitausgedehnten Brigade zu überwiegend; es durchbricht sie, zugleich gegen ihre Flügel wirkend. Das Bemühen der 11. Brigade, die schon weithin rechts im engsten Gebirgsweg fortgerückt ist, diesem Durchbruch Einhalt zu tun, bleibt fruchtlos.

Eine der festgeschlossenen feindlichen Kolonnen ihres rechten Flügels wird zwar durch den Angriff eines preußischen Landwehrkavallerieregiments und durch die drohende Stellung der übrigen Kavallerie zum Stehen gebracht, aber doch kaum eine Vierstunde, indem sie hinter Steinreihen eine Verbindung mit Arbesau findet. Die preußische Artillerie vor Telnitz muß von Tirailleursfeuer, dem geschlossene Massen folgen, überdeckt, eilend zurück und in der langen Enge zu 2 und 3 Geschützen abbrechen. Die 12. Infanteriebrigade kommt nicht mehr zur Entwickelung, obgleich Prinz August in altem Hohenzollernmut die Fahne eines Bataillons ergriffen hat.

In dieser Krisis erscheint das östreichische Korps von Coloredo auf der Höhe von Deutschneudörfl, das Weitere abwartend. Durch einen preußischen Offizier dringend ersucht: in das wankende Geschick der Schlacht einzugreifen, läßt Coloredo ihm endlich 7 Bataillone folgen, die in das in mittelst weiter vorgedrungene französische Korps über Arbesau in Flanke und Rücken eingreifen. Der sie führende östreichische General La Chiesa wird in einem Hause tödtlich verwundet, aber nun sind diese 7 Bataillone auch mitten im Feinde, der durch preußische Infanterie, ihre Artillerie und anderes Wagengewirre an weiterem Fortmarsch gehindert wird.

Über 11000 Mann streckten vor den Verbündeten die Waffen, während eine wohl noch größere Anzahl, nachdem sie z. T. die Gewehre weggeworfen, die steilen Abhänge des Erzgebirges hinaufklimmt, wo sich ihr sonst kein Widerstand entgegenstellen kann.

Nur die französische Kavallerie hat, einen glücklichen Augenblick benutzend, längs der stehengebliebenen preußischen Artillerie, deren Mannschaft teils verwundet, teils niedergehauen wird, den Gebirgspaß aufwärts einen Ausweg gefunden. Von ihr wird auch unser tapferer Kleist, der bis im letzten Augenblick bei seiner Artillerie standgehalten, mit seinem kleinen Gefolge fortgerissen und bis zu derselben Höhe unfern Nollendorf verfolgt, von der er zu diesem Kampf ausgegangen ist; aber hier wird er auch von seiner

von Peterswalde bis dahin gefolgten Nachhut unter General von Zieten aufgenommen, und die kühn nachstürmende feindliche Kavallerie teils niedergeschossen, teils zerstreut.

Anstatt sich, nur in der Front angegriffen, selbst gegen die stärkste Übermacht wie eine Schnecke in ihr Gehäuse zurückziehen zu dürfen, muß sich Vandamme, durch Kleist in den Rücken gefaßt, mit 3 Generälen als Gefangener ergeben (2 sind gefallen). Sein ganzes Gepäck, 2 Adler, 3 Fahnen, 81 Geschütze und über 200 Munitionswagen hat er verloren, und sein ganzes 32000 Mann starkes Armeekorps ist aufgelöst.

Der vortreffliche russische General von Diebitsch (später Generalfeldmarschall Graf Sabalkanski), der mit den russischen Gardehusaren dem fliehenden Feinde wie im Sturmwind gefolgt ist, begrüßt unsere Helden auf der Höhe von Nollendorf zuerst mit aufrichtigem Jubel als Sieger, und die Geschichte nennt ihn mit Stolz ihren Feldmarschall Grafen von Kleist-Nollendorf.

Freudiger als nach der Schlacht bei Dresden besingt jetzt Fouqué: Die Siegesschlacht von Kulm.

Der Sieg schwang seine gold'nen Flügel
Durchs Kampfestal,
Und wie Altäre glüh'n die Hügel
In seinem Strahl.
Der hohen Berge Wipfel wallen
Voll Opferpracht,
Derweil noch einz'le Donner schallen,
Echo der Schlacht.
Hart habt Ihr schwer und hoch gerungen,
Manch' heißen Tag,
Nun ist's, Ihr Brüder, ist's gelungen,
Der Sieg ist wach!
Herüber tönt's von Schlesiens Höhen,
Her aus der Mark,
Wie Preußens, Schwedens Banner wehen,
An Ehren stark.
Wie flüchtig scheue Franzenhaufen
Vor deutschem Schwert
Entherzet zittern, schwanken, laufen,
Von deutschem Herd.
Könnt fassen ihr den reichen Segen
Von nah und fern?
Bist du nicht fast davor erlegen,
Du Volk des Herrn?
Vor dem durchbebt dich heil'ges Zittern,
Der kann und will;
Knie nieder unter Furchtgewittern
Und bete still.

K. G.

V.

Kavalleristen als Divisionskommandeure.

Von

F. v. Schmidt, Generalmajor z. D.

Unter dieser Spitzmarke schneidet ein ungenannter Verfasser im Deutschen Armeeblatt vom 25. September 1910 ein eigenartiges Thema an, das in dem Vorschlag gipfelt, aus der Infanterie hervorgegangene Generale auch als Führer von Kavalleriedivisionen zu verwenden, entsprechend dem System der Beförderung von Kavalleristen zu Kommandeuren der Infanteriedivisionen.

Der Gedanke ist nicht neu, denn es wird als Tatsache erwähnt, daß General von Bose seinerzeit zur Leitung einer Kavalleriedivision im Rahmen der Friedensübungen für 1870 bestimmt war.

Wenn diesseits unternommen wird, des näheren auf die inhaltvollen Ausführungen einzugehen, so sei vorweg der Meinung Ausdruck gegeben, daß eine Doktorfrage aufgetischt wurde, und das Für und Wider reich an Zahl und Bedeutung ist.

Vor 50 Jahren war unter Kavallerieoffizieren die Phrase gang und gäbe: „Aus dem Tornister wird kein Mantelsack". Aber durch die seitdem erfolgte Vermehrung der Kavallerie und nach den Feldzügen fanden viele Leutnants der Infanterie Anregung, überzutreten, und sind zum nicht geringen Teil in hervorragende Stellung gelangt, so daß von einem bleibenden Unterschied nicht die Rede sein kann. Auch ist in den verflossenen Jahrzehnten bei Infanterie und Kavallerie Ballast aller Art über Bord geworfen — auf materiellem wie geistigem Gebiet so viel aptiert worden, daß das Verständnis beiderseits für die speziellen Aufgaben der Waffen wie über ihr Zusammenwirken heutzutage allgemein auf erheblich höherer Stufe steht als 1870.

Kaiser Wilhelms Worte: „daß es uns nicht beschieden ist, auf Lorbeeren auszuruhen" sind nicht verhallt, und Europa in Waffen tut ein übriges zum Antrieb.

Nun besteht kein Zweifel, daß die führenden Infanteriegenerale am besten beurteilen, wo Kavallerie nützlich ist, und im Kriege haben sie ihr auch manchen Ruhmesweg direkt gewiesen; dementsprechend ist der von ihnen im Frieden kommende Impuls einzuschätzen.

Aber etwas anderes und ein großer Unterschied ist's um den beregten völligen Wechsel der Waffe als Leutnant und im Rang des Generals.

Immerhin sei angenommen, daß die geeignete Persönlichkeit da ist, so drängt sich mir die paradox erscheinende Meinung auf, daß eine Mobilmachung der günstige Augenblick für den Übertritt ist. Ausgestattet mit Passion und Wissen für Verwendung der Waffe im großen, werden Pflichtgefühl und Ehrgeiz den neuen Herrn zu Taten antreiben; und wer Initiative besitzt und im Kriege gut zu befehlen versteht, gewinnt bekanntermaßen schnell die Begeisterung der Untergebenen. Die Handhabung der vereinigten Division wird dem mit der Technik nicht ausreichend vertrauten Führer um so leichter gelingen, je besser seine Unterführer sind, je fester sie ihre Truppe in der Hand haben.

Anders gestalten sich die Vorgänge im Frieden, der die Schule ist; und man mag klein oder groß über die Einzelheiten des Dienstes denken, der Segen höheren Nachdrucks darin kann nicht ausgeschaltet werden.

Die Beherrschung der Technik in Führung von sechs und mehr vereinigten Regimentern ist eine Kunst, die sich niemand aus dem Ärmel schüttelt, und ohne Aufrechterhaltung der Ordnung erleiden die Übungen in großen Verbänden wesentlich Einbuße an Wert für die Ausbildung von Führern und Truppe wie für Erziehung zur Disziplin. Ordnung! Geschlossenheit! werden allzeit bei dem flüchtigen Element der Waffe Mahnrufe bleiben, die wie Flammen zünden; der Begriff „geöffnete Ordnung“ wirkt auf die Bewegungen der Kavallerie gemeinhin wie Aschenregen.

Das alles aber steht durch Fleiß, Einsicht und Übung der Erlernung offen, und in dem erreichten Ergebnis liegt diesseitigen Erachtens ein großer Prüfstein kavalleristischer Eigenschaften.

Es erübrigt noch die Ansicht wiederzugeben, die der Einsender beregter Abhandlung ausspricht über Reitfertigkeit: „Man denke nur an die in verhältnismäßig jungen Jahren in Generalstellen gelangten ehemaligen Chefs des Generalstabes von Armeekorps. Die Reitfertigkeit spielt keine Rolle; was ein Kavalleriedivisionskommandeur darin leisten muß, leistet die größte Zahl der aus der Infanterie hervorgegangenen Generale. Seine Aufgabe ist es nicht, vor der Division herzureiten, sondern sie besteht darin, sich den Blick über das Ganze offen zu halten, zu befehlen, die Ausführung der Befehle zu beobachten und in geeigneter Weise in den Gang der Operation einzugreifen. Warum soll das nicht auch ein Infanterist können?“

Im Anschluß hieran finde die Bemerkung Platz, daß unsere Ausführungen keine Frage berühren wollen, die speziell die Individualität betrifft, auf das persönliche Gebiet übergreift; und aus diesem Gesichtspunkt sei einem Teil der vorstehenden Ansichten kurzerhand zugestimmt, anderenteils soll Mögliches hinsichtlich Selbstausführung im Reiten hier nicht erörtert werden; auch gehört die Reitpeitsche zu den Emblemen des Friedens, und unbefangene Erinnerung und Beurteilung der großen und kleinen Taten der Kavallerie von 1864 bis 1871 erkennen rückhaltlos die Reitfähigkeit von Führern und Truppen an; aber im Kriege steigt die Gewalt des Befehls zu ihrer ganzen Höhe, und Führung ist alles.

Hauptbedingung bleibt also ebnermaßen für den Infanterie- wie Kavallerieführer, daß sie sich an der richtigen Stelle befinden, und daß sie ihre Truppe keine Umwege machen lassen, kein chassé croisé, sondern auf dem nächsten Wege dahin bringen, wohin der Auftrag lautet bzw. wo sie notwendig ist; und dieser sozusagen Lotsenarbeit wird hüben wie drüben mit der Entschlußfähigkeit, anzugreifen bzw. zu attackieren, die Krone aufgesetzt.

Das neue Leben, in das die Kavallerie seit 1870/71 in bezug auf Führung, Verwendung und Ausbildung eingetreten ist, läßt diesseits den Gedanken einer Notlage in Führerstellen nicht aufkommen; und wenn Kavallerieführer allzeit, insbesondere bei uns, seit hundert Jahren rar gewesen sind, so sollte man daraus kein Gespenst machen; denn der Fehlbetrag war vornehmlich das Produkt eines lückenhaften Systems der Ausbildung im großen wie der Anforderungen. die an Kavallerieführung im Frieden gestellt waren.

Im ewigen Auf und Ab der Taktik der Kavallerie hat sich das Blatt wieder seit vier Jahrzehnten zum besseren gewandt; eine gute Methode in Heranbildung von Führern, im besonderen die praktischen Übungen sorgen für Gewöhnung an zweckentsprechendes Handeln in Massenverwendung, Aufklärung und Verfolgung, und bieten Gewähr für eine wesentliche Verallgemeinerung der Bereitschaft im Führerelement der Kavallerie.

Es erscheint daher das empfohlene Revirement in Divisionskommandeurstellen weder notwendig noch im allgemeinen geeignet, als Prinzip einzusetzen.

VI.

Offiziermangel und Offiziersatz im deutschen Reichsheere.

Von

Bobbe-Wernigerode.

Während in Frankreich im Jahre 1910 bei der Infanterie ungefähr 350 Leutnants über den Etat vorhanden sind und 1909 deren Zahl 471, 1908 sogar noch 600 betragen hat, kann man im deutschen Reichsheere von überetatsmäßigen Leutnants, namentlich bei der Infanterie, nicht reden. Gleichwie in Großbritannien nach einer der letzten Nummern des „Niniteenth Century“ sich ein Offiziermangel bemerkbar macht — es fehlen weit über 200 Leutnants — und auch die United States Army unter einem zunehmenden Mangel an Berufsoffizieren aller Waffengattungen leidet, ist dieses noch viel mehr der Fall beim deutschen Reichsheere. Bei ihm ist die Zahl der Offiziere in vielen Truppenteilen weit unter dem Etat.

Aufgabe nachstehenden Artikels soll es sein, zahlenmäßig die Fehlstellen bei den Leutnants des deutschen Reichsheeres nach dem Stande vom 1. Juli 1910 nachzuweisen.

Vorhanden waren an Oberleutnants und Leutnants zusammen am 1. Juli 1910:

Bei	Preußen	Württemberg	Sachsen	Bayern	Zusammen
der Infanterie	5737	361	486	795	7379
den Jägern	229	—	29	27	285
den Maschinengewehrabteilungen	47	—	6	3	56
der Kavallerie	1503	71	103	165	1842
der Feldartillerie	1538	99	171	225	2033
der Fußartillerie	554	—	28	70	652
den Pionieren	360	17	37	38	452
den Verkehrstruppen	199	1	15	27	242
dem Train	148	11	14	25	198
den sonstigen Formationen und nicht regimentierten Leutnants	964	21	60	127	1172
Istbestand: Zusammen	11279	581	949	1502	14311

Der Etat 1910 sieht vor bei	Preußen	Württemberg	Sachsen	Bayern	Zusammen
der Infanterie	6630	374	613	959	8576
den Jägern	238	—	34	26	298
den Maschinengewehrabteilungen . . .	39	—	6	3	48
der Kavallerie	1405	72	126	202	1805
der Feldartillerie	1582	84	177	228	2066
der Fußartillerie	567	—	35	81	683
den Pionieren	408	18	35	44	505
den Verkehrstruppen	197	1	15	31	244
dem Train	170	10	20	32	232
den sonstigen Formationen und nicht regimentierten Leutnants	844	11	62	113	1030
Sollbestand 1910: Zusammen	12080	570	1123	1714	15487
Istbestand am 1. Juli 1910:	11279	581	949	1502	14311
mithin gegen den Etat weniger:	801	—	174	212	1176
mehr:	—	11	—	—	—

Geht man nun des Näheren auf die einzelnen Kontingente und Waffengattungen ein und läßt man die nicht regimentierten Leutnants und die Leutnants bei besonderen Formationen (Kadettenkorps, Unteroffizierschulen und Vorschulen, Militärturnanstalt, Festungsgefängnisse usw.) außer Ansatz, so ergibt sich ein wesentlich anderes Bild, das nachstehende Tabelle (S. 59) erläutern möge.

Die erste Tabelle ergab 1176 Fehlstellen bei den Leutnants, die zweite ergibt 1319, mithin mehr 143. Hiervon entfallen auf Preußen (922 — 801 =) 121 und Bayern (226 — 212 =) 14, zusammen 135, auf Württemberg [+ 11 — (+ 1) =] — (+ 10) und Sachsen (— 174 — 172 =) + 2, zusammen — 8, so daß sich obige 143 Mehrfehlstellen ergeben.

Nach der letzten Tabelle ergibt sich gegen den Etat ein Mehr an Leutnants in Preußen bei der Kavallerie, den Maschinengewehrabteilungen und den Verkehrstruppen; in Württemberg bei der Feldartillerie und dem Train, in Sachsen bei den Pionieren, in Bayern bei den Jägern und der Feldartillerie, in keinem der Bundesstaaten jedoch bei der Infanterie und der Fußartillerie.

An Fehlstellen bei den Leutnants werden nachgewiesen bei der Infanterie 893 (Preußen) + 13 (Württemberg) + 127 (Sachsen) + 164 (Bayern), zusammen **1197**; bei den Jägern 9 (Preußen) + 5 (Sachsen) — 1 (Bayern), zusammen **13**; bei der Feldartillerie 44 (Preußen) + 6 (Sachsen) — 15 (Württemberg) — 2

Staat		Infanterie	Jäger	Maschin.-gewehr-abteilgn.	Kavallerie	Feld-artillerie	Fuß-artillerie	Pioniere	Verkehrs-truppen	Train	Zu-sammen
Preußen	Sollbestand	6630	238	39	1405	1582	567	408	197	170	11237
	Istbestand	5737	229	47	1503	1538	554	360	199	148	10315
	mithin —	893	9	—	—	44	13	48	—	22	922
	+	—	—	8	98	—	—	—	2	—	—
Württemberg	Sollbestand	374	—	—	72	84	—	18	1	10	559
	Istbestand	361	—	—	71	99	—	17	1	11	560
	mithin —	18	—	—	1	—	—	1	—	—	—
	+	—	—	—	—	15	—	—	—	1	1
Sachsen	Sollbestand	613	34	6	126	177	35	35	15	20	1061
	Istbestand	486	29	6	103	171	28	37	15	14	889
	mithin —	127	5	—	23	6	7	—	—	6	172
	+	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—
Bayern	Sollbestand	959	26	3	202	223	81	44	31	32	1601
	Istbestand	795	27	3	165	225	70	38	27	25	1375
	mithin —	164	—	—	37	—	11	6	4	7	226
	+	—	1	—	—	2	—	—	—	—	—
Deutsches Reichsheer	Sollbestand	—	—	—	—	—	—	—	—	—	14458
	Istbestand	—	—	—	—	—	—	—	—	—	13139
	mithin —	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1319

(Bayern), zusammen **33**; bei der Fußartillerie 13 (Preußen) + 7 (Sachsen) + 11 (Bayern), zusammen **31**; bei den Pionieren 48 (Preußen) + 1 (Württemberg) + 6 (Bayern) — 2 (Sachsen), zusammen **53**; bei den Verkehrstruppen 4 (Bayern) — 2 (Preußen), zusammen **2**; beim Train 22 (Preußen) + 6 (Sachsen) + 7 (Bayern) — 1 (Württemberg), zusammen **34**.

Ein Überschuß an Leutnants gegen den Etat findet sich vor bei der Kavallerie und den Maschinengewehrabteilungen; bei letzteren beträgt er 8 (Preußen), bei der Kavallerie 98 (Preußen) — 1 (Württemberg) — 23 (Sachsen) — 37 (Bayern), zusammen **37**.

Bevor ich mich den einzelnen Waffengattungen, Regimentern und Bataillonen usw. zuwendet, möchte ich zum Verständnis der nachstehenden Zeilen vorausschicken, daß nach den mir gemachten Angaben der zuständigen Kriegsministerien der Etat vorsieht an Oberleutnants und Leutnants zusammen bei der Infanterie für ein Regiment zu 3 Bataillonen mit hohem Etat 52, mit niederem Etat 40, für ein Regiment zu 2 Bataillonen 27; für ein Jägerbataillon in Preußen und Sachsen 17, in Bayern 13; für eine

Maschinengewehrabteilung 3; für ein Kavallerieregiment zu 5 Schwadronen 18, zu 4 Schwadronen — 4 Regimenter in Bayern — 15; für ein Feldartillerieregiment zu 6 fahrenden oder 3 fahrenden und 3 reitenden Batterien 21, für ein Feldartillerieregiment zu 6 fahrenden und 2 reitenden Batterien 30, für ein Feldartillerieregiment zu 5 fahrenden Batterien — 11 Regimenter in Bayern — 18, für ein Feldartillerieregiment zu 5 fahrenden und 2 reitenden Batterien — 1 Regiment in Bayern — 27; für die Feldartillerieschießschule 31; für ein Fußartillerieregiment zu 3 Bataillonen 47—48 (für Bespannungsabteilung 1 mehr), zu 10 Batterien 39—40, zu 9 Batterien (Sachsen) 35, zu 2 Bataillonen 32—33, für die Fußartillerieschießschule 15; für ein Pionierbataillon zu 4 Kompagnien 16—18, zu 3 Kompagnien — 1 Bataillon in Bayern — 12; für ein Eisenbahnregiment 35, für ein Eisenbahnbataillon (Bayern) 15, für die Betriebsabteilung der Eisenbahnbrigade 11; für ein Telegraphenbataillon mit Funkenabteilung 17, für ein Telegraphendetachement (Bayern) 10; für das Luftschifferbataillon 11, für die Luftschifferabteilung (Bayern) 3; für die Versuchsabteilung der Verkehrstruppen mit Versuchskompagnie und Kraftfahrabteilung 16; für ein Trainbataillon 10.

Ich komme nunmehr zur Betrachtung der einzelnen Waffengattungen, Regimenter und Bataillone. Zunächst wende ich mich der Infanterie zu, um bei dieser festzustellen, daß sich am 1. Juli 1910 im deutschen Reichsheere 15 Regimenter (sämtlich mit 3 Bataillonen) vorfanden, deren Leutnantsbestand das etatsmäßige Soll übertraf. An der Spitze steht das 1. Garderegiment z. F. (hoher Etat), das gegen den Etat mehr nachweist 10 Leutnants, darunter allerdings 7 Prinzen, die keinen aktiven Dienst leisten. Es folgen — sämtlich Regimenter mit niederem Etat — 3 Regimenter (20., 159., Bayerisch 1.) mit 3 Leutnants über den Etat, 5 Regimenter (6., 19., 35., Württembergisch 119., Bayerisch 2.) mit 2, 6 Regimenter (48., 114., 167., 170., Württ. 120., 127.) mit 1 Leutnant über den Etat. 13 Regimenter, darunter 10 zu 2 Bataillonen, haben die etatsmäßige Zahl an Leutnants, es sind dies die Regimenter: 5. Garde, 5. Gardegrenadiere, 148., 149., 153., 154., 157., 158., 168., 169., Württ. 121., Sächs. 107., Bayer. Leib-. Wenden wir uns nun den Infanterieregimentern zu, die Fehlstellen an Leutnants aufzuweisen haben und gehen wir zunächst auf die Regimenter mit hohem Etat (52 Leutnants) ein, so finden wir ein Regiment (Nr. 17 in Mörchingen), bei dem 25 Leutnants am Etatssoll fehlen. Es folgen 2 Regimenter (131. und 145.) mit 23, 5 Regimenter (130., 135., 138., 142., 144.) mit 21, 3 Regimenter (67., 112., 137.) mit 19, 3 Regimenter (98.,

132., Bayer. 8.) mit 18, 2 Regimenter (97., 136.) mit 17, 2 Regimenter (99., Sächs. 105.) mit 16 fehlenden Leutnants. Regiment 60 weist 15 Fehlstellen nach, Regiment 143 deren 12, Bayer. 4. Regiment deren 10. 8 Leutnants fehlen bei 2 Regimentern (1. Gardegrenadiere, Gardefüsiliere), 7 bei 1 Regiment (Augusta), 6 bei 1 Regiment (Franzer), 5 bei 2 Regimentern (2. und 3. Garde), 2 beim 4. Garderegiment und 1 bei den Elisabethern. Beim Regiment 166, das erhöhten Etat (31 Leutnants bei 2 Bataillonen) hat, fehlen 5 Leutnants am Soll. Bei den Regimentern mit niederem Etat (40 Leutnants bei 3, 27 bei 2 Bataillonen) weist ein Regiment (Bayer. 17.) 14 Fehlstellen nach, eins (Sächs. 134.) 13, eins (Bayer. 20.) 12, eins (Rg. 25) 11. Bei 7 Regimentern (Sächs. 101., 103., 108., Bayer. 9., 11., 19., 21.) fehlen 10 Leutnants, bei 10 Regimentern, darunter eins zu 2 Bataillonen (44., 86., 91., 172., Sächs. 100., 102., 139., Bayer. 6., 16., 22.) deren 9, bei 12 Regimentern (7., 11., 31., 57., 69., 76., 87., 93., 140., Sächs. 104., 179. — 2 Bataillone —, Bayer. 5.) deren 8, bei 15 Regimentern (4., 18., 24., 29., 59., 65., 70., 75., 92., 147., 150., 151., Sächs. 106., 181. — 2 Bataillone — Bayer. 14.) deren 7, bei 13 Regimentern (12., 22., 49., 61., 73., 88., 109., 111., 128., 141., Sächs. 133., Bayer. 10., 12.) deren 6. 19 Regimenter (1., 14., 23., 30., 33., 37., 40., 43., 46., 54., 56., 58., 90., 94., 118., 129., 160. — 2 Bataillone —, 171., Bayer. 13.) weisen 5 fehlende Leutnants auf, 24 Regimenter (2., 9., 13., 16., 21., 27., 38., 39., 41., 45., 62., 64., 71., 80., 82., 110., 117., 146., 165., 174. — zwei Bataillone —, Württ. 124., 126., Sächs. 177., Bayer. 18.) deren 4, 20 Regimenter (3., 15., 26., 28., 36., 50., 55., 72., 81., 84., 85., 95., 152., 155., 163. — letztere 3 zu 2 Bataillonen —, Württ. 122., 180 — 2 Bataillone —, Bayer. 3., 7., 15.) deren 3, 24 Regimenter (5., 10., 32., 34., 42., 51., 52., 53., 63., 66., 74., 78., 79., 83., 89., 96., 113., 115., 161., 162., 173., 176. — letztere 4 zu 2 Bataillonen — Württ. 125., Bayer. 23. — 2 Bataillone) deren 2. Eine Fehlstelle gegen den Etat findet sich bei 10 Regimentern (8., 47., 68., 77., 116., 156., 164., 175. — letztere 3 zu 2 Bataillonen — Württ. 123. Sächs. 178. — 2 Bataillone).

6 Jägerbataillone haben überetatsmäßige Leutnants, und zwar 2 Bataillone (Gardeschützen und Bataillon 10) je 4, ein Bataillon (Bayer. 1.) 2, 3 Bataillone (4., 9., 11.) je 1; 2 Bataillone (1. und Sächs. 13.) haben das etatsmäßige Soll an Leutnants, bei 4 Bataillonen (3., 8., 14., Bayer. 2.) fehlt je 1 Leutnant, beim Bataillon 5 fehlen 2, bei den Bataillonen 2 und 7 fehlen 3 Leutnants, beim Bataillon 6 deren 4 und bei 2 Bataillonen (Gardejäger und Sächs. 12.) deren 5.

Bei der Kavallerie haben 50 Regimenter Leutnants über den Etat, darunter eins (Husaren 1.) deren 10, eins (Kürassiere 2.) deren 8, 3 (3. Gardeulanen, Dragoner 2., Ulanen 16.) deren 6, 7 (Gardes du Corps, 1. Gardeulanen, Kürassiere 1., Dragoner 18., 23., 24., Ulanen 9.) deren 5, 3 (Dragoner 22, Jäger zu Pferde 3., Sächs. Gardereiter) deren 4. 11 Regimenter (2. Gardeulanen, Dragoner 5., 7., 11., 12., 15., Husaren 5., 11., Ulanen 3., 7., 12.) haben 3, 11 Regimenter (Gardehusaren, Kürassiere 6., Dragoner 6., 10., 16., Husaren 4., Ulanen 2., 4., Jäger zu Pferde 2., Württ. Ulanen 19., Bayer. Schwere Reiter 1.) haben 2 und 13 Regimenter (2. Gardedragoner, Kürassiere 5., Dragoner 13., 21., Husaren 2., 10., 16., 17., Ulanen 1., 8., 15., Jäger zu Pferde 4., Bayer. Chevaulegers 4. — 4 Schwadronen) haben 1 Leutnant über den Etat, während 10 Regimenter (Kürassiere 4., Dragoner 3., 8., 14., 17., 19., Ulanen 6., 11., 13., Württ. Dragoner 25.) das etatsmäßige Soll nachweisen. Es fehlen je 1 Leutnant bei 11 Regimentern (1. Gardedragoner, Dragoner 1., 4., 20., Husaren 12., 15., Ulanen 5., 10., 14., Württ. Dragoner 26., Bayer. Chevaulegers 8. — 4 Schwadronen), je 2 bei 13 Regimentern (Gardekürassiere, Kürassiere 2., 7., 8., Husaren 3., 8., 9., 14., Jäger zu Pferde 1., Württ. Ulanen 20., Bayer. Ulanen 1., Chevaulegers 7. — 4 Schwadronen —, Sächs. Husaren 19.), je 3 bei 6 Regimentern (Dragoner 9., Husaren 7., Jäger zu Pferde 5., Sächs. Ulanen 18, Bayer. Chevaulegers 1., 3.), je 4 bei 4 Regimentern (Husaren 6., 13., Sächs. Karabinier, Ulanen 21.). 5 Leutnants fehlen beim Bayer. 2. Schweren Reiterregiment, je 6 bei 3 Regimentern (Sächs. Husaren 18., Bayer. Ulanen 2., Chevaulegers 5. — 4 Schwadronen), je 7 bei 3 Regimentern (Sächs. Ulanen 17, Bayer. Chevaulegers 2. und 6.).

35 Feldartillerieregimenter haben Leutnants über den Etat, darunter eins (Württ. 29.) deren 6, eins (Reg. 23.) deren 5, 5 (Reg. 4., 38., 68., Württ. 13., 49.) deren 4; 4 Regimenter (6., 27., 33., Sächs. 48.) haben 3 Leutnants mehr als das Soll, 6 Regimenter (30., 42., 57., Sächs. 28., Bayer. 2. und 6.) 2 und 18 Regimenter (1. und 4. Garde, 3., 14., 18., 21., 31., 40., 43., 44., 47., 54., 61., 62., Württ. 65., Sächs. 12., Bayer. 7. und 10.) 1. 12 Regimenter (19., 22., 25., 41., 55., 72., Sächs. 68., Bayer. 3., 4., 8., 11., 12.) haben die Sollstärke an Leutnants. Bei 22 Regimentern (3. Garde, 2., 7., 8., 10., 17., 26., 36., 51., 53., 59., 70., 71., 74., 76., Lehrregiment, Sächs. 64., 77., Bayer. 1., 5., 9.) fehlt ein Leutnant am Soll, bei 13 Regimentern (5., 11., 16., 20., 24., 45., 52., 56., 63., 66., 67., 69., 75.) fehlen 2 Leutnants, bei 4 Regimentern (1., 37., 50., 73.) deren 3, bei 4 Regimentern (9., 35., 46., 60.) deren 4,

bei 3 Regimentern (34., Sächs. 32. und 78.) deren 5, beim 2. Garderegiment deren 6 und beim Regiment 15 deren 8.

Bei der Fußartillerie hat Regiment 9 über den Etat 5 Leutnants, die Versuchsbatterie der Artillerieprüfungskommission deren 4, Regiment 3 einen; 6 Regimenter usw. (4., 5., 6., 7., 11. und Lehrbataillon) haben das etatsmäßige Soll, an dem bei 3 Regimentern (Garde, 2., 15.) 1, beim Regiment 10 2, bei 3 Regimentern (1., 8., Bayer. 2.) 3, beim Regiment 14 5, bei 2 Regimentern (13. und Sächs. 12.) 7 und beim 1. Bayer. Regiment 8 Leutnants fehlen.

Das Sächsische Pionierbataillon 12 hat 2 Leutnants über den Etat, 7 Bataillone usw. (Garde, 4., 21., 23., Sächs. 22., Bayer. 3. und die Pionierversuchskompagnie) haben Sollstärke, während bei den anderen 22 Bataillonen Leutnants fehlen, und zwar je 1 bei 5 Bataillonen (2., 5., 6., Württ. 13., Bayer. 2.), je 2 bei 8 Bataillonen (1., 3., 7., 8., 9., 10., 14., 15.), je 3 bei 4 Bataillonen (11., 17., 18., 24.), je 4 bei 3 Bataillonen (16., 20., 25.), je 5 bei 2 Bataillonen (19. und Bayer. 1.).

Bei den Verkehrstruppen hat das Bayer. Telegraphendetachement 3 Leutnants über den Etat, das Luftschifferbataillon und die Versuchsabteilung der Verkehrstruppen deren 2, Eisenbahnregiment 1 und 2 sowie Telegraphenbataillon 1 und 4 je 1 Leutnant. Das Bayer. Eisenbahnbataillon, die Bayer. Luftschifferabteilung und die Betriebsabteilung der Eisenbahnbrigade haben Sollstärke, an der beim Eisenbahnregiment 3 und den Telegraphenbataillonen 2 und 3 je 1 Leutnant fehlt.

4 Trainbataillone haben je 1 Leutnant mehr (Bataillone 8., 10., 14. und Württ. 13.), 3 Bataillone (16., 18., Bayer. 3.) haben Sollstärke. Bei 7 Bataillonen (Garde, 1., 4., 7., 15., 17., Bayer. 1.) fehlt je 1 Leutnant, bei 3 Bataillonen (9., 11., Sächs. 19.) fehlen je 2, bei 2 Bataillonen (2. und 3.) je 3, bei 3 Bataillonen (5., Sächs. 12., Bayer. 2.) je 4 und beim 6. Bataillon 5 Leutnants.

Von den Maschinengewehrabteilungen hat Abteilung 4 3 Leutnants über den Etat, 6 Abteilungen (2. Garde, 3., 5., 6., 8., 11.) je 1 Leutnant, 8 Abteilungen (1. Garde, 1., 2., 7., 10., Sächs. 12., 19., Bayer. 1.) haben Sollstärke, an der bei Abteilung 9 1 Leutnant fehlt.

Nachdem ich in vorstehendem die Fehlstellen an Leutnants im deutschen Reichsheere nachgewiesen habe, möchte ich noch kurz Angaben darüber machen, wie sich der Offiziersatz des deutschen Reichsheeres am 1. Juli 1910 stellte, um im Verein mit dem alljährlichen durchschnittlichen Abgang an Leutnants — Jahrbücher 1910, Nr. 465, S. 651 ff. — einen Schluß darüber ziehen zu können,

wann ungefähr, das weitere Anwachsen des Offiziersersatzes vorausgesetzt, die Fehlstellen an Leutnants verschwinden dürften.

An Fähnrichen waren am 1. Juli 1910 im deutschen Reichsheere vorhanden.

In	Infanterie	Jäger	Kavallerie	Feldartillerie	Fußartillerie	Pioniere	Verkehrstruppen	Train	Zusammen
Preußen . . .	566	34	126	50	51	59	36	14	936
Württemberg	45	—	6	4	—	3	—	1	59
Sachsen . . .	67	4	14	15	4	5	1	2	112
Bayern	232	3	48	44	18	11	3	10	369
Im ganzen:	910	41	194	113	73	78	40	27	1476

Während in Württemberg schon jetzt am etatsmäßigen Leutnantssoll nichts fehlt und nach vorstehender Tabelle auch ein genügender Offiziersersatz vorhanden ist, der auch den jährlichen Abgang durch Beförderung, Verabschiedung, Tod usw. genügend decken dürfte, kann hier der Offiziermangel schon jetzt als beseitigt angesehen werden.

Bayern weist zwar 226 Fehlstellen bei den Leutnants nach, denen aber nach obiger Tabelle 369 Fähnriche gegenüberstehen so daß, einen ungefähren Abgang von jährlich 180 Leutnants (durch Beförderung, Verabschiedung, Tod) und kein Sinken in dem jetzigen Andrang zur Offizierlaufbahn vorausgesetzt, auch hier der Offiziermangel in ungefähr zwei Jahren vorüber sein dürfte.

Sachsen braucht schon wesentlich längere Zeit, um die Fehlstellen an Leutnants verschwinden zu lassen. Sie betragen zurzeit 172, denen an Fähnrichen nur 112 gegenüberstehen. Der jährliche Abgang durch Beförderung, Verabschiedung, Tod usw. beträgt bei den Leutnants ungefähr 100, es dürften daher immerhin noch sechs bis acht Jahre vergehen, ehe Sachsen sagen kann, daß der Offiziermangel behoben ist und dabei ist noch Voraussetzung, daß der Andrang zur Offizierlaufbahn noch größer wird, was ja infolge der neuen Besoldungsordnung wohl zu erwarten steht.

In Preußen stehen den 922 Fehlstellen bei den Leutnants an Fähnrichen gegenüber 936, so daß sich also nur ein ganz geringes Mehr ergibt. Berücksichtigt man ferner, daß alljährlich durch Beförderung, Verabschiedung, Tod usw. ungefähr 1100 Leutnants in Abgang kommen, so haben wir, sofern sich nicht mehr junge Leute als bisher dem Offizierberufe widmen, vorderhand noch mit keinem Schwinden der Fehlstellen zu rechnen, ja, es dürften zehn und noch mehr Jahre vergehen, ehe man überhaupt von

einer wesentlichen Abnahme der Fehlstellen sprechen kann.

Zum Schluß möchte ich auch noch kurz die Fehlstellen beim Sanitätsoffizierkorps streifen, die fast 47 % der Sollstärke betragen. Weiteres darüber mag nachstehende Tabelle zeigen.

	Preußen	Württemberg	Sachsen	Bayern	Zusammen
An Ober- und Assistenzärzten					
sieht der Etat 1910 vor	856	43	82	127	1108
waren am 1. Juli 1910 vorhanden .	447	23	34	82	586
Es fehlen mithin am Etatssoll:	409	20	48	45	522

Umschau.

Bulgarien.

Die Veränderungen in den politischen Verhältnissen auf dem Balkan, insbesondere der anscheinend als feststehend zu betrachtende Abschluß des rumänisch-türkischen Militärvertrages einerseits und der enge Anschluß Bulgariens an Rußland anderseits sind Anlaß zu manchen Veränderungen in der bulgarischen Landesverteidigung. Dem Vernehmen nach soll sich Rußland bereit erklärt haben, den Schutz der bulgarischen Küste am Schwarzen Meer durch seine dort stationierte Flotte zu übernehmen, so daß die geringen Ansätze einer bulgarischen Flotte, die aus einer Jacht, dem Raddampfer „Alexander I.", dem Artillerie- und Torpedoschulschiff „Madjesda" und aus drei Torpedobooten „Chabri", „Derski" und „Smeli" besteht, entbehrlich sind. Von der früher beabsichtigten allmählichen Vermehrung dieser Flotte ist Abstand genommen und Personal und Material der Schiffsausrüstung sollen zu einem Küstenverteidigungskorps umgewandelt werden. In den Häfen Varna und Burgas sowie an der ganzen, etwa 150 km langen Küste sollen Küstenbatterien und Minenanlagen zur Verteidigung vorbereitet werden. Mit Rücksicht auf das rumänisch-türkische Militärabkommen sollen in Plewna, Schumla und an noch zwei anderen Orten neue Befestigungen an- Heeres-veränderung.

gelegt und die alten verstärkt werden. Zu dissem Zweck sind in den Etat 6 Millionen Franken eingestellt worden.

Die Infanterie soll um 72 Kompagnien verstärkt werden. Jedem Bataillon der 36 Infanterieregimenter soll noch eine, die fünfte, Kompagnie angegliedert werden, so daß höhere Einheiten als die Kompagnie, also Bataillone und Regimenter, nicht gebildet werden sollen. Dies ist der Vorschlag, den die Budgetkommission ausgearbeitet hat und der der Sobranje zur Beschlußfassung vorgelegt werden soll. Bahn.

Chile.

Bestellung von Artilleriematerial.

Nach eingehenden Schieß- und Fahrversuchen, die eine im vergangenen Jahre nach Deutschland entsandte Kommission mit Kruppschem und Ehrhardtschem Artilleriematerial vornahm, hat die Regierung zur Neubewaffnung der Feldartillerie Kruppsche Feldkanonen und Feldhaubitzen bestellt. Als Munition für die beiden Geschützarten wurde das Kruppsche Einheitsgeschoß (Granatschrapnell) gewählt. Bahn.

Dänemark.

Repetierpistole.

Die „Bayard"-Pistole von 9 mm Kaliber, die seit 1908 in Spanien als Handfeuerwaffe für die Offiziere im Gebrauch ist, soll auch in Dänemark eingeführt werden. Bahn.

Ecuador.

Landesbefestigung.

Im Hinblick auf ein etwaiges Zerwürfnis mit Peru soll beschlossen sein, Guayaquil zu befestigen und mit den Arbeiten bereits im Januar zu beginnen. Zurzeit sind bereits 8 Kanonen dort aufgestellt, und die für die Legung von Unterseeminen nötigen Untersuchungen sind beendet. Bahn.

Frankreich.

Lastkraftwagen.

Die Heeresverwaltung ist in Erwägungen darüber eingetreten, welche Trainfahrzeuge mechanischen Zug erhalten können und welche ihre bisherige Bespannung mit Pferden beibehalten müssen. Sie ist dabei zu dem Schluß gekommen, daß die Truppentrains Pferdezug behälten müssen, weil die zur großen Bagage gehörenden Fahrzeuge den Truppen überall hin auf schlechten Straßen und Wegen folgen müssen und auch keine größere Schnelligkeit gebrauchen als die Truppen. Nur die bei der kleinen Bagage eingeteilten bespannten Fleischwagen müßten durch Lastkraftwagen vom Verpflegungsdienst ersetzt werden, die das geschlachtete Fleisch von

den Schlachtviehkolonnen nachführten. Über die in dieser Beziehung ausgeführten Versuche ist im Juniheft Nr. 465, S. 666 u. 667, berichtet worden.

Für die beiden Staffeln Proviantkolonnen jedes Armeekorps, die die Truppentrains häufig mit Lebensmitteln zu versorgen haben, daher mit diesen bzw. mit den Truppen selbst in Berührung kommen und für den Hin- und Rückweg am Abend oder in der Nacht, in der Regel erst nach Abschluß der Bewegungen der fechtenden Truppen, im Mittel 100 km zurückzulegen haben, erscheint es von Vorteil, sie teils zu bespannen, teils mit Lastkraftwagen auszurüsten. Und zwar wird diejenige der beiden Staffeln aus Selbstfahrern (100—115 Wagen) zusammengesetzt sein müssen, die die Lebensmittelwagen der Truppen aufzufüllen hat und meist eine doppelt so weite Strecke zurückzulegen haben wird als die bespannten Fahrzeuge. Die andere Staffel, die nicht so notwendig gebraucht wird und daher langsamer fahren kann, wird zweckmäßigerweise mit Pferden bespannt bleiben. Dieser Grund kann gegenüber den eminenten Vorteilen der Lastkraftwagen — Fortfall der Pferde und des für dieselben mitzuschaffenden Futters, große Schnelligkeit und Ausdauer, kürzere Marschkolonnen u. dgl. — nur so lange entscheidend sein, als der Mangel an geeigneten Lastkraftwagen zur Beschränkung zwingt. Und vorläufig scheint auch in Frankreich dieser Fall noch vorzuliegen.

Die beiden Armeeproviantkolonnen jedes Armeekorps, die jetzt dem Armeekommando unterstellt und dazu bestimmt sind, unter Umständen die Korpsproviantkolonnen zu ergänzen, falls dies durch die Eisenbahnen nicht geschehen kann, brauchen sich nur langsam fortzubewegen. Deshalb ist tierischer Zug ausreichend. Dagegen soll der Hilfstrain jedes Armeekorps, der häufig Verpflegungsvorräte auf große Entfernungen von den Etappenhauptorten und Regulierungsstationen den Korpsproviantkolonnen nachzuführen hat, zur Hälfte aus Lastkraftwagen bestehen. Die Wagen sollen so eingerichtet sein, daß sie nach der Schlacht den Munitionsersatz aufnehmen und Verwundete zurückbefördern können. Die Verwendung von Lastkraftwagen ist danach vorläufig noch beschränkt. Was vermutlich, wie oben im Einzelfall bereits angedeutet, an der nicht ausreichenden Anzahl geeigneter Fahrzeuge liegt.

Um dem abzuhelfen, hat die Heeresverwaltung zu dem Mittel gegriffen, das in Deutschland jetzt seit fast drei Jahren mit steigendem Erfolg angewendet wird, durch staatliche Zuwendungen Unternehmer zu veranlassen, Lastkraftfahrzeuge nach vom Kriegs-

ministerium anerkannten Modellen für ihre Zwecke zu beschaffen und zu unterhalten.

Im Prinzip ist das Verfahren in beiden Ländern das gleiche. Nur die Einzelheiten der Bedingungen weichen voneinander ab. Die deutschen Bedingungen sind den Lesern schon bekanntgegeben. Die französischen sind folgende:

1. Für Lastkraftwagen für eine geringste Nutzlast von 200 kg wird eine Ankaufsprämie von 2000 Fr. und eine Unterhaltungsprämie von 1000 Fr. gewährt; erstere steigt um je 150 Fr., letztere um je 50 Fr. für je 50 kg mehr Nutzlast.
2. Für Zug- und Lastwagen wird gewährt: für eine geringst getragene Nutzlast von 2000 kg 2000 Fr. bzw. 1000 Fr. und für jede 250 kg mehr Nutzlast 150 bzw. 50 Fr. Zuschlag; für eine geringst gezogene Nutzlast von 5000 kg 1000 bzw. 500 Fr. und für je 500 kg geschleppte Nutzlast mehr einen Zuschlag von 100 bzw. 50 Fr.
3. Für Lastzüge wird gewährt: für eine geringste Nutzlast von 8000 kg 6000 bzw. 3000 Fr. und Zuschläge von 200 bzw. 100 Fr. für jede 500 kg Nutzlast mehr.

Vom Parlament sind für das laufende Jahr 300000 Fr. zur Bezahlung solcher Prämien bewilligt worden.

Neben sechs französischen Firmen ist auch die Schweizer Firma Saurer zugelassen, die in Suresnes bei Paris eine eigene Fabrikanlage geschaffen hat, um der Prämien teilhaftig werden zu können.

In der Zeitungsumschau ist angezeigt, daß in der Revue d'Artillerie (Oktoberheft 1910) ein niederkippbarer Lastkraftwagen beschrieben ist. Da das Prinzip dieser Konstruktion für die Fortschaffung schwerer Geschütze der Belagerungs- und Feldartillerie, ihrer Bettungen und ihrer Munition vielleicht von Nutzen werden kann, sei kurz hier darauf hingewiesen. Die Konstruktion ist von Schneider & Comp. entworfen und ausgeführt, zunächst ausschließlich zur Bewegung größerer Lasten im gewerblichen Verkehr. Vorder- und Hinterachse sind durch kräftige T-Eisen miteinander verbunden. Über der Vorderachse befinden sich der Bewegungsmechanismus und der gedeckte Führersitz. Den Hinterteil des Gestelles, etwa zwei Drittel der gesamten Länge, nimmt die Ladebühne ein, die über das hintere Ende des Wagengestelles nach unten gekippt werden kann. Auf diese Ladebühne kann mittelst Tauzuges und Rolle ein niedriger Lastrollwagen, der die zu befördernde Last trägt und sich mit seinen sehr niedrigen Rollen auf eisernen Schienen bewegt, hinaufgezogen werden, so weit, bis der Schwerpunkt der Last jenseits des Unterstützungspunktes liegt, die

Ladebühne also von selbst oder unter geringer Kraftäußerung wieder hochkippt und verriegelt werden kann. Wenn nötig, kann die Last auf der wagerechten Ladebühne noch verschoben werden, um sie für das Fahren angemessen auf Vorder- und Hinterachse zu verteilen. Zum Abladen kann der Schwerpunkt des beladenen Rollwagens jenseits des Drehpunktes verschoben werden, um das Niederkippen der Ladebühne zu erleichtern. Nachdem diese niedergelassen ist, läßt man den beladenen Rollwagen am Tau hinabrollen.

Es ist hier unter Fortlassung jeder Einzelzeichnung nur das Konstruktionsprinzip, so wie es sich aus den Darstellungen ergibt, skizziert worden. Für eine militärische Verwendung in dem oben angedeuteten Sinne müßten die Detaileinrichtungen der Sonderbestimmung entsprechend gestaltet werden. Zur Fortschaffung von Fahrzeugen auf Rädern, Geschützen, Protzen, Munitionswagen könnte z. B. der Rollwagen fortfallen und andere Einrichtungen könnten das Be- und Entladen erleichtern und verkürzen.

Auf den zurzeit im Gebrauch befindlichen Wagen können Lasten bis zu 6 t mit einer Geschwindigkeit von 12 km in der Stunde fortgeschafft werden.

Geschützwirkung gegen lenkbare Luftschiffe.

La France militaire stellt interessante Betrachtungen darüber an, welche Ergebnisse das Beschießen von lenkbaren Luftschiffen mittelst Feldkanonen haben kann und in welcher Weise Feldartillerie am zweckmäßigsten hierbei verfährt. Wenn eine größere Anzahl von Batterien zur Verfügung steht, soll sie in zwei Gruppen von möglichst 3—4 Batterien verteilt werden, die sich in einiger Entfernung voneinander aufstellen. Eine Batterie wird als Einschießbatterie bestimmt. Sie eröffnet ihr Feuer, sobald das Luftschiff bis auf etwa 6000 m herangekommen ist, und sucht dasselbe in eine Gabel von 600 m zu bringen. Sobald das erreicht ist, bestreut jede Batterie einen Abschnitt von 200 m, indem sie den Aufsatz um je 25 m ändert. Die zweite, entfernter stehende Gruppe verfährt ebenso, sobald das Luftschiff in ihren Schußbereich gelangt ist.

Ein volles Ergebnis, d. h. die völlige Zerstörung des Luftschiffes durch Gasexplosion und ein katastrophenartiges Niedergehen ist nur von einem Volltreffer zu erwarten, der innerhalb der Hülle oder unmittelbar davor explodiert. In diesem Falle würde selbst ein Luftschiff, das, wie die Zeppelins, aus vielen einzelnen Ballons besteht, völlig zerstört werden, da sich die Gasexplosion von einem Ballon auf den anderen fortpflanzen wird. Auf solchen Treffer wird selbst unter Aufwendung großer Mengen Munition und bei

vorzüglicher Feuerleitung sehr selten — nur ausnahmsweise zu rechnen sein.

Durch einen Treffer in die Gondel kann unter Umständen, wenn der Führer, mehrere Bedienungsleute, der Motor, der Ventilator usw. verletzt werden, ein sehr großer Schaden angerichtet werden, der ein Niedergehen des Luftschiffes verursachen kann.

Krepiert ein Geschoß 10—25 m vor dem Ballon, so wird die noch geschossene Sprenggarbe ein großes Loch in die Hülle reißen, das infolge des großen Gasverlustes ein schnelles Sinken des Luftschiffes herbeiführen wird. Für das Maß dieser Wirkung ist in diesem Falle die Konstruktion des Luftschiffes ausschlaggebend. Bei solchen Luftschiffen, die über nur einen ungeteilten Gasraum verfügen, muß die Wirkung eine sehr schnelle und bedeutende sein, während sie sich bei einem Kammerluftschiff dadurch abschwächt, daß nur einige wenige Kammern verletzt werden. Je geschlossener die Sprenggarbe noch ist, desto geringer ist die Zahl der verletzten Kammern, und es kommt auf die Zahl dieser zur Gesamtzahl der vorhandenen Gaskammern an. Die Zeppelinschiffe mit ihren 16 bis 17 Einzelballons und ihrer doppelten Hülle sind gegen derartige Unfälle am besten verwahrt, und sie werden den allmählichen Gasverlust durch Auswerfen von Ballast insoweit ausgleichen können, daß sie die Linie der eigenen Truppen zu erreichen vermögen. Liegt aber der Sprengpunkt des Geschosses weiter als 25 m, so hat sich der Sprengkegel schon derart ausgedehnt, daß jedes Sprengstück und jede Füllkugel, die den Ballon trifft, eine besondere Eintritts- und Ausgangsöffnung erzeugt. Je nach deren Zahl wird das Luftschiff einen stündlichen Gasverlust von vielleicht 2 m^3 Gas haben, der vielleicht durch Abwerfen von Ballast auszugleichen ist. Setzt man 200 kg Ballast voraus, so müßten schon 100 Füllkugeln die Gashülle treffen, um das Luftschiff innerhalb einer Stunde zum Sinken zu bringen. Danach würden nach Annahme der „France mil." zwei wohlgezielte Schüsse eine rasche Landung des getroffenen Luftschiffes herbeiführen können. Aber auch in diesem Falle sind Luftschiffe mit möglichst vielen Gaskammern im Vorteil, weil der Gasverlust davon abhängt, wie viele Gaskammern getroffen sind, und ob die unversehrt gebliebenen genügen, das Luftschiff nach Opferung des Ballastes in der Luft zu halten, bis es seine Basis wieder erreicht hat.

Wenn ein 75 mm-Geschoß die Gashülle beiderseitig durchschlägt, ohne dabei zu krepieren, so erzeugt es eine Ausgangsöffnung von etwa 80 mm, während sich die Eintrittsöffnung bis auf 20 bis 30 mm wieder schließt. Bei einem Einkammenballon würden

diese Öffnungen stündlich bis zu 54 m^3 Gas verlieren, so daß ein Luftschiff, das 200 kg Ballast führt, vermutlich noch 4 Stunden bewegungsfähig in der Luft bleiben und unter günstigen Umständen seine Basis erreichen oder aber sich ihr sehr nähern könnte. Das Mehrkammerluftschiff ist auch hier günstiger daran, weil durch einen solchen Schuß in der Regel nur eine oder höchstens zwei Kammern werden verletzt werden. Eine bis zu 10 m hinter dem Luftschiff detonierende Sprenggranate kann durch Zurückschleudern der Sprengstücke aus dem Geschoßboden die Gashülle durch mehrere Löcher beschädigen.

Aus dem meinerseits zum Vergleich erwähnten Verhalten der Mehrkammerluftschiffe ersieht man, welchen Vorteil gerade in bezug auf die Schwere der Verletzungen durch feindliches Feuer die Zeppelinschiffe und die in dieser Beziehung mit ihnen übereinstimmenden anderen Systeme mehrkammeriger Luftschiffe bieten bzw. bieten werden. Bahn.

Großbritannien.

In Woolwich und anderen Staatspulverfabriken scheinen Versuche im Gange zu sein, um die Ladungen großer Schiffskanonen von 30,5, 33 und 35,6 cm Kaliber zu bestimmen. Man hoffte, noch vor Ende Oktober greifbare Ergebnisse zu erlangen, da die Angelegenheit, auch wegen der in Aussicht stehenden 35,6 cm-Kanonen, sehr dringend sei. (Marineartilleriefragen.)

Hierdurch wird die Nachricht von Versuchen mit 33, 34,3 und 35,6 cm-Geschützen (1. Juliheft, S. 81 u. a.) bestätigt.

Die erste Division der Heimatflotte hat Torpedobootsabwehrschießen abgehalten und dabei zunächst nach fester, dann nach geschleppter Scheibe mit schwerer und leichter Artillerie gefeuert. Die Verwendung der 30,5 cm-Kanonen dabei während der Nacht wird als Neuerung bezeichnet.

Zeitungsnachrichten zufolge wird bei den in dem laufenden Rechnungsjahr auf Stapel gelegten Linienschiffen, die eine Wasserverdrängung von 25000 t haben sollen, eine Mittelartillerie wieder eingeführt werden. Sie wurde 1906 bei dem Bau von Dreadnought abgeschafft, und alle Nachfolger von Bellerophon bis Orion haben nur 10 30,5 cm-Kanonen neben der leichten Artillerie, die allerdings seit 1909 schon bis zum 15 cm-Kaliber gesteigert ist. Die neuen Linienschiffe sollen neben 34,3 cm-Kanonen wieder 23,4 cm erhalten. Dadurch wäre dann das Prinzip der Einheitlichkeit des Kalibers und damit der Vorteil möglichst einheitlicher Munitionsausrüstung wieder durchbrochen.

Leuchtende Geschosse.

Auch in England, im Fort Albert bei Yarmouth auf der Insel Wight, sind Versuche gemacht worden, für das Nachtschießen die Flugbahn der Geschosse dadurch zu bezeichnen, daß an dem Geschoßboden während des Fluges ein Leuchtsatz abbrennt. Dadurch ist es möglich, den Weg des Geschosses und dessen Auftreffpunkt in bezug auf das Ziel auch nachts zu beobachten. Die Versuche haben befriedigt und gleichzeitig ergeben, daß Geschosse, die das Wasser streiften, eine starke Richtungsänderung erfuhren. In zwei Fällen schien es, als ob die Geschosse nach der Berührung des Wassers fast senkrecht in die Höhe gingen. Bei kleinen Einfallswinkeln ist das Rikochettieren der Geschosse auf dem Wasser erklärlich.

Die Bezeichnung der Flugbahn am Tage mittelst Rauch, nachts durch Leuchten ist nichts Neues. Dies Verfahren ist erst vor kurzem von neuem angewendet bei den Geschossen aus Ballonabwehrkanonen, weil bei diesen die Lage der Flugbahn zum Luftschiff nicht anders zu beobachten ist.

Die Territorialarmee.

Die Manöverleistungen der englischen Territorialarmee, des Werkes des Kriegsministers Haldane, werden von der englischen Presse sehr verschieden beurteilt, je nach dem politischen Standpunkt, den die Zeitungen einnehmen. Die Anhänger der allgemeinen Wehrpflicht, die ein starkes stehendes Heer wünschen, legen ihrer Beurteilung als Maßstab die Anforderungen unter, die an ein stehendes Heer gestellt werden, und kommen infolgedessen zu einem sehr absprechenden Urteil über die Leistungen der Territorialarmee. Ich glaube, dieser Maßstab ist durchaus gerechtfertigt, denn wenn diese Armee jemals gegen ein Invasionsheer zu kämpfen haben sollte, so wird es gegen ein stehendes Heer sein, und es ist daher gerecht und billig, wenn von dem Heere, dem der Schutz des Heimatlandes anvertraut ist, möglichst gleich gute Ausbildung und Leistungen gefordert werden, wie sie das Einfallsheer besitzt, um nicht von vornherein die Chancen zu ungleich zu gestalten. Die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht und Anhänger der Territorialarmee dagegen schrauben ihre Anforderungen an die Leistungen der Territorials niedriger und berücksichtigen bei ihrer Beurteilung die tatsächlich vorliegenden Verhältnisse, kurze Ausbildungszeit, beschränkte Übungen, zu jugendlicher Ersatz, mangelndes Vertrautsein zwischen Vorgesetzten und Mannschaften usw., und gelangen in Anbetracht dessen zu befriedigenden Urteilen, obwohl die von ihnen selbst gebrachten Schilderungen der Manöverleistungen recht viel Unzulängliches aufweisen.

Um ein Bild von dem zeitigen Wert des Territorialheeres zu

entwerfen, seien die Beobachtungen des Referenten einer deutschen Zeitung inhaltlich wiedergegeben, der die Leistungen der Territorials sehr wohlwollend beurteilt und viele hervorgetretene Mängel den aktiven Offizieren, die die Führung der Territorials hatten, und den aktiven Truppen, die mit den Territorials gemeinsam übten, zur Last legt und der zu dem Schlußurteil gelangt, daß England keine Veranlassung habe, in bezug auf die Territorials pessimistisch zu sein. Jedes Land würde stolz darauf sein, in so kurzer Zeit und unter so ungünstigen Verhältnissen ein derartiges Heer von Freiwilligen geschaffen zu haben. Unbrauchbar ist die Territorialarmee ganz und gar nicht. Sie ist im Werden begriffen, und sie wird in Kürze eine höchst achtungswerte Armee sein, wenn man sie in ihrem Werdegange unterstützt.

Nichtsdestoweniger ist ausgesprochen, daß es der Zustand der Infanterie einfach unmöglich mache, daß die Territorialarmee jetzt einem feindlichen Invasionsheere entgegentreten könnte. Eine Reinigung der Truppe von allen Elementen, die sich der militärischen Disziplin nicht beugen wollen, wäre eine Vorbedingung für die Vervollkommnung.

Die Ausbildung der Infanterie soll sehr ungleichmäßig sein. Neben völlig unbrauchbaren Bataillonen gibt es tüchtig ausgebildete. Sie genügt auch nicht, um ein brauchbares Unteroffizierkorps zu schaffen. Mangels eines solchen gelang es nicht, die Disziplin während des Manövers aufrechtzuerhalten. Die Marschleistung war sehr gering, die Mannschaft versagte scharenweis, sobald die Sonne etwas wärmer brannte als gewöhnlich. Alle Versuche, die Marschordnung aufrechtzuerhalten, waren vergeblich. Die Benutzung des Geländes und das sprungweise Vorgehen im Feuergefecht ließ nichts zu wünschen übrig. Dagegen wurde vom Spaten zum Eingraben der Schützen wenig Gebrauch gemacht. Die Unterstützungstrupps waren meist nicht da, wo sie hingehörten, sondern da, wo sie Schatten fanden.

Die Yeomanry hat sich meistens zu Fuß im Feuergefecht betätigt. Trotzdem waren die wenigen Attacken, die geritten wurden, gut. Im Kundschafterdienst, heutzutage doch die bedeutendste Aufgabe der Reiterei, versagte die Yeomanry ganz.

Die Artillerie war von den drei Waffen die beste. Wahl der Stellung und Feuerleitung waren gut, das Instellunggehen aber zu langsam, weil die Heeresverwaltung die Geschütze mit geborgten Londoner Omnibuspferden bespannt hatte, deren schwerfällige Gangarten den Anforderungen nicht genügen konnten.

Am besten waren die Spezialtruppen: die Pioniere, die Radfahrer und die Motorfahrer, weil sie ausschließlich aus Fachleuten zusammengesetzt waren. Nach dem Urteil des Generals French sollen die Pioniere mehr geleistet haben als die aktiven.

Das Radfahrerbataillon bestand aus 450 jungen Leuten besserer Stände und leistete im Nachrichtendienst mehr als alle Yeomanry- und Infanteriepatrouillen. Außerdem hatte es die Aufgabe, dem einfallenden Feinde entgegenzueilen, ihn zu belästigen, als Streifkorps in seinem Rücken aufzutreten und Kolonnen und Trains abzufangen. Das Bataillon führte 3 Maschinengewehre auf Motordreirädern mit sich. Seine Leistungen werden außerordentlich gelobt.

Danach läßt die Infanterie, weil sie den am wenigsten geeigneten Ersatz, namentlich zu junge Rekruten erhält, sehr zu wünschen übrig, und es scheint, daß noch die Übungen vieler Jahre nötig sind, um sie zu einer kriegstüchtigen Waffe zu machen.

Bahn.

Italien.

Durchführung des Heeresgesetzes und Kommandostellen.

Im Gegensatz zu den Nachrichten einiger militärischer Blätter, z. B. „Popolo Romano“, die auch in einen Teil der deutschen Presse übergegangen sind, in der Durchführung des Heeresgesetzes würde der Kriegsminister Stockungen eintreten lassen, stehen neue bündige, an seinen „allgemeinen Normen vom 13. August“ festhaltende Erklärungen Spingardis und vor allem die Tatsachen. In den genannten Normen unterschied der Minister zwischen Neuerungen, die sofort durchgeführt werden könnten, und solchen, deren Durchführung erst nach und nach, je nach den Mitteln und Verhältnissen, möglich sei. Zu den letzteren gehören u. a. einige Kommandostellen, einige Verbände, die Stämme für die Mobilmiliz usw., die von den Eintragungen in das Kriegsbudget abhängig und deren Bildung nach den Übergangsbestimmungen im Gesetz durch königliche Erlasse angeordnet werden soll. In Kraft getreten sind schon: 1. die neuen Normen für Soldzulagen und Entschädigungen; 2. die Bestimmung der für die Führung von Armeen im Kriege bestimmten Generale Herzog von Aosta, Vigano, Mazzitelli, Caneva, die von der Stellung des kommandierenden Generals der Korps X, VIII, IX, III enthoben und für welche 4 andere Generalleutnants zu kommandierenden Generalen ernannt wurden; 6 Generalmajore rückten zu Generalleutnants auf und traten an die Spitzen von Infanterie- bzw. der 3 Kavalleriedivisionen (Friaul, Venetia, Lombardia), 10 Obersten wurden Generalmajore; 3. die Benennung „Gruppe“ für die bisherigen

Brigaden (Abteilungen) der Artillerie und Bataillone für die bisherigen Brigaden der Genietruppen; 4. die Änderungen an Bezeichnung und Formation der Inspektionen; 5. die Bildung der Alpenbrigaden, die Ernennung eines Inspekteurs der Gebirgstruppen. Der 1. Oktober brachte: 1. die neue Radfahrerkompagnie für Sardinien; 2. die 12 Radfahrerbataillonsstäbe bei den 12 Bersaglieriregimentern; 3. die Zusammensetzung der neuen Kavalleriedivisionen; 4. 3 neue Feldartilleriekommandos (Turin, Cremona, Rom), ein Genieterritorialkommando Neapel, die neuen Festungsartilleriekommandos und 4 neue Festungsartillerieregimenter in Turin, Alessandria, Verona, Bologna, Neubildung von 8 Kompagnien Festungsartillerie (15. Oktober); 5. Aufstellung von 7 neuen fahrenden Batterien bei den Regimentern 2, 4, 5, 6, 9, 11 und 12; 6. Aufstellung des Stabes für das 6. (Eisenbahn-) Genieregiment, von 2 Bataillonsstäben und 2 Automobilkompagnien bei demselben Regiment, sowie von 3 Kompagnien bei dem Spezialistenbataillon; 7. Aufstellung der Zentralschießschule für Festungsartillerie in Bracciano; 8. Ausgestaltung von 2 Zügen Remontereiter in 2 Eskadrons.

Im September wurden schon die neuen Majorsstellen bei der Infanterie mit 70 beförderten Hauptleuten besetzt, und am 20. Oktober sind 200 Leutnants mit vollendeten 15 Dienstjahren zu Hauptleuten befördert worden. Im Kriegsministerium ist ohne jeden Zweifel die Arbeit darauf zugeschnitten, die Neuerungen so rasch durchzuführen, als es Budget und Kasernenbau erlauben. Ein königlicher Erlaß vom 12. September bestimmte, daß an Rang den kommandierenden Generalen gleichgestellt sein sollen: der Kriegsminister, Chef des Generalstabes der Armee, die zur Führung von Armeen im Kriege bestimmten Generale, sowie der 1. Generaladjutant, der Präsident des Obertribunals für Heer und Marine, der Generalkommandant der Carabinieri, die Generalinspekteure der Kavallerie, Artillerie und des Genies und die zur Verfügung stehenden Generalleutnants, wenn jüngere kommandierende Generale sind. Das Kriegsbudget 1911/12 wird nach dem Bericht des Schatzministers im Ordinarium um 15 Millionen über 307 Millionen hinausgehen, eigentlich um 19 Millionen (wegen höherer Preise der Rohmaterialien, Unterstützung hilfsbedürftiger Familien der Einbeorderten, besonders aber wegen steigender Budgetstärke), denen aber 4 Millionen Ersparnis bei Verwaltungen und Zahlungsbehörden, erster Einkleidung, Fleisch durch Verwendung von importiertem gefrorenen, gegenüberstehen, ein Sonderkredit von 50 Millionen im Extraordinarium für baldigste Umwandlung der noch vorhandenen 7,5 cm-Geschütze mit Lafettenrücklauf in Rohrrücklaufgeschütze gefordert werden.

Garnisonwechsel. Nach einer Verfügung des Kriegsministers werden an dem nächsten Garnisonwechsel 5 Infanteriebrigaden und 10 Regimenter beteiligt sein.

Rekruteneinstellung. Die Rekruten des Jahrgangs 1890 und die zurückgestellten früheren Jahrgänge, alle I. Kategorie, wurden in der Zeit vom 25.—30. Oktober eingestellt. Einstellung von Freiwilligen ist in der Zeit vom 1. Oktober bis 30. November zulässig. Sonderkurse für Ersatzoffizieranwärter wurden am 1. Dezember eingerichtet bei 12 Infanterieregimentern (Zulassung unbeschränkt), 2 Bersaglieriregimentern (ebenso), 1 Alpenregiment, 2 Kavallerieregimentern (Zulassung je 30), 4 Feldartillerie-, Gebirgs- und Festungsregimentern, 3 Genieregimentern und Spezialistenbataillonen (überall Zulassung unbeschränkt), Artillerietrain (45), Genietrain (unbeschränkt), Sanitätsdienst (200), Veterinärkorps (35), Intendantur (10) und Verpflegungsoffiziere (30 per Kursus), Sergeantenanwärterkurse, ebenfalls am 1. November beginnend, werden bestehen bei 20 Infanterie-, 5 Bersaglieri-, 4 Alpen-, 12 Kavallerie-, 7 Feldartillerie-, 6 Festungsartillerieregimentern, dem Regiment reitender Artillerie und den beiden Gebirgsregimentern, bei 6 Genieregimentern und den Spezialistenbataillonen, 1 Sanitäts-, 1 Verpflegungskompagnie. Zulassungen 60 bei den Infanterie-, je 50 bei den Bersaglieri-, je 35 bei den Kavallerie-, je 40 bei den Feldartillerie-, je 35 bei den Festungsartillerieregimentern, 25 bei der reitenden Artillerie. 25 beim 1., 12 beim 2., 40 beim 3. Genieregiment, 25 beim Spezialistenbataillon, je 15 bei den Sanitäts- und Verpflegungskompagnien. Bei der Flottenequipage werden in der Kategorie Kanoniere 400 Freiwillige zugelassen. 18.

Mexiko.

Arbeiten in den Staatsfabriken. Im Anschluß an die Mitteilungen über die Arbeiten in den mexikanischen Staatsfabriken im Septemberheft (S. 283) kann über die weitere Tätigkeit dieser Fabriken auf Grund des Berichtes des Präsidenten gemeldet werden:

Die Fabrik für rauchloses Pulver ist vollständig eingerichtet und soll demnächst dem Betrieb übergeben werden. Sie ist für eine Leistung von 500000 kg rauchlosen Pulvers eingerichtet.

Zwecks Einrichtung eines Feuerwerkslaboratoriums zum Laden von Geschossen und Zündungen ist eine ehemalige Papierfabrik zu Belem seitens des Kriegsministeriums angekauft worden.

Die bereits im Septemberheft erwähnte Umänderung der 7 cm-Gebirgskanonen M/98, System St. Chamond-Mondragón, in Schnellfeuergeschütze, zu der die Firma St. Chamond die nötigen vor-

gearbeiteten Teile lieferte, ist jetzt beendet. Man hat dabei eine mexikanische Erfindung verwertet, durch die Lebensdauer der Geschütze verlängert werden soll.

Die Arbeiten zur Aufstellung zweier 24 cm-Geschütze St. Chamond-Mondragón (s. Septemberheft S. 283) sind noch im Gang.

Bahn.

Rufsland.

Tragbarer zerlegbarer Beobachtungsstand.

Die russische Artillerie verwendet zurzeit Beobachtungsstände, die an den Munitionswagen angebracht sind. Nach Ansicht des „Russkij Invalid“ haben sich dieselben bisher nicht bewährt und stellen nur unnützen Ballast dar. Genannte Zeitschrift empfiehlt an Stelle dieser einen auf einem Pferde leicht fortzuschaffenden zerlegbaren Beobachtungsstand. Derselbe besteht aus vier etwa 50 mm starken verzinkten Gasrohren, die mittelst Schraubenmuffen zu einem Mast zusammengeschraubt werden können. Das oberste Rohr hat etwa in der Mitte einen starken Eisenring mit vier Ösen, in die Verankerungsdrahtseile eingehakt werden können, die mit ihrem anderen Ende am Erdboden, an Bäumen, Gittern, Stangen oder an dazu besonders eingeschlagenen Pfählen befestigt werden. Dadurch erhält der Mast seine Standfestigkeit, so daß er durch einseitige Belastung oder Winddruck nicht aus dem Lot gedrückt und zerknickt werden kann, was bei der sehr geringen Stärke des Gasrohres sonst zu befürchten wäre. Die Drahtseile sind etwa 25 mm stark und $1^{1}/_{3}$ mal so lang als der Mast. Oberhalb des eisernen Ringes ist der Sitz des Beobachters drehbar befestigt. Das obere Ende des Mastes trägt das Stativ für das Fernrohr. Unter diesem befindet sich ein Gurtband, das sich der Beobachter zu seiner größeren Sicherheit unterhalb der Arme um den Oberkörper schlingen kann. Zum Erklimmen des Mastes sind einzelne Sprossen in den Gasrohren befestigt.

Das Gewicht des ganzen Standes beträgt nur 2 Pud, die Herstellungskosten etwa 15 Rubel.

Anlage zweier neuer Festungen.

In den letzten Jahren richtet die russische Heeresverwaltung ihre ganz besondere Aufmerksamkeit auf den Schutz des Landes gegen eine feindliche Invasion vom Finnischen Meerbusen her. Dieser Gedanke lag der Anordnung der diesjährigen Manöver zugrunde und er ist auch maßgebend gewesen für den Beschluß der Landesverteidigungskommission, zwei Festungen am Finnischen Meerbusen zu bauen. Die eine soll in der Nähe von Reval, die andere auf einer Insel in den finnischen Schären erbaut werden, um den Finnischen Meerbusen abzusperren und dadurch Petersburg zu schützen.

Die Festung bei Reval soll mit 170 Geschützen, darunter 20 bis 30,5 cm-Kanonen in Panzertürmen armiert werden. Die Kosten sind auf 250 Millionen Mark, die Bauzeit auf drei Jahre berechnet.

Schlechte Geschäftslage der Obuchowwerke.

Nach einer Meldung der „Frankfurter Zeitung" erregt der Bericht der Landesverteidigungskommission der Reichsduma peinliches Aufsehen, daß die Geschäftsgebahrung der staatlichen Obuchowwerke sich in traurigster Verwirrung befindet. Trotz erhaltener enormer Vorschüsse ist die Verschuldung der Werke so groß, daß ihre privaten Lieferanten mit der Insolvenzerklärung drohen. Als besonders schwerwiegend hebt der Bericht hervor, daß das Marineministerium, dem die Leitung der Werke untersteht, trotz genauer Kenntnis der Sachlage keine Anstalten trifft, um diesen Zuständen ein Ende zu machen. Bahn.

Die Tätigkeit auf dem Gebiete der Flugtechnik in ihrer Verwendung für den Krieg ist zurzeit in Rußland ebenso rege wie die Unterstützung der Erziehung der Jugend im militärischen Sinne, wie sie in den Jugendwehren, den „Patjeschnüje", in die Erscheinung tritt.

Das Kriegsministerium hat beschlossen, der Hauptingenieurverwaltung ein Komitee für die Luftschiffahrt zu unterstellen, das die sämtlichen Fragen auf dem Gebiete der Luftschiffahrt und der Flugtechnik zu prüfen und Vorschläge für die Verwertung der Erfindungen für die Armee und Flotte zu machen hat.

Ferner hat das Kriegsministerium der inzwischen zusammengetretenen Duma zwei Kreditforderungen in der Gesamthöhe von 55000 Rbl. vorgelegt. Die erste Vorlage von 30000 M. betrifft die Vergrößerung der Mannschaftsstärke der Luftschiffsabteilungen sowie deren Offizierkorps. Sie ist eine Folge des Kaiserlichen Prikases vom Juni 1909, durch den das Militärluftschiffahrtswesen reorganisert wurde. Damals wurden bekanntlich 10 Millionen Rubel zur Anschaffung von Lenkballons und 2700000 für Aeroplane und Ausstattung von Aerodromen angewiesen.

Die zweite Kreditforderung von 25000 Rbl. wird zur Organisation von Wettflügen auf Aeroplanen Verwendung finden.

In der betreffenden Vorlage stützt sich das Ministerium auf die außerordentlichen Erfolge, die in Rußland wie im Auslande auf dem Gebiete der Aviatik und der Anwendung und Vervollkommnung von Aeroplanen letzterzeit zu verzeichnen gewesen. Dauerflüge von über vier Stunden auf Entfernungen von 320 km, Höhenflüge bis zu 2000 m, Flüge mit zwei und drei Personen, von denen die an der Lenkung selbst nicht beteiligten ihre Aufmerksamkeit ungehindert

militärischem Aufklärungsdienst widmen können, werden als Beweise für die hohe militärische Bedeutung der modernen Aviatik zur Motivierung des Antrages angeführt und auf die Veranstaltungen in diesem Herbste hingewiesen, die unter dem Namen des „Allrussischen Flugfestes“ so gute Leistungen gezeitigt haben und im nächsten Jahre wiederholt werden sollen. Wie in diesem Jahre, sollen auch im Jahre 1911 dem Aeroklub 25000 Rbl. für diesen Zweck übergeben werden.

Wir haben schon früher auf die zum Teil hervorragenden Leistungen, auch der Offiziere, bei dem Allrussischen Flugfest aufmerksam gemacht. Inzwischen hat das Organisationskomitee des Allrussischen Flugfestes die Entscheidung der Jury zur allgemeinen Kenntnis gebracht. Es wurden hiernach an die Luftschiffer Ilfimow, der ausgezeichnete Leistungen aufwies und allein 17390 Rbl. an Preisen erhielt, Segno, Utotschkin, Lebedew und Kusminskij zusammen 22200 Rbl., an die Offizieramateure Mazilwitsch, Rudnew, Porschkow, Uljanin, Piotrowskij, Matyjewitsch-Mazewitsch zusammen 5400 Rbl. verteilt. Die Preise und Prämien für Fahrten auf Lenkballons, sphärischen Luftballons und Drachen sollen später zur Verteilung gelangen.

Was nun die militärische Jugenderziehung anlangt, so wird ihr wie allen ähnlichen modernen Ideen in Rußland ein mehr als lebhaftes Interesse entgegengebracht. Während man in Deutschland der Sache noch etwas skeptisch gegenübersteht — siehe den Aufsatz des Generals von Reichenau im „Tag“ —, fördert man seitens des Kriegs- und Kultusministeriums sowie in den maßgebenden Kreisen sehr warm die Bestrebungen der „Patjeschnüje“. Im „Russkij Invalid“ erscheinen begeisterte Artikel in oft überschwenglicher Form, die politische Presse beschäftigt sich selbstverständlich mit der Frage. In einer großen Zahl von Städten bestehen bereits solche Jugendkompagnien.

In Jalta begann sogar ein Geistlicher Tomkewitsch, der einst den Offizier- mit dem geistlichen Stand vertauscht hatte, selbst die Exerzitien zu leiten und dabei an der Spitze der Knaben einherzumarschieren, alles im geistlichen Gewande. Die sich hierüber entspinnende Zeitungspolemik hat die Geistlichkeit veranlaßt, zu erklären, daß die Teilnahme an militärischen Übungen mit der geistlichen Würde nicht zu vereinbaren sei. Ob Herr Tomkewitsch dem Publikum den Anblick des geistlichen Rekrutenoffiziers entzieht, sei dahingestellt. Jedenfalls hat der „Russische Volksverband“ in Jalta ihm seine Anerkennung dadurch ausgesprochen, daß er ihn zum Vorsitzenden wählte.

Im „Russkij Invalid“ vom 23. November findet sich ein Artikel, der einen außerordentlich eingehenden Einblick in die Ziele dieser Organisation gewährt und der um so interessanter ist, als er aus — Transkaspien kommt und die stolze Überschrift führt: „Das erste Transkaspische Jugendwehrregiment“. Hier hat man dem früher vom Zaren ausgesprochenen Wunsch für die Entwickelung der Jugendwehren in großem Maßstabe entsprochen.

Man bildete in Askabad ein Jugendregiment zu 2 Bataillonen. Aus den Berichten geht die originelle Tatsache hervor, daß allerdings in dem halbasiatischen Askabad am 18. September im Garten des Offizierkasinos „die Einschreibung“ in die Listen des zu gründenden „Jugendwehrregiments“ stattgefunden hat. Am ersten Tage ließen sich nicht weniger als 32 Offiziere (als Lehrer) und 916 Knaben und Jünglinge einschreiben, letztere im Alter von 10 bis zu 20 Jahren, die man sogleich in 8 Kompagnien einteilte Oberstleutnant Chogandokow übernahm den Befehl über das Regiment „mit einer hochpatriotischen, von der Jugend stürmisch begrüßten Rede“. Am 20. September wurde auf dem Stadtplatz in Gegenwart der höchsten Behörden ein „Dankgottesdienst“ mit Rücksicht auf die Stiftung des Regiments abgehalten. Der Dienst bestand in militärischen Ausflügen, Vorlesungen, Elementarunterricht, einer Reise nach Geok-Tepe, Veranstaltung von patriotischen Schaustellungen, Exerzierübungen usw.

Als Lehrer wirken nur aktive Offiziere, die freiwillig den Dienst übernehmen. Sollte es irgendeinmal an der nötigen Zahl solcher fehlen, können diesen Dienst auch inaktive Offiziere oder solche der Reserve übernehmen; Vorbedingung ist moralische Würdigkeit und Fähigkeit hierzu. Für bestimmte Lehrgegenstände können auch Militärbeamte, Kirchendiener, Ärzte, Kapellmeister, Lehrer usw. herangezogen werden. Die Unteroffiziere ergänzen sich aus der Jugendwehr selbst. Die Dienstzeit ist nicht begrenzt. Ein jeder kann eintreten und ausscheiden, wann er will, nur muß er vorher seinem Kompagniechef Meldung hiervon machen.

Ein jeder „Patjeschnüj“ hat bei seinem Eintritt in das Regiment mit seinem „Ehrenwort“ die Versicherung abzugeben, daß er Treue dem Zaren und Rußland gelobe und stets den Ordnungen des Regiments gehorsam sein und dessen Ehre hochhalten werde.

Die Ordnungen sind in einem 23 Paragraphen umfassenden Gesetz niedergelegt, das eine Art Moralkodex ist und die Grundsätze der Volkserziehung enthält. Da heißt es u. a., der Patjeschnüj soll jedem offen in die Augen sehen, seine Gesundheit schonen, allen Vorgesetzten den schuldigen Gehorsam leisten,

gute Ehrenbezeugungen den Fahnen und Standarten sowie allen Offizieren der russischen Armee und Flotte erweisen, auf das peinlichste alles ihm im Regiment Gelehrte zu erlernen suchen, die Geschichte und Landeskunde Rußlands sowie wenn nötig, Schreiben und Lesen sowie die Anfangsgründe der Arithmetik lernen usw.

Die ältesten Jahrgänge sollen außerdem über die Lebensschilderungen der russischen berühmtesten Heerführer und Generale sowie „die Geschichte der Vereinigung der Krim, Polens, Finnlands, des Kaukasus, Sibiriens, Turkestans und Transkaspiens mit dem russischen Reiche sowie die internationalen Beziehungen Rußlands zu den Nachbarstaaten und „dem verbündeten Frankreich“ belehrt werden.

Endlich sollen die „Patjeschnüje“ in allen Dienstzweigen der Kompagnieausbildung bis zum Felddienst, die ältesten Jahrgänge — anscheinend in besondere Kompagnien eingereiht — auch im Schießen geübt werden.

Es wird abzuwarten sein, in welche Bahnen diese zurzeit sich der mächtigen Protektion des Kaisers erfreuende Bewegung geführt werde[1]).

Neuerdings hat der Kaiser verfügt, daß die Zahl der für die besten Schußleistungen bisher verliehenen sogenannten „Kaiserpreise“ von zwei auf fünf erhöht werden sollen. Und zwar soll je ein solcher verliehen werden dem betreffenden Truppenteil: 1. der 1. und 2. Gardeinfanteriedivision, 2. der 3. Gardeinfanteriedivision und der gesamten Infanterie der Armee, 3. den Garde- und Armeeschützen, 4. der Garde- und Armeekavallerie, einschließlich der Kasaken, und 5. dem 1. Gardesappeurbataillon und allen übrigen Ingenieurtruppen.

Die Errichtung eines Skobelewdenkmals in Moskau geht seiner Verwirklichung entgegen. Am 27. November fand dort im Beisein der Schwester des Generals, der Fürstin Belosselskij-Belosserskij und der Mitglieder des Komitees für die Errichtung des Denkmals die feierliche Eröffnung und Einweihung des für die

---

[1]) Während die „Birshewüje Wedomosti“ mitteilen, daß der Unterrichtsminister den Kuratoren der Lehrbezirke besondere Programme für die Übungen der Jugendwehren in den mittleren und unteren Schulen übersandt hätte, wird anderseits aus dem Gouvernement Pskow berichtet, daß sich viele Landschaftsversammlungen gegen die Einführung dieser Übungen ausgesprochen, ja sich geweigert hätten, Mittel zu denselben zur Verfügung zu stellen. Aus Opotschka wird gemeldet, daß sich der Abgeordnete Kastjurin „auf Grund der Bestimmungen der Haager Friedenskonferenz“ dagegen erklärt hätte.

Herstellung desselben bestimmten Ateliers des Bildhauers Ssamonow statt. Die Kosten des Denkmals sind auf 120000 Rbl. berechnet.

Den Bestrebungen in Rußland, den Landesbefestigungen auf Kosten der Feldarmee übergroße Summen zuzuwenden, tritt Timtschenko-Ruban im „Ingenieur-Journal“ in einem „Der Kriegshafen von Murman“ betitelten Artikel entgegen. Bezeichnend ist der Schluß dieses lebendig geschriebenen Aufsatzes, in dem es u. a. heißt: „Mit 2 1/4 Milliarden Rubel kann man 37 neue Divisionen mit ihrer Artillerie aufstellen. Das ist eine starke Macht, eine Macht, die dem Wesen des russischen Volkes sympathisch ist, eine erprobte Kraft, die uns einst in die Residenzen der Könige, Kaiser, der Sultane und des Herrschers des Reiches der Mitte führte. Die problematische Macht zur See gab uns nichts als getäuschte Hoffnungen und vernichtete Illusionen. Einer Linien-, einer Angriffsflotte bedürfen wir nicht. Auch mit einer Hand, mit der rechten, für den Russen die der Landarmee, werden wir mit dem Feinde fertig. Wenn wir die linke Hand auf Kosten der rechten entwickeln, so werden wir ‚linkshändig‘, und davor behüte uns Gott. Wenn wir zu Fuße nach Berlin gehen, dann muß die deutsche Flotte von selbst die Segel streichen, oder wir zwingen sie dazu, diese ‚Schlußevolution‘ auszuführen.“

Mit der Frage der Anlage und Armierung der Kriegshäfen beschäftigt sich ebenfalls im „Ingenieur-Journal“ D. Koslowskij. Er stellt sich die Aufgabe, die allgemeinen Grundsätze für die Anlage von Küstenbefestigungen und deren artilleristische Verteidigung festzulegen. Zunächst bestimmt er die Größe des Raumes, den die Festung zu sichern hat. Er geht von der Annahme aus, daß dieser einem selbständigen Geschwader Zuflucht gewähren muß, das 8 Panzerschiffe, 4 Panzerkreuzer, 8 Kreuzer und 36 Torpedofahrzeuge nebst den dazu gehörigen Hilfsschiffen stark ist. Koslowskij kommt zu der Ansicht, daß die Größe dieses Raumes nicht kleiner als 10 Quadratwerst sein darf. Diese Ausdehnung muß also durch Befestigungen so geschützt werden, daß eine feindliche Flotte, wenn sie ihrer Aufgabe genügen will, gezwungen ist, sich in den Bereich der Batterien zu begeben.

Im Kaukasus ist, während wir diese Zeilen schreiben, der Kleinkrieg zur Ergreifung des räuberischen Abrekenhäuptlings Selim-Khan seitens der Truppen des unter dem Befehl des Generals Michnejew stehenden Terekgebiets noch immer nicht beendet.

Man hatte in Erfahrung gebracht, daß Selim-Khan, der als Haupt der Sekte der Sikristen in den Augen der Bergstämme eine hohe Stellung einnimmt, sich im Dorfe Nelche befände.

Man zog Truppen zusammen, denen es aber nicht gelang, den Häuptling zu ergreifen, sondern nur sich dessen Familie zu bemächtigen. Ein sie abführendes Reiterdetachement unter dem Fürsten Andronnikow wurde am Flusse Arsa von Selim-Khan überfallen, wobei auch der Führer der Russen fiel. General Michnejew stellte nun an die den Abrekenhäuptling unterstützenden Inguschen die Forderung, ihm Selim-Khan auszuliefen, widrigenfalls die Dörfer der verdächtigen Familien zerstört und andere Strafmaßregeln ergriffen werden würden.

Bisher ist es den Truppen nicht gelungen, Selim-Khan und seinen Anhang zu bewältigen. Dagegen haben sich die mohamedanischen und sozialdemokratischen Dumaabgeordneten des Kaukasus an den Statthalter Generaladjutanten Fürsten Woronkow-Daschkoff mit folgender Eingabe gewandt, die einen Einblick in die Verhältnisse im Terekgebiet zu geben geeignet ist. „Ist es dem Statthalter bekannt, daß alle zur Verfolgung und Gefangennehmung Selim-Khans getroffenen Maßnahmen hauptsächlich gegen die friedliche Bevölkerung gerichtet waren, daß der Gebietschef des Terekgebietes gegen die ganze Inguschenbevölkerung eine Reihe von Maßnahmen in Anwendung gebracht hat, wie die Zerstörung zweier Aule, die in Aussicht stehende Aussiedlung einer Bevölkerung von einigen tausend Menschen (nach Sibirien?) aus ihren auf den seit Jahrzehnten gepachteten Ländereien der Kasaken des Terekgebietes stehenden Heimstätten und die Auferlegung einer Kontribution als Entschädigung an die Familien der getöteten und verwundeten Offiziere und Mannschaften der von Selim-Khan überfallenen Kolonne?"

Die Reform der Intendantur, jenes Schmerzenskindes der russischen Armee, ist noch nicht zu Ende geführt. Die „moralische Reinigung" ist dem Anschein nach infolge der Senatorenrevisionen ernstlich in die Wege geleitet, aber es scheint das Übel so tief eingedrungen zu sein, daß immer neue Kreise in die Untersuchung gezogen werden müssen. In Kijew hatte jüngst der Aufseher eines Intendanturdepots durch Selbstmord geendet. Infolge der Unregelmäßigkeiten dieses Beamten, die sich bei dieser Gelegenheit herausstellten, wurde eine eingehende Untersuchung durch eine zahlreiche Kommission unter dem General Bojarskij vorgenommen. Den Mitgliedern dieser Kommission fiel bei ihrer Besichtigung der Räume des Depots ein in einer Ecke ganz unmotiviert aufgestapelter Haufen Stroh und Späne auf. Als man ihn wegräumen ließ, fand man eine Nische und in dieser eine Türe, die in ein geräumiges geheimes unterirdisches Materiallager führte. Infolge dieser und

anderer Ergebnisse sollen seitens der Revisionskommission sämtliche Beamten der Kijewer Intendantur als „dienstuntauglich" bezeichnet worden sein.

Der „Russkij Invalid" brachte in der letzten Nummer eine eingehende Darlegung des Studienplans der reformierten Kriegsschulen. An Lehrgegenständen, für die im ganzen in jeder der drei Klassen in der Woche je 27 Stunden bestimmt sind, sind in den beiden rein militärischen (Spezial-)Klassen gewählt werden: Taktik, Geschichte der russischen Armee, Topographie, Artillerie, Befestigungskunst, Militärverwaltung, Gesetzeskunde, Militärgeographie, Militärgesundheitslehre, Pferdekunde (in den Kavallerie- und Kosakenschulen), Religion, russische und fremde Sprachen, Reglements. Die „allgemeinen" Klassen, in denen den Junkern nur, soweit es erforderlich ist, allgemeine Schulkenntnisse zuteil werden sollen, haben nur die Kriegsschulen in Wilna, Tschujujew, Odessa, Tiflis und Irkutsk sowie die Nowotscherkassker und Orenburger Kasakenschulen.

Das Budget für 1911 beträgt für die Armee 484999277 Rbl., für die Marine 112994257 Rbl. bei einer Gesamthöhe von rund 2546000 Rbl. An außergewöhnlichen Ausgaben sind vorgesehen für solche, die Folgen des letzten Krieges sind, 2303410 Rbl., für die Armee 48600000 Rbl. und für Erbauung neuer Eisenbahnen 95105165 Rbl., für die Marine 10803 Millionen Rbl.

Die Befestigungsarbeiten am Finnischen Meerbusen sind, so spärlich auch die in die Presse gedrungenen Mitteilungen bisher waren und so geheim auch die der Duma im April 1910 vorgelegte Wehrvorlage gehalten wurde, nach neueren Nachrichten nicht allein im Gange, sondern sollen durch neue sehr starke Anlagen einen weiteren Abschluß erhalten. Es sind, wie es scheint, eine starke Befestigung bei Reval und eine solche auf einer der Schären geplant. Für die bei Kronstadt und Reval zu erbauenden Befestigungen sollen 170 Geschütze, darunter 20 30,5 cm-Kanonen in Türmen, bestimmt sein. Die Kosten sind auf 200 Millionen Rubel, die Bauzeit auf drei Jahre berechnet.

Von Vorgängen in der Marine ist eine neue Havarie zu erwähnen, die zum Gegenstand einer vernichtenden Kritik bei Gelegenheit der Verhandlungen in der Duma gemacht wurde. Das Linienschiff „Slawa", deren Kessel erst im vergangenen Winter einer eingehenden Reparatur unterzogen waren, war gezwungen, in Toulon zu einer sehr kostspieligen neuen Reparatur der Kessel zurückzubleiben. Die Reparatur in Kronstadt oder die Behandlung

seitens des Bedienungspersonals müssen also ganz ungenügend gewesen sein.

Die Erklärung, welche das Marineministerium auf Wunsch der Duma über die Verwendung der für 1908 und 1909 zum Neubau der Linienschiffe geforderten Mittel abgegeben hat, — es handelte sich um recht hohe Summen — ist sehr unklar gehalten. Die Angriffe in der Presse wie in der Landesverteidigungskommission der Duma fanden hierdurch neue Nahrung. Der stellvertretende Vorsitzende dieser Kommission erklärte geradezu, daß das Marineressort in seiner jetzigen Beschaffenheit nicht imstande sei, Rußland eine einer Großmacht würdige Flotte zu schaffen. Trotz dieses Umstandes zweifelt man kaum daran, daß die voraussichtlich neuen hohen Forderungen für die Flotte — außerhalb des Etats Annahme finden werden. v. Zepelin.

Türkei.

Befestigungsanlagen.

Die Regierung hat eine Sonderkommission ernannt, die die Verstärkung der Befestigunganlagen am Bosporus und an den Dardanellen, die Schaffung von Kriegshäfen bei Smyrna und Saloniki, sowie die Befestigung noch anderer wichtiger Punkte an der türkischen Mittelmeerküste studieren soll.

Als Ergebnis der bisherigen Untersuchungen ist bekannt geworden, daß der Kostenersparnis halber eine Anzahl veralteter Küstenwerke, die den neueren Geschützen gegenüber keinen Wert mehr besitzen, eingehen sollen.

Von der kleinasiatischen Küste beginnend, sollen hier 15 kleine Küstenforts und das Fort Karabudschi an der Einfahrt in den Hafen von Smyrna aufgelassen werden, ebenso in der Dardanellenstraße zwei kleinere Küstenforts neben den Hauptforts.

Im Hafen von Saloniki soll das jetzige Fort Karaburnu eingehen und ebenso die Werke bei Prevesa am Jonischen Meer. Prevesa liegt auf der südwestlichsten Landzunge von Epirus an der Einfahrt in den Golf von Arta, dessen Süd- und Ostgestade schon zu Griechenland gehören. Über die auszuführenden Neuanlagen ist bisher nur bekannt geworden, dass Monastir (Bitolia) im westlichen Mazedonien, nordwestlich von Saloniki, befestigt werden soll, und zum Schutze des Hafens von Saloniki auf dem Kap Burnu, der nordwestlichsten Spitze der Halbinsel Chalkis, an Stelle des eingehenden Forts neue Werke angelegt werden sollen. Für die Befestigung der Tripolitanischen Küste sind 80000 türkische Pfund ausgeworfen. Bahn.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Unfall bei einer 30,5 cm-Kanone.

Beim Anschießen einer 30,5 cm-Kanone auf dem Schießplatz Indian Head am 24. September d. J. wurde der Schraubenverschluß nach hinten hinausgeschleudert, weil ein zu großer Gasdruck in dem Rohr herrschte.

Da alle beim Schießen beteiligten Mannschaften in Deckung getreten waren, wurde niemand verletzt. Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Der Japanisch-Russische Krieg. IV. Teil. Mukden, Port Arthur und Tsushima. Mit kriegsgeschichtlichen Vergleichen und Betrachtungen über den Krieg. Von v. Lignitz, General der Infanterie z. D. Enthaltend 10 Illustrationen im Text, 10 Kartenskizzen. Berlin. Vossische Buchhandlung. 7,30 M.

Mit dem vorliegenden vierten Teil schließt das Werk. Die darin behandelten Ereignisse sind die gewaltigsten und vielseitigsten des Feldzugs, denn sie umfassen den Festungs-, Feld- und Seekrieg. Ihrer großartigen Verhältnisse und der überall zur Anwendung gekommenen modernsten technischen Hilfsmittel halber werden sie noch lange eine unerschöpfliche Quelle für Forschungen auf militärischem Gebiete bleiben. Wichtige Grundsätze in der Kriegsvorbereitung und -führung haben auf allen Gebieten neue Bestätigung gefunden.

Port Arthur hätte dem Krieg eine andere Wendung geben können, wenn die für die Festung vorgesehenen Geldmittel nicht zum Teil anderweitig verwendet worden wären. So war sie unfertig, nicht genügend verproviantiert, mit unzureichenden bombensicheren Räumen versehen, hatte auch eine zu schwache Besatzung. Als halbe Maßregel schadete die Festung mehr, als sie nützte. Immerhin hat sie den Angreifer zum Minenkrieg gezwungen und damit bewiesen, daß die Zeit der Festungen durch die Wirkung auch der schwersten Festungsartillerie, über die Japan verfügte, noch nicht vorüber ist.

Die viertägige Winterschlacht bei Sandepu, die zweiwöchentliche Schlacht bei Mukden, endlich die der japanischen Marine gestellten Aufgaben erforderten höchste Leistungen, besonders an Energie. Daß in der Riesenschlacht bei Mukden die Japaner den mehr wie dreifach überlegenen Gegner nicht nur schlugen, sondern fast zur Kapitulation gezwungen hätten, beweist wieder, daß nicht die Zahl,

sondern die moralischen Faktoren im Krieg ausschlaggebend sind. Alles, was Kuropatkin unternahm, mißlang, weil ihm das Selbstvertrauen fehlte und so wurde die Armee flügellahm. Von oben bis unten griffen Mutlosigkeit und Indisziplin immer mehr um sich, während auf der anderen Seite straffste Disziplin und Todesverachtung das Gewagteste gelingen ließ.

Am Untergang der russischen baltischen Flotte bei Tsushima scheint das von oben befohlene Mitschleppen der langsamen alten Panzerschiffe, der „Schildkröten", zum großen Teil Schuld gewesen zu sein. Aber auch hier, wie überall, wurden die Japaner von einem unerhörten Glück begünstigt.

Das allseitig günstig beurteilte Werk des Herrn Verfassers zeichnet sich durch reichen Inhalt, knappe Form und objektiv gehaltene Darstellung aus. Die beigefügten Textillustrationen und die vergleichenden kriegsgeschichtlichen Beispiele werden vielen willkommen sein. Recht interessant und inhaltreich sind auch in diesem Teil wieder die Anlagen.

(Seite 559, Zeile 4 von oben muß es 1905 statt 1910 heißen.)

v. Twardowski.

Handbuch für Heer und Flotte. Enzyklopädie der Kriegswissenschaften und verwandter Gebiete. Unter Mitwirkung von zahlreichen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Beamten, Gelehrten, Technikern, Künstlern usw. herausgegeben von Georg von Alten, Generalleutnunt z. D. Dritter Band. Dampfschiff — FZM. —. Verlagshaus Bong & Co., Berlin. Geb. 26 Mk.

Es sind schon der erste und zweite Band des Werkes in den Jahrbüchern gewürdigt und im besonderen die Vollständigkeit der Enzyklopädie anerkannt worden. Je mehr sie fortschreitet, um so genauer erkennt man aber, daß dieses Nachschlagewerk nicht allein von einer bemerkenswerten Vollständigkeit, das ist nicht sein größter Vorteil, sondern daß es wirklich großzügig angelegt ist, und dem Bedürfnisse entspricht. Die Namen der Mitarbeiter, wie derjenige des Herausgebers bürgen dafür, daß auf allen militärischen, wie den verwandten Gebieten nur das Beste, Zuverlässigste geboten wird. Der jetzt erschiene Band tut dies auch wieder dar. Auf den Inhalt des 900 Seiten starken, mit 27 Tafeln, zum Teil in Buntdruck, sowie 311 Textabbildungen versehenen Bandes im einzelnen näher einzugehen, ist im Rahmen einer kurzen Besprechung und Ankündigung natürlich unmöglich. Wir müssen uns auf wenige kurze Angaben beschränken. Den größten Umfang mit 123 Seiten beansprucht der Artikel des Oberstleutnants Frobenius unter der Marke Festungskriegsgeschichte, der die geschichtliche Entwickelung des Kampfes um befestigte Plätze und Örtlichkeiten vom grauen Altertum bis einschließlich des Krieges in der Mandschurei 1904/05 einer zwar kursorischen, aber die wichtigsten Epochen

und Ereignisse klar beleuchtenden Form gibt. Eine Übersicht der besten neuesten Quellen ist vorangestellt. Der Artikel „Feldherr" aus der Feder des Generaloberaten Grafen Schlieffen hat mit Recht auch schon in der Tagespresse Beachtung gefunden, da er in ungewöhnlich feiner, geistvoller Art die Elemente des Feldherrntums zusammenfaßt. Besonders hervorzuheben sind ferner die gelungenen Artikel über „Deutsches Reich" und „Frankreich", welche in knappster Form die vom Standpunkte des gebildeten Offiziers besonders wichtigen verfassungsrechtlichen und militärgeographischen Verhältnisse zusammenfassen, auch wertvolle statistische Angaben über Verkehr, Bevölkerung und die Entwickelung des Heereswesens und der Marine geben. Alle technischen Kennworte sind mit größter Sachkenntnis, das Wichtige vom Nebensächlichen unterscheidend, abgefaßt und größtenteils reich illustriert. Allgemein ist bisweilen an solchen Enzyklopädien bemängelt, daß sie zu rasch veralten. Den gleichen Vorwurf könnte man jedem Konversationslexikon machen; uns scheint diese Bemängelung unzutreffend. Alles fließt und alles zur Kriegskunst Gehörige, soweit es nicht rein historische Tatsache ist, ganz besonders. Schon die aus der Geschichte gezogene Lehre ist auch wandelbar. Alles was z. B. über den modernen Feuerkampf, Feuergeschwindigkeit, Feuerleitung, Feuerdisziplin gesagt ist, wird bei der Flüssigkeit dieser Fragen und bei der Verschiedenheit der Meinungen selbst einsichtsvoller Soldaten dem Wechsel unterworfen sein. Mit Schießplatztheorien, mögen sie noch so sorgsam gesammelt und geprüft sein, im Wege der Überlegung, auch wenn sie scharfsinnig sind, lassen sich diese und viele andere Fragen der modernen Feuertaktik nicht lösen. Die letzten Waffengänge haben für viele Einzelheiten des modernen Feuerkampfes eben nur wenig beweiskräftiges Material geliefert. Das hindert aber nicht, daß der Offizier auch aus diesen Artikeln vielseitige Anregung zum Nachdenken und dadurch Vervollkommnung für seinen Beruf findet.

Wenn schon in keiner Bibliothek, in keinem Versammlungszimmer oder Kasino ein gutes Konversationslexikon fehlen sollte, so erst recht nicht dieses Handbuch für Heer und Flotte. Jeder kann aus ihm viel Belehrung über alle Gebiete des militärischen Wissens schöpfen, nicht allein die Quellen für theoretische Arbeiten wie deren Beurteilung ermitteln, sondern auch inhaltlich viele Anregungen empfangen. Und wenn bei kameradschaftlichem Beisammensein in später Stunde die Ansichten aufeinanderplatzen, kann dieses Handbuch für und wider bei dem Streit ins Feld geführt, mindestens zu Rat gezogen werden.

Die Ausstattung ist glänzend, eines großen Verlagss würdig. Wir möchten nur die Bitte aussprechen, eine Zusammenstellung aller in dem Werke enthaltenen Kennworte, sei es den einzelnen Bänden oder zum Schluß beizugeben. Dadurch würde die schnelle Orientierung unter mehreren, gleichartige Gegenstände behandelnde oder sich ergänzende und berührende Artikel erleichtert werden. v. Zwehl.

Deutsche Heerführer. Von G. von Pelet-Narbonne, Generalleutnant z. D. Berlin 1911. Karl Siegismund. 3 M.

In diesem nachgelassenen Werke des leider so früh gestorbenen bekannten Militärschriftstellers, den auch diese Zeitschrift zu ihren Mitarbeitern zählen konnte, werden eine Anzahl deutscher Heerführer geschildert. Die Darstellung beginnt mit dem Großen Kurfürsten. Es folgen dann der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, der Große König mit seinen Paladinen (Seydlitz, Zieten). Aus der Zeit der Freiheitskriege sind Blücher, Gneisenau und York, aus der letzten Periode der Kaiser Wilhelm, König Albert von Sachsen, Kronprinz von Preußen, Prinz Friedrich Karl, Moltke, Manteuffel, Goeben, Werder und v. d. Tann behandelt.

Die Eigenart der Peletschen Schreibweise: in kurzen, knappen Strichen das Wesentliche hervorzuheben, tritt in diesem Buche ganz besonders hervor. Es sind, was schon durch die räumliche Beschrän kung gegeben war, keine tieferen historischen Forschungen und Untersuchungen, die Bilder bringen auch nichts wesentlich Neues, das vorhandene Quellenmaterial ist aber geschickt benutzt und verarbeitet. Das Bestreben ging dahin, eine typische Charakteristik der einzelnen Personen zu geben und ihre Einwirkung auf Heerwesen und Kriegführung ihrer Zeit zu schildern. Diese Absicht ist voll und ganz erreicht. v. Schreibershofen.

Les Espagnols au Maroc en 1909 von General de Torcy. Paris und Nancy. Berger-Levrault & Comp. Preis 5 Fr.

Verfasser hat, zum Teil aus eigener Anschauung, die Ereignisse in Marokko geschildert, ursprünglich für den „Temps" als militärische Briefe, schließlich als Buch, das über den anfänglich gesteckten Rahmen weit hinausgeht.

Aus diesem Grunde verdient sein Werk die Beachtung weiterer Kreise.

Den ersten Teil bildet ein Überblick über die historischen Ereignisse zwischen Spanien und dem Norden Afrikas, die Vorgänge bis zum Ausbruche des Konfliktes, die Beschreibung des Kriegstheaters und die beiderseitigen Streitkräfte.

Die militärischen Operationen werden im zweiten Teile in die vorbereitende Periode, die aktive und die Beilegung der Streitigkeiten eingeteilt.

Im dritten Teile werden die Lehren und Schlußfolgerungen gezogen in bezug auf die Operationen, die Taktik usw. und dem Ganzen ein Resümee angefügt.

Wir wollen es nicht leugnen, die militärischen Ereignisse in Marokko im Jahre 1909 entsprechen so wenig den Anforderungen und Erwartungen an eine moderne Kriegführung, daß wir erstaunt sind, wie es nach den schweren Niederlagen der Spanier, die noch in aller Gedächtnis sind, möglich war, daß man sobald darauf dieselben, ja

noch schwerere Fehler beging. Es darf hier nicht eingewendet werden, es habe sich 1909 in Afrika nur um einen Kampf gegen unterlegene Eingeborene gehandelt, moderne Kampfart sei ihnen gegenüber nicht am Platze gewesen. Nein! Gerade, weil es sich um afrikanische Eingeborene handelte, hätten die Lehren vergangener Kriege in Afrika, vor allem die der Franzosen in Algier, von den Spaniern berücksichtigt werden müssen. Aber nichts von dem. Veraltete Bewaffnung, mangelhafte Ausrüstung, junge, kriegsungewohnte Truppen, Unkenntnis des Landes, ungenügende Fürsorge für die Verwundeten, keine geregelte Verproviantierung, keine zielbewußte Führung, Einsetzen von unzureichenden Kräften zur Erreichung der gesteckten Ziele — das und vieles mehr sind die Gründe, weshalb der Krieg, wenn wir ihn überhaupt so nennen wollen, langsam und schleppend geführt wird, weshalb er keine Entscheidungen zeitigt, sondern im Grunde nur Niederlagen. Es ist zu verwundern, daß die Marokkaner die sichtliche, auch moralische Schwäche ihrer Gegner nicht besser ausgenutzt haben. Sie sahen täglich dieses uns unerklärliche Zaudern, nur selten eine wirklich durchgeführte Offensive der Spanier und ließen sie doch stets wieder ihre vordem innegehabten Lager bzw. Melilla erreichen. Man möchte glauben, sie hätten durch diese ihre Kampfweise den Gegner ermüden, die eigene Schwäche verbergen wollen, vielleicht taten sie Recht daran. Denn sie selbst entzogen sich dadurch namhaften Verlusten und veranlaßten die Spanier, immer mehr Truppen ins Land zu ziehen. Daß diese am Ende der Welt gegenüber als Sieger hingestellt wurden, daß sie mit einem Zuwachs von Land aus diesem Kriege hervorgingen, haben sie viel weniger dem Erfolge ihrer Waffen, als der politischen Konstellation zu verdanken. Ob sich Spanien auf die Dauer seines Besitzes erfreuen wird, steht sehr in Frage. Jedenfalls ist seine militärische Schwäche, wie sie sich bei allen Gelegenheiten 1909 in Marokko gezeigt hat, kein Anlaß dazu, die jetzt nur zurückgedrängte, nicht aber vernichtete Macht der Eingeborenen davon zu überzeugen, daß ein erneutes Vorgehen gegen die Spanier ohne Erfolg sein werde.

Der Konflikt um die Bergwerke kann jeden Augenblick wieder losbrechen, wenn Spanien nicht eine starke Hand weist; denn nur eine solche ist imstande, die Eingeborenen im Schach zu halten.

Doch nun noch einiges über das vorliegende Buch, das etwas einseitig, nur wenig von den doch nicht zu unterschätzenden eingeborenen gegnerischen Truppen spricht. Es sind nur Mutmaßungen über deren Stärke und Bewaffnung; daß sie keine Artillerie führten war eine große Überlegenheit auf spanischer Seite.

Die dem Buche beigegebene Karte und 5 Krokis haben einen nur sehr untergeordneten, für das Studium der Operationen durchaus unzureichenden Wert. Sie sind zum Teil das Ergebnis eigener Arbeit des Verfassers, der noch eine Anzahl von Panoramas beigefügt hat, aus denen der Leser sich ein ungefähres Bild der Gegend kon-

struieren kann. Es ist ganz unerklärlich, daß die Spanier auch in Beziehung auf das Kartenmaterial so vollständig von den Ereignissen sich überraschen ließen.

Die erste Periode des Kampfes, préliminaire vom Verfasser genannt, ist eigentlich weiter nichts als ein Fühlen mit unzureichenden Kräften, die jedesmal nur den Gegner reizten, ohne ihm zu schaden und programmäßig mit dem Rückzuge der Spanier endeten. Es waren nicht etwa mobile, bewegliche Kolonnen, die hier und da auftauchten, sondern fast immer war Ziel und Zweck vorher schon auch dem Gegner bekannt, so daß der Erfolg auf seiner Seite sein mußte. Als die Marokkaner endlich merkten, daß diese Nadelstiche der Spanier nur deren Schwäche zuzuschreiben sei, wurden sie auch ihrerseits dreister und stetig mehrten sich die Verluste bei den den getrennten spanischen Kampfgruppen, die keinerlei Unterstützung gestatteten, zuzuführenden Lebensmittel und Munitionstransporten. Sie fanden die Sicherungstruppen nicht auf dem Posten, Aufklärung als bestes Mittel der Sicherung kannten die Spanier nicht, ihre Kavallerie scheute die des Gegners, ihre Infanterie, des Schießens ungewohnt, kämpfte unter dem Zwang veralterter Formen. So war es nur die Artillerie, die bei maßloser Munitionsverschwendung wirklich etwas leistete. Doch befand sie sich noch im Jahre 1909 auf dem Standpunkte, anstatt den Gegner zu beschießen, ihr Feuer gegen Geländepunkte zu richten, von denen man nicht ahnte, ob sie verteidigt würden, die aber demnächst das Ziel eines spanischen Angriffes werden sollten. Wollten die Spanier überraschen, so wurden vielmehr sie überrascht; wollten sie angreifen, so wurden sie überfallen, kurzum, nichts glückte ihnen und unter ihren Kanonen wurde der Gegner stetig kühner, zerstörte ihre Verbindungen mit Melilla und dabei herrschte eine Langsamkeit in der Kriegführung, die jeden frischen militärischen Geist lahmlegte. Mit der Zeit war das spanische Expeditionskorps in Melilla von 2000 auf 42000 Mann verstärkt worden. Aber trotzdem war der dasselbe kommandierende General Marina nicht imstande, in die Augen fallende Erfolge zu erzielen.

Aus den Betrachtungen des Verfassers seien hier folgende Punkte hervorgehoben:

Die Streitkräfte wurden nicht zusammengehalten, um zum einheitlichen Kampfe verwendet zu werden: „le gouverneur avait eu le tort de se décentrer."

Ein großer Teil der Truppen lag untätig in Melilla, während ein kleiner in Unternehmungen verbraucht wurde, die keinerlei Aussicht auf Erfolg boten.

Wenn irgendwo, und das kam oft genug vor, ein Mißerfolg eingetreten war, dann wurde in der Besorgnis, größere hécatombes zu erleben, eine Passivität beliebt, die jedes moralische Empfinden aufs schmerzlichste berührte und den Mut des Gegners hob.

Für den Leser ist es unbegreiflich, weshalb die Spanier, als sie

sich allmählich so wesentlich verstärkt hatten, nicht jenes Hochplateau des Gourougou zu ihrem Waffenplatze machten, sondern dasselbe dem Gegner überließen. Als dann endlich die Besetzung von Alslatten erfolgte, fiel jeder weitere Widerstand der rebellischen Guelaya in sich zusammen.

Es würde zu weit führen, den taktischen Betrachtungen des französischen Generals zu folgen; sie gipfeln in einer Glorifizierung der eigenen Kampfesweise und sind von hohem Interesse, wenn ja leider in diesem modernsten Kriege der eine der Gegner, obgleich Europäer, entschieden rückständig in taktischer Beziehung ist, der andere aus afrikanischen Eingeborenen bestand.

Die Spanier, so sagt Verfasser, sind Herren von 1500—1800 qkm Land geworden, das zu einem Drittel kultivierbar ist. Werden die schweren Verluste diesen Gewinn aufwiegen? Werden die Spanier, so schließen wir diese Besprechung, aus ihren Fehlern gelernt haben?

Für uns bleibt der letzte Kampf der Spanier in Marokko ein erneuter Beweis dafür, daß eine Armee, welche nicht stetig voranschreitet, welche sich, wie die spanische 1909, von den Ereignissen überraschen läßt, selbst minderwertigen außereuropäischen Truppen nicht gewachsen ist. 63.

La régénération de la Prusse après Jéna. Par J. Vidal de la Blache, capitaine breveté au 128e rég. d'inf. Publié sous la direction de la section historique de l'état-mayor de l'armée. Paris und Nancy. Berger-Levrault & Cie. 1910.

Diese von der historischen Abteilung des französischen Generalstabes veröffentlichte Arbeit des Kapitäns Vidal de la Blache verdient die Beachtung aller Gebildeten Deutschlands. Mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß dieser französische Offizier ein Bild jener so bitteren und doch so segensreichen Periode unserer nationalen und militärischen Geschichte gezeichnet hat, das sich nicht nur auf einer umfassenden und gründlichen Kenntnis der umfangreichen deutschen Literatur gründet, sondern — was wertvoller ist — von dem ernsten und ehrlichen Bestreben getragen wird, inneres Verständnis für die Zustände und die handelnden Personen zu gewinnen. Das ist ihm so ausgezeichnet gelungen, daß eine Übersetzung seines Buches ins Deutsche zweifellos großen Erfolg haben würde.

Es ist keine rein militärische Arbeit, die der Verfasser vorlegt. Richtig ist erkannt worden, daß die Neugründung des Heeres einen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Neubau des ganzen Staatswesens voraussetzt. Das erste Kapitel gibt einen Abriß der altpreußischen Heeres- und Staatseinrichtungen. Aus den gerade in jüngster Zeit in Fülle ans Licht gezogenen Urkunden über die Zeit „vor Jena" wird mit echtem historischem Verständnis der Schluß gezogen, die Katastrophe von 1806 sei „nicht ein Ereignis von der Art, wie sie Menschen vermeiden können" gewesen. Dann schildert der

Verfasser die Männer und das Werk der Wiedergeburt auf innerpolitischem und militärischem Gebiet. Die Persönlichkeiten sind richtig charakterisiert und mit lebendigem Anteil geschildert. Ein weiterer Abschnitt ist dem moralischen Erwachen der Nation, dem Wirken Fichtes, Schleiermachers, der jungen Universität Berlin gewidmet. Das öffentliche Leben und der ganze Jammer, den die napoleonische Gewaltherrschaft über das Land verhängte, wird nach zahlreichen dokumentarischen Äußerungen französischer Generale, Beamten, politischer Agenten dargestellt, die hier zum ersten Male aus dem französischen Kriegsarchiv und dem Archiv des Ministeriums des Auswärtigen veröffentlicht werden und dem Werk für sich allein wissenschaftliche Bedeutung sichern. Den Beschluß bildet ein Ausblick auf die Entwickelung, welche die Ideen der Reformzeit nach den Befreiungskriegen genommen haben, bis sie in geläuterter Form die nationale Einheit schaffen konnten. Fr.

„Wien—Berlin." Die Distanzfahrt 1909. (41. Heft von „Unsere Pferde".) Von Freiherrn H. A. v. Esebeck, Königl. Preußischer Rittmeister im Dragonerregiment Nr. 9. Stuttgart 1910. Schickhardt & Ebner. 1,80 M.

Die vorliegende, hübsch ausgestattete Schrift schildert auf 73 Seiten in der, unseren Lesern schon von dem „Distanzritt Demmin-Kopenhagen" her bekannten feuilletonistischen und pikanten Weise die im Titel genannte Distanzfahrt nach eigenen Erlebnissen des Verfassers und mehreren Originalberichten von Teilnehmern.

Von 20 Fahrzeugen (einem vierspännigen, neun zwei- und zehn einspännigen), die die Fahrt antraten, kamen nur sechs in Berlin an. Drei mußten schon in den ersten zwei Tagen die Fahrt wegen Pferdesterbens aufgeben. Elf weitere Teilnehmer gaben dann im Laufe der ferneren Etappen ebenfalls die Fahrt auf.

Da diese in sieben Etappen über eine Distanz von nur 619 km führte, also durchschnittlich über eine Tagesentfernung von ca. 88,4 km die außerdem durchschnittlich in fünf bis sechs Stunden Fahrt zurückgelegt wurden, so kann man die Teilnehmer schwerlich einer Überanstrengung ihrer Pferde beschuldigen, um so weniger, als auch die Fahrzeuge in bezug auf Konstruktion und Leichtigkeit besonders ausgewählt waren.

Wer die vorliegende Schrift, in deren Vorwort sich der Herr Verfasser schon als gläubiger Anhänger an die gute Wirkung von Rotwein, Schnaps, Theriak usw. auf die Leistungsfähigkeit der Pferde bekennt, mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird sicher zu der Überzeugung gelangen, daß eben in den schon mit der Verpflegung begangenen Fehlern — es wurde zum Tränken meist warmes Wasser, als Zusatz zum Futter in reichem Maße brauner Zucker und künstliches Futter verwendet — und den Versuchen, die Folgen derselben durch Verwendung von drastischen Arzneien: Theriak, Tannalbin, Terpentinöl,

Chloroform und englischen Geheimmitteln wie Humphrey H. H. usw. wieder gut zu machen, die Ursachen des Abstehens von 3 Pferden und des Aufgebens der Fahrt seitens elf weiterer Teilnehmer zu suchen sind.

Über die Umstände, welche die sechs Sieger glücklich ihr Ziel haben erreichen lassen, sieht man freilich nicht ganz klar, zumal die vier, dem Bericht des Herrn Verfassers beiliegenden Originalberichte sämtlich auf dem arzneigläubigen Standpunkte des Verfassers stehen. Es gewinnt so fast den Anschein, als ob dieselben gerade nach dieser Richtung hin besonders ausgewählt seien.

Zugegeben wird vom Herrn Verfasser, daß die Fahrt wohl im ganzen als mißlungen anzusehen sei. Wir erfahren noch, daß infolgedessen die für 1910 beabsichtigte Distanzfahrt aufgegeben wurde, aber die Hoffnung bestehe, daß für 1911 wieder eine solche zustande kommt.

Da wäre jedem Teilnehmer zu raten, sich in der Zwischenzeit gründlich meine Schrift: „Die naturgemäße Gesundheitspflege der Pferde“ (4. Auflage 1904 bei Schmal und v. Seefelds Nachfolger in Hannover) einmal gründlich anzusehen und sie zur Ergänzung der in der vorliegenden Schrift zutage liegenden Erfahrungen zu benutzen.

Jedem arzneigläubigen Sportliebhaber ist die Schrift des Herrn v. Esebeck sehr zu empfehlen, denn ihre negativen Wirkungen sind zumeist durchschlagend. Spohr, Oberst a. D.

Geschichte des Siebenjährigen Krieges. Von J. W. v. Archenholtz. Nach den neuesten Forschungsergebnissen umgearbeitet von v. Duvernoy, Königl. Württ. Oberstleutnant a. D. Leipzig. Amelangs Verlag. 1911. 4 M.

Im Jahre 1791 erschien v. Archenholtz' „Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland“ zum ersten Male. Sie war volkstümlich geschrieben und Jahrzehnte hindurch die gelesenste Geschichte dieser Heldenzeit. Sie ist aber auch heute noch lesenswert, vor allem unter dem Gesichtspunkte, den Herr Oberstleutnant v. Duvernoy sehr richtig hervorhebt, daß unsere Jugend damit einen vortrefflichen Lesestoff in der Vaterländischen Geschichte erhält. In den höheren Schulen ist leider Gottes immer noch recht wenig nach dieser Richtung zu verspüren, trotz der Mahnung unseres Kaisers, „nicht Griechen und Römer, sondern Deutsche“ zu erziehen. Die Umarbeitung des Buches nach der wissenschaftlichen wie der stylistischen Seite hin ist vortrefflich durchgeführt und haben sich Herausgeber wie Verleger durch diesen „verbesserten“ Archenholtz ein lehrhaftes Verdienst erworben. Nur mit einer Wendung im „Schlußwort“ bin ich nicht ganz einverstanden. Es heißt dort: der Kosmopolitismus am Ende des 18. Jahrhunderts hatte zu verweichelnder, friedensseliger Humanitätsduselei geführt. Liegen uns heute derartige Zustände ganz fern?, Sicherlich!“ Nein, sie liegen uns vielfach gar nicht fern und

es ist die höchste Zeit, daß in Schule, Haus und in der breitesten Öffentlichkeit gegen sie angekämpft wird! Keim.

Aus vergilbten Papieren. Eine Folge von Tagebüchern, Briefen und Berichten aus der Napoleonischen Epoche. Herausgegeben von Theodor Rehtwisch. Verlag von G. Wigand, Leipzig. Jeder Band geb. 3 M.

Es liegen jetzt der zweite, dritte und vierte Band dieser bemerkenswerten Sammlung vor, der einen großen Leserkreis, namentlich in Offizierskreisen finden sollte. Denn es steht außer Frage, daß jene Zeit kriegspsychologisch, auch nach der persönlichen Seite hin, im ganzen interessenter, auch vielfach großartiger ist als die Kriege der Neuzeit. Der zweite Band enthält: Aus meinem Soldatenleben von K. v. Suckrow. Der Erzähler, ein geborener Mecklenburger, trat zuerst als Offizier in preußische, nach 1806 in württembergische Dienste und nahm an dem Feldzuge 1812 in Rußland teil. Seine Erlebnisse klingen öfters geradezu romanhaft, wer aber aus zuverlässigen Quellen jene Zeit kennt, weiß, daß hier keine Übertreibungen vorliegen. Der Übergang über die Beresina ist geradezu plastisch geschildert. Wenn man dann zum Schluß liest, daß während jenes Feldzuges in dem kleinen württembergischen Armeekorps allein 92 Offiziere, Beamte, Ärzte „vermißt“, d. h. verschollen geblieben sind, so spricht das Bände über den Jammer deutscher Geschichte zu Napoleons Zeiten. Die Erlebnisse sind flott und mit einem gesunden Humor geschrieben.

Der dritte Band: Aus dem Tagebuch eines Freiwilligen 1813 und 1814, erzählt in einfacher, aber fesselnder Darstellung die Erlebnisse eines freiwilligen Jägers, der Theologe und Hauslehrer, trotz eines schwächlichen Körpers, die Flinte nimmt und als tapferer Soldat bei dem Korps Bülow an allen Schlachten und Gefechten dieses Korps teilnimmt. Neben dem Kriegerischen kommt auch das Menschliche nicht zu kurz. Der begeisterte Idealismus für die heilige Sache des Vaterlandes leuchtet aus dem Tagebuche überall hervor und klingt auch in unsere Zeit als ernster Mahnruf hinein!

Der vierte Band enthält: Im Dienste König Friedrich Wilhelms III. Von Graf Henckel v. Donnersmark. Diese Erinnerungen eines Mannes von scharfer Beobachtungsgabe und großem Freimute, der den tiefen Fall Preußens 1806 und dessen Erhebung 1813 in Stellungen miterlebt hat, welche ihm manchen Einblick hinter die Kulissen gestatteten, nehmen schon lange in der sogenannten Memoirenliteratur eine besondere Stelle ein. Vielfach anekdotenhaft gefärbt, bieten sie lebendige Schilderungen von Menschen und Zuständen aus der Zeit von 1795—1812. Was die Verhältnisse in der Armee vor 1806 betrifft, so muten dieselben allerdings oft geradezu unbegreiflich an. Sie sind aber von anderen Seiten her bestätigt. Daß es mit einem so überalterten Offizierkorps, in dessen führenden

Stellen vielfach geistig wie körperlich verbrauchte Männer standen, einfach unmöglich war — ganz abgesehen von anderen Dingen — gegen Napoleon und sein Heer Erfolge zu erringen, wird sich jedem Leser sofort aufdrängen. Der Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms III. bestätigt in diesen Erinnerungen, daß der König ein höchst achtbarer Charakter, von großer Güte und von gutem Verstande war. Aber die Entschlußfähigkeit sowie die Unabhängigkeit von den Meinungen seiner Umgebung und kleinmütiger oder intriganter Ratgeber fehlten ihm. Ohne diese Eigenschaften kann aber in ernsten Zeiten auch der wohlmeinendste Herrscher nichts Ersprießliches leisten. Keim.

„Die Ehrengerichtsverordnungen, Neufassung 1910“, herausgegeben und erläutert vom Kriegsgerichtsrat Dietz. Rastatt 1910. Verlag von H. Greiser. Geb. 3,50 M.

In überraschend kurzer Frist nach dem Erlasse des Neuabdrucks der Verordnungen über die Ehrengerichte im preußischen Heere vom 2. Mai 1874, der Sanitätsoffiziere vom 9. April 1901, der Offiziere und Sanitätsoffiziere des Kommandos der Schutztruppen im Reichs-Kolonialamt und der kaiserlichen Schutztruppen vom 15. Juni 1897 bzw. vom 7. November 1901 erschienen die vom Kriegsgerichtsrat Dietz verfaßten Erläuterungen dieser Verordnungen. In ebenso eingehender und klarer Weise, wie in der von ihm erläuterten Disziplinarstrafordnung, hat der Verfasser diesen schwierigen Gegenstand zu behandeln gewußt. Wenn der Verfasser in dem Vorworte als Richtpunkte der Stoffbehandlung aufstellt: Verwertung der geschichtlichen Entwickelung, Beachtung strafrechtlicher und strafprozessualer Grundgedanken und Einrichtungen, Übersichtlichkeit, möglichste Zusammenfassung der zusammengehörenden Bestimmungen, sprachliche Klarheit, umfassende Benutzung der Literatur und Heranziehung sonstiger einschlägiger Bestimmungen aus Gesetzen, Verordnungen, Erlassen usw., Vermeidung kritischer Stellungnahme, soweit die Rücksicht auf die Natur des Gegenstandes und die praktische Brauchbarkeit des Buches es erforderten, so hat er in der Bearbeitung alle diese Versprechen in vorzüglichster Weise eingelöst. Die Darstellung beschränkt sich nicht auf kurze Anmerkungen zu den einzelnen Ziffern der Verordnungen, sondern behandelt die Fülle der einschlägigen Fragen in militärischer, staats- und strafrechtlicher Beziehung an der Hand eines reichen literarischen Materials eingehend und scharfsinnig. Hierdurch wird nicht allein Belehrung geboten, sondern auch zu wissenschaftlicher Arbeit angeregt. Der Kreis der Freunde des Buches wird sich daher nicht auf die Nächstbeteiligten — Offiziere und Sanitätsoffiziere — beschränken, sondern auch auf die Militär- und Ziviljuristen sich erstrecken. Wie die Disziplinarstrafordnung des Verfassers, der als Herausgeber des „Archiv für Militärrecht“ und durch zahlreiche andere wissenschaftliche Arbeiten in den weitesten Kreisen bekannt ist, wohlverdiente allseitige Anerkennung gefunden hat, so wird sicherlich auch

die Erläuterung der Ehrengerichtsverordnungen alsbald und überall in Praxis und Theorie als ein unentbehrliches Hilfsmittel sich einführen und behaupten. Geh. Kriegsrat Endres-München.

Ein Blatt für unsere Soldaten.

Wird der außerordentliche Wert einer gesunden und anregenden Unterhaltungslektüre für den Soldaten und Unteroffizier in unserem Heer und der Marine von allen, die es angeht, genügend erkannt? Ist das Verständnis dafür, daß der Mann vom Brot des dienstlichen militärischen Unterrichtsstoffes nicht allein leben kann, sondern daß das Volk in Waffen während seiner Dienstzeit auch allgemeine geistige Nahrung braucht, bei all den Faktoren vorhanden, die über das Wohl und Wehe des Mannes, aber auch über die Pflege königstreuer und nationaler Gesinnung im Soldaten- und Reservistenstande zu entscheiden haben? Geschieht wenigstens von diesen Faktoren alles, um für aufopferungsvolle Bestrebungen, die sich die ideelle Mannschaftspflege zum Ziel stecken, wenigstens freie Bahn zu schaffen, so daß, wer unter den Leuten Durst nach einem frischen Trunk geistiger Anregung hat, ihn auch zu stillen vermag?

Die Fragezeichen hinter diesen Sätzen sind wohl nicht ganz gegenstandslos. Denn sonst müßte ein literarisches Unternehmen, wie das von „Meine Dienstzeit“ [1]) nach drei Jahren des Bestehens auf eine Massenverbreitung in Heer und Flotte blicken können. Und das ist, mag auch für uneigennützige Arbeit der Lohn dankbarer Aufnahme nicht ausgeblieben sein, doch nicht der Fall. Uneigennützig! Denn daß das Unternehmen bei der Herausgabe von wöchentlich zwölf Druckseiten mit Abbildungen (und einer vierteljährlichen Kunstbeilage) für 3 Pf. alles andere als eine Goldgrube darstellt, wird man glauben dürfen. Es ist erstaunlich, was für diese 3 Pf. dem Manne geboten wird! Der jetzt vorliegende 3. Jahrgang gibt die beste Gelegenheit, sich einen Überblick über die Reichhaltigkeit der Erzählungen, Schilderungen von Land und Leuten, technischen Berichten, Mitteilungen aus fremden Armeen, Belehrungen über Fragen des bürgerlichen Lebens usw. usw. zu bilden, die dieser Jahrgang wie jede einzelne Nummer enthält. Merken wir noch an, daß keiner dieser Nummern eine Dosis Lyrik, ein Pröbchen Humor und eine Erinnerungstafel mit Platz zum Eintragen von Erinnerungsnotizen fehlt. Und heben wir aus dem Inhaltsverzeichnis unter den Mitarbeitern wahllos einige Namen besten Klanges hervor, wie Exzellenz von Haeseler, Kapitän zur See Persius, Exzellenz Litzmann, Major Immanuel, Generalarzt Dr. Körting, Detlev v. Liliencron usf.

Der ansprechend gebundene Jahrgang ist jetzt für 2 M. zu

---

[1]) Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 61, Johanniterstraße 6. Jede Nummer einschließlich Porto 3 Pf., der gebundene Jahrgang 2 M. Einbanddecken 22 Pf.

haben. Es erhellt ohne weiteres, daß er sich vorzüglich zu Schießpreisen, Weihnachtsgeschenken, Abschiedsgaben an den scheidenden Burschen usw. eignet. Dr. v. Graevenitz.

Geschichte der Pionierkadetten und deren Schulen. Herausgegeben von Felix Kemenović von Belovar, Feldmarschalleutnant d. R., redigiert von Karl Friedrich Kurz, Schriftsteller und Redakteur. Wien 1911. Selbstverlag, in Kommission bei Seidel & Sohn. Pr. 7 Kronen.

Eine umfangreiche Jubiläumsschrift, da im Januar 1811 zur Heranbildung des Nachwuchses der k. k. Pionieroffiziere zu Korneuburg eine Pionierkorpsschule eröffnet wurde. Die mit dürftigsten Mitteln begonnene Schule entwickelte sich in dem Streben, den Standpunkt einer Akademie zu erreichen, bis 1855 außerordentlich günstig, ward aber dann als „Pionierschulkompagnie“ zur reinen Truppenschule herabgedrückt und namentlich zur Vorbildung von Unteroffizieren verwendet. Die Zöglinge wurden in spartanischer Zucht und klösterlicher Abgeschlossenheit gehalten und es ist charakteristisch, daß die Leibesstrafe (Rutenstreiche) erst 1866 abgeschafft wurde. In diesem Jahre ward gleichzeitig mit der Schaffung der Divisionsschulen (eine Frucht des Krieges von 1866) die Schulkompagnie in eine Pionierkadettenschule umgewandelt, von Tulln nach Hainburg verlegt und zu einem Institut mit vierjährigem Kursus entwickelt, das 1889 in die Militärbildungs- und Erziehungsanstalten eingereiht werden konnte und ausgezeichnete Erfolge aufzuweisen hatte.

Die Darstellung dieser Entwickelung ist fließend und nicht uninteressant geschrieben; sie gewährt einen lehrreichen Einblick in die Militärschulverhältnisse unseres Verbündeten. Der Hauptteil des Buches wird aber durch die Biographien der sämtlichen Direktoren, Lehrer und Zöglinge der Pionierschulen ausgefüllt. So kurz sie gehalten sind, hat doch die Bearbeitung von 3000 Lebensläufen eine gewaltige Arbeit verursacht und gibt dem Buch seinen Umfang von 425 Seiten. Die Ausstattung ist, dem Zweck entsprechend, vornehm.

Frobenius.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Dezember.) Welchen Einfluß dürfte die Feldartillerie auf den Gefechtsverlauf in einem kommenden Kriege üben? — Die neue französische Schiedsrichterinstruktion. — Handgranaten, Gewehrgranaten, Wurfbomben und Lufttorpedos als moderne Kriegsmittel.

Revue d'infanterie. (Dezember.) Zwanzig Jahre körperlicher Ausbildung in Deutschland und in Frankreich. — Der rechte preußische Flügel bei Rezonville. — Zwei Monate bei den Chaouias.

Revue militaire des armées étrangères. (Dezember.) Albanien. — Die neuesten Veränderungen im russischen Heere.

Journal des sciences militaires. (Dezember.) Der Generalstab. — Die deutschen Kaisermanöver 1910. — Das Luftschiff und der Krieg. — Bemerkungen über die Tätigkeit des Aufklärungsoffiziers bei der Artillerie. — Studie über das Vorbereitungsgefecht. — Die Reorganisation des Generalstabes. — Die Fortdauer der Feindseligkeiten bei den Herbstübungen des XX. Korps. — Die Reorganisation der algerischen Schützenregimenter und die Infanterie des XIX. Korps. — Die Grundlehren und die Änderung der Taktik. — Das neue deutsche Quinquennat. — Studie über die Schlacht von Wa-fan-gou.

Revue d'historie. (November u. Dezember.) Der Feldzug 1908/09 in Chaouia. – Der Krieg 1870/71: Die Nationalverteidigung in der Provinz. — Der Feldzug 1813: Die Friedensverhandlungen.

Revue de Cavalerie. (November.) Deutsche Ansichten über Reiterei. — Zur Umgestaltung des Kavallerieexerzierreglements (Schluß). — Aufgaben für taktische Studien.

Kavalleristische Monatshefte. (Dezember.) Über moderne Besichtigungen. — Die reitende Artillerie — eine Hilfswaffe? — Bösartige und gutmütige Pferde. — Vom Arader Distanzritt.

Revue du génie militaire. (Oktober.) Campa und Martinot-Lagarde: Zerstörender Einfluß des Schwamms auf Hölzer und Vorbeugungsmittel. — Die Genietruppen bei den Überschwemmungen von Paris 1910 (Forts.). — Ordioni und Bèzu: Monographie des Djebel Zaghouan (Schluß). November. Campa und Martinot-Lagarde: Zerstörender Einfluß des Schwamms auf Hölzer und Vorbeugungsmittel. — Die Genietruppen bei den Überschwemmungen von Paris 1910 (Forts.). — Barré: Beitrag zur Konstruktion der (Luftschiff-) Schrauben (Forts.). — Julet: Übertragung einer Zeichnung in verändertem Maßstab. — Decken und Brücken in Eisenbeton. — Duchêne: Über den Antrieb festliegender Schrauben.

Rivista di artiglieria e genio. (Oktober.) Segre: Die Schießinstruktionen der Feldartillerie der wichtigsten Armeen (leichte Kanonen). — Fenolio: Über Lüftung und Heizung eines Militärlazaretts. — Maglietta: Bankbatterie mit gedeckter Bedienungsmannschaft. — Taktische Folgerungen aus der Verwendung der Feldartillerie im Russisch-Japanischen Kriege. – Charakteristik und praktische Verwertung der Luftschiffe. — Über das Profil feldmäßiger Deckungen (nach japanischer Quelle in The Royal Engineer Journal). — Einrichtung des Gewehrs zum Durchschneiden der Eisendrähte eines Drahtnetzes. — Ein Präzisionsrechenlineal. — Notizen: Österreich-Ungarn: Heeresreformen; Neuordnung der Technischen Militärakademie; Erhöhung des Kriegsbudgets; Annahme eines Spitzgeschosses für Gewehr; Gebirgsübung einer 8 cm-Kanonenbatterie; Reorganisation der Traintruppe; Kommandierung höherer Offiziere zu anderen Waffen. — Belgien: Annahme einer leichten Feldhaubitze. — Frankreich: Neue Militärflugapparate. — Deutschland: Kavalleriebrückengerät. — Norwegen:

Handgranaten, System Asseu. — Niederlande: Gesetzentwurf für Verbesserung der Küstenverteidigung. — Rußland: 12 cm-Feldhaubitze, System Krupp; Feldscheinwerfer; Geldbeträge für Funkentelegraphie und Scheinwerter; Luftschifferschule für Offiziere. — Vereinigte Staaten: Neuaufstellung eines Armeekorps.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (Heft 11.) Artillerieaufklärung und Verwendung der Telephon- und Signalstationen. — Französisches Reglement für den Garnisondienst vom 7. Oktober 1909. — Die Bewertung des einzelnen Schrapnellschusses. — Eine Studie über den Munitionsersatz in Frankreich.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. (Heft 11.) Im Wechsel der Strömungen. — Aus den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde. — Neues von der deutschen Feldartillerie. — Schießversuche mit Gebirgsgeschützen. — Aus der bundesrätlichen Botschaft über die Einführung von Richtinstrumenten für die Feldartillerie. — Tir échelonné.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 46. Gedanken eines jungen Instruktors über seinen Beruf. — Marsch- und Manöverleistungen der englischen Territorialtruppen. — Ergebnisse der Manöver in Schweden. **Nr. 47.** Gneisenau. — Reparaturkosten der Mannschaftsausrüstung. — Zur Neuorganisation unserer Sanitätstruppen. **Nr. 48.** Gneisenau. — Schießpflicht und Schießkontrolle. — Vom Sparen. **Nr. 49.** Scharfe Patronen. — Militärische Ausbildung. — Berittene Infanterieoffiziere. — Militärischer Bericht aus dem Deutschen Reich. **Nr. 50.** Rekrutenverteilung. — Die Rekrutenprüfungen. — Schießpflicht und Schießkontrolle. — Das neue deutsche Quinquenat.

Wajennüj Ssbornik. 1910. (November.) Kunersdorf (Übersetzung). — Der „vaterländische Krieg" (1812) in den Erinnerungen der Zeitgenossen (Forts.). — Die Denkwürdigkeiten des Grafen Toll. — Port Arthur. — Die reitende Artillerie in ihrer Verbindung mit der Kavallerie. — Die kriegsgemäße Ausbildung der Festungsartillerie (Schluß). — Das moralische Element in der Befestigung. — Die Kriegsgalerie im Winterpalais (zum bevorstehenden Jubiläum des Feldzuges des Jahres 1812). — Die Gebirgstruppen in Frankreich. — Durch Buchara.

Russkij Invalid. 1910. **Nr. 238.** Die Neuordnung des Unterrichts in den Kriegsschulen. — Die Ergänzung der Militärbeamten. — Das Budget für 1911. **Nr. 241.** Dem Andenken der Helden von Kars. Von Dow. — Die Verpflegung in der französischen Armee. **Nr. 243.** Zwei Bücher. — Die Wahlen zum Offizier. — Die Konduitenlisten. — Über Regimentsgeschichten. **Nr. 250.** Charakter, Gesundheit und Wissen. — Aus der militärischen Gesellschaft. — Über die Bestimmungen über das Eintreffen der Rekruten bei der Truppe. **Nr. 251.** Die Beteiligung der sibirischen Kasaken am Gefechte bei Usun-Agatsch. — Zur Reform der Intendantur. — Das Ssewastopoler Jugendwehrregiment.

III. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **v. Thäter,** Meine Feldzugserinnerungen 1870/71. München 1910. C. H. Becksche Verlagshandlung. 3 M.

2. **Kirchhoff,** Seehelden und Admirale. Leipzig 1910. Quelle & Meyer. 1,25 M.

3. **Otto v. Wedell und Clementine von der Goltz,** Briefe eines preußischen Offiziers an seine Braut aus den Jahren 1799 und 1800. Leipzig 1910. Röder & Schunke. 5 M.

4. **Schramm,** Griechisch-römische Geschütze. Metz 1910. G. Scriba. 3 M.

5. **Lebenserinnerungen** des Generalleutnants Karl von Wedel. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 3 M.

6. **Moltkes Kriegslehren.** (Moltkes militärische Werke. IV. Kriegslehren. Erster Teil.) Die operativen Vorbereitungen zur Schlacht. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Kriegsgeschichtliche Abteilung I. 1911. Ebenda. 7 M.

7. **Die Ausbildung** des Kavallerierekruten. Ebenda. 1 M.

8. **v. Wedel,** Der Kompagniechef. Vierte Auflage. Ebenda. 4 M.

9. **Spohn,** Ratgeber in Ehrenfragen aller Art. II. Teil: Beurteilung der verschiedensten Ehrenfragen, die zu Ehrenhändeln Anlaß geben. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 1,50 M.

10. **Denkwürdigkeiten** des Prinzen Friedrich Karl von Preußen. II. Band. Stuttgart 1910. 10 M.

11. **Seidels** kleines Armeeschema. Abgeschlossen mit 18. November 1910. Wien 1910. L. W. Seidel & Sohn. 1 M.

12. **Clausewitz,** Vom Kriege. Sechste durchgesehene Auflage. Berlin 1910. F. Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 10 M.

13. **Toepfer,** Wiederholungsbuch der Befestigungslehre. Zweite Auflage. Berlin 1910. R. Eisenschmidt. 3,40 M.

14. **Daniels,** Geschichte des Kriegswesens. II. Das mittelalterliche Kriegswesen. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 0,80 M.

15. **Reboul,** Campagne de 1813. Les préliminaires. Tome I: Le commandement de Murat. Paris 1910. Chapelot & Co. 12 Frs.

16. **Dumont et Lestien,** Les volontaires de la marine. Ebenda. 6 Frs.

17. **Guerre Russo-Japonaise 1904/05.** Historique rédigé a l'étatmajor general de l'armée Russe. Tome I. Première partie. Ebenda. 16 Frs.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber), Potsdam.

VII.

Zur Militärvorlage.

Von

Oberstleutnant a. D. Freiherr v. d. Osten-Sacken und Rhein.

Jedes Volk hat eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, die ihm von seinem Charakter vorgeschrieben ist. Wird es seinem Charakter untreu, so daß es seine Aufgabe nicht mehr erfüllen kann, so hat es seine Rolle ausgespielt und damit seine Daseinsberechtigung verloren. Dann treten andere Völker an seine Stelle, und der Untergang ist nicht mehr fern. Das lehrt die Geschichte tausendfältig.

Der Charakter unseres Volkes ist von Anfang an ein militärischer gewesen. Das wurde unter den zersetzenden Einflüssen des Zeitgeistes einmal vergessen, und da war der Zusammenbruch die Folge. Erst als die Not der schweren Zeit Preußens Volk geläutert und die Ursprünglichkeit seines Charakters hergestellt hatte, konnte es seiner ihm von der Vorsehung zugewiesenen Aufgabe weiter gerecht werden. Aber schwer hatte es seine Verfehlungen büßen müssen. Und nimmer hätte sich damals selbst das Volk in Waffen aus eigener Kraft allein befreien können. Dazu bedurfte es einer so beispielslosen Wendung in den äußeren Verhältnissen, daß wir nicht noch einmal auf solchen Glücksfall rechnen können. Unterliegen wir heute, dann ist es für immer um uns geschehen. Das sollen wir wohl bedenken.

Wenn in dem alten Rom nach der Beseitigung der diktatorischen Gewalt dem Gemeinwesen eine Gefahr drohte, dann hieß es: „Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat!“ Und dieser Ruf fand lauten Wiederhall. So hatten es die Römer immer gehalten. Wie wütende Parteikämpfe oft auch ihre Stadt durchtobt hatten, sie waren verstummt, sobald es sich um Roms Macht und Ehre gehandelt hatte. Darum hatten sie auch die Welt unterwerfen können. Wahrlich ein glänzendes Beispiel, wert, daß es nachgeahmt wird.

Aber bei uns stehen die Interessen der Parteien über denen des Vaterlandes, und immer größer werden die Massen derer, die überhaupt nichts mehr vom Vaterland wissen wollen. Und kein Retter will erstehen, der es versteht, die die staatserhaltenden Parteien trennende Kluft zu überbrücken und die Gutgesinnten unter dem nationalen Banner wieder zu einigen. Es ist der alte Fluch der Uneinigkeit, an dem einst das tausendjährige Reich zugrunde ging, der auch jetzt wieder an den Wurzeln des in großer Zeit zu neuem, herrlichem Leben entfalteten Stammes nagt.

Und doch war Einigkeit vielleicht noch nie so nötig wie gerade jetzt. Schon neigt sich die Zeit ihrem Ende zu, für die der jetzige Reichstag, damals unter dem Zeichen der Vaterlandsfreudigkeit, gewählt wurde. Wie wird der neue Reichstag aussehen? Wird er die Mittel gewähren, unser Heer, auf dem die Sicherheit unseres Landes beruht, auf der Höhe zu erhalten, die unbedingt geboten ist? Bange Zweifel müssen die Brust eines jeden wahren Vaterlandsfreundes erfüllen. So erschien es nötig, zuvor noch von dem alten Reichstage die für die gedeihliche Fortentwickelung unseres Heeres unerläßlichsten Bewilligungen zu fordern. Darum soll das neue Quinquennat in dieser Session unter Dach gebracht werden. Schwer hat es die Regierung dem Reichstage nicht gemacht. Ihre Forderungen sind nur zu bescheiden, dem tatsächlichen Bedürfnis entsprechen sie ganz und gar nicht. Nur eine einzige Stimme, diejenige des Abgeordneten Bassermann, läßt ein „Videant consules“ ertönen, und der Ruf verhallt selbst in den Reihen einer Partei, die sonst noch immer den Mut gehabt hat, für die Stärkung unserer Wehrkraft einzutreten.

Oder sollte dieser Vorwurf etwa doch unbegründet sein? Am 10. Dezember hat der Kanzler im Reichstage geäußert „dieser werde bei seiner Arbeit am Etat sehen, daß die hier und da geäußerten Besorgnisse einer Vernachlässigung unserer Wehrmacht unbegründet seien“. Das klingt ja sehr beruhigend. Überzeugt es aber auch? Nein, nein und abermals nein. Sogar im Gegenteil. Es zeigt sich, daß patriotische und einsichtsvolle Männer, die einflußreich genug sein sollten, mit ihrer Stimme bis zu ihm durchzudringen, die Sache anders beurteilen. Und ihrem Warnungsruf gibt die sehr unbequeme Lehrmeisterin Geschichte Nachdruck. Sie erinnert daran, daß am 14. Juli 1870 der Marschall Leboeuf das berüchtigte Wort „Nous sommes archiprêts“ sprach, und daß bereits am 6. August die Schlachten von Wörth und Spichern geschlagen wurden. Dieses Wort des Marschalls fußte auf seiner vollsten Überzeugung, und doch war es ein Verbrechen an Frankreich, denn es besiegelte den Ent-

schluß zum Kriege. Mehr als Frankreichs Generalen, die mit ihren unfertigen Heeren nicht zu siegen verstanden, mißt die Geschichte dem leichtfertigen Kriegsminister, der die Wehrkraft des Landes nicht genügend vervollständigt und sich keine Kenntnis von der Macht des Feindes verschafft hatte, die Schuld an den Niederlagen bei.

Auch die von dem Kanzler am 10. Dezember geäußerte Ansicht beruht sicher auf seiner persönlichen Überzeugung. Hoffen wir, daß ihm die bessere Einsicht nicht zu spät komme. Schlimmer wäre es aber noch, wenn ihm Opportunitätsrücksichten jenen Ausspruch in den Mund gelegt hätten. Welches Unheil haben sie nicht schon gerade auf diesem Gebiet über unser Vaterland gebracht. Davon zeugen Jena und Olmütz. Unbedingt ist es geboten, alle Opportunitätsrücksichten aus der Frage der Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes für immer auszuschalten. Wie kann das aber geschehen?

Daß die Präsenzstärke unseres Heeres von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem festgestellt werden muß, ist ein schwerer Schaden, der an der ersprießlichen Entwickelung unseres ganzen Vaterlandes nagt. Das gibt dann jedesmal einen gewaltigen Agitationsstoff. So tief sind wir gesunken, daß die wichtigsten Interessen unseres Vaterlandes, auf denen allein die Berechtigung und die Möglichkeit seines Daseins beruhen, zu einem Gegenstande des Schachers zwischen den Parteien geworden sind. Schämen müßten wir uns vor unseren Nachbarn jenseits der Vogesen und des Kanals, unseren wahrscheinlichen dereinstigen Gegnern, die allen inneren Hader fahren lassen, sobald es sich um ihr Heer oder ihre Flotte handelt, und in seltener Einmütigkeit öfters mehr geben, als ihre Regierungen fordern. Einem für uns so beschämenden Zustande muß ein Ende gemacht werden. Aber wie?

Die Vernachlässigung unseres Heerwesens hatte vor hundert Jahren die Katastrophe heraufbeschworen und das Joch der Fremdherrschaft über uns gebracht. Um dieses abzuschütteln, wurde im Frühjahr 1813, zunächst für die Dauer des Krieges, die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Durch das Wehrgesetz vom 3. September 1814, das mit einigen Abänderungen noch heute die Grundlage unserer Wehrverfassung bildet, wurde die allgemeine Wehrpflicht zu einer dauernden gemacht. Aber das „herrliche Gesetz“, wie man es in dem hohen Schwunge der damaligen Zeit nannte, hatte eine Lücke; es setzte nicht das Verhältnis zwischen der Bevölkerungszahl und der Heeresstärke fest. Und da man diese nicht dem Anwachsen jener entsprechend vermehrte, wurde die allgemeine Wehrpflicht zu einem Schatten dessen, was sie sein sollte. Die Folgen zeigten sich bald, schon 1830, dann aber noch schlimmer 1850. Macht gibt

Recht. Preußens Regierung verfügte nicht über die nötige Macht, so hatte ihre Stimme im Rate der Völker auch nicht mehr das nötige Gewicht. Das bekam in den Tagen von Olmütz nicht nur das preußische, sondern das ganze deutsche Volk zu fühlen. Immer lauter wurden die Stimmen derer, die die volle Herstellung der allgemeinen Wehrpflicht forderten. Es war die größte, weil grundlegende Tat unseres nachmaligen Heldenkaisers, ohne die seine späteren Erfolge nicht möglich gewesen wären, daß er unter entsprechender Vermehrung des stehenden Heeres die allgemeine Wehrpflicht in ihrer vollen Ursprünglichkeit herstellte. Sein und seiner Helfer Bismarck und Roon Verdienst war um so größer, als die Reorganisation gegen den Willen der Volksvertretung, die die Regierung der schwärzesten Absichten beschuldigte, durchgesetzt werden mußte. Die Erfolge von 1864, 1866 und 1870/71 bewiesen, daß er im Recht gewesen, als er unser Volk zu seinem Besten gezwungen hatte. Nie wieder sollten die alten Zustände zurückkehren. Darum wurde in der Verfassungsurkunde für das Deutsche Reich vom 16. April 1871 die vorläufige Friedenspräsenzstärke des Heeres auf 1 Prozent der Bevölkerung von 1867 = 401659 Mann festgesetzt. Der Fehler hierbei war nur der, daß nicht gesagt war „1 Prozent der letzten Volkszählung." Damit wäre für immer eine auf der Erfahrung begründete maßvolle Unterlage geschaffen worden, die es gerade noch ermöglicht hätte, sämtliche nicht unbedingt unabkömmliche Diensttaugliche genügend d. h. während einer nicht zu kurzen Dienstzeit auszubilden. Die mit der Zeit nötig werdende Vermehrung der Kaders hätte sich hieraus von selber ergeben.

Dieser Fehler sollte sich bald rächen. Kaum war die Begeisterung fast noch schneller als der Milliardensegen verrauscht. da erhoben sich Stimmen, die die Präsenzstärke des Heeres zu hoch fanden. Schon das in der Session 1873/74 vorgelegte endgültige Militärgesetz kam, trotzdem es keine Erhöhung der bisherigen Kopfstärke brachte, nur mit der Beschränkung zustande, daß diese nur bis 1881 gelten sollte. Die Verhältniszahl zwischen Bevölkerungszahl und Heeresstärke war verschwunden. Wäre Roon noch Kriegsminister gewesen, würde es vielleicht anders gekommen sein. Die Bewilligung der Heeresstärke auf Zeit barg eine schwere Gefahr für die stetige Entwickelung unseres Heeres und damit unseres ganzen Volkes. 1874 kam das erste Septennat zustande, und nun folgten sich immer wieder Septennate und Quinquennate, und jedesmal gaben sie neuen Anlaß zu einem unwürdigen, das Heer schädigenden und das Volk verhetzenden Schacher. Sollte uns je das Unglück treffen, eine schwache Regierung zu haben, so wäre eine Wiederkehr der

Zustände, die unser Heer von den Befreiungskriegen bis zur Armeereorganisation durchgemacht hat, nicht ausgeschlossen. Das würde aber heute, wo die großen Militärmächte sämtlich die allgemeine Wehrpflicht angenommen haben, der Anfang vom Ende sein.

Die allgemeine Wehrpflicht, die uns vor hundert Jahren von der Fremdherrschaft befreit und vor 40 Jahren den Weg zur Herstellung des Deutschen Reiches gebahnt hat, bildet die Grundlage unserer Machtstellung, auf der die gegenwärtige Blüte unseres Vaterlandes beruht. Wenn wir diese behaupten wollen, müssen wir jetzt, wo sich die allgemeine Wehrpflicht auch in den anderen Ländern eingebürgert hat, letztere strenger als je durchführen. Das aber auch noch aus anderen Gründen. Auch die Gerechtigkeit erfordert, daß die gesamte Bevölkerung die aus der Verpflichtung zur Verteidigung des Vaterlandes sich ergebenden Lasten trägt. Und weiter noch. Auch der Wert des Heeres leidet, wenn die älteren Leute mißmutig darüber, daß jüngere Mannschaften zurückbleiben können, ins Feld ziehen. Welche Folgen daraus erwachsen, haben wir doch wahrhaftig in den Jahren 1848 bis 1850 kennen gelernt.

Darum genügt eine so schwächliche Vorlage wie die gegenwärtige nicht. Hier ist einmal ein Fall, uns an Frankreich ein Beispiel zu nehmen. Wird doch dort die allgemeine Wehrpflicht mit einer so unerbittlichen Strenge durchgeführt, daß das französische Heer trotz des gewaltigen Unterschiedes in der Bevölkerungszahl dem unsrigen numerisch überlegen ist. Aber im Patriotismus waren uns ja die Franzosen, wie man zu sagen pflegt, stets über. Unbedingt muß die allgemeine Wehrpflicht bei uns in ihrer vollen Ursprünglichkeit hergestellt und gesichert werden. Um dies zu erreichen, muß aber in erster Linie die Verhältniszahl zwischen der Bevölkerungsziffer und der Kopfstärke des Heeres hergestellt werden.

Man wird hiergegen zwei Einwendungen machen:

1. Wir brauchen kein so starkes Heer.
2. Wir können es auf die Dauer aber auch nicht unterhalten.

Was den ersten Einwand anbetrifft, so kann ein Heer nie stark genug sein. Jedes stehende Heer hat drei Aufgaben zu erfüllen. Es soll

1. eine Schule für das Volk sein;
2. nötigenfalls die Ruhe im Lande gewährleisten und
3. das Land gegen äußere Feinde schützen.

Schon die erste Aufgabe erfordert, wenn sie voll gelöst werden soll, die Ausbildung der gesamten wehrfähigen Bevölkerung. Dagegen ist die zweite, die neuerdings gerade in den Republiken, den gepriesenen Ländern der Freiheit, eine große Rolle gespielt

hat, auch mit schwächeren Kräften zu lösen. Nicht aber auch die dritte. Diese erfordert ein möglichst starkes Heer. Man wird sagen: „Wir sind jedem Gegner gewachsen.“ Dafür bürgt aber doch zurzeit nur noch die auf seiner Eigenart beruhende Güte unseres Heeres, nicht auch seine Kopfzahl, wie der schon gezogene Vergleich mit Frankreich zeigt, viele Hunde sind aber bekanntermaßen des Wildes Tod. Und dann genügt es für uns heute auch nicht, jedem Gegner gewachsen zu sein, wir müssen ihm vielmehr so überlegen sein, daß wir ihn auch niederwerfen können, um ihm unseren Willen aufzuzwingen. Das ist aber nur durch eine rücksichtslose Offensive möglich. Und welche numerische Überlegenheit eine solche erfordert, das hat doch die erste Phase des Krieges 1870/71 gezeigt, trotzdem unser König von einem der ersten Heerführer aller Zeiten beraten war. Aber weiter noch. Kommt es zum Kriege, dann haben wir es menschlicher Voraussicht nach gleichzeitig mit mehreren Gegnern und einer großen zahlmäßigen Überlegenheit zu tun. An Gegnern fehlt es uns ja nicht, und keiner von ihnen wird sich dem aussetzen wollen, nach Niederwerfung des anderen nun allein dem übermächtigen Deutschland gegenüber zu stehen. Dabei ist es fast gewiß, daß die Kräfte unseres einzig wirklich zuverlässigen Verbündeten mindestens zu einem sehr großen Teil durch seine eigenen Feinde werden gefesselt werden. So können wir nicht stark genug sein, und wenn wir nicht schon im Frieden jeden verfügbaren Mann ausbilden, fehlt er uns im Kriege.

Nun wird man sagen: „Es gibt keinen Krieg mehr.“ Wenn das wirklich sicher ist, dann können wir ja lieber heute als morgen den größten Teil unserer Armee entlassen; wir sparen dann jährlich hunderte von Millionen. Aber solch ein Optimismus klingt selbst aus der zweiten Rede des Reichskanzlers vom 10. Dezember nicht heraus. Und nahe genug am Kriege sind wir in dem nun abgelaufenen Jahrzehnt ja auch mehrfach gewesen. Heutzutage werden die Kriege nicht mehr von den Kabinetten bestimmt, die sie ja vermeiden könnten und es auch wohl gerne tun würden, sondern es sind die nicht zu beseitigenden Gegensätze zwischen den Völkern, die zur Entscheidung drängen. Und eine solche Explosion kann über Nacht kommen. An Zündstoff fehlt es ja nicht in der Welt. England sieht seinen Handel durch den unsrigen bedroht, Rußland will im Westen sein im fernen Osten verlorenes Prestige herstellen, sobald sich eine günstige Gelegenheit bietet, und Frankreich hat Sedan und den Verlust von Metz und Straßburg nicht vergessen. So rüsten alle, wie sehr sie unter der Last auch seufzen mögen. Darin liegt aber eine große Gefahr. Wer zuerst nicht mehr länger

mitmachen kann, muß losschlagen; vielleicht bringt ihm der Krieg die ausgegebenen Milliarden, die sonst unwiederbringlich verloren sind, wieder ein, während ihn andernfalls schon die Einschränkung seiner Rüstungen dem übermächtigen Nachbar schutzlos preisgibt. Wer sollte da wagen, einer Abrüstung oder auch nur einer so gefährlichen Beschränkung in den Rüstungen das Wort zu reden? Das kann nur jemand, der sich nicht klar darüber ist, welche Folgen heute ein Krieg hat. „Saigner à blanc“ hat Bismarck schon gesagt. Wollen wir solche Folgen nicht über uns kommen lassen, dann hilft es nicht, dann müssen wir unsere Rüstung tragen, und keine Blöße darf sie zeigen. Wollten wir sie erst im Augenblick der Gefahr vervollständigen, so wäre das zu spät. Der Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges hat gezeigt, wie die Gefahr über Nacht hereinbrechen kann. Mehr denn je gilt heute das Wort des Großen Königs: „Toujours en vedette.“

Aber, wird man sagen, selbst wenn wir ein möglichst starkes Heer haben müssen, können wir es doch nicht unterhalten, schon jetzt brechen wir unter den Lasten für Heer und Flotte zusammen. Als Antwort hierauf kann man nur auf die Lasten verweisen, die unser Volk gerade jetzt vor 100 Jahren tragen mußte, weil es vorher an seiner Rüstung gespart hatte. Was ein Volk für die Durchführung seiner Rolle braucht, muß es auch aufbringen; kann es das nicht mehr, hat es seine Rolle ausgespielt. Und wo ist denn die Steuerlast verhältnismäßig geringer als bei uns? Nun heißt es immer, ja England und Frankreich, das sind reiche Länder. Das soll auch gewiß nicht bestritten werden, trotzdem Frankreichs Wohlstand durch manches „Panama“ und die russische Freundschaft gelitten hat. Beträgt doch Deutschlands Nationalvermögen 300 Milliarden, dasjenige Frankreichs nur 200 Milliarden. Handel und Industrie blühen in einer Weise, daß hierin der Hauptgrund für Englands Feindschaft liegt, der Grundbesitz steht im Werte so hoch wie noch nie, die Löhne wachsen stetig, die großen Vermögen mehren sich nach Zahl und Umfang außerordentlich. Da ist es doch nicht zu verwundern, wenn auch die Preise steigen. Von einer unerschwinglichen Teuerung kann deshalb doch nicht die Rede sein. So wächst der nationale Wohlstand zusehends, trotzdem die Ansprüche ans Leben immer größer werden, die Steuerlast uns erdrücken soll! Wenn diese hier und da, namentlich in den Kreisen des Mittelstandes, schwer empfunden wird, so liegt dies vornehmlich in den Zeitverhältnissen; die großen Vermögen saugen die kleinen auf, und der Großbetrieb macht das Handwerk und den Kleinhandel tot. Dazu ist auch unsere Steuerpolitik nicht auf allen Gebieten eine ganz rationelle. Und weiter

noch. Nicht überall, man denke nur an die öffentlichen Bauten, wird mit der gleichen Sparsamkeit vorgegangen, die man von der Armee fordert, trotzdem das für sie ausgegebene Geld im Lande bleibt und zu einem sehr großen Teil gerade den ärmeren Kreisen wieder zugute kommt. Gewiß, die Heeresverwaltung muß sparsam sein, und es gibt noch manche Zweige derselben, wo vielleicht noch mehr gespart werden könnte. Aber die Sparsamkeit darf nicht so weit getrieben werden, daß unter ihr die Wehrkraft unseres Landes leidet. Sie ist es ja gerade, die die Größe und damit die Blüte unseres Vaterlandes geschaffen hat und beide schützt. Steht unsere Wehrkraft nicht mehr auf der Höhe, dann kommt der Zusammenbruch, und wo bleibt dann unser nationaler Wohlstand? Die Güte eines Heeres kann es schließlich auch nicht allein machen, von wie hohem Wert sie auch ist. Genügt die Zahl nicht, dann ist es eben unmöglich, auf die Dauer Siege zu erfechten. An dieser Unmöglichkeit ist selbst ein Napoleon zugrunde gegangen.

So muß unser Volk seine Kriegsrüstung tragen und vervollständigen, wenn es nicht von seiner führenden Rolle auf dem Gebiet des Kriegswesens zurücktreten und damit auch auf einen genügenden Schutz seines Wohlstandes verzichten will. Es wäre geradezu Selbstmord, wollte es sich hiervon durch finanzielle Gründe abhalten lassen. Der Vermehrung des Heeres dürfen diese keine Schranken setzen. Für das Anwachsen des Heeres bis zur vollen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht gibt es nur ein einziges Hindernis, dessen Berechtigung anerkannt werden kann. Und dieses besteht in der Forderung, daß dem Heere seine Eigenart erhalten bleiben muß. Der Träger dieser Eigenart ist aber das Offizierkorps. „Aus der Erfahrung weiß man, hat der Große König gesagt, daß die Güte der Truppen einzig und allein in dem Werte ihrer Offiziere besteht.“ Im wesentlichen gilt dieser Ausspruch noch heute. Das haben unsere Kriege gezeigt und in neuester Zeit auch der Russisch-Japanische Krieg. Wie wir unsere Erfolge in erster Linie unseren Offizieren verdanken, so die Russen vornehmlich den ihrigen ihre Niederlagen. Vieles haben uns unsere Rivalen um die militärische Vorherrschaft in Europa nachgemacht, manches mit nicht zu leugnendem Geschick, aber „den preußischen Leutnant haben sie uns nicht nachmachen können“, wie einst Bismarck gesagt hat. Und das ist bisher unser Glück gewesen. Der Franzose, der Russe, beide sind keine schlechteren Soldaten als der Deutsche, dessen Vorzügen gegenüber auch sie manche aufzuweisen haben, aber den Geist und die Seele des Heereskörpers bildet das Offizierkorps, das deshalb auch oben als der Träger der Eigenart der Armee bezeichnet wurde,

und unser Offizierkorps wird von keinem anderen erreicht. Auf ihm beruht der höhere Wert unserer Armee. Und da wir diesen uns erhalten müssen, kann ihre etwaige Vermehrung nur innerhalb derjenigen Grenzen erfolgen, die es noch gestatten, an der Eigenart unseres Offizierkorps festzuhalten. Ehe deshalb einer weitgehenden Vermehrung der Armee das Wort geredet werden kann, muß die Frage untersucht werden, ob auch ein entsprechendes Anwachsen des Offizierkorps ohne Preisgabe seiner Eigenart möglich ist. Dies erfordert aber, daß wir uns deren Wesen vergegenwärtigen und der Frage nähertreten, ob sie nicht vielleicht jetzt schon gelitten hat.

Der Beruf des Offiziers ist ein schwerer und entsagungsvoller, dabei unsicherer und schlecht bezahlter. Dazu kommt, daß von dem Offizier nicht nur volle geistige Frische, sondern auch eine hohe körperliche Elastizität gefordert werden muß. Diese sich bei dem heutigen großen, in Anbetracht des unersetzlichen Materials vielfach geradezu unverantwortlichen Kräfteverbrauch bis in das vorgeschrittene Alter zu bewahren, das zur Erreichung besser dotierter Stellen nötig ist, glückt nur wenigen. So muß in den meisten Fällen der Offizier schon ausscheiden, wenn seine Altersgenossen in anderen Berufsarten noch lange ihre Stellen innehaben können. Das ist die größte Schattenseite unseres sonst so schönen Standes.

Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer unseres Offizierkorps, suchte dessen Glieder für die in der Natur ihres Berufes liegenden Schattenseiten durch die bevorzugte Stellung zu entschädigen, die er ihrer Gesamtheit gab, indem er sie zum ersten Stande erhob. Das war möglich durch die enge Verbindung des Offizierkorps mit dem Adel, der damals einen abgeschlossenen Stand bildete, und aus dessen Sprößlingen sich jenes, wenn auch nicht ausschließlich, so doch in so überwältigender Mehrzahl ergänzte, daß die wenigen anderen Elemente völlig aufgesogen wurden. Aber im weiteren Verlaufe des 18. Jahrhunderts sonderten sich die gebildeten Elemente mehr und mehr von der großen Masse des Volkes ab, und die Reform nach der Katastrophe von 1806 erschloß auch ihnen in stärkerem Maße als bisher die Offizierslaufbahn So vollzog sich in dem Offizierkorps mehr und mehr der Wandel vom Geburtsadel zum Schwertadel. Doch noch überwog ersterer, und nicht zum mindesten der Verbindung mit dem Adel und der Wahrung der diesen beherrschenden Gesinnungen verdankte es der Offizierstand, daß er seine Stellung als erster Stand im Staate behaupten konnte. Und das blieb auch selbst dann noch so, als infolge der Heeresreorganisation von 1859/60 das bürgerliche Element in ihm immer stärker wurde. Es war der im Offizierkorps lebende Geist, der die Neulinge aus anderen Kreisen

zwang und dem ganzen Stande seine ehrenvolle Stellung sicherte. Und unsere kriegerische Erfolge halfen dabei mit.

Aber nach 1870/71 zog mit den Milliarden ein neuer Geist in unser ganzes Volk ein. Die Ideale schwanden immer mehr, und an ihre Stelle trat das Trachten nach Gewinn. So stieg die Macht des Geldes von Jahr zu Jahr. Ein neuer Stand kam auf, die Geldaristokratie, die bald der Aristokratie der Geburt wie auch der des Schwertes und des Geistes den Rang streitig machte. Immer schwerer wurde es für den Offizierstand, die bisher von ihm eingenommene erste Stelle zu behaupten. Ein großer Teil des für ihn geradezu unentbehrlichen Ersatzes wandte sich jetzt, wo seine bevorzugte Stellung stark beeinträchtigt war und seine Angehörigen nicht mehr für die unvermeidlichen Schattenseiten des sonst so herrlichen Berufs entschädigte, anderen, aussichtsvolleren Berufsarten zu. Dafür kamen neue Elemente hinzu, die nicht immer die für den Offizierstand nötigen, so schon von dem Zeitgeist nicht unberührt gebliebenen Anschauungen mitbrachten und sich vielfach auch nicht aneigneten. Zum Teil entstammten sie auch den Geldkreisen, die sich den Luxus gestatten konnten, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen. Und da diese ihre oft nur kurze Offizierszeit möglichst angenehm zu verleben wünschten, so stieg der Luxus in der Armee, und das Leben in ihr wurde teurer. Die Folge war, daß dem Offizierstande abermals ein Teil seines bisherigen Ersatzes verloren ging. Der Wandel, der sich so in ihm vollzog, war kein glücklicher, denn er beeinträchtigte vielfach die bisherigen Anschauungen und damit die Eigenart des Offizierkorps. Und nicht nur das. Auch seine Einheitlichkeit litt. Reichtum und Armut bilden in unserer Zeit einen schärferen Gegensatz als Adel und Bürgerstand. Früher waren die adligen und bürgerlichen Offiziere solidarisch gewesen in dem Gefühl, den Schwertadel zu bilden, aber über die Kluft zwischen den reichen und armen Offizier führt keine Brücke. Im Gegenteil. Die Kluft wird dadurch noch verbreitert, daß der reiche Offizier oft bevorzugt wird, weil er besser repräsentieren, sich bessere Pferde halten kann usw. So ist ein Gegensatz vorhanden, der um so schärfer zu werden droht, je mehr die Macht des Geldes zunimmt und je mehr mit der Zeit die Grundlage schwindet, auf die Friedrich Wilhelm I. das preußische Offizierkorps gestellt hat.

Unbedingt ist es nötig, daß dem Offizierstande die für ihn verloren gegangenen Elemente, die den nötigen Geist und die Liebe zum Beruf gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatten, wiedergewonnen werden. Damit dies geschehen kann, müssen aber zwei Vorbedingungen erfüllt werden. Erstens muß der Offizier, zumal

bei dem schlechten Avancement, so gestellt werden, daß er im allgemeinen mit einem bescheidenen Zuschuß zu seinem Gehalt auskommen kann, und zweitens muß ihm die Sorge für sein Alter genommen werden. Ersteres ist neuerdings durch die wenigstens angestrebte Einschränkung des Luxus und die Aufbesserung der Gehälter innerhalb der zurzeit möglichen Grenzen geschehen. Eine geringe Besserung bahnt sich denn auch schon an. Doch was will sie gegenüber den klaffenden Lücken sagen. Betrug doch am 1. Juli 1910 die Zahl der fast ganz der Infanterie zur Last fallenden Fehlstellen bei den Leutnants 1176 (davon 922 in Preußen), denen nur 1476 (davon 936 in Preußen) Fähnriche gegenüberstanden, und dabei beträgt der jähliche Abgang bei den Leutnants durch Beförderung, Tod und Verabschiedung rund 1100. So muß noch lange mit einer großen Zahl von Fehlstellen gerechnet werden. Und dabei genügt es nicht einmal, die augenblicklichen Lücken zu füllen. Wenn wir unsere Armee in nennenswerter Weise vermehren wollen, ohne daß wir die Eigenart unseres Offizierkorps noch mehr preisgeben, so muß mehr geschehen. Dann müssen ihm unbedingt die verlorenen Elemente wieder zugeführt werden. Das kann aber nur dadurch geschehen, daß die verabschiedeten Offiziere besser gestellt werden. Gerade ihre Versorgung bildet einen oder vielleicht den Hauptpunkt. Wenn der auf seine kümmerliche Pension angewiesene alte Offizier nicht in der Lage ist, seinem Sohn einen genügenden Zuschuß zu gewähren, kann er ihn auch nicht Offizier werden lassen. Und der Sohn, der die Not im Elternhause sieht, denkt mit Grauen an das Geschick, das auch ihm bevorsteht, wenn er den Stand des Vaters ergreift, und wendet sich einer anderen Berufsart zu. Ungenügende Pensionen wirken geradezu abschreckend und tragen die Schuld, wenn der Nachwuchs hinter dem Bedarf zurückbleibt. Selbst der ideal veranlagte Mensch wird nur dann einen Beruf ergreifen, wenn er sein Alter gesichert weiß. Wird nach dieser Richtung Wandel geschaffen, wird es auch an geeigneten Offizieren nicht fehlen.

Die Frage der Versorgung der alten Offiziere ist deshalb mit eine der wichtigsten im allgemeinen staatlichen Interesse. Hängt es doch von ihrer Lösung ab, ob wir die nötige Zahl von Offizieren bekommen, um unser Heer so vermehren zu können, wie es der Schutz unseres Vaterlandes und seiner Blüte erfordert. Freilich ist sie auch eine der schwierigsten, denn trotz der für die Kriegsbrauchbarkeit des Heeres nachteiligen Einschränkung der Verabschiedungen verschlingt der Pensionsfond sehr große Summen. Aber geholfen muß den verabschiedeten Offizieren werden. Man hat zu diesem Zweck vorgeschlagen, die Pensionen zu kapitalisieren; dem

kann jedoch nicht das Wort geredet werden, denn wenn auch vielleicht manchem geholfen würde, so würde doch bei der Mehrzahl dem Elend Tür und Tor geöffnet werden. Dagegen erscheint es durchaus billig, wie den ausscheidenden Unteroffizieren, so auch den abgehenden Offizieren eine Prämie zu zahlen. Man bedenke, welche Ausgaben diesen durch den Abgang erwachsen, sowie daß ihre geringen Vermögen meistenteils haben zugesetzt werden müssen, daher sie sich vielfach in schwierigen Geldverhältnissen befinden. An den Pensionssätzen selbst ist ja vielleicht zurzeit nicht viel zu ändern, das würde zu große Mittel erfordern, aber man soll die Pensionen nicht lediglich nach dem Buchstaben, sondern nach dem Sinn der gesetzlichen Bestimmungen festsetzen, worunter namentlich viele alte Kriegsteilnehmer zu leiden haben. Auch ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man verabschiedete Offiziere, die noch in der Lage sind, sich im staatlichen oder kommunalen Dienst zu betätigen, ihre Pensionen kürzt, sobald ihre Einkommen eine gewisse Höhe übersteigt. Man untergräbt dadurch bei vielen von ihnen mit Gewalt jedes Streben und macht aus ihnen Parasiten der menschlichen Gesellschaft. Vor allem aber ist es geboten, mehr als bisher dafür zu sorgen, daß verabschiedete Offiziere, die hierzu befähigt und in einem noch nicht zu vorgeschrittenen Alter sind, noch eine anderweitige Verwendung finden. Ein Teil von ihnen wird als Bezirksoffiziere usw. angestellt, aber ihre Zahl ist zu gering, wie sehr man die Stellen auch vermehrt hat. Es kommt hinzu, daß bei ihrer Auswahl nicht genug auf die Bedürftigkeit gesehen wird. Unbedingt muß dies in höherem Grade als bisher geschehen. Aber das genügt nicht. So muß nach weiteren Stellen gesucht werden. Sie zu finden, dürfte auch kaum zu schwer sein. Es gibt hunderte von Stellen, in denen sich jetzt alte Unteroffiziere befinden, die auch von ehemaligen Offizieren mit Freuden würden angenommen werden. Und ebenso gibt es im staatlichen wie im kommunalen Dienst nicht minder zahlreiche andere Stellen, die den Offizieren noch geöffnet werden könnten. Wie ganze Kategorien von Stellen ehemaligen Unteroffizieren vorbehalten sind, so müßte dies auch für die verabschiedeten Offiziere geschehen. Die Stellen der Lotteriekollekteure könnten durchweg mit alten Offizieren besetzt werden, ebenso zahlreiche Stellen im staatlichen Versicherungswesen, das immer mehr an Ausdehnung zunimmt usw. Allerdings sind ja die Offiziere bei ihrem Ausscheiden meist älter als die Unteroffiziere, und vielfach fürchten sie durch die Annahme subalterner Stellungen herabzusteigen. Aber ganz abgesehen davon, daß deren Ansehen gehoben wird, sobald sie überwiegend mit ehemaligen Offizieren

besetzt werden, werden die meisten alten Offiziere doch auch lieber subalterne Stellungen annehmen, als Weinreisende, Agenten für private Versicherungsgesellschaften usw. zu werden.

Die Möglichkeit, zu helfen, ist vorhanden. Darum muß sie aber auch ergriffen werden. Und zwar aus verschiedenen Gründen. Der eine wurde schon angeführt. Nur wenn wir den Lebensabend der alten Offiziere sichergestellt haben, können wir darauf hoffen, daß ihre Söhne wieder den Stand ihrer Väter erwählen, für den sie geboren sind, und der sie nicht entbehren kann.

Ein zweiter Grund ist in erster Linie idealer Natur. In jeder Herde, pflegt man zu sagen, gibt es schwarze Schafe. Daß unter den vielen Tausenden von aktiven Offizieren auch solche sind, die nicht in den Stand hineingehören, ist daher nicht zu verwundern. Es spricht aber für den vortrefflichen Geist unseres Offizierkorps, daß solche Elemente doch nur vereinzelt vorkommen und rücksichtslos ausgemerzt werden, sobald sie sich in ihrem wahren Licht zeigen. Aber das Offizierkorps ist machtlos gegenüber den Vergehen, deren sich seine ehemaligen Mitglieder schuldig machen. Und diese kommen leider nicht so selten vor. Der Grund liegt in den meisten Fällen auf der Hand. Die ohne eine weitere Versorgung höchstens mit einer kümmerlichen Pension aus der Armee geschiedenen Offiziere unterliegen vielfach in der Not der Versuchung. So kommen bei ihnen verhältnismäßig viele Verfehlungen vor, für die dann der ganze Offizierstand verantwortlich gemacht wird. Eine völlige Abhilfe ist ja nicht möglich, das liegt in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen. Vielen, namentlich jüngeren Offizieren, die entgleisen, ist nicht zu helfen. Aber es kommen auch zahlreiche Fälle vor, wo ältere Offiziere, Familienväter, die in allen Ehren gedient haben, nach ihrer Verabschiedung der Not erliegen und dadurch auch ihre Angehörigen ins Unglück ziehen. Wenigstens hier muß für Abhilfe gesorgt werden. Das Mittel dazu bildet aber die bessere Versorgung, durch die solche Offiziere gegen die Not gefeit werden. Erst wenn ihre Zukunft gesichert ist, verabschiede man sie, vertröste sie aber nicht mit Zukunftsmusik, damit sie nicht womöglich noch in der Zwischenzeit erliegen. Diese Forderung liegt in der Billigkeit. Sie muß im Interesse des Offizierkorps und folglich der ganzen Armee, deren Seele es ist, gestellt werden. Zumal heute, wo schon der mitgebrachte Geist der Rekruten vielfach zu wünschen läßt, muß schon im Interesse der Disziplin das Ansehen des ganzen Standes, dem die Menge auch die verabschiedeten Offiziere um so mehr ohne Unterschied zurechnet, als diese vielfach ihren Offizierstitel als Aus-

hängschild benutzen, möglichst fleckenlos gehalten werden. So führt die bessere Versorgung dem Offizierkorps nicht nur diejenigen Elemente zu, die es nicht entbehren kann, sondern trägt auch zur Hebung seines Ansehens und folglich des Geistes in der ganzen Armee bei.

Die bessere Versorgung der verabschiedeten Offiziere würde aber auch die Möglichkeit gewähren, das Avancement wieder in Fluß zu bringen. Dies ist in der Tat dringend nötig, denn seit einem halben Jahrhundert hat es nicht so gestockt wie jetzt. Und dabei birgt das heutige Beförderungswesen zahlreiche Härten in sich. Die Armee darf keine überalteten Führer haben, folglich sind Bevorzugungen unvermeidlich. Nun beschränken diese sich aber nicht auf die Offiziere des Generalstabes und des Kriegsministeriums, sondern auch die höheren Adjutanten springen heute in einer nie dagewesenen Weise, und außerdem erhalten viele Offiziere vordatierte Patente. Die Folge ist, daß wer, wie die große Masse und mit ihr mancher hervorragende Offizier, die sogenannte Ochsentour machen muß, heutzutage 50 Jahre alt wird, ehe er in eine Stabsoffizierstelle und damit endlich in den Besitz eines leidlichen Einkommens und der Aussicht auf eine entsprechende Pension gelangt. Dann hat aber seine körperliche Rüstigkeit meist schon gelitten, und auch sein Geist ist durch das Kleinliche des rund 30jährigen Frontdienstes abgestumpft und hat nicht mehr die nötige Frische. Und dabei verschlechtert sich das Avancement von Jahr zu Jahr, so daß bald nur noch bevorzugte Offiziere es bis zum Stabsoffizier bringen werden. So haben wir in den Stellen der Hauptleute, bei denen sich die Scheidung in der Regel schon vollzogen hat, heute tatsächlich zwei Klassen, solche, die die Anwartschaft auf höhere Stellen haben, und solche, die schon ihres Lebensalters halber es höchstens bis zum Stabsoffizier bringen können. Und fast jeder weiß genau, in welche Klasse er gehört. Das muß schlechte Folgen haben. Darunter leidet die Gleichheit, die eine der Grundlagen unseres Offizierkorps ist, und Erbitterung greift Platz.

So ist es unbedingt geboten, allzu große Ungleichheiten zu beseitigen. Dies kann aber nur geschehen, wenn das Avancement aufgebessert wird. Und da hierzu die Verabschiedungen in den höheren Stellen und bei den Stabsoffizieren nicht mehr genügen, ist es nötig, schon bei den Hauptleuten schärfer zu urteilen. Diese aber zu verabschieden, ohne ihnen eine anderweitige Verwendung zu geben, sei es in einer inaktiven oder einer Zivilstellung, würde eine bedenkliche Härte sein, denn von der Pension allein können sie nicht leben. Darum scheint es wünschenswert, daß man ähnlich

wie es einst der Kriegsminister Boyen, der Schöpfer des Wehrgesetzes von 1814, plante, allen Offizieren, die keine Aussicht auf eine weitere Beförderung mehr gewähren, möglichst frühzeitig Gelegenheit bietet, sich nach einer Versorgung umzusehen, und sie, wenn sie eine solche gefunden haben, nicht länger im Dienst festhält, selbst wenn sie ihre dermalige Stellung noch längere Zeit ausfüllen können. Je früher sie in einen Zivilberuf kommen, um so besser ist es für sie, denn je jünger sie sind, um so leichter erhalten sie eine Stellung. Die militärische Laufbahn hat nun einmal den Nachteil, daß sie nicht das ganze Leben ausfüllt, sowie daß man in ihr nicht zu Geld kommen kann, und deshalb muß jeder, der auf Erwerb angewiesen ist, sich beizeiten umschauen, daß er zu einem solchen kommt, wenn seine militärische Uhr abgelaufen ist. Die Pflicht des Staates ist es aber, ihm das zu erleichtern, denn ihm hat er seine besten Lebensjahre und seine Kräfte geopfert. Und dabei ist es durchaus nicht nötig, daß der Armee im Kriegsfalle die noch verwendbaren Elemente verloren gehen, denn man könnte ja den Bezug einer Pension und die Verleihung einer Stellung an die Verpflichtung zum Kriegsdienst über das gesetzlich festgesetzte Lebensalter hinaus knüpfen.

Den im Kriegsfall nötigen hauptsächlichen Zuwachs an Offizieren, der in die Zehntausende geht, werden aber immer die Reserve- und Landwehroffiziere bilden müssen. Für ihre Ausbildung geschieht jetzt im Vergleich zu früher sehr viel. Genügt aber das, was geschieht? Oder ist es nicht vielleicht jetzt an der Zeit, das Institut der Einjährig-Freiwilligen gründlich umzuwandeln? Eine Berechtigung hat es heute kaum noch. Warum soll nicht auch der Mann, der bisher nur ein Jahr dienen brauchte, in Zukunft zwei Jahre bei der Fahne bleiben? Wenn man ihm seine sonstigen Vorrechte läßt, kann er zufrieden sein, selbst wenn die Übungspflicht die bisherige bleibt. Die Beförderung zum Reserveoffizier ist eine Auszeichnung, wohl wert, daß sie mit Opfern erkauft wird, selbst wenn diese in das Privatleben eingreifen. Ob das zweite Jahr im Anschluß an das erste oder erst nach der Beförderung zum Offizier abzuleisten wäre, ist eine Frage, die sorgfältig erwogen werden müßte. Vielleicht würde ja der Andrang etwas nachlassen, aber doch nur von Elementen, die es doch nicht zum Reserveoffizier bringen. Und dann könnte man auch dadurch nachhelfen, daß man für die höhere Zivilkarriere bei den Diensttauglichen die Stellung als Reserveoffizier zur Vorbedindung machte.

So erscheint es wohl möglich, unserem Offizierkorps unter vollster Aufrechterhaltung seiner Eigenart selbst bei einer so großen

Vermehrung, wie sie die volle Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne Verkürzung der aktiven Dienstzeit erfordern würde, im Frieden den nötigen Nachwuchs und im Kriege den nötigen Zuschub an brauchbaren Hilfsoffizieren zu sichern. Damit fällt aber der einzige stichhaltige Grund gegen diese Durchführung.

Wie soll nun aber das Mehr an Mannschaften, das man erhalten würde, verwandt werden? Betrachten wir zunächst, wie es die Heeresverwaltung mit den wenigen tausend Mann machen will, die mehr gefordert sind.

Bei der Infanterie sollen vornehmlich — die sonst beabsichtigte Vermehrung verdient kaum angeführt zu werden — Maschinengewehrkompagnien errichtet werden. Aber erstens erreichen wir auch dann noch nicht einmal die Stärken der französischen Maschinengewehrabteilungen und zweitens soll es teilweise auf Kosten der Friedenseinheiten der Infanterie geschehen! Ferner sollen bei der Feldartillerie zwar nicht alle organisatorischen Mängel beseitigt, aber doch wenigstens zwei neue Regimenter errichtet werden, was durchaus nötig ist, da es sich hier um eine bedenkliche Lücke in unserer Heeresorganisation handelt. Zu bedauern ist aber, daß man aus Ersparnisrücksichten beabsichtigt, bei diesem Anlaß einen Teil der reitenden Batterien in fahrende umzuwandeln. Unbedingt muß eine Reserve an reitender Artillerie vorhanden sein, denn die den Kavalleriedivisionen zugeteilten reitenden Batterien können in ihrer Bewegungsfähigkeit derartig geschädigt werden, daß sie ersetzt werden müssen. Wenn man dann wenigstens die beibehaltenen reitenden Abteilungen statt in zwei Batterien zu 6, in drei zu 4 Geschützen teilen würde. Für die Aufgaben, die den der Kavallerie zugeteilten Batterien zufallen, würden auch 4 Geschütze genügen, und die Batterien würden beweglicher werden.

Sehr auffällig ist die beabsichtigte starke Vermehrung der Fußartillerie. Da wir einen Krieg kaum anders als offensiv führen werden, so soll offenbar die Zahl der schweren Batterien des Feldheeres erheblich vermehrt werden. Das erscheint bedenklich. Bereits jetzt ist die Artillerie so stark, daß es nötig ist, die Gefechtsfronten zu verbreitern, was eine größere Zersplitterung der Infanterie zur Folge hat, und auf den Märschen sinkt die Infanterie, zumal nach den ersten Schlachten, zur Partikularbedeutung der Artillerie herab, durch deren endlose Marschkolonne die Marschtiefen ins Ungeheuerliche gesteigert werden. Muß mehr schwere Artillerie mitgeführt werden, weil die Feldartillerie nicht allen an sie herantretenden Aufgaben gewachsen ist, dann suche man lieber ihre Wirkung zu steigern, sei es durch Verbesserung der Geschoßkonstruktion, Ver-

mehrung der Haubitzen oder teilweise Einführung eines noch schwereren Feldgeschützes. Das Einheitsgeschütz der Feldartillerie ist ja doch schon aufgegeben, und die Ausrüstung einiger Batterien jedes Korps mit schwereren Geschützen erscheint unbedenklich, da die heutige Artillerietaktik von den fahrenden Batterien nicht mehr eine solche Beweglichkeit wie früher fordert. Sind die schweren Batterien wirklich so beweglich, wie die Fußartilleristen behaupten, dann verwende man ihr Material zur Ausrüstung eines Teils der Feldartillerie. Andernfalls sind wir auf dem besten Wege, die Trennung von Feld- und Fußartillerie wieder zu beseitigen und die früheren unglücklichen Zustände herzustellen.

Eine erhebliche Vermehrung sollen auch die Verkehrstruppen erfahren. Die Berechtigung dieser Forderung muß anerkannt werden. Es fragt sich sogar, ob sie als genügend angesehen werden kann. Die Errichtung eines einzigen Kraftfahrzeugbataillons erscheint nicht ausreichend. Ebenso ist es fraglich, ob dessen Zuteilung zu den Verkehrstruppen angebracht ist. Nimmt man an, daß die Kraftfahrzeuge etwa zur Ausrüstung der zweiten Staffel des Trains dienen sollen, wie dies eigentlich auf der Hand liegt und vielleicht auch daraus gefolgert werden kann, daß die angeblich früher beabsichtigt gewesene Vermehrung des Trains nicht vorgeschlagen ist, so würde es praktischer erscheinen, jedem Trainbataillon schon im Frieden möglichst eine Kraftfahrzeugkompagnie zuzuteilen.

Das sind die beabsichtigten Neubildungen, die innerhalb der nächsten fünf Jahre vorgenommen werden sollen. Dem tatsächlichen Bedürfnis genügen sie in keiner Weise. Dieses stellt viel weitgehendere Forderungen.

Zunächst ist es unbedingt geboten, die Zahl der höheren Verbände der der vorhandenen Truppenteile entsprechend zu vermehren. Kommt es zum Kriege, dann bedürfen wir einer möglichst großen Zahl von Armeekorps, die heutzutage die strategischen Einheiten bilden. Aus den überschießenden Truppen dann erst Korps zu bilden, muß bedenklich erscheinen, denn Führer und Truppen müssen sich schon im Frieden miteinander einleben, und eine Mobilmachung bringt an sich schon in den Führerstellen einen so großen Wechsel hervor, daß alles geschehen muß, ihn möglichst einzudämmen. So erscheint es erforderlich, aus den bei einzelnen Korps vorhandenen fünften Infanteriebrigaden neue Divisionen und aus den überschießenden Divisionen möglichst auch neue Korps — mindestens je eins im Osten und Westen — zu bilden, was ohne Dislokationsveränderungen geschehen kann. Die Errichtung von Kavalleriedivisionen schon im Frieden erscheint zwar ebenfalls erwünscht, doch stehen ihr anderweitige Bedenken entgegen, weshalb es sich eher empfehlen würde,

die Zahl der Kavallerieinspektionen entsprechend der Zahl der im Kriege aufzustellenden Kavalleriedivisionen zu vermehren. Doch müßten die Divisionen alljährlich zusammengezogen werden.

Natürlich können die neuen Korps nicht lediglich aus Infanterie bestehen. Die Zahl der vorhandenen Infanterieregimenter würde ja genügen, doch müßten die noch fehlenden dritten Bataillone und vielleicht auch noch Radfahrerkompagnien gebildet werden. Dagegen wären für die neuen Verbände nur drei Kavallerieregimenter und überhaupt keine Artillerie-, Pionier- und Trainformationen vorhanden. Werden die fehlenden Truppen nicht schon im Frieden errichtet, so müssen im Mobilmachungsfalle statt ihrer Neuformationen aufgestellt werden, die bei den heutigen Anforderungen unmöglich den in erster Linie zur Verwendung bestimmten Heerkörpern zugeteilt werden können. Die nötige Vermehrung der Kavallerie würde ja, trotzdem es sich nur um 5 Regimenter und einige bayerische Schwadronen handelt, schwer zu erreichen sein, aber erfolgen muß sie. Die Kavallerie ist eine Waffe, die zumal heute, wo der Kriegsausbruch vielleicht noch vor der Mobilmachung kommt, und wo die Vervollkommnung der Feuerwaffen ihre erste Aufgabe, die Aufklärung, so erschwert hat, daß sie überhaupt nur noch von einer Mustertruppe gelöst werden kann, keine Improvisationen verträgt und muß deshalb schon im Frieden in der vollen, für die erste Linie nötigen Stärke vorhanden sein. Und nun bedenke man unsere im Osten offene Grenze, die in der unermeßlichen Ausdehnung bestehende Eigenart des dortigen Kriegsschauplatzes und die große zahlenmäßige Überlegenheit der russischen Kavallerie. So ist eine Vermehrung der Kavallerie trotz Luftschiffe und Radfahrer auf die Dauer nicht zu vermeiden. Wenn wir die Kasaken erst im Lande haben, dann ist es zu spät.

Eine weitere Forderung, die gestellt werden muß, betrifft die Landwehr. Es ist dringend erwünscht, daß die Zahl der Bezirkskommandos der der aufzustellenden Formationen entspricht. Weiter müßten aber auch sämtliche Bezirkskommandos in eine der Zahl der Divisionen entsprechende Anzahl von Inspektionen vereinigt werden, so daß jede Division ihren abgerundeten Ergänzungsbezirk erhielte, der auch außerhalb des Territorialbereichs des betreffenden Armeekorps liegen könnte. Zur Erleichterung des nötigen Ausgleichs müssen dann noch einige Reserveinspektionen, am besten in Berlin und den Reichslanden, geschaffen werden. An die Spitze jeder Inspektion wäre ein inaktiver Inspekteur, Generalmajor, zu stellen, der dem betreffenden territorialen Generalkommando unterstehen, aber in allen Ergänzungs- und Mobilmachungsangelegenheiten den Anforderungen der zugehörigen Division entsprechen müßte, während diese die nötigen Abgaben an Stäm-

men usw. zu leisten hätte. Im Kriege wäre der Inspekteur als Kommandeur der in seinem Bezirk aufgestellten Reservebrigade zu verwenden.

Dies sind neben der dringend nötigen Friedensausbildung der Ersatzreserven in der Hauptsache diejenigen Forderungen, die zur Hebung der militärischen und folglich auch politischen Leistungsfähigkeit unseres Vaterlandes gestellt werden müssen. Unbedingt aber muß das Verhältnis zwischen der Heeresstärke und der Kopfzahl der Bevölkerung so festgesetzt werden, daß die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht bei der jetzigen Dauer der Dienstzeit gewährleistet wird. Des weiteren ist es nötig, uns auf die angegebene Art den nötigen Nachwuchs an Offizieren zu sichern. Wird beides erreicht, so ergibt sich alles andere, wie die Zahl der Kaders usw., von selber. Ein wirklich stichhaltiger Grund gegen die Durchführung beider Forderungen ist nicht vorhanden, und darum muß sie verlangt werden. Ihre Unterlassung würde für unser Vaterland bedenkliche Folgen haben, während die Ausschaltung der Wehrfrage aus dem Wahlschacher zu einer Gesundung der Parteiverhältnisse beitragen würde. Treffend sagt der Engländer: „Where is a will, there is a way.“ Leider spricht die beantragte schwächliche Vermehrung der Armee gegen das Vorhandensein eines festen Willens. Bei den großen Ministern der Konfliktszeit war das nicht nötig. Freilich, Bismarck und Roon kämpften nicht nach parlamentarisch-taktischen Erwägungen, sondern für ihre Überzeugung. Für diese hätten sie selbst ihr Leben eingesetzt. Oft genug ist damals an das Beispiel von Strafford erinnert worden. So wurde die Armeereorgansation durchgesetzt, trotzdem das Abgeordnetenhaus sie wiederholt verwarf. Und wie herrlich hat sich die „Reorganisation wider den Willen des Volkes“ bewährt!

Heute, wo das Panier der Parteiinteressen leider wieder hoch getragen wird, würde der Kampf vielleicht noch schwerer sein. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß jeder Politiker sich für den klügsten hält, sowie daß bei uns in Deutschland anscheinend niemand aus der Geschichte lernen will. Als erschwerdend kommt hinzu, daß wir heute im Gegensatz zu dem straffen preußischen Einheitsstaat von damals einen Bundesstaat haben. Und doch muß der Kampf durchgeführt werden. Wenn nicht jetzt, dann später und unter um so schwierigeren Verhältnissen. Darum muß aber vor allem die Opportunitätspolitik in den Heeresangelegenheiten aufhören. Videant consules! Wird der Ruf nicht rechtzeitig gehört, dann könnte am Ende auch unserem Vaterlande das „Vae victis“ nicht erspart bleiben Die Geschichte ist eben eine strenge Richterin.

VIII.

Physiologische Erscheinungen im Festungskriege auf Grund des Kampfes um Port Arthur.

Von
Johann Hanika, Oberleutnant, Lehrer an der k. u. k. Artillerie-Kadettenschule in Traiskirchen.

In dem am 18. März des Jahres 1908 in Rußland erlassenen Armee- und Marinebefehle heißt es zum Schlusse:

„Mutige Verteidiger Port Arthurs! Mit Euren Heldentaten, Eurer selbstverleugnenden Tapferkeit und Eidestreue, die Ihr während der Verteidigung unserer Feste im Fernen Osten an den Tag gelegt — erwarbet Ihr unsterblichen Ruhm und fügtet in die Annalen der Verdienste des russischen Heeres ein neues glanzvolles Blatt ein. Das dankbare Rußland ist stolz auf Euch und wird Euere Verdienste ebenso wenig vergessen, wie Ihr Euere Pflicht ihm gegenüber nicht vergessen habt.“

Es gab selten standhaftere, todesmutigere Verteidiger, nie energischere Angreifer!

Das Ringen um Port Arthur steht als einziges Beispiel eines mit modernen Zerstörungswaffen geführten Festungskampfes vor uns. Eine bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgende Beurteilung der Ereignisse ist, da die vorhandenen ausführlichen Quellenwerke hauptsächlich die russischen Verhältnisse schildern, noch immer nicht gut möglich. Die authentische Darstellung des Angriffes darf leider nicht erwartet werden. Von offizieller japanischer Seite wurde erklärt, daß es ihm angesichts der schwierigen Lage niemand verargen könne, wenn es die Bekanntgabe der Einzelheiten der Kriegführung auf die Hörsäle der Kriegsakademie beschränke. Das Streben, zu erfahren, welche Lehren Japan aus dem Festungskampfe zog, wie es diese auf dem Gebiete der operativen und taktischen Kriegsvorbereitungen verwertet, dürfte also nicht so bald Befriedigung finden.

Japan drängt, wie der Ausbau seiner Streitkräfte seit dem Feldzuge gegen China im Jahre 1894/95 erkennen läßt, rastlos vorwärts. In der Verwirklichung des Losungswortes „Asien den Asiaten“ hat es die erste Etappe bereits erreicht. Es kann an dieser kaum stehen bleiben. Wenn je eine politische Lage unhaltbar war, so dürfte es jene in Ostasien sein.

Japans Vorbereitungen auf den Festungskrieg gelten einem ganz bestimmten Ziele. Solche gibt es für jede Heeresleitung, welche offensive Pläne verfolgt.

Die Wehrmacht ist nur dann wahrhaft schlagfertig, wenn sie in einem Kriegsfalle allen an sie herantretenden Aufgaben im Sinne der obersten Führung gerecht werden kann.

Welche Folgerungen lassen sich aus dem Kampfe um Port Arthur ableiten? Was sollen wir hiervon zur eigenen Verwertung berücksichtigen, was können wir auf das Konto des speziellen Falles schreiben?

Nachdem in den seit dem 23. Juli gepflogenen Unterhandlungen ein Japan befriedigendes Übereinkommen in betreff der schwebenden politischen Fragen nicht erzielt wurde, erließ dieses am 5. Februar den Befehl zur Mobilisierung der I. Armee. Am 6. Februar übergibt der japanische Gesandte der russischen Regierung in Petersburg die letzte entscheidende Note. Dieselbe schließt: „Indem die kaiserliche Regierung zu diesem Entschlusse gelangt (gemeint ist das Abbrechen der diplomatischen Beziehungen), behält sie sich das Recht vor, die Unabhängigkeit ihres Handelns zu wahren, um ihre bedrohte Stellung zu verteidigen und ihre bestehenden Ansprüche und legitimen Interessen zu schützen.“ Noch am Tage der Überreichung ergeht in Rußland die Order zur Mobilmachung der Truppen „der Statthalterschaft im Fernen Osten“; zugleich verläßt die japanische Flotte den Kriegshafen Sasebo. In der Nacht vom 8. auf den 9. Februar werden die auf der Reede Port Arthurs liegenden russischen Schiffe von den feindlichen Torpedobooten angegriffen und beschädigt.

Die japanische Initiative konnte mit dem erreichten Resultate zufrieden sein. Auf der anderen Seite läßt sich hingegen erkennen, daß Sorglosigkeit, mangelhafter Aufklärungs- und Sicherungsdienst unter Umständen Folgen nach sich ziehen, die im Verlaufe des ganzen Feldzuges nicht mehr gutzumachen sind. In Port Arthur war der Abbruch der diplomatischen Beziehungen vermutlich schon am 7. Februnr bekannt. Gründe, die gegen die Durchführung des strengsten Bereitschaftsdienstes zu Wasser und zu Lande sprachen lagen wohl nicht vor.

In der Zeit vom 5. bis 8. Februar folgen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Nun setzt eine große Pause ein. Erst am 5. Mai beginnt die Ausschiffung der 2. japanischen Armee bei Pilsewo. Die Landfront Port Arthurs hat Zeit zu erstarken.

Dem Entschlusse, die Feindseligkeiten zu beginnen, mußte die Beantwortung folgender grundlegender Fragen vorangehen:

1. Welche Streitkräfte sollen für die Kriegführung bereitgestellt werden?
2. Sind diese von Haus aus, d. h. so rasch als es in Anbetracht der gegebenen Verhältnisse möglich ist, oder erst nach dem Erreichen bestimmter Abschnitte oder nach dem Eintreten gewisser Eventualitäten einzusetzen?
3. In welcher Weise wäre der Einfluß Port Arthurs zu berücksichtigen?
4. Wann soll, im Falle man sich zum Angriffe auf den russischen Flottenstützpunkt entschließen mußte, dieser durchgeführt werden?

Im folgenden kann nur auf die dritte und vierte Frage eingegangen werden.

Zu 3. Im Hafen von Port Arthur befanden sich zur Zeit des Kriegsausbruches 7 Schlachtschiffe, 1 Panzer, 4 geschützte, 2 ungeschützte Kreuzer, 4 Kanonenboote, 24 Torpedobootzerstörer und 7 Torpedoboote. Der entscheidende Einfluß der russischen Festung erschien nur durch die Vernichtung oder sichere Lahmlegung der Flotte beseitigt. Ohne unbedingte Überlegenheit zur See gab es für das Inselreich keine Offensive auf dem Festlande. In Japan war man daher bis zum 10. August mit allen Mitteln bestrebt, entweder eine Seeschlacht zu erzwingen oder die Hafenausfahrt zu verrammeln.

Die Besatzung des Kwantuner Rayons hätte nördlich der Nanschan-Höhen selbst im günstigsten Falle nur mit Bruchteilen ihrer Stärke wirksam werden können, wäre somit kaum imstande gewesen, die Aktionen bei Liaojan, am Schaho und bei Mukden wesentlich zu beeinflussen. Es ist kaum anzunehmen, daß die japanische Heeresleitung, welche mit schwächeren Gesamtstreitkräften als der Gegner rechnen mußte, sich schon zu Beginn entschlossen hätte, eine Armee zur Durchführung des Landangriffes auf Port Arthur aus der Hand zu geben. Dieser wurde durch die maritimen Kampfverhältnisse erzwungen.

Zu 4. Die Antwort auf diese Frage wurde zum Teile soeben berührt.

Der kräftebindende verlustreiche Landangriff auf Port Arthur erscheint überhaupt nicht nötig, wenn es der japanischen Flotte gelingt, die russische auf offener See zu vernichten oder dauernd zu blockieren; letzteres hätte ohne Einsatz starker eigener Flottenteilung möglich sein müssen.

Er wäre jedoch, abgesehen von den Ereignissen auf dem Meere, ehestens durchzuführen, im Falle die Besatzung Port Arthurs auch die Landoperationen schon im Anfange entscheidend hätte beeinflussen können.

Trifft letztere Voraussetzung nicht zu, werden überdies die eigenen Feldstreitkräfte zunächst für wichtigere Aufgaben benötigt, dann erscheint ein Angriffsaufschub möglich, bis es sich herausstellt, daß die russische Flotte auf andere Weise nicht lahmzulegen ist.

Das Gebiet des befestigten Kwantuner Rayons bietet in betreff der Verteidigung ganz besonders günstige Verhältnisse.

Die Russen bezogen im Verlaufe der Ereignisse vier Hauptstellungen. Die erste, auf den Nanschan-Höhen, sollte die Landenge bei Kintschou sperren. Die zweite, halbwegs zwischen Port Arthur und Dalni gelegen, zog sich quer durch die Halbinsel. Die dritte verlief von der „Bucht der zehn Schiffe“ über die Wolfsberge zur Tahobucht, also in jenem Raume, den der Angreifer zur Aufstellung seiner schweren Artillerie für die Bekämpfung der eigentlichen Festung der vierten Hauptstellung, benötigte.

Untersuchen wir nun, in welcher Weise diese Hauptverteidigungsstellungen wirksam waren:

Der Kampf um die Nanschan-Höhen zeigt, wie verhängnisvoll der Verlauf eines Gefechtes durch unzutreffende Beurteilung der Lage und die Befehlgebung beeinflußt werden kann.

Kuropatkin schreibt in seiner Direktive vom 23. April 1904 an General Stössel: „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Gegner zur Durchführung seiner Operation gegen Port Arthur eine Landung auf der Kwantun-Halbinsel versuchen, um sich in den Besitz der Kintschou-Position zu setzen. Im Falle dies den Japanern gelingen sollte, wird die Mandschurei-Armee nach der Versammlung genügender Kräfte zum Angriffe übergehen und den Vormarsch zur Befreiung der Garnison Port Arthurs längs des südlichen Abschnittes der Eisenbahn antreten. . . . Zu diesem Zwecke hätten jene Truppenteile, die nach der Landung des Feindes gezwungen sein werden, nach Norden auszuweichen, meine Avantgarde zu bilden und den Gegner aufzuhalten . . .“

In dem Befehle, den nun General Stössel an General Fock, den Kommandanten der 4. ostsibirischen Schützendivision, erläßt, sind die Konsequenzen der von höherer Stelle aus eingelangten Weisung deutlich zu erkennen. Er ordnet in diesem Verhaltungsmaßregeln für das Eintreten vier verschiedener Möglichkeiten an. Die erste bezieht sich auf eine Landung des Gegners südlich der Kintschou-Position, die zweite auf eine feindliche Operation in der Richtung auf Fönhouantschön, die dritte betrifft eine japanische Ausschiffung bei Dalni, die vierte eine solche zwischen Dalni und Port Arthur. Es ist für die Befehlgebung sehr lehrreich, daß trotz des

Strebens, schon im Vorhinein allen Möglichkeiten des Gegners gerecht zu werden, die tatsächlich eingetretene Variante nicht berücksichtigt wurde.

Am 6. Mai befiehlt General Stössel dem Kommandanten der 4. ostsibirischen Schützendivision: „Da die Japaner möglicherweise einen energischen Angriff unternehmen, die Kintschou-Position, unterstützt durch das Feuer ihrer Flotte und durch eine Landung im Rücken angreifen können, haben der Statthalter und der Oberbefehlshaber der Armee befohlen, sich nicht hartnäckig in der Stellung zu behaupten, sondern rechtzeitig mit Ihren Truppen zur Verstärkung Port Arthurs zurückzugehen."

Am 25. Mai trifft folgende Direktive Kuropatkins vom 17. Mai in Port Arthur ein: „Nach meiner Ansicht ist es die Hauptsache, die Truppen des General Fock rechtzeitig nach Port Arthur zurückzunehmen. Ferner erscheint es mir äußerst wünschenswert, die in der Kintschou-Position befindlichen Geschütze zu retten, da sie sonst als neue Trophäen gelten würden, was einen sehr schlechten Eindruck machen müßte."

Nach unserer Auffassung werden für längere Zeit geltende Befehle oder Direktiven nur erlassen, wenn eine weitere Beeinflussung des Befehlsempfängers entweder undurchführbar oder nicht zweckmäßig erscheint. Die Generale Stössel und Fock waren bis zum letzten Augenblicke miteinander telegraphisch verbunden. Ersterer wäre in der Lage gewesen, in den Gang der Ereignisse einzugreifen Meldungen über die Angriffe der Japaner auf Kintschou und über ihre Stärke lagen vor. Man vermißt daher einen genauen Befehl des Generaladjutanten Stössel am Abend vor dem 26. Mai oder am Morgen dieses entscheidenden Tages. Ein anderer hätte, da der befestigte Rayon zur kritischen Zeit an keiner weiteren Stelle bedroht wurde, Port Arthur vielleicht verlassen und sich in die Nähe des Gefechtsfeldes begeben, um den Verlauf des Kampfes zu beeinflussen.

Erst auf Grund des vorstehenden wird der Kampf um die Nanschan-Höhen verständlich.

General Fock hatte seine ganze Division, und zwar das 13, 14., 15. und 16. ostsibirische Schützenregiment und 2 Reservebataillone am Gefechtstage bei Nangualin, Tafaschön, Dalni und Talienwan auf, gestellt und beließ sie dort. Das 5. ostsibirische Schützenregiment befand sich auf den Nanschan-Höhen, verteidigte sie gegen die neunfache Übermacht, blieb trotz der dringenden Bitten des Obersten Tretjakow ohne Unterstützung und verblutete.

Um 3⁰ nachmittags meldet der General Fock dem General Stössel: „Der Gegner hat von Norden her sein ganzes Artillerie- und

Infanteriefeuer auf die Stellung konzentriert. Ich verstehe nicht, wie die Infanterie sich halten kann. Sie hält sich tapfer. Sämtliche Geschütze sind zum Schweigen gebracht. Das 5. Regiment kann sich deshalb nicht noch einen weiteren Tag in der Stellung behaupten. Es bleibt somit nichts übrig, als unter dem Schutze der Nacht das ganze Detachement vorzuführen und den Gegner mit der blanken Waffe anzugreifen oder — zurückzugehen." Um 5^{15} nachmittags folgt nachstehende Depesche: „In der Stellung sind alle Geschütze zerschossen; es befindet sich bei ihnen nicht ein einziger Artillerist. Die Schützengräben sind in unseren Händen, die Japaner setzen das Feuer fort. Ich erwarte Antwort auf mein Telegramm." Um 5^{40} nachmittags erhält General Fock die telegraphische Weisung: „Teilen Sie mir mit, ob die Position gehalten werden kann. Im Falle dies nicht möglich wäre, ist ein geordneter Rückzug einzuleiten." Um 6^{40} abends trifft folgende letzte Meldung des Obersten Tretjakow auf der Eisenbahnstation Tafanschön ein: „Der Gegner hat unseren linken Flügel durch Umgehung gesprengt. Dieser ging fluchtartig zurück. Ich habe ihn zum Stehen gebracht und richte jetzt die Zurückweichenden in einer Stellung ein."

Aus der Stilisierung der angeführten Befehle und dem Depeschenwechsel ist deutlich zu ersehen, daß der Wille, die Nanschan-Höhen zähe zu verteidigen, in Anbetracht der lähmenden Vorstellung, von Port Arthur möglicherweise abgeschnitten zu werden, überhaupt nicht bestand.

Diese und noch andere inneren Gründe waren es, die von Haus aus den ungünstigen Ausgang des Kampfes bedingten.

Nach dem 26. Mai tritt eine Umgruppierung der japanischen Kräfte ein. General Oku rückt mit der 3. und 4. Division dem I. sibirischen Armeekorps in der Richtung auf Wafangkou entgegen. Den russischen Truppen auf der Kwantun-Halbinsel stand vorerst etwa nur eine feindliche Division gegenüber. Erst in der dritten Juliwoche erreichte die Belagerungsarmee nach dem Eintreffen sämtlicher Verstärkungen, die General Nogi zunächst erwarten konnte, einen Effektivstand von etwa 60000 Mann. Am 26. Juli kommt der entscheidende Angriff ins Rollen. Am 28. Juli gingen die Russen, nachdem sie zwei Monate lang die zweite Stellung innegehabt hatten auf die Wolfsberge zurück.

Man darf die Unterbrechung der japanischen Offensive weniger der Wirkung der zweiten Verteidigungsstellung der Russen, als der nach dem Gefechte um die Nanschan-Höhen eingetretenen Schwäche des Angreifers zuschreiben.

Der Kampf um die Wolfsberge gelangt am 30. Juli nach dreistündigem Gefechte zur Entscheidung.

Die Operationen auf der Kwantun-Halbinsel bieten ein typisches Beispiel in betreff der Tiefengliederung der Verteidigung. Allgemein gültige Lehren lassen sich jedoch aus ihnen nicht ableiten.

Der Verteidiger großer europäischer Festungen, die meist Eisenbahnknotenpunkte sind, wird über die Richtung des künftigen Angriffes stets länger oder kürzer im Zweifel sein. Soll er den ganzen in Betracht kommenden Raum befestigen? Dann entstehen, wenn die Sicherheitsbesatzung dies in der gegebenen Zeit überhaupt leisten könnte, Vorfeldstellungen von gewaltiger Länge. Wesentlich ändern sich die Verhältnisse, wenn taktisch besonders gelegene Vorfeldpunkte schon im Frieden permanent und bombensicher befestigt wurden. Da die Vorfeldwerke sehr weit (10—15 km) auseinanderliegen können, wird durch sie ein neuer Gürtel nicht entstehen. Sie sollen in der Art wie Sperren wirken, durch seitliches Feuer die Entwickelung des Angriffes hindern und jenen Raum festhalten, welchen der Gegner zur artilleristischen Bekämpfung der Hauptverteidigungsstellung braucht. Der Feind wird gezwungen, gegen sie seine schweren und schwersten Geschütze in Tätigkeit zu bringen, er muß alle umständlichen Arbeiten, die mit der Inkampfsetzung und Erhaltung der Belagerungsartillerie verbunden sind, in Kauf nehmen und später einen Stellungswechsel nach vorwärts durchführen. Theoretisch kann die Widerstandsdauer solcher Vorfeldwerke auch nicht annähernd bestimmt werden; man wird sich wahrscheinlich auf längere Zeit gefaßt machen müssen. Die vorgeschobene Lage und die Schwierigkeit nach beginnendem Kampfe Munitionsersätze durchzuführen, bedingen eine starke einheitliche, höchstens nur aus zwei Haubitzkalibern bestehende Armierung. Nur im Falle durch den Schuß besonders weittragender Kanonen die bisher möglichen Auswaggonierungsstationen erreicht werden könnten, wäre eine Ausnahme zu machen Für den sonstigen Fernkampf erscheinen mittelkalibrige Haubitzen, für den Nahkampf solche kleinen Kalibers mit Schnellfeuereinrichtung am geeignetsten. Da die Geschütze der Vorfeldwerke mit Rücksicht auf die Möglichkeit umfassender Angriffe ein großes Schußfeld besitzen müssen und überdies eine ausgiebige Seiten- und Rückenwirkung nötig ist, wären die drehbaren Panzerlafetten im Prinzip der Panzerkasematte vorzuziehen.

Im vorangehenden wurden die Vorfeldwerke als Einheitsforts aufgefaßt. Es ist aber selbstverständlich, daß im Hinblicke auf die wechselnde Geländegestaltung von einem starren Typus nicht die Rede sein darf. Man muß jedoch jederzeit bedenken, daß die sonst

zweckmäßige Trennung der Fern- und Nahkampfanlagen den absolut sturmfrei zu haltenden Raum bedeutend vergrößert.

Vorfeldwerke in der Art, wie sie hier skizziert wurden, sind die festen und verläßlichen Gerippunkte der Vorfeldverteidigung. Erst durch sie gewinnen die Schützenlinien und feldmäßigen Deckungen den erforderlichen Halt. Sie bremsen und beengen im Falle eines Durchbruches die Verfolgung der geworfenen Besatzung und erleichtern der Vorfeldintervallartillerie den Rückzug. Der große Einfluß, den Vorfeldwerke auf die Gesamtverteidigung der Festung ausüben, läßt sich an einem bestimmten Beispiele leicht feststellen. In erster Linie wird der Gegner jene angreifen müssen, die ihm den Hauptangriffsraum verlegen. Die außerhalb desselben liegenden Vorfeldstützpunkte kommen in indirekter Beziehung gleichfalls zur Wirkung. Sie sichern die dahinter befindlichen Festungsfronten gegen gewaltsame Angriffe und ermöglichen dem Verteidiger die rationellste und gänzliche Verwertung seiner Kampfmittel.

Zur Beurteilung des eigentlichen Kampfes um Port Arthur wird man auf die Eigenart der russischen Befestigungen, die Stärke der Besatzung, die artilleristischen Angriffs- und Verteidigungsmaßnahmen und das Angriffsverfahren Rücksicht nehmen müssen.

Nach dem vom damaligen Genieobersten Welitschko verfaßten Bauentwurfe sollte die Hauptverteidigungsstellung Port Arthurs aus drei hintereinander befindlichen Linien bestehen. Die Schützengräben waren im Interesse eines wirksamen frontalen und flankierenden Infanteriefeuers auf die Hänge vorzuschieben. Die auf den Oberteilen der Kuppen und Rücken zu errichtenden Werke sollten als Reduits für die ersteren und als Hauptstützpunkte der Verteidigung dienen. Die Batterien waren rückwärts teils offen, teils verdeckt derart anzuordnen, daß durch ihr Feuer die Linie der Werke beherrscht werden könne. Ein die tatsächlich ausgeführten Befestigungen enthaltender Situationsplan läßt deutlich erkennen, daß man sowohl vor Kriegsausbruch als auch später durch den Bau behelfsmäßiger Anlagen die angegebenen Grundsätze zu befolgen bestrebt war. Die aus den gegebenen Verhältnissen herausgewachsene russische Befestigungsart hat die Feuerprobe im großen und ganzen gut bestanden. Ungünstige Erfahrungen wurden nur bei der Verwendung der schweren Artillerie gemacht.

Die Russen gehen bei der Anlage ihrer Werke von ganz besonderen Gesichtspunkten aus. Betrachten wir die uns in den

Streffleurschen Einzelschriften gebotenen Pläne der Forts Nordkikwanschan (II), Erlungschan (III) und Sungsuschan (3). Auf den ersten Blick fällt uns die große räumliche Ausdehnung auf. Sie sind im Verhältnis zur Entwickelung der Front sehr tief. Die Fronten der vorgenannten Werke haben 26,43 bzw. 15 m, die Flanken hingegen 48,70 und 42 m Länge. Diese Zahlen gelten für die Infanteriekampfstellung. Die Gesamttiefe der Werke (gemessen vom vorderen bis zum rückwärtigen Grabenrand) beträgt 120, 150 und 125 m, Panzerlafetten und Panzerkasematten fehlen.

In den Löbellschen Jahresberichten für das Jahr 1908 gibt uns Oberstleutnant v. Schwarz über die russischen Absichten weitere Auskünfte: „Man ist nicht gut beraten, wenn man für die Geschütze bombensichere Deckungen herstellt und die Schützen hingegen unter freiem Himmel läßt. Sind denn die Schrapnells für Menschen weniger gefährlich als für Geschütze? Ist der Verlust einer einzigen Kanone wichtiger als die Außergefechtsetzung von 10 Schützen? Wird man in betreff der Verteidigung des Zwischenfeldes das Feuer der Artillerie dem der Infanterie vorziehen? Nein, sicherlich nein! Es wäre falsch, einer der beiden Waffen den Vorzug zu geben. Um sich mit Erfolg zu verteidigen, bedarf man in gleicher Weise des Gewehres, wie des Geschützes. Die Ausstattung der Forts mit Traditorbatterien hat Schule im Festungskriege gemacht. Vervollständigt sie durch gedeckte Gewehrgalerien für Infanterie und Maschinengewehre und ihr werdet unbesiegbar sein."

Man kann jedoch, ohne der Kriegserfahrung des Autors nahetreten zu wollen, mit ruhigem Gewissen behaupten, daß die Dinge in der eben angeführten Ausführung zum Teile übertrieben und in einem gewissen Sinne auch unrichtig dargestellt sind. Ohne Zweifel wird dem Verteidiger ein gut bedientes, mit Munition reichlich versehenes Schnellfeuergeschütz meist lieber als 10 Schützen sein. Der Idealzustand, in welchem alles gedeckt ist, wird auch in den reichsten Staaten nicht erreicht werden können. Muß aber in dieser Hinsicht Maß gehalten werden, dann verdient das wertvolle, mehr stabile Geschütz in Anbetracht der Beweglichkeit der Schützen entschieden den Vorzug. Es ist, da es schon auf größere Entfernungen wirken muß, feindlichen Treffern viel mehr als die Infanteriebesatzung ausgesetzt, die nur fallweise und zur Abwehr des Sturmes in der wahrscheinlich auch gegen Schrapnellfüllkugeln gesicherten Kampfstellung erscheint.

Die russischen Forts sind nicht unbedingt zu verwerfen. Sie haben ihre Vorzüge. Beide, die großen russischen und unsere kleinen erreichen, wenn auch auf verschiedenen Wegen, ihren Zweck. Das

kleine Forts wird nur von einem Teile der Streuungsfläche überdeckt. Innerhalb desselben trifft aber die Mehrzahl der Geschosse wichtige Teile. Das russische Werk nimmt zwar fast die ganze Geschoßgarbe auf, es scheint jedoch gewissermaßen zerlegt zu sein. So kann man z. B. bei dem Fort Erlungschan vier hintereinander angeordnete Linien unterscheiden: die Kontereskarpegalerie mit den Grabenflankierungsanlagen, die Infanterie-, die Artilleriekampfstellung und den Kehlabschluß. Zwischen diesen liegen Streifen natürlichen Bodens, in welchen sich der Effekt der Geschoßexplosionen nur auf die Trichterwirkung beschränkt.

Der an die Zerlegung der Forts anknüpfende Gedanke läßt sich noch weiter verfolgen. Es ist eine Tatsache, daß durch Anwendung großer geometrischer Formen eine vollkommene Ausnutzung des Geländes nicht erzielt werden kann. Infolgedessen entstehen vor den auf den Höhen liegenden Werken schuß- und sichttote Räume. Die Kämpfe um Port Arthur lehren uns, welchen Wert diese für die Vorbereitung und Durchführung des Sturmes haben. Man beruft sich bei der Beurteilung solcher Übelstände oft auf die unterstützende Mitwirkung des Nachbarforts und der vorgelegten Schützengräben. Erstere werden flankierend eingreifen, wenn sie können! Letztere werden sich an der Abwehr des Sturmes beteiligen — wenn sie sich bis dahin zu halten vermochten. Auf fremde Hilfe ist im Kriege niemals und nirgends sicherer Verlaß. Leider wird man häufig auf sie angewiesen, wo man aber kann, wäre Selbständigkeit anzustreben. An die Stelle eines die Kuppe krönenden festen Werkes könnten unter Umständen kleine selbständige Schnellfeuerkomplexe treten, die so um die Höhe zu zerstreuen wären, daß außer einer kräftigen Nahkampfwirkung nach vor- und seitwärts auch eine Wirkung in das Innere des von ihnen umschlossenen Raumes gewährleistet erschiene. Jeder Schnellfeuerkomplex müßte zu diesem Zwecke mindestens 2 Schnellfeuergeschütze in drehbarer Panzerlafette, einige Maschinengewehre und eine kleine Infanteriebesatzung erhalten, ferner zum Selbstschutze von einem Graben und Drahthindernis umgeben werden. Mehrere solche Objekte bilden dann einen Stützpunkt, innerhalb dessen ein jedes als Reduit in betreff des Kampfes um das andere gilt. Es ist klar, daß die artilleristische Bekämpfung derselben im Hinblicke auf ihre zerstreute Lage, Markierung und Kleinheit ganz bedeutende Schwierigkeiten überwinden müßte.

Oberstleutnant v. Schwarz tritt auf Grund der erhaltenen Eindrücke sehr warm für die Bedeutung des Infanteriefeuers ein. Port Arthur hat aber auch dem Fernstehenden deutlich bewiesen, daß die

Infanterie im Festungskriege gleichfalls die in letzter Linie entscheidende Waffe sei. Im Laufe der Verteidigung trat dies besonders scharf hervor, da die Artillerie mit Rücksicht auf die gegebenen Verhältnisse nicht jenen Grad des Könnens erreicht hatte, den wir verlangen. In dieser Erkenntnis liegt nicht die geringste Herabsetzung ihrer Bedeutung. Die Artillerie ist und bleibt im Feld- und Festungskriege eine Hilfswaffe, die freilich oft entscheidend wirken kann, und, danach streben wir, recht oft entscheidend wirken soll.

Da nun zuweilen vom minderen Kampferfolge der russischen Geschütze gesprochen wird, müssen auch die Ursachen, die diesen bedingt haben, gesucht werden. Nur nach der Zusammenfassung aller Umstände wird unser Urteil gerecht sein und Klarheit eintreten, wie die Artilleriewirkung in Hinkunft am rationellsten zu steigern wäre.

Als wirkunghemmende Ursachen können angeführt werden:

1. die unzulängliche Geschützzahl;
2. das Mißverhältnis zwischen der Zahl der Kanonen zur Zahl der Wurfgeschütze;
3. die große Verschiedenheit der Kaliber;
4. die unzureichende Schußdotation und die Mannigfaltigkeit der Munition;
5. die größtenteils sichtbare Aufstellung der Geschütze;
6. das Gelände.

Zu 1. Dem Verteidiger standen nach der Abrüstung der Flotte auf der Landfront 432 Geschütze zur Verfügung. Unter diesen befanden sich 6 groß-, 74 mittel-, 162 kleinkalibrige und 174 Feldgeschütze, sowie 16 mittelkalibrige Mörser. Wenn man bedenkt, daß der Umfang des Landgürtels nur 19 km betrug, erkennt man, daß die Armierung Port Arthurs an und für sich mindestens so stark war, wie die der meisten großen europäischen Festungen. Wird sie daher als unzureichend bezeichnet, so geschieht dies nur mit Rücksicht auf das unübersichtliche Gelände, das dem Angreifer ausgezeichnete Deckungen bot. Dem Vorwurfe des Oberstleutnants v. Schwarz, daß es besonders an groß- und mittelkalibrigen Geschützen gefehlt hätte, könnte man sich nicht unbedingt anschließen. Je deckungsreicher das Angriffsterrain ist, desto schwieriger sind die Fernkampfverhältnisse zu beherrschen, desto mehr tritt der Nahkampf in den Vordergrund. Durch das Abstreuen der vielen sichttoten Räume wird man die feindlichen Batterien kaum niederhalten,

geschweige niederkämpfen können. Bei Auswahl der Armierung ist daher die Rücksicht auf die wichtigste und konkrete Aufgabe, deren Lösung wahrscheinlichen Erfolg verspricht (hier die Abwehr der Nahangriffe) den noch weit fraglicheren Resultaten des Fernkampfes voranzustellen. Port Arthur brauchte dringend, auch auf Kosten der Fernkampfgeschütze, eine starke bewegliche Nahkampfartillerie, die auch in den Gefechten um die vorgeschobenen Positionen hätte Verwertung finden können.

Zu 2. Die Zahl der Kanonen verhielt sich zu jener der ausgesprochenen Wurfgeschütze wie 26 : 1. Die vorhandenen 16 Mörser hatten überdies nur eine Schußweite von 3200 m. Ähnliche Mißverhältnisse, wenngleich nicht in so schroffer Art, finden sich jedoch auch anderwärts. Wenn wir jetzt hinsichtlich dieser bedauerlichen Erscheinung keinen ausgiebigen Wandel schaffen können, so verdanken wir das der Vergangenheit. Die Gegenwart wird bedenken, daß der Festungskrieg, sowohl was den Fern- als auch den Nahkampf anbetrifft, fast ausschließlich eine Domäne der Haubitze ist. Da heute schon die kleinkalibrigen Haubitzen bis auf 6000 m wirken und im Schusse bei Verwendung der Einheitspatronen den Kanonen in der Feuerschnelligkeit nicht allzuweit nachstehen, haben letztere nur selten wahre Berechtigung.

Die Angriffsbatterien stehen verdeckt hinter Deckungen. In Deckungen arbeitet sich die Infanterie heran. Aus Deckungen bricht der Gegner zum Sturm vor. Jeder Schritt gewonnenen Bodens wird befestigt. Der Verlauf des Festungskrieges spricht mit aufdringlicher Deutlichkeit für die Bevorzugung der Haubitze. Bei jedem artilleristischen Fortschritte, bei jeder Neubewaffnung und Neuarmierung wird darauf Rücksicht zu nehmen sein.

Zu 3. und 4. Die Verschiedenartigkeit der Kaliber geht Hand in Hand mit der Verschiedenartigkeit der Munition und wird erst durch letztere zum Nachteil. Sie besteht in anderen Festungen gerade so, wie sie in Port Arthur bestand. Da sie einerseits durch die Fortschritte in der Geschütz- und Geschoßkonstruktion bedingt ist und anderseits Festungen in offensivfähigen Staaten mit gewissem Rechte immer älteres Material zugewiesen erhalten, wird sie sich auch in Zukunft nicht ganz vermeiden lassen. Daraus folgt aber keinesfalls, daß man sie ruhig im Kauf nehmen müsse.

Zunächst muß die Forderung, die Einheitlichkeit der Kaliber und Geschosse tunlichst zu wahren, volle Anerkennung finden. Dann sollen die Geschosse so beschaffen sein, daß sie außer bei dem widmungsgemäßen Geschütze auch bei anderen desselben Kalibers wenigstens zur Not verwendet werden können. Bei Festsetzung der

Gruppierung der Sicherheitsarmierung großer Festungen wird man das Durcheinanderwürfeln der Systeme zu vermeiden trachten und dafür, soweit es mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse möglich ist, bestrebt sein müssen, die Geschütze nach Kaliber und Gattungen nebeneinander zu ordnen. Im Detail durfte dabei mancher taktische Gedanke zu kurz kommen, die Gesamtverteidigung gewinnt jedoch.

Den dargelegten Ideen haftet etwas Blendendes an; man darf sich jedoch nicht verhehlen, daß ihnen in betreff der Verwirklichung große Schwierigkeiten gegenüberstehen. Nur auf der durch sie geschaffenen Grundlage kann der Munitionsausgleich zwischen den Batterien und der Nachschub aus den Munitionsmagazinen bis auf die letzte Patrone relativ klaglos durchgeführt werden.

Laut Meldung des Festungsartilleriedirektors Port Arthurs vom 22. März 1904 befanden sich um diese Zeit für 28 cm-Mörser je 200, für 25 cm-Geschütze je 450, für 23 cm-Kanonen und Mörser je 240, für 15 cm-Canet-Kanonen je 274, für 15 cm schwere und leichte Kanonen je 530, für 15 cm-Feldmörser je 430, für Feldgeschütze je 300, für 87 bzw. 57 mm-Geschütze je 200 bzw. 1000 Schüsse in der Festung. Gegen Ende April wurden die Munitionsbestände der Schnellfeuerfeldgeschütze noch erheblich vermehrt. Aus dem während des Port-Arthur-Prozesses zur Verhandlung gelangten artilleristischen Register des Stabes des befestigten Kwantunrayons ersieht man, daß am 31. Dezember 1904 noch 312 Geschütze (darunter 55 Maschinengewehre und 29 chinesische Kanonen) mit 31845 Geschütz- und 1255935 Maschinengewehrgeschossen verfügbar waren. „Mit Rücksicht auf die vorhandene Munitionsmenge war daher die Übergabe der Festung am 2. Januar verfrüht.“ So lautet das allgemeine Urteil! Das Vorhandensein einer großen Schußzahl an und für sich genügt jedoch für die Fortsetzung der Verteidigung noch nicht, besonders dann nicht, wenn im Hinblicke auf die große Kaliber- und Geschoßverschiedenheit nur wenige Batterien gespeist werden können. Wer den Verteidigern Port Arthurs Vorwürfe macht, müßte erst über die Schwierigkeiten, die das Zusammenfangen der zerstreuten Munitionspartikel verursacht hätte, im klaren sein.

Zu 5. Alle auf japanischer Seite gewesenen Augenzeugen berichten über die deutliche Sichtbarkeit der unmaskiert auf den Höhen angelegten russischen Fernkampfbatterien. Die Angriffsartillerie, die aus ihren verdeckten Stellungen in voller Ruhe schießen konnte, war mit diesen Verteidigungsgeschützen bald fertig. Letztere konnten sich daher an der Abwehr der Nahangriffe gar nicht oder nur wenig

beteiligen. Die in das Fort Erlungschan eingestellten vier Fernkampfgeschütze wurden in vier Stunden niedergekämpft und zerstört.

Mit der einfachen Kritik, daß die Russen in betreff der Placierung der Artillerie unzweckmäßig verfuhren, daß sie manches hätten vermeiden sollen, ist dem fortschrittlichen Streben nicht geholfen. Der Verteidiger hatte aus seinen Schießübungen wahrscheinlich gerade so wie wir die Lehre gezogen, daß deutlich sichtbare Ziele nur ein kurzes Dasein haben. Für sein Verhalten dürften daher ernsthafte Gründe und nicht Gepflogenheiten aus der guten alten Zeit bestimmend gewesen sein.

Jeder Artillerist, der mit einer ausgesprochenen Kanonen armierung Festungen mit einem Gelände, wie es Port Arthur besaß, verteidigen soll, befindet sich in einer peinlichen Zwangslage. Flachbahngeschütze, die auf den rückwärtigen Hängen der Kampfstellung stehen, haben vor dieser einen großen schußtoten Raum, können somit nur im weniger wichtigen Fernkampf wirken. Die kostspieligsten Kanonen würden sonach a konto ihrer Sicherheit nur für einen minder entscheidenden Kampfzweck verwendet werden. Unwillkürlich sträubt sich das innere Gefühl dagegen. Man kann es daher nicht ganz unverständlich finden, daß die Russen auch einen Teil des näheren Kampfgeländes von ihren mittleren Kanonen bestrichen haben wollten. Der von jedem Nachschub abgeschnittene und trotz rührigster Aktivität vom Angreifer abhängige Verteidiger benötigt daher vielseitig verwendbare Kampfmittel, das sind Haubitzen, die möglichst auf natürlichem Boden feuern und ihre schmiegsame Flugbahn in einem großen seitlichen Schußfelde verwerten können.

Zu 6. In dieser Hinsicht wurde das Wesentliche schon erwähnt. Alle durch das Gelände bedingten ungünstigen Verteidigungsverhältnisse werden sich auch im Kampfe um europäische Gebirgsfestungen geltend machen. (Schluß folgt.)

IX.

Der Feldherr Napoleon als Menschenkenner.

Von

Carl Freiherr von Hacke, Oberleutnant im Kgl. Bayrischen Infanterie-Leib-Regiment, kommandiert zur Kriegsakademie.

I. Allgemeines.

„Der Krieg gehört nicht in das Gebiet der Künste und Wissenschaften, sondern in das Gebiet des gesellschaftlichen Lebens. Das Wesentliche des Unterschiedes besteht darin, daß der Krieg keine Tätigkeit des Willens ist, die sich gegen einen toten Stoff äußert wie die mechanischen Künste, oder gegen einen lebendigen, aber doch leidenden, sich hingebenden Gegenstand, wie der menschliche Geist und das menschliche Gefühl bei den idealen Künsten, sondern gegen einen lebendigen, reagierenden."

Der Krieg ist also, wie Clausewitz mit diesen Worten darlegt, ein Akt menschlichen Verkehrs. Wer daher Krieg führt, so können wir ergänzen, soll Menschenkenner sein. Denn wer würde diese lebendige Wechselwirkung besser meistern, als ein Mann, der für die Geheimnisse der menschlichen Natur gründliches Verständnis besitzt? Verständnis in zweifacher Richtung: für die Natur des Instrumentes, dessen er sich bedient, seines Heeres; für die Natur des Gegenstandes, an dem er es erprobt, seines Feindes.

Ein tüchtiger Feldherr wird die menschliche Natur im eigenen Heere nicht übersehen; denn dieses ist kein lebloses Werkzeug in seiner Hand, es ist eine empfindsame Masse, die zahllosen psychischen Einflüssen unterliegt. Sein Wert, seine Leistungen wechseln mit seiner Stimmung. Die Kenntnis dieser Stimmung gibt dem Führer einen Maßstab für die Anforderungen, die er stellen darf. Schwere Fehler machen jene, die, nach ihrer eigenen Unermüdlichkeit urteilend, zu viel verlangen oder, den eigenen Einfluß unterschätzend, in ihren Forderungen zu nachsichtig sind. Indessen ist der innere Gehalt eines Heeres nicht immer, nicht in allen Teilen der gleiche. Allgemeiner und militärischer Bildungsgrad, Religion und Nationalität, Zusammensetzung und Organisation bilden ebensoviele Abstufungen der Menschennatur im Heere. „Das Feuer, das den Südländer zu Taten fortreißt, bleibt dem Soldaten aus dem Norden unverständlich. Die ruhige Festigkeit, welche diesem zusagt, läßt jenen vielleicht

kalt. Verständnis für sein Volk und sein Heer lehrt den Feldherrn die rechten Wege finden[1]." Dieses Verständnis — wir wollen es Menschenkenntnis nennen — sagt ihm aber nicht nur, wie die Massen zu lenken, wie ihr Vertrauen zu gewinnen, es bringt ihn auch auf die Spur der Männer, die sich zu Vollstreckern seines Willens eignen und zeigt ihm, wie er nach deren Charakter, Kraft und Neigung den Umfang und die Art seiner Aufträge bemessen muß. „Der Feldherr muß die handelnden Personen kennen und richtig ansehen; er braucht kein feiner Menschenbeobachter, kein haarscharfer Zergliederer des menschlichen Charakters zu sein, aber er muß den Charakter, die Denkungsart und Sitte, die eigentümlichen Fehler und Vorzüge derer kennen, denen er befehlen soll[2]."

Aber auch in der Beurteilung seines Gegners wird der tüchtige Führer Psychologe, Menschenkenner sein. Denn die Einschätzung der moralischen Werte beim Feinde ist eine wichtige Grundlage des gesamten Nachrichtenwesens, eine wertvolle Unterstützung für die Auffassung der Lage und damit ein wesentlicher Faktor bei der Ausführung operativer und taktischer Absichten. „Jeder beurteilt den Gegner nach dem Ruf seiner Talente, nach seinen Jahren und seiner Erfahrung und richtet sich danach. Jeder wirft einen prüfenden Blick auf den Geist und die Stimmung seiner und der feinlichen Truppen[2]."

Menschenkenntnis bildet somit eine wichtige Führereigenschaft, eine moralische Größe, deren Wert zwar nicht in Regeln und Formeln auszudrücken ist, deren bedeutungsvoller Einfluß auf die Ereignisse jedoch auf jedem Blatt der Kriegsgeschichte geschrieben steht Kein Geringerer als Napoleon nennt Menschenkenntnis eine der Haupttugenden eines tüchtigen Generals. (Bei einer Beratung im Staatsrat über den Orden der Ehrenlegion. Thibaudeau, Mémoires.)

Er selbst aber, der große Heeresfürst und Schlachtenlenker, er sollte diese Tugend entbehrt haben? Ein Zweifel ist mehr als berechtigt. Und wirklich, so einstimmig wird ihm von Zeitgenossen und Geschichtsschreibern diese Eigenschaft zugesprochen, daß es wohl gestattet sein dürfte, ein bejahendes Urteil gleich an den Anfang unserer Abhandlung zu stellen. „Meine große Gabe . . . besteht darin, daß ich in allem klar sehe", erklärt der Kaiser von sich selbst, und alle die ihn kannten, werden nicht müde, diese Selbstkritik zu bestätigen. De Pradt bezeichnet es als einen der

[1]) Frhr. v. d. Goltz, Das Volk in Waffen.

[2]) Clausewitz. Vom Kriege.

auffallendsten Charakterzüge Napoleons, daß er im Augenblicke alle seine Fähigkeiten auf den ihn gerade beschäftigenden Gegenstand habe vereinigen können, „auf eine Persönlichkeit wie auf ein feindliches Heer". „Il connaît le tirant d'eau de chacun d'eux", sagt Las Cases von ihm. Frau von Staël nennt ihn einen geschickten Schachspieler, der das Menschengeschlecht zum Partner habe, und Frau von Rémusat schreibt: „Bonaparte est l'homme qui a le plus médité sur les pourquoi qui régissent les actions humaines."

Von der Mitwelt zur Nachwelt. Trotz aller sonstigen Verschiedenheit der Anschauungen herrscht unter Napoleons Biographen nur eine Meinung, wenn es gilt, seine Menschenkenntnis zu rühmen; möge es daher genügen statt vieler das Urteil Taines anzuführen, der sagt: „Er ist in der Tat unübertroffen in der Kunst, Zustände und Regungen einer Seele oder vieler Seelen, die wirksamen, dauernden oder augenblicklichen Beweggründe, welche die Menschen, besonders gewisse Menschen gewöhnlich treiben oder zurückhalten, die Mittel, deren man sich bedient, Art und Grad des Druckes, der angewendet werden muß, zu durchschauen. Es scheint, als habe er sich in einer Reihe von kurzen, genauen Notizen, die täglich berichtigt wurden, eine Art Seelentabelle aufgestellt, auf der die geistigen und moralischen Eigenschaften, die Charaktere, Schwächen und Fehler der zahllosen Menschen verzeichnet und abgeschätzt waren, mit denen er nah und fern unterhandelte."

Bei dem Versuche freilich, den Beweis für Napoleons Menschenkenntnis zu erbringen, könnten wir gleich anfangs in unserem Urteil irre werden, wenn wir uns an des Kaisers tiefe Menschenverachtung erinnern. Denn so ungewöhnlich zahlreich, von so außerordentlicher Schärfe sind die Kundgebungen dieser Art, daß man wohl den Verdacht des Pessimismus auf sich laden möchte, wenn man angesichts dieser Tatsache dabei bleibt: Napoleon war ein Menschenkenner. Hören wir den Kaiser nur selber sprechen: „Die Menschheit muß sehr schlecht sein, um so zu sein, wie sie mir vorkommt." „Der Wilde ist ein Hund und unter der Oberfläche des zivilisierten Menschen zeigt sich der Wilde wieder." „Ich habe die Menschen niemals geachtet und habe sie immer behandelt wie sie es verdienen." Und wie hat er sie behandelt. Sehen wir auf die Hekatomben von Menschenleben, die der Unersättliche seinem Ehrgeiz geopfert, denken wir an die rohe Härte, die der Rücksichtslose Untergebenen, Verwandten, selbst Königen gegenüber angewandt, betrachten wir die unerträgliche Willkür, die der Gewaltätige seine nächste Umgebung, die Frauen nicht ausgenommen, hat fühlen lassen, so können wir nicht mehr zweifeln, daß die angeführten

Worte der Verachtung seiner tiefinnersten Überzeugung entsprungen sind.

Worauf aber war diese gegründet? Wie ist es zu verstehen, daß der so klar beobachtende Sinn des Kaisers im Menschen nur eine erbärmliche Kreatur gesehen hat? Hat ihn sein Scharfblick, seine Menschenkenntnis betrogen?

Diese auffallende Erscheinung zu erklären, sei zunächst ein Vergleich gestattet mit einem anderen Menschenkenner jener Tage, der gleichfalls seine Umgebung riesenhaft überragend, von Weimar aus voll Geringschätzung über menschliche Tugend und Verständigkeit geurteilt hat. „Wundern kann es mich nicht, daß Menschen die Hunde so lieben; denn ein erbärmlicher Schuft ist, wie der Mensch, so der Hund.“ Diese Worte Goethes könnten sie nicht einem Napoleon in den Mund gelegt werden? Hier wie dort offenbart sich das gleiche selbstbewußte Genie, das der Gottheit sich näher fühlend als den Menschen, verächtlich herabsieht auf das kleinliche Treiben der überwundenen Millionen.

Freilich dürfen wir in diesem Überlegenheitsgefühl des Heroen nur den Keim zu Napoleons Menschenverachtung erblicken. Ihre weitere Entwickelung ist in dem Charakter des Kaisers begründet: Er sieht die Menschen, wie er sie sehen will. Was er aber sehen will, sind Schwächen, Fehler, Leidenschaften. Selbst Intrigant und Streber, Lügner und Verräter gibt er den Vollstreckern seines Willens nur den Weg des Lasters frei, der rascher zum Ziele führt als der mühsame Pfad der Tugend. „Ich wüßte nichts mit ihnen anzufangen“, sagt er von seinen Gehilfen, „wenn ihr Charakter und Geist nicht eine gewisse Mittelmäßigkeit zeigten.“ Die Schattenseiten des menschlichen Charakters, die er mit Kennerblick entdeckt, mit unvergleichlicher Gewandheit ausnützt und fördert, werden ihm so geläufiger als die Lichtseiten, die er nicht sehen will, weil er sie für seine Zwecke nicht gebrauchen kann.

Bedurfte es aber noch eines Anlasses, diese einseitige Erkenntnis[1]) in ihm zu befestigen, so war es der Umstand, daß er am eigenen Leibe erfahren mußte, was er so eifrig gepflegt. Denn es ist kaum zu leugnen: Wenig Sterbliche haben auf ihrem

---

[1]) Wie sehr Goethe in seinem Urteil über die wirksamsten Triebe in der Menschennatur mit Napoleon übereinstimmt, geht u. a. aus folgender Äußerung hervor: „Niemand dient einem anderen aus freien Stücken; weiß er aber, daß er damit sich selber dient, so tut er es gern. Napoleon kannte die Menschen zu gut und er wußte von ihren Schwächen den gehörigen Gebrauch zu machen.“ Siehe Fischer, Goethe und Napoleon.

Lebensweg eine solche Summe von Niedertracht und Gemeinheit zu kosten bekommen wie Napoleon. Schon die Parteikämpfe der Revolution haben ihm die verächtlichsten Seiten der Menschennatur enthüllt. Und später, wieviel Heuchelei und schmutziges Kriechertum, wieviel Gesinnungswechsel und Treulosigkeit, wieviel Lüge und Verrat! So entrang sich in der Zeit des Zusammenbruchs von 1814, in den Tagen des Abfalls seiner ergebensten Diener, dem großen Egoisten der Ausruf: „Wenn der Kaiser die Menschen verachtet hätte, wie man es ihm vorgeworfen hat, so würde die Welt heute erkennen, daß er Gründe gehabt hat, welche seine Verachtung begründeten."

Müssen wir ihm nicht recht geben? Nicht etwa in seinen schändlichen Handlungen der Menschenentwürdigung und -erniedrigung, nicht in seinem diabolischen Wohlgefallen an der Erbärmlichkeit seiner Zeitgenossen, aber darin, daß er mit Geringschätzung auf die meisten derer herabsah, die ein zo klägliches Dasein su seinen Füßen führten, die ihm klein scheinen mußten, weil er sie durch sein Genie überwunden; klein, weil er nur ihre Leidenschaften sehen wollte und sah; klein, weil sie sich ihm selbst gegenüber im höchsten Grade klein und erbärmlich benahmen. Napoleons Menschenverachtung ist eine natürliche Folge der außergewöhnlichen Bedingungen seines Lebens und widerspricht seiner Menschenkenntnis keineswegs.

Indem wir uns nun im wesentlichen der positiven Beweisführung zuwenden und ihre Grenzen zu bestimmen suchen, erkennen wir die Unmöglichkeit, unsere Aufgabe mit der Darstellung weniger historischer Beispiele zu erschöpfen. Aber auch durch die vermehrte Zahl der Beispiele läßt sich die fehlende Beweiskraft nicht ersetzen. Denn eine abstrakte Eigenschaft, wie die der Menschenkenntnis, wird im Leben eines einzelnen so unzählige Male auf die Probe gestellt, wird ihre Stärke täglich an so zahlreichen Individuen messen, daß es leicht sein dürfte, den angeführten Belegen ebenso viele widersprechende Fälle entgegenzustellen. Ja, dasselbe Beispiel kann sogar vollständig entgegengesetzten Meinungen zur Stütze dienen, wenn es sich, wie hier, darum handelt, geistige Werte historisch zu beweisen. In diesem Sinne sagt Clausewitz: „Dem einen sind Dauns Feldzüge das Muster weiser Behutsamkeit, dem andern der Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit. Bonapartes Vordringen über die Norischen Alpen im Jahre 1797 kann als die herrlichste Entschlossenheit, aber auch als eine wahre Unbesonnenheit erscheinen; seine strategische Niederlage 1812 kann als Folge

eines Übermaßes an Energie, aber auch eines Mangels daran hingestellt werden. Alle diese Meinungen sind vorgekommen, und man begreift wohl, wie sie haben entstehen können, weil jede sich den Zusammenhang der Dinge anders gedacht hat. Gleichwohl können diese widersprechenden Meinungen nicht miteinander bestehen, und eine von beiden muß also notwendig unwahr sein."

Aus solchen Gründen können auch unsere Belege im einzelnen nicht den Anspruch historischer Beweiskraft machen; sie sind lediglich Erläuterungen unserer Betrachtungen, Schlaglichter auf dem Bilde, das wir uns von Napoleons Menschenkenntnis machen wollen.

Um aber dieses Bild nach Zeichnung und Farbe scharf und klar hervortreten zu lassen, erschien es nötig, die Darstellung auf den **Feldherrn** Napoleon zu beschränken. Freilich, der Politiker und Privatmann, der Philosoph und Kunstmäcen, das Familienhaupt und der Frauenkenner Napoleon könnten manche wertvolle Ergänzung bringen. Anderseits lassen die eingangs erwähnten Worte Clausewitz' erwarten, daß gerade das militärische Gebiet, das an sich schon der Hauptschauplatz des napoleonischen Lebens ist, auch das reichste Feld für unsere psychologischen Untersuchungen bieten wird. In dem so begrenzten Rahmen wird es der Hauptsache nach unsere Aufgabe sein, Napoleons Menschenkenntnis nachzuweisen aus der Art, wie er die Menschen behandelt, die Menschen als einzelne Persönlichkeiten und in der Masse, im eigenen Lager und beim Feinde.

II. Napoleon und die Franzosen.

a) Napoleon und das Volk.

Wenn, wie Clausewitz sagt, die Leidenschaften, die im Kriege entbrennen sollen, schon in den Völkern vorhanden sein müssen, so entbehrten Napoleons Feldzüge zweifellos einer wichtigen Grundlage. Denn es ist nicht zu leugnen, daß nach Zurückweisung der Invasion von 1792 das kriegerische Feuer bei den Franzosen mehr und mehr erloschen war. Völlig widersprach aber dem gesunden Empfinden des Volkes der Gedanke, daß seine Söhne und sein Geld nicht mehr den Interessen der Heimat, sondern nur noch der maßlosen Herrschsucht eines Fremdlings dienen sollten.

Dem Kaiser entging diese Stimmung nicht, und da er für seine weltumfassenden Pläne auf die edleren Leidenschaften der Nation nicht bauen durfte, zögerte er nicht, sich ihre Schwächen nutzbar zu machen. „Nicht durch Gründe", so sagt er einmal zu Markow,

„macht man die Franzosen dazu (d. i. zum Kriege) geneigt, man muß sie erhitzen, reizen ... in einem Wort, ihre Leidenschaften ins Spiel bringen.“ An der Spitze dieser Leidenschaften aber stehen Eitelkeit, Ruhmliebe und Vergnügungssucht; ihnen schmeicheln, heißt das Volk lenkbar und gefügig machen, die einzelnen wie die Massen. So rechnet der Menschenkenner; und er irrt nicht.

Als er im Mai 1802 die „Ehrenlegion“ ins Leben ruft, da begründet er vor dem Staatsrat seinen Plan mit den Worten: „Man nennt dies alles Kinderspielzeug: immerhin, aber durch dieses Kinderspielzeug werden die Erwachsenen geleitet ... Der Charakter der Franzosen hat sich in zehn Jahren nicht geändert, sie sind noch immer, was ihre gallischen Vorfahren waren, eitel und leichtsinnig. Sie sind nur für ein Gefühl, das der Ehre empfänglich; es ist daher recht, diesem Gefühle Nahrung zu geben und Auszeichnungen zuzulassen.“

Am 12. August 1807 aber erläßt der Sohn der Revolution ein merkwürdiges Handschreiben an Cambacérès: „Weil in der menschlichen Natur der Wunsch begründet ist, seinen Kindern neben einem zureichenden Vermögen auch ein Denkzeichen des Ansehens zu hinterlassen, das man genossen“, so behalte er sich das Recht vor, ebenso wie die im vorigen Jahre gegründeten Titularherzogtümer, auch noch andere Adelstitel an solche zu verleihen, die dem Staate Dienste geleistet haben. So der Kaiser. Minister aber und Senatoren, Staatsräte, Präsidenten und geistliche Würdenträger, durch den lockenden Grafentitel verführt, werden weich und geschmeidig und lächeln den maßlosen Forderungen devoten Beifall.

Wie leicht mußte es da dem Menschenkenner sein, die breite Menge bei ihren Schwächen zu packen. Völker, die sich langweilen, so mochte er sich wohl sagen, sind schwer zu regieren: eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten und Schaustellungen entsprangen dieser Überzeugung. Vor allem aber durften der Ehrgeiz und die Ruhmsucht der Franzosen nicht zu kurz kommen. Denn „in Paris behält man nichts im Gedächtnis. Bleibe ich lange untätig, so bin ich verloren. In diesem Babel drängt eine Berühmtheit die andere“. So äußerte der Konsul zu seinem Freunde Bourrienne; und der Kaiser wurde dieser Einsicht nicht untreu. Von allen Schlachtfeldern brachte er der grande nation — er selbst hatte das hochtönende Wort geprägt — die Glorie ihrer Waffen nach Haus: gestern waren es die wertvolllen Kunstschätze Italiens, heute der ruhmbedeckte Degen Friedrich des Großen, die die begeisterungsfähige Menge in Atem hielten und dem nationalen Stolz

stets aufs neue schmeichelten. Dazwischen aber mußten die berühmten Bulletins das französische Blut in Wallung erhalten; ihre Bedeutung läßt sich kaum besser kennzeichnen, als mit den Worten Taines: „Für . . . die Menge hatte er seine . . . Bulletins, d. h. auf die Wirkung berechnete, salbungsvolle Redensarten, mit einer Aufstellung absichtlich vereinfachter, zugestutzter, gefälschter Tatsachen, kurz einen berauschenden Wein, der sich vortrefflich dazu eignet, Begeisterung zu entfachen, und ein vorzügliches Betäubungsmittel, die Leichtgläubigkeit aufrechtzuerhalten, also eine beliebte Mixtur, die er im passenden Augenblick verabreicht und deren Ingredienzien so gut bemessen sind, daß das große Publikum, dem sie zugedacht ist, sie mit Vergnügen kostet und sich unfehlbar daran berauscht. Unter allen Umständen bekundet sein Stil, er sei gesucht oder spontan, sein wunderbares Verständnis für die Menge wie den einzelnen Menschen.“

Kein Zweifel, seine Rechnung betrog ihn nicht; das beweist der Erfolg seiner Verführungskünste, beweisen die unerhörten Opfer an Gut und Blut, die man ihm, im Herzen widerstrebend, stets von neuem gebracht.

Mit kundiger Hand lenkt der Menschenkenner den Willen der Menge am Zügel ihrer Leidenschaften, Jahr für Jahr. Mit den Jahren freilich und unter dem Drucke der Not erwacht das betörte Volk zum Bewußtsein seiner nationalen Instinkte, dem Lenker die Zügel entreißend, die er so trefflich zu führen verstand. Doch mag auch der Tyrann niedergerungen zu Boden liegen, der Menschenkenner triumphiert über die Millionen bis ans Ende seiner Tage, ja über sein Grab hinaus. Der Mann, der kurz vor seinem Tode schrieb: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte des französischen Volkes, das ich so sehr geliebt,“ dachte dieser Mann nicht an jene leichtgläubige, begeisterungsfähige Menge, die einst seine Leiche im Triumph nach Paris bringen und im Dome der Invaliden beisetzen wird, an jene Franzosen, die in der Napoleonlegende noch einmal zu jenem alten Glauben zurückkehren werden, der ihre Väter so bitter getäuscht?

b) Napoleon und die Soldaten.

Dauernd und nahezu unzerreißbar aber war das Band, das den Feldherrn mit seinen Soldaten verknüpfte. Wohl mochten die unerhörten Siege an sich das Vertrauen der Truppe stärken, wohl mochte die Armee — den nationalen Ideen entfremdet — in Napoleon ihre einzige, natürliche Stütze finden — was seinen Einfluß bis zu dämonischer Gewalt steigerte, war der Zauber seiner Persönlichkeit,

war seine geheimnisvolle Kraft, die Herzen der Millionen zu durchschauen, zu fesseln und zu leiten.

Niemand kannte wie er die fortreißende Macht zündender Ansprachen. Mit seltenem Geschick verstand er dabei im geeigneten Augenblicke gerade die Saiten anzuschlagen, die im Soldatenherzen widerklingen mußten.

Barfuß und in Lumpen, ohne Brot und Sold erwartet die Armee von Italien den neuen Führer. „Soldaten," redet er sie an, „ihr habt nun genug Unglück und Entbehrung erduldet; ich will dem ein Ende machen. Dort, jenseits der Berge, gibt es Brot, Magazine, Kleider, Geschütze, Pferde und Geld für die Löhnung. Weg daher mit allem, was uns vom Feinde trennt" — und damit läßt er die Verschanzungen niederreißen — „und mit dem Bajonett ihm auf den Leib!" Wahrhaftig, eine eigenartige Sprache. Kein Wort von Vaterland und Waffenehre, keine Phrase von Lorbeer und Unsterblichkeit. Dafür klarste Erkenntnis dessen, was nottut: denn der Hungernde und Darbende verlangt nicht nach Ruhm und Ehre; er will Brot. Den Frierenden und Zerlumpten locken nicht Orden und Auszeichnungen; er braucht Kleider. Der Arme und Entbehrende dürstet nicht nach dem Blut seiner Feinde, sondern nach seinem Geld.

Freilich, ist einmal die leibliche Not gelindert, dann liebt der Krieger wohl auch den Sang von Ruhm und Ehre und das Lob seiner glänzenden Waffentaten. Dann erhebt sich auch der Stil der kaiserlichen Proklamationen zu jener rhetorischen Kraft, die den Grenadier zu ungeahntem Tatendrang entflammt. „Soldaten," heißt es dann, „ihr habt euch gleich einem Bergstrom von den Höhen der Apenninen hinabgestürzt; Ihr habt den Feind überall, wo er sich euch entgegenstellte, über den Haufen gerannt und in alle Winde zerstreut."

So klingen die Worte des fremden Emporkömmlings, so die Worte des Siegers von Austerlitz und Jena und so selbst die Worte des Flüchtlings von Elba. „Soldaten," ruft dieser, „kommt und reihet euch unter die Fahnen eures Führers. Sein Dasein besteht ja nur in dem euren, seine Rechte sind nur die des Volkes und die eurigen, sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind euer Interesse, eure Ehre, euer Ruhm. Kommt! Dann wird der Sieg im Sturmschritt einherziehen und der Adler mit den nationalen Farben von Kirchturm zu Kirchturm fliegen bis hin zu Notre-Dame." Das ist die Sprache eines Mannes, der den Wert seiner Krieger voll zu schätzen weiß, ihrer Ruhm- und Ehrliebe mit glänzender Rede zu schmeicheln versteht, die Sprache eines vorzüglichen Kenners der

Menschennatur im Soldaten. Und darum auch in den letzten Tagen der gleiche Erfolg: die alte Begeisterung, dasselbe Vive l'Empereur der kampferprobten Männer, die wiederum, den Kindern von Hameln gleich, der Pfeife des Rattenfängers folgen.

Was aber das Entscheidende ist: den Bann der Rede vervollständigt die Art der Behandlung. Eines ist dabei festzuhalten: Auf den „miles gloriosus" der grande armee, der edlerer nationaler Empfindungen bar, auf verhältnismäßig tiefer Kulturstufe steht, wirken zwei Hebel vor allem: Furcht und Interesse.

Napoleon erkennt dies klar und richtet sich danach. Er weiß, daß sich „die Gewalt der Leidenschaften ohne Hilfe der Gesetze nicht beschränken läßt" (Scharnhorst). Zwar ist er kein Mann unnötiger Grausamkeit; aber seine Strafen entbehren jener schwächlichen Halbheit, die den Übeltäter eher ermuntert als abhält. Ein Bataillon, das zu Beginn des Feldzuges 1796 meutert und Nizza nicht verlassen will, weil es weder Schuhe noch Geld habe, wird aufgelöst, der Kommandeur und die Rädelsführer unter den Grenadieren verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt. Und wenn der General Bonaparte im gleichen Jahre erklärt, er werde die Ordnung wiederherstellen oder aufhören, diese Räuber zu kommandieren, so bleibt es nicht bei leeren Drohungen und die Plünderer werden unnachsichtlich erschossen. Die Furcht verfehlte ihre Wirkung nicht und die Disziplin wurde zusehends besser.

Doch ist Napoleon auch hier, wie immer, weit entfernt, ein allgemein gültiges Rezept aufzustellen. Auch Zusammensetzung und Qualität ist von Einfluß auf die Behandlung der Truppe. Seinen altgedienten Grenadieren mag er wohl zurufen: „Man sagt, daß ihr murrt und zu euren Geliebten in Paris zurückkehren wollt, aber ihr seid im Irrtum; ich halte euch unter den Waffen, bis ihr 80 Jahre alt werdet; ihr seid im Feldlager geboren und müßt auch da sterben." Minderwertigen Truppen gegenüber empfiehlt er ein ganz anderes Verfahren: „Man muß mit Vorsicht handeln, schlechte Truppen nicht in Gefahr bringen und nicht die Torheit haben, zu glauben, daß ein Mann ein Soldat ist."

Freilich, erzieherisch zu wirken, liegt dem Kaiser durchaus fern. Als er deshalb seine Autorität genügend gesichert weiß, macht er keinerlei Versuche, seiner Armee durch das Verbot der Plünderung das „Leben vom Lande" zu erschweren. Im Gegenteil; in solcher Nachsicht erblickt er eine willkommene Gelegenheit, seine Truppen zu belohnen. Denn mehr noch als die Furcht herrscht das Interesse über den Menschen. „Glauben Sie denn," so sagt er im Staatsrat, „man kann einen Menschen durch vernünftige

Vorstellungen zum Fechten bringen? Niemals! So etwas paßt nur für den Stubengelehrten. Den Soldaten muß man durch Ruhm, Auszeichnungen, Belohnungen bestechen." Und seine Grenadiere werden Offiziere und Generale, erhalten Dotationen und Ehrenzeichen, empfangen Invalidenpensionen für sich und Unterstützungen für ihre Frauen und Kinder. Je mehr sie sich aber in ruhelosen Kriegszeiten von Familie und Vaterland loslösen, desto dankbarer und ergebener wenden sie sich dem Kaiser zu, der ihre Soldatennatur versteht, ihre Hoffnungen und Wünsche errät und, so fühlen sie, für sie, die Heimatlosen, sorgt, wie ein Vater für seine Kinder.

Solche Gefühle, die so recht nach seinem Sinn waren, zu erhalten und seine Popularität bei der Armee noch weiter zu festigen, ist Napoleons eifriges Bestreben. Deshalb verschmäht er es nicht, er, der Imperator und Menschenverächter, gelegentlich von seinem Throne herabzusteigen und in vertraulichem Verkehr sich unter seine vieux grognards zu mischen. Wie oft durchschreitet er so im grauen Soldatenrock die Reihen seiner Grenadiere, spricht diesen und jenen freundschaftlich an, klopft einem Dritten zwanglos auf die Schulter und nimmt die Bitte oder Beschwerde eines Vierten persönlich entgegen. Sie mögen ihn immerhin respektlos ihren „petit caporal" nennen, mögen sich vermessen, seine Anordnungen unverhohlen zu bekritteln, er tritt ihnen dadurch nur näher, wird ihnen umso populärer, ihnen, den gemeinen Soldaten, die mit ihrem Kaiser wie mit ihresgleichen verkehren dürfen.

Und was tut er nicht, um ihre bewundernden Blicke stets von neuem auf sich zu lenken. Sein Leben selbst achtet er gering, der mächtigen Wirkung zuliebe, die das Beispiel auf das menschliche Gemüt ausübt. Tod und Gefahr vergessend stürmt er, die Fahne in der Hand, hinaus auf die Brücke von Arcole. Einen geradezu heroischen Charakter aber trug nach den Zeugnissen der Beteiligten der Besuch des Generals im Pestspital zu Jaffa, wo er selbst zugegriffen, um einen an der Pest Verstorbenen forttragen zu helfen. Wie mußten solche Schauspiele auf empfängliche Gemüter wirken, auf Franzosen zumal, wie mußte unter solchen Eindrücken die abgöttische Verehrung seiner Truppen zunehmen.

Abgöttische Verehrung: Das war es, was ihn lockte. Und wirklich, höher, als er herabgestiegen, sieht er sich von der begeisterungsfähigen, leichtgläubigen Menge emporgehoben. Mundus vult decipi, ergo decipiatur. Mit Eifer fördert er die Gerüchte, die man, durch seine ungewöhnlichen Taten geblendet, hier und dort in die Welt gesetzt hat, fördert vor allem die Legende von seiner Unverwundbarkeit, von seiner göttlichen Mission als Befreier der

Völker und verfällt mehr und mehr in jenes Charlatantum, das, wie York sagt, hervorragende Männer lateinischer und slavischer Abstammung so häufig mit ihrer wahren Größe verbinden. „Es war Charlatantum, gesteht er selbst, „aber von der höchsten Art“. Es war der Gipfelpunkt jener marktschreierischen Kunst, die aus Worten und Taten, aus Wahrheit und Lüge jenes lockende Trugbild schafft, durch das der gewissenlose Menschenkenner eine leichtgläubige, ungebildete Menge seinen verwerflichen Zwecken dienstbar zu machen versteht.

c) Napoleon und seine Unterführer.

Die Masse trägt ihre menschlichen Leidenschaften meist offen zur Schau; der Einzelne — sei es aus Erziehung oder Berechnung — neigt dazu, sie zu verbergen. Mit der Kunst, die innerste Natur seiner Gehilfen zu durchschauen, erreicht daher Napoleons Menschenkenntnis ihren Höhepunkt.

So wenig es nun möglich ist, die Beweggründe zu erforschen, die in jedem besonderen Falle für des Kaisers Verfahren mit diesem oder jenem Unterführer bestimmend waren, so wenig kann die Beweisführung sich auf die kleineren Züge dieser Menschenkenntnis aufbauen. Um auf sicherem Boden zu bleiben, muß sie sich nach großen Gesichtspunkten richten.

Auf cäsarische Welt- und Selbstherrschaft war Napoleons ganzes Tun gerichtet. Dieses seinem innersten Wesen nach unmoralische Ziel war mit moralischen Mitteln allein nicht zu erreichen. Es bedurfte dazu der Entfaltung aller menschlicher Leidenschaften. Da somit die Gehilfen dieses Planes von edleren Empfindungen nicht geleitet werden konnten, war der Meister ihrer Unterstützung nur dann sicher, wenn er ihnen einen Teil der Beute hinwarf. Es gilt also auch hier wieder für Napoleon, neben der Furcht, die seiner Autorität dient, das Interesse im Menschen auszunützen, nach diesen Gesichtspunkten vor allem seine Werkzeuge zu wählen und zu verwenden.

Vor dem weiteren Ziel der Weltherrschaft aber steht das engere der Vernichtung der feindlichen Streitkräfte. Dieses verlangt gebieterisch, daß der Kaiser auch die militärischen Tugenden seiner Unterführer in Betracht zieht. Den Leser der Kriegsgeschichte berührt es wohltuend, hier auf ein Gebiet zu kommen, das den Menschenkenner Napoleon von einer ebenso sympathischen wie vorbildlichen Seite zeigt.

Zunächst aber noch ein Wort über menschliche Schwächen.

Popularitätshascherei und Charlatantum mögen bewährte Mittel sein, um eine unwissende Menge zu leiten, sie reichen keineswegs aus, um gebildete Menschen — und besäßen sie auch nur den geringen Bildungsgrad napoleonischer Generale — zu täuschen und willfährig zu machen. Herrischer als seine Grenadiere empfängt daher der jugendliche Emporkömmling seine Generale, deren üble Laune und unbotmäßige Gesinnung ihm nicht verborgen bleibt. Er bestellt sie in sein Quartier. „Sie werden hineingeführt", so berichtet uns Taine, „und Napoleon läßt auf sich warten. Endlich erscheint er, schnallt seinen Degen um und setzt die Mütze auf, er erklärt ihnen Anordnungen, gibt seine Befehle und entläßt sie wieder." So der Empfang von 1796 und so der Abstand zwischen Feldherr und Unterführer bis zum letzten Schlachttag. Kürze, Kraft und gebieterische Strenge des Tones schließen jede Regung des Ungehorsams aus. Selbst der brutale Vandamme muß gestehen, er fange an zu zittern, wenn er „diesem Teufel von einem Menschen" in die Nähe komme. „Napoleon könne ihn durch ein Nadelöhr ins Feuer treiben." Auch Angerau und Massena geben zu, „daß diese kleine Bestie von General" ihnen Furcht eingeflößt habe. „Dieser furchtbare Mensch," so läßt Taine Decrés bekennen, „hat uns alle unterjocht, er hat uns alle in seiner Hand, die bald hart wie Stahl ist, bald sammetweich, aber man weiß nie, wie sie am folgenden Tage sein wird, und es gibt kein Mittel sich ihr zu entziehen; sie läßt niemals los, was sie einmal gefaßt hat."

Dieses Auftreten des Kaisers ist wohlberechnet; denn der Menschenkenner verhehlt sich nicht, daß gerade diejenigen, die ihm an Rang am nächsten stehen, am meisten dazu neigen, die Schranken zu überspringen: „Ich habe diese Leute unabhängig gemacht, aber ich werde sie zu verhindern wissen, sich undankbar zu zeigen."

Die Versuchung hierzu war für die Generale um so größer, als ihnen Napoleon außerhalb des militärischen Dienstes die weitgehendste Freiheit gab, eine Freiheit, von der sie ihrer Veranlagung entsprechend skrupellosen Gebrauch machten. Wir wissen ja, der Imperator liebte es, sich mit mittelmäßigen Charakteren zu umgeben, mit jenen Kreaturen, für die das persönliche Interesse die Triebfeder aller Handlungen bildet. Wir haben gehört, daß auf diesem Gebiet des Kaisers Menschenkenntnis ihre höchsten Triumphe feierte. Was er übertrieben verallgemeinernd so oft wiederholte, auf seine Marschälle paßte es mit wenig Ausnahmen: Man faßt den Menschen am besten bei seinen selbstsüchtigen Leidenschaften, bei

seiner Ruhmsucht und Geldgier, bei seiner Eigenliebe und Eitelkeit Man muß sie nur entdecken, entwickeln, fördern.

Als es galt, die Generale für den Staatsstreich vom 18. Brumaire zu gewinnen, da half ihm nicht wenig das geschickt gewählte Argument: „Was können Generale von einem Advokatenregiment erhoffen? Sie brauchen einen Chef, der sie zu schätzen, zu verwenden, zu unterstützen weiß.“ Verführerisch winkte eine glorreiche Zukunft von Pracht und Reichtum. Sie folgten der Lockung, die in ihrem Herzen widerklang, und hatten es nicht zu bereuen. Auch waren es keine leeren Truggebilde und die Wahrheit lag nicht allzu fern, wenn Napoleon von jenem „Kaisertum Europa“ sprach, in dem die einzelnen Länder seinen Generalen als Lehen zufallen sollten. Denen aber, die nicht, wie Murat und Bernadotte, den Thron besteigen durften, hat die Verleihung von Titellehen nicht nur Ehre und Ansehen, sondern vor allem auch reiche Ländereien eingebracht. Die Einkünfte, zu denen nicht selten noch außergewöhnliche Geldgeschenke kamen, wurden in späteren Jahren noch bedeutend vermehrt, so daß z. B. Berthier jährlich 1355000, Davout 910000, Ney 728000, Massena 683000 Franken bezogen. Je mehr sie bekamen, desto größer wurde die Gewinnsucht der Unersättlichen. Der Kaiser sah es mit Vergnügen, wie sich ihre Ansprüche steigerten und in demselben Maß ihre Abhängigkeit von ihm zunahm. „Sehen Sie einmal Massena an,“ sagt er zu General Dumas, „er hat Ehre und Ruhm genug errungen, aber er ist nicht zufrieden, er will Prinz werden wie Murat und Bernadotte, er würde sich morgen töten lassen, um dieses Ziel zu erreichen; das ist die Triebfeder der Franzosen.“

Wußte sich somit Napoleon durch richtige Einschätzung der menschlichen Schwächen in kurzem des blinden Gehorsams seiner Marschälle zu versichern, so konnte naturgemäß diese Gewalt doch nicht länger dauern als die Mittel seiner Macht; einsam und verlassen steht der gestürzte Imperator an den Trümmern seines Thrones. Bitter beklagt er sich über den Verrat derjenigen, die er mit Glanz und Reichtum überschüttet. Sollte sich der Menschenkenner getäuscht, sollte er zu vertrauensselig auf die Treue seiner Vasallen gebaut haben? Sicherlich nicht. Wer den wahren Charakter jener Männer kennen gelernt hat, wer weiß, wie abfällig Napoleon selbst darüber geurteilt, der kann in jenen Klagen nichts finden als hohle Phrase. Der Unnahbare wußte, daß er keinen wahren Freund besitze. „Freundschaft ist ein leeres Wort. Ich liebe niemand?“ Wer sollte da im Unglück an seiner Seite ausharren? Berthier vielleicht? Wie oft hat er ihn einen

homme de Versailles genannt. Oder Ney? „Er neigt zu Undankbarkeit und Verräterei," sagt er von ihm, „wenn ich je von eines Marschalls Hand fallen sollte, dann ist's von seiner." Oder Bernadotte, von dem er schon im Jahre 1802 erklärt, er habe verdient wegen Hochverrats erschossen zu werden. Nein, der Mann, der einen so tiefen Blick in das Innere der Menschennatur getan, wußte auch, was er von der Treue seiner Generale zu halten habe, wußte, daß ihr Interesse, das Erworbene zu erhalten, alle edleren Regungen überwiegen werde. Wenn er trotzdem Männer, deren Intriguenspiel er früh erkannt hat, wie Murat und Bernadotte, nicht rechtzeitig entfernt hat, so war es einerseits, weil sie ihm unentbehrlich waren, anderseits, weil er die Kraft in sich fühlte, sie in Gehorsam und Abhängigkeit zu erhalten.

Was auch kümmern Napoleon Gesinnung und Charakter, wenn der Mann auf dem Schlachtfelde seinen Erwartungen entspricht. Aber stehen dort nicht neben den Helden der Tat, wie Massena, Davout und Soult, die Kreaturen schwächlichen Handelns, wie Bernadotte, Augereau und Lefebvre? Wo bleibt die Hand des Gewaltigen, die solche Gestalten rücksichtslos hinwegfegt? Wieder möchte man glauben, daß der Scharfblick des Menschenkenners versagt hat. Aber es sind andere Gründe, die den Emporkömmling veranlassen, Rücksichten zu nehmen, über die sich der auf dem Throne geborene Monarch hinwegsetzt: Bernadotte wird Marschall, nicht wegen seiner Verdienste als Truppenführer, sondern wegen seiner einflußreichen Beziehungen; die „Barrikadengenerale" Augereau und Lefebvre gelangen aus Popularitätsgründen zur höchsten militärischen Würde. Auch waren weder Napoleons Schwager Murat, noch die Brüder des Kaisers brauchbare und bedeutende Menschen; der Kaiser, der dies wohl erkannte, hat sie nicht eben rücksichtsvoll behandelt. Aber er mußte sie im Interesse des kaiserlichen Hauses an hervorragende Plätze stellen. Und wenn wir in späteren Jahren an der Spitze der einzelnen Heeresgruppen unfähige Armeeführer sehen, wie Oudinot, Macdonald, Ney, an deren Entschluß- und Tatenlosigkeit des Feldherrn Pläne scheitern, so müssen wir auch diesen Umstand mit den besonderen Verhältnissen begründen. Nicht eine fehlerhafte Wahl brachte den Kaiser in diese Verlegenheit, sondern sein Versäumnis, sich rechtzeitig tüchtige Heerführer heranzuziehen.

Das Gros der Korpsführer jedenfalls hatte seine Erwartungen nicht getäuscht. Sie waren, was er brauchte, gefügige Vollstrecker seines Willens, weniger fähige Köpfe als starke Arme, und vom „feu sacré" erfüllt. So hatte er sie zum Teil schon wenige Wochen nach Übernahme des Kommandos über die italienische

Armee beurteilt und so hatten sie sich bis zum letzten Schlachttag bewährt, wenige ausgenommen, deren Willenskraft und Tatenlust vorzeitig dem verweichlichenden Lebensgenuß unterlegen ist. Seines Generalstabschefs Berthier, dem er in jener Beurteilung talents, activité, courage nachrühmt, gedenkt der Gefangene von St. Helena in Erinnerung an den Tag von Waterloo mit den Worten: „Hätte ich Berthier an der Seite gehabt, so wäre mir dieser Schicksalsschlag nicht widerfahren.“ Und von Massena, den er 1796 als tätig, unermüdlich, kühn bezeichnet, dessen richtigen Blick und rasche Entschlußkraft er hervorhebt, kann er noch im Jahre 1809 sagen: „Er hat militärische Begabungen, vor denen man niederknien muß.“

Derselbe Scharfblick, der den Kaiser einen Berthier und Massena, einen Soult und Davout finden ließ, ermöglichte ihm auch, in der Kommandoführung seiner Korps eine Stetigkeit einzuhalten, die in einer an Kriegsereignissen so reichen Zeit nicht zur Regel gehören dürfte.

Was aber Napoleons Talent, im menschlichen Inneren zu lesen, besonders deutlich hervortreten läßt, ist das große Geschick, die jeweiligen Aufträge den Fähigkeiten seiner Unterführer anzupassen. Korpskommandanten und Avantgardenführer, Gouverneure von Festungen und Chefs besetzten Gebiete, Kriegsminister und diplomatische Vertreter, sie alle standen auf ihren Posten auf Grund ihrer persönlichen, vom Kaiser sorgfältig geprüften Eigenschaften. Man denke nur an Berthier, den Generalstabschef. Das war keine Wahl auf gut Glück, sondern die Folge peinlicher Beobachtung, die dem großen Heerführer einen so tüchtigen, unermüdlichen und gewissenhaften major général an die Seite gestellt hat. Auch in der Fähigkeit, Organisationspläne durchzuführen, hatte Bonaparte den Fürsten von Neufchâtel wie keinen anderen erprobt; der Feldzug in Ägypten bot eine treffliche Gelegenheit hierfür und befestigte jenes Urteil, das Napoleon später veranlaßte, dem bewährten Manne auch die Organisation der Armee von Marengo zu übertragen. Man erinnere sich an Davout, von dem der Kaiser angesichts des gefährlichen Flankenmarsches am rechten Donauufer 1809 vertrauensvoll sagen konnte: Il se tirera de l'affaire. Und wie damals, so hat der kühne Truppenführer seinen Kriegsherrn auch später nicht enttäuscht. Am 12. März 1813 war Hamburg von seiner französischen Besatzung geräumt worden; der Kaiser besimmte den bewährten Marschall, diese Stadt wieder zu nehmen und dort einen festen Halt für die Deckung des linken Flügels der Armee zu bilden. „Stellen Sie den Fürsten von Eckmühl mit seinen 16 Bataillonen links von sich auf, er wird dort sehr gut sein. Er kennt Hamburg und ist dort gekannt,

und seine Nähe bei dieser Stadt wird sehr nützlich sein." Im vollsten Maße hat der tüchtige General des Kaisers Absicht verwirklicht: Die Stadt wird von ihm genommen und bleibt ununterbrochen in der Gewalt der französischen Truppen, bis sie nach dem Sturze Napoleons auf Befehl der neuen Regierung geräumt werden muß.

Diese wenigen Beispiele zur Erläuterung. Es sei hier nur noch der Hinweis gestattet, wie der große Heeresfürst seine Aufträge nicht nur nach ihrer Art, sondern auch nach ihrer Form der Persönlichkeit seiner Untergebenen anzupassen pflegt. Hat er einmal einen Offizier als bewährt und verlässig erkannt, so zeigen seine Weisungen an ihn meist eine allgemeinere Fassung, als wenn er an einen weniger gewandten Unterführer befiehlt. Während er sich in späteren Jahren einem Davout, Massena, Soult gegenüber nicht selten mit Direktiven begnügt, wendet er sich an seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais oder an seine Brüder in meist sehr eingehenden und bindenden Vorschriften. Wo er glaubt, das Vertrauen beleben, die Tätigkeit anspornen zu müssen, tut er dies in knappen, aber beredten Worten, indem er sich wohl auch auf bekannten Eifer und bewährte Einsicht beruft; nie werden seine Befehle verallgemeinernd und einförmig, immer zeigen sie ein eigentümliches, der Persönlichkeit des Empfängers angepaßtes Gepräge. Kurz, welcher Art auch sein Verkehr mit den Vollstreckern seines Willens sei, niemals vermissen wir jene außergewöhnliche, scharfe Beobachtungsgabe, die Taine dem großen Korsen nachrühmt: „In jeder einzigen der Menschenmaschinen, die er konstruiert und benutzt, erkennt er auf den ersten Blick sämtliche Teile, jeden an seinem Platz und in seiner Tätigkeit. Er sieht die Erzeuger der Kraft, die Übertragungsorgane, das Räderwerk, das Getriebe, das Schnelligkeitsresultat, die Gesamtleistung und den schließlichen Reinertrag."

III. Napoleon und sein Gegner.

„Was ist natürlicher", schreibt Clausewitz, „als zu sagen: In den Jahren 1805, 1807 und 1809 hat Bonaparte seine Gegner richtig beurteilt, im Jahre 1812 hat er sich geirrt; damals hat er also recht gehabt, diesmal unrecht, und zwar beides, weil es der Erfolg so lehrt."

Um so gefährlicher Selbsttäuschung zu entgehen, scheint es auch hier angezeigt, das Gebiet der großen Ereignisse zu vermeiden; es soll vielmehr versucht werden, in kleinen charakteristischen Zügen dem Bilde des Menschenkenners die Schlaglichter zu geben, deren es zur Ergänzung der bisherigen Darstellungen bedarf.

Dieser Absicht mag jener Brief dienen, den Napoleon in dem lebhaften Wunsche, die Hand zum Frieden zu bieten, am 31. März 1797 an den Erzherzog Carl gerichtet hat; er lautet im Auszug: „Herr Obergeneral, tapfere Soldaten führen Krieg und wünschen den Frieden. Dauert dieser Krieg nicht schon seit sechs Jahren? Haben wir nicht genug Menschen getötet und der trauernden Menschheit genug Übel zugefügt? Sie erhebt auf allen Seiten Einspruch . . . Sie, Herr Obergeneral, der Sie durch Ihre Geburt so nahe am Throne stehen und über alle kleinen Leidenschaften erhaben sind, von denen die Minister und die Regierungen oft erfüllt sind, sind Sie entschlossen, den Namen eines Wohltäters der ganzen Menschheit und des wahren Retters von Deutschland zu verdienen? Glauben Sie nicht, Herr Obergeneral, daß ich damit sagen will, es sei Ihnen nicht möglich, es durch Waffengewalt zu retten. Was mich betrifft, Herr Obergeneral, wenn die Eröffnung, die ich Ihnen zu machen die Ehre habe, einem einzigen Menschen das Leben retten kann, so werde ich viel stolzer auf die Bürgerkrone sein, die ich verdient hätte, als auf den traurigen Ruhm, der mir durch militärische Erfolge zuteil werden könnte . . . .“

Was für ein Meisterwerk der Kunst, den Menschen bei seinen empfindsamen Seiten zu packen. Wie wenden sich diese Zeilen in bewegten Worten an die edelsten Gefühle in der Menschenbrust. Wie trefflich sind sie berechnet auf die eindrucksfähige Gemütsart jenes Mannes, dessen vornehme und rechtliche Gesinnung allen unnötigen Menschenopfern widerstrebte. Wie schmeicheln sie dem Adel der Geburt und der Seele des Prinzen, „der durch seine Geburt so nahe am Throne steht und über alle kleinen Leidenschaften erhaben ist“. Und dabei das vorsichtige Vermeiden jeder Kränkung des ehrliebenden Soldaten, an dessen kriegerischen Fähigkeiten nicht im geringsten gezweifelt werden soll. Und doch die leise Anspielung an die Schwäche so vieler österreichischer Heerführer, die der Erhaltung der Armee „zum Heile ihres Vaterlandes“ so eifrige Sorge widmen. Kurz, die sorgfältig abgestimmte Rede eines gewandten Schauspielers, der sein Publikum kennt, der weiß, was ihm zusagt und gefällt. Ein „philosophischer“ Brief, wie ihn Napoleon selbst genannt hat.

Einschmeichelnd und blendend konnten Art und Ton seiner Unterhaltung auch im persönlichen Verkehr sein. Dies zeigen treffend seine Versuche, dem Zaren Alexander, dessen Gunst ihm zeitweise wertvoll schien, eine gute Meinung von sich beizubringen. Niemand verstand es in solchen Fällen liebenswürdiger und vertraulicher zu werden, niemand vermochte die schwachen Seiten seines

Partners leichter zu entdecken und seine Entdeckung geschickter auszubeuten. So konnte es auch auf den eitlen Zaren nicht ohne gewinnenden Eindruck bleiben, wenn in den Tagen des Tilsiter Friedensschlusses der Sieger von Friedland ihm, dem Besiegten, die Huldigung seiner Freundschaft brachte. Diese psychologische Behandlung Alexanders hat das Werk der Verständigung zweifellos mächtig gefördert. Der Sieg des Menschenkenners Napoleon hat den Sieg des Diplomaten vorzüglich vorbereitet.

Noch eines glänzenden Triumphes dieser Menschenkenntnis sei hier Erwähnung getan. Es war im Jahre 1800, als Bonaparte den in Kriegsgefangenschaft befindlichen österreichischen General Mack in Paris kennen gelernt hatte. „Mack ist einer der mittelmäßigsten Menschen, den ich in meinem Leben gesehen habe," so urteilte Napoleon in diesen Tagen. „Voll Eigendünkel und Eitelkeit hält er sich zu allem fähig. Er ist jetzt nichts mehr, aber es wäre zu wünschen, daß er eines Tages gegen einen unserer guten Generale geschickt würde, er würde schöne Dinge sehen; er ist übermütig und das ist alles; es ist das einer der unfähigsten Menschen, die es gibt, dazu kommt noch, daß er Unglück hat." Welche Befriedigung mag da der Kaiser empfunden haben, als ihm dieser Mann als Leiter der feindlichen Operationen gegenübergestellt wurde. Und haben nicht die Tage von Ulm sein Urteil glänzend gerechtfertigt?

Freilich, wie groß die Rolle war, die in Napoleons Operationsplan von 1805 seine psychologischen Beobachtungen aus dem Jahre 1800 gespielt haben, ist schwer zu ermessen. Sicher dürfen wir annehmen, daß er hier wie immer die Persönlichkeit des feindlichen Führers, dessen Charakter, Talent und Erfahrungen in den Bereich seiner Erwägungen gezogen hat. Denn der Krieg war ihm „wesentlich eine Sache der Psychologie" und wir müssen Taine recht geben, wenn er sagt: „Er hat wie die berühmten Schachspieler außer dem mechanischen Spiel der Figuren auch den Charakter und das Talent seines Gegners richtig beurteilt, „seinen Tiefgang" erforscht, seine mutmaßlichen Fehler erraten und so mit der Berechnung der physischen Möglichkeiten zugleich die der moralischen verbunden, wodurch er sich als ebenso bedeutender Psychologe wie vollendeter Stratege zeigt."

Ohne eine gewisse Einschränkung allerdings darf dieser Ausspruch Taines nicht angeführt werden. Wie so häufig hervorstechende Eigenschaften großer Männer hat auch des Kaisers Menschenkenntnis zu Übertreibungen geführt und das Gerücht von seiner „Sehergabe" veranlaßt. Napoleon, stets bestrebt, der Mit- und Nachwelt das „Göttliche" seiner Natur zu offenbaren, hat zur Entstehung und

Verbreitung dieser Legende natürlich selbst am meisten beigetragen. Die von seinen Siegen geblendeten Zeitgenossen und späteren Bewunderer haben sie mit Eifer aufgegriffen und den folgenden Generationen überliefert. So kam es, daß nicht nur Taine, sondern auch Sybel und York teilweise irregeleitet wurden. Demgegenüber mag an die Worte erinnert werden, die der Kaiser selbst in einer Stunde der Offenheit im Kreise seiner Generale gesprochen hat: „Ich kannte die großen Fehler meiner Gegner, die ich gestraft habe, nicht; ich habe nur auf der Karte gebrütet.“

Schwerlich dürfte uns des Kaisers Menschenkenntnis, so des angedichteten, übernatürlichen Glanzes entkleidet, weniger bewundernswert erscheinen.

Wo aber umgekehrt vereinzelte Irrtümer die Unfehlbarkeit des Imperators in Frage stellen sollten, da mag man der Worte der Frau von Rémusat gedenken, die sagt:

On a beau être Bonaparte, on ne peut pas échapper complètement à toutes les influences, et le caractère se compose, non de ce qu'on est toujours, mais de ce que l'on est le plus souvent.

Alle Versuche, eine Theorie der Kriegführung aufzustellen, die nach Art mathematischer Grundsätze nur mit bestimmten materiellen Größen rechnet und jede lebendige Wechselwirkung ausschaltet, verkennen die Lehren, die uns der Schöpfer des modernen großen Krieges hinterlassen hat.

Bei der Vorbereitung seiner Operationen hat Napoleon die materiellen Größen sicher nicht vernachlässigt. Im Gegenteil. Seine Situationsberichte, seine Berechnungen von Entfernungen, Märschen und Manövern sind Arbeiten von mathematischer Genauigkeit.

Und doch war niemand weiter entfernt als er, den Wert der geistigen Faktoren zu unterschätzen. Nicht, daß er etwa seinen Plänen psychologische und philosophische Klügeleien zugrunde gelegt hätte. Für ihn waren nur jene moralischen Größen brauchbar, über die er durch sichere Menschenbeobachtung von Fall zu Fall ein klares Urteil gewonnen hatte. Statt starrer Rezepte finden wir daher bei Napoleon eine Kriegführung, die sich der Vielseitigkeit der menschlichen Natur anpaßt. Einen Plan, der für ihn selbst gut ist, läßt er noch lange nicht für andere gelten. Seine Lehren und Vorschläge will er stets der persönlichen Eigenart des Führers angepaßt wissen, der sie anwendet. Es ist bei ihm ein Unterschied zwischen dem kühnen Plan eines großen Feldherrn und dem „tollkühnen“ Unternehmen eines mäßigen Armeeführers.

Und wie im einzelnen, so urteilt der Menschenkenner auch im allgemeinen über eine Lehre der Kriegführung: „Ich hätte Lust, über diesen Gegenstand zu schreiben; aber hinterher sagen die Generale, wenn sie geschlagen sind, sie hätten nur Grundsätze befolgt, die man ihnen eingeprägt hätte.“

Dieselbe Einsicht von der Bedeutung der moralischen Größen bringt ihn immer wieder auf das Studium der Kriegsgeschichte als der einzigen Quelle, aus der man diese psychologische Seite des Krieges lernen kann. Denn er war durchdrungen von dem Gedanken, den Clausewitz später ausgedrückt hat mit den Worten:

„Es ist doch eine armselige Philosophie, wenn man nach alter Art seine Regeln und Grundsätze diesseits aller moralischen Größen abschließt.“

X.

Zum Verfall der Disziplin im russischen Heere.

Von

Thilo von Trotha, Oberstleutnant a. D.

Klagen über den Verfall der Disziplin und Vorschläge zu ihrer Hebung sind seit längerer Zeit keine seltenen Erscheinungen in den russischen Militärblättern. Die inneren Ursachen dieses unleugbaren Verfalls werden dabei weniger besprochen, als vielmehr äußere dagegen anzuwendende Mittel: bessere Aufsicht durch die Offiziere, strenges Handhaben der gesetzlichen Strafmittel und Verschärfung der an und für sich viel zu milden und unwirksamen gesetzlichen Strafen.

In diese theoretischen Betrachtungen platzt wie eine Bombe kürzlich ein praktischer Fall herein, der diese Frage und ihre Behandlung in der grellsten Beleuchtung erscheinen ließ.

Ein wachthabender Offizier gibt — bei irgendeiner Gelegenheit — das Kommando „Stillgestanden!“ Ein Mann kommt diesem Befehl nicht nach, und auf wiederholten Befehl spricht er seine Weigerung in den allerfrechsten Ausdrücken aus. Der Offizier gibt darauf einem Mann den Befehl, den Meuterer über den Haufen zu stechen, und dieser Befehl wird anstandslos ausgeführt!

Nun natürlich von allen Seiten lebhafter Streit. Die Männer des Gesetzes erklären es für unbedingt unzulässig, daß ein Offizier in solchem Falle „die Todesstrafe verhängen“ dürfe, und bezeichnen die Tat des den Befehl ausführenden Soldaten fast als Mord; die Männer der Front erklären das Verhalten des Offiziers und des Vollstreckers seines Befehls für tadellos und für das einzig richtige Verfahren in solchem Falle.

Ganz besonders wird von dieser Seite darauf hingewiesen, daß wenn der Offizier die Sache auf gerichtlichem Wege hätte erledigen wollen, es wahrscheinlich zu weiteren wüsten und bedenklichen Szenen gekómmen wäre und jedenfalls wäre die Bestrafung des frechen Meuterers nach den gesetzlichen Bestimmungen verhältnismäßig so milde ausgefallen, das dies keine Sühne für den frechen Bruch der Disziplin gewesen sein würde.

Außerdem wurde darauf hingewiesen, daß ja auch jeder Schildwache innerhalb gewisser Grenzen das Recht über Leben und Tod zuerkannt wird, da sie berechtigt und verpflichtet ist, ihren Anordnungen oder Verboten durch Waffengewalt — also auch durch Tötung des Widersetzlichen — Geltung zu verschaffen.

Im Hinblick auf die vielfachen Meutereien der Jahre 1905 und 1906, die häufig mit dem Morde der Offiziere endeten, ist die Anschauung der Frontoffiziere unbedingt richtig; viele jener traurigen Vorgänge würden im Keime erstickt sein, wenn der betreffende Führer rechtzeitig mit rücksichtsloser Energie den oder die Rädelsführer über den Haufen geschossen oder gestochen hätte.

Über das Verfahren in dem vorliegenden Fall ist es schwer, ein bestimmtes Urteil abzugeben, wenn man nicht die nähere Sachlage genau kennt; jedenfalls ist eine die Grenze des Gesetzes überschreitende rücksichtslose Entschlossenheit einer hinter dem Gesetz sich verkriechenden Schwäche weit vorzuziehen.

Daß die Disziplin im russischen Heere — und zwar nicht nur in den Mannschafts-, sondern auch in den Offizierkreisen — bedenklich gelockert ist, geht aus vielfachen Äußerungen und Tatsachen hervor; es ist daher von besonderem Interesse, wenn ein im Raswjedschik erschienener Aufsatz mit rücksichtsloser Offenheit die Ursachen bespricht, die diese traurigen Erscheinungen hervorgerufen haben.

Diese Ursachen zerfallen in zwei Arten, und zwar sind die Ursachen der ersten in allgemeinen Verhältnissen außerhalb des militärischen Lebens zu suchen, während die Ursachen der zweiten durch mehr oder weniger grobe Fehler und Mängel der Heeresmaschinerie bedingt werden.

Die Ursachen der ersten Art sind die Folgen der erschütterten Moral des ganzen Volkes und besonders der in letzter Zeit hervorgetretenen Zügellosigkeit des jungen Nachwuchses, der sich unter dem Einfluß der sogenannten „Freiheitsbewegung" entwickelt hat.

Auflehnung gegen die Obrigkeit, gegen die gesetzliche Ordnung, gegen jede Autorität ist eine ganz allgemeine Erscheinung geworden nicht nur in dem Proletariat des Intellektes und der Fabriken, sondern sie ist schon eingedrungen in die früher so patriarchalischen Zustände der ländlichen Bevölkerung, die die größte Zahl zur Ergänzung des Heeres liefert.

Befreit von den moralischen Banden der Erziehung, nicht gewöhnt an Gehorsam und Achtung vor dem Alter, tragen viele charakterverderbte Rekruten bei ihrem Eintritt in die Truppe eine schwer auszurottende Seuche in sich, und in den meisten Fällen tritt nicht nur keine Besserung, sondern nicht einmal eine zeitweilige Unterdrückung ihrer lasterhaften Neigungen ein, da die Armee heutigen Tages nicht mehr über die hierzu notwendigen Mittel verfügt: die Prügel. Solche Leute haben natürlich kein Verständnis für die selbstlose Pflicht des Soldaten, für seine hohe Bestimmung, für die notwendige Beachtung der militärischen Ordnung und Disziplin. Diese Leute bilden den Stamm der heute so leicht empfänglich ist für die Lehren des Umsturzes, da diese Lehren ihnen schon zu Hause in Fleisch und Blut übergegangen sind. Diese Sorte von Leuten bildet das Mittel zur Verbreitung der antimilitärischen Seuche in den Kasernen, die zunächst den schwachen, mit der Zeit aber auch leider stärkeren Charaktern eingeflößt wird.

Die zweite Art der Ursachen des Verfalles der Disziplin liegt — nach den Worten des russischen Verfassers — „in der Sphäre des Kriegsministeriums", d. h. mit anderen Worten, hierher gehören alle die Fehler und Mängel, die durch unzweckmäßige Einrichtung und unrichtige Handhabung der ganzen Heeresmaschinerie hervorgerufen werden.

In erster Linie steht hier die von dem Verfasser mit unheimlicher Schärfe gezeichnete mangelhafte Beschaffenheit des Offizierkorps aller Grade im allgemeinen, unter der natürlich der ganze Heereskörper in allen seinen Leistungen empfindlich leiden muß.

Die höheren Vorgesetzten lassen nicht selten zu wünschen übrig an Kenntnissen, Arbeitsfähigkeit und Liebe zur Sache, bisweilen sogar an der allergewöhnlichsten Ehrlichkeit.

Indem sie vor allem ihre persönliche Bequemlichkeit und Ruhe im Auge haben und wohl wissen, daß viele ihrer Mängel und Schwächen für ihre Untergebenen kein Geheimnis sind, können

und wollen sie ihre Stellung nicht zur Geltung bringen, und zwar um so weniger, als in den letzten 10—15 Jahren von oben her in dieser Beziehung kein Druck ausgeübt wurde.

Die dienstliche Laufbahn war gesichert ohne besondere geistige und körperliche Anstrengung.

Selbst wenn die höheren Offiziere sich einer nur mäßigen Gunst erfreuten und wenn in ihrem Bereich keine unliebsamen dienstlichen Vorgänge sich ereigneten, konnten sie sicher darauf rechnen, befördert zu werden und alle drei Jahre eine Auszeichnung zu erhalten. Eine gewisse Begünstigung war aber den meisten höheren Führern sicher, da sie fast alle entweder aus bevorzugten Regimentern oder aus der hohen Adjutantur herstammten; unliebsame dienstliche Vorgänge aber ließen sich leicht vermeiden, wenn man zu allen Untergebenen liebenswürdig war — wenn auch auf Kosten der dienstlichen Interessen. Diese standen erst in zweiter Linie, auch die Konduitenlisten hatten wenig Bedeutung; die Hauptrolle im Hinblick auf Beförderungen spielten private Empfehlungen einflußreicher Persönlichkeiten.

Von Vorgesetzten dieses Schlages aber kann man unmöglich energische Handhabung der Disziplin und genaue Handhabung des Dienstes erwarten, und zwar um so weniger, als von oben her hierauf gar kein Wert gelegt wurde; Hauptsache war: es durfte nichts Unangenehmes und Strafbares vorkommen.

In den mittleren Schichten der Hierarchie lag die Sache nicht besser.

Kommandeure selbständiger Truppenteile wurden meist Stabsoffiziere bevorzugter Regimenter oder Obersten des Generalstabes, die die Stellung eines Regimentskommandeurs als eine unvermeidliche unangenehme aber schnell vorübergehende Tätigkeit betrachteten.

Nur sehr wenige Regimenter — es waren stets Ausnahmen — hatten Kommandeure aus der Armee (im Gegensatz zur Garde und zum Generalstabe), und dies waren meist bejahrte, fast ganz im Bureau- und Verwaltungsdienst aufgehende Herren.

Weder die einen noch die anderen waren imstande, die Disziplin aufrechtzuerhalten; Hauptsache für sie war: daß keine Stänkerei aus dem Rahmen des Truppenteils nach oben hin zur Kenntnis kam und daß man weder nach oben noch nach unten Anstoß erregte.

Die im Laufe des vorigen Jahrhunderts leider völlig demokratisierte Masse der Stabs- und Oberoffiziere hatte zahlreiche Persönlichkeiten aufzuweisen, die ihrer Stellung nicht entsprachen.

Sehr viele von ihnen waren in den Heeresdienst eingetreten mit einem sehr geringen Vorrat allgemeiner Kenntnisse und fast ohne jede Erziehung — und zwar nicht aus Liebe zur Sache, sondern des Lebensunterhaltes wegen.

Viele dieser Leute begannen, nachdem sie den Offizierrang erreicht, sehr schnell, die Würde des Offizierstandes durch unangemessenes Verhalten zu untergraben, sowohl im allgemeinen als in bezug auf ihre Dienstpflichten.

Gegen solche Offiziere unter Anwendung der gesetzlich zulässigen Mittel vorzugehen wurde zwar nicht verboten, aber bei dem allgemeinen System der Nachsicht und Schlaffheit war dies ein schweres und oft erfolgloses Beginnen, namentlich gegen Subalternoffiziere, die fast bis in die neueste Zeit so gut wie außerhalb der Einflußsphäre der Vorgesetzten standen, da Konduitenlisten über sie so gut wie gar nicht eingefordert wurden.

Die schlechten Elemente des Offizierkorps übten — ganz abgesehen von der üblen Einwirkung auf die Mannschaft — auch auf das Offizierkorps selbst einen schlechten Einfluß aus, indem sie durch das Beispiel ihres lockeren Lebens auch viele sehr gute Kräfte ansteckten, deren dienstliche Zukunft — dank dem bei uns herrschenden System — ebenso aussichtslos war, wie die Zukunft anerkannter Faulenzer: in der Konduite hatten die Nummern „vorzüglich“ und „genügend“ in Wirklichkeit fast die gleiche Bedeutung.

Da die Beförderung der Offiziere lange Zeit hindurch weit mehr von Zufälligkeiten und Willkür abhing als von dienstlichen Leistungen, so gestalteten sich die disziplinaren Verhältnisse innerhalb der Offizierkorps oft recht bedenklich.

Ein ergrauter Kapitän, der 20 Jahre lang eine Kompagnie kommandierte, kann sich schwer damit abfinden, daß ihm ein Offizier, der vor noch nicht langer Zeit in seiner Kompagnie als Subalternoffizier stand, als Oberstleutnant vor die Nase gesetzt wird; in derselben Lage ist der Eskadronkommandeur, wenn ein Offizier der Gardekavallerie sein Regimentskommandeur wird, der vor nicht langer Zeit auf der Schule sein jüngerer Genosse war.

Auch das muß auf das Verständnis und die Hochhaltung der Disziplin in einem Truppenteil ungünstig einwirken, wenn Leute zu Regimentskommandeuren ernannt oder zu noch höheren Stellungen berufen werden, die fast niemals in der Front gedient haben.

Überall gibt es natürlich Ausnahmen, aber gesetzliche Bestimmungen werden nicht für Ausnahmenaturen gegeben, sondern für den Durchschnitt. Durchschnittsnaturen aber, die aus einer Sphäre kommen, die mit der Tätigkeit eines Frontoffiziers und Front-

vorgesetzten gar nichts gemeinsam haben und die dann in höhere Frontstellungen eingesetzt werden, können auf den Frontdienst und auf die Aufrechterhaltung der Disziplin unmöglich einen günstigen Einfluß ausüben.

Während die vorstehenden Ausführungen die bedenklichen Verhältnisse des Offizierkorps in seiner Gesamtheit betrafen, wird nunmehr eine Anzahl einzelner die Disziplin schädigender Tatsachen vorgeführt, die der besseren Übersicht wegen ihrer inneren Verwandtschaft nach wieder in Gruppen zusammengefaßt werden können.

Da haben wir zunächst verkehrte Maßnahmen, durch die die Truppenteile oder ihre Kommandeure geradezu zur Nichtbefolgung gegebener Befehle und zu bewußter Täuschung veranlaßt werden.

Hierher gehört das System der auf dem Papier ausgeübten Kontrolle, die eingehende Berichte über gar nicht stattgehabte Vorgänge hervorruft.

Hierher gehört das Übermaß von Ausführungsanweisungen, die sehr häufig von den Zwischeninstanzen gegeben werden zur Erläuterung gesetzlicher Bestimmungen, Reglements und Vorschriften — Anweisungen, die oft von vornherein unausführbar sind, da sie weder der Sachlage noch den Lebensbedingungen der Truppe entsprechen; hierdurch werden die Truppenteile verleitet zur Nichtausführung gegebener Befehle und zur Täuschung.

Da haben wir ferner Unregelmäßigkeiten und unzweckmäßige Anordnungen, die ein berechtigtes Mißvergnügen ganzer Truppenteile hervorzurufen geeignet sind, wie z. B. der ungenügende oder nicht rechtzeitige Eingang der der Truppe zustehenden Gebührnisse an Proviant, Zukost, Kleidung usw.

Hierher gehört es, wenn Offiziere und Mannschaften solcher Truppenteile, die zur Unterstützung bürgerlicher Behörden bisweilen nur auf ganz kurze Entfernung vom Standort abkommandiert sind, besondere Zulagen bewilligt werden, was den Neid und die Unzufriedenheit solcher Truppenteile erregt, die dienstlich ebenso belastet, aber an ihrem Standort verblieben sind.

Hierher gehört ferner die nicht selten zutage tretende mangelhafte Sorgfalt des Vorgesetzten für die Bedürfnisse der Untergebenen. Viele Vorgesetzte sorgen nur für sich, und für die Mannschaften nur soweit, als es ganz unbedingt erforderlich ist.

Da haben wir oft eine unsachgemäße Handhabung des Dienstbetriebes, durch die die Disziplin untergraben wird.

Nachlässigkeiten in den Gewehrgriffen, im geschlossenen Exerzieren, in der Erweisung der Honneurs werden aus Bequemlichkeit übersehen; anstatt zu fordern und zu befehlen lassen sich viele Vor-

gesetzte aufs Bitten ein; oft wird auch die Überwachung der Ausführung gegebener Befehle verabsäumt.

Zu starker Wach- oder sonstiger Arbeitsdienst führen oft zur Übermüdung der Truppe, verlieren hierdurch ihren erzieherischen Einfluß und verführen die Mannschaft zu nachlässiger Arbeit, die Offiziere zu schwächlicher Nachsicht.

Hierher gehört auch die geradezu sentimentale Anschauung einer Anzahl der höheren Führer von der „unglücklichen" Lage des gemeinen Soldaten und die maßlose Verhimmelung seiner Eigenschaften.

Endlich haben wir die mangelhafte, unpraktische und unrichtige Handhabung der Strafgewalt:

Das oft sehr nachsichtige Verhalten der Militärbezirksgerichte militärischen Vergehen gegenüber, für die außerdem die Sühne viel zu spät erfolgt.

Die sehr geringen Strafen, die das Militärstrafgesetz für Vergehen gegen die Disziplin hat.

Die Versetzung in ein Disziplinarbataillon, die über Mannschaften für schwere Disziplinarvergehen verhängt wird, hat längst ihre wirkliche Bedeutung verloren, da der Dienst in diesem zum Wachtdienst und zu einer ganzen Anzahl schwerer Dienstleistungen bestimmungsmäßig nicht heranzuziehenden Bataillon von den Mannschaften selbst durchaus nicht als eine schwere Strafe angesehen wird.

Die Einwirkung von Arreststrafen auf schlechte Mannschaften ist vollständig wirkungslos, namentlich in solchen Truppenteilen, wo die Mannschaften viel Arbeitsdienst haben. Die über einen schlechten Soldaten verfügte Arreststrafe erscheint für diesen wie eine Erholung, und wie eine Strafe für die guten Leute, die den Dienst für die in Arrest befindlichen Mannschaften tun müssen. Im Hinblick hierauf sind schon längst Stimmen laut geworden, die verlangen, daß die im Arrest zugebrachte Zeit nach Vollendung der gesetzlichen Dienstzeit nachgedient werden soll, wie dies vielfach auch im Auslande geschehe; die Gegner dieser Maßregel aber behaupten, daß dann der Dienst als solcher den Charakter einer Strafe annehme, was nicht zulässig sei. Dieser Grund erscheint indessen hinfällig, denn im russischen Volke ist die Anschauung, daß der Heeresdienst eine schwere Last sei, so eingewurzelt, daß die tiefsinnige Philosophie der Gegner der erwähnten Maßregel hierin kaum etwas ändern dürfte.

Sehr bedenklich ist das herrschende System, alle Vergehen der Mannschaften ihren vorgesetzten Offizieren als Schuld anzurechnen und über diese strenge Untersuchungen zu verhängen ohne gleich-

zeitiges entsprechendes Vorgehen gegen die unmittelbar schuldigen Mannschaften.

Eine ganz verkehrte Maßregel endlich ist die Versetzung meuterischer Mannschaften zu anderen Truppenteilen, wodurch nur erreicht wird, daß letztere absichtlich verseucht werden.

Das schlimmste von allen Übeln aber ist die in der Armee eingewurzelte Überzeugung, daß es keine Gerechtigkeit gebe; daß nur Tölpel bestraft werden, daß aber die Schlauen selbst aus den heikelsten Fällen unversehrt hervorgehen und sogar belohnt und befördert werden — selbst wenn ihr Verschulden allgemein bekannt ist.

Überblicken wir die von dem russischen Verfasser zusammengestellten Ursachen für den Verfall der Disziplin in ihrer Gesamtheit, so muß man sagen, daß die Ursachen der ersten Art, die in der allgemeinen Umgestaltung gewisser Lebensverhältnisse begründet sind und von der gewissenlosen Hetzerei internationaler Umsturzparteien ausgenutzt und verschärft werden, für alle Länder gelten, auch für das unsrige, wenn auch bei uns dank der im allgemeinen straffen Zügelführung die üblen Folgen nicht so schroff zutage treten wie anderswo.

Die Ursachen der zweiten Art sind der russischen Heeresverfassung eigentümliche Sünden und lassen sich unter zwei große Gesichtspunkte zusammenfassen:

Einerseits nicht nur unpraktische und unrichtige, sondern geradezu verderbliche Grundsätze in dem hierarchischen Aufbau des Offizierkorps — anderseits die im russischen Leben auch sonst vielfach hervortretende schlaffe Gleichgültigkeit und eine übermäßige Einwirkung des leider ja allgemein verbreiteten Humanitätsdusels, der in dem Verbrecher stets nur das bedauernswerte Opfer der Verhältnisse sieht und der nur auf schonende Behandlung des Verbrechers bedacht ist ohne Rücksicht auf die Interessen der Gesamtheit, der Gesellschaft, des Staates, der Armee.

Das Sündenverzeichnis, das in den vorstehenden Ausführungen der russischen Heeresverfassung vorgehalten wird, paßt Gott sei Dank nicht auf unser Heer — aber es enthält zahlreiche interessante Punkte, die auch uns Veranlassung geben zum Nachdenken und zu großer Vorsicht!

XI.

Über die Streuung der Gewehre.

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

Im Anfang des verflossenen Jahres veröffentlichte der bayerische Hauptmann Fischer in den Artilleristischen Monatsheften eine Studie über Waffenleistung, Schießausbildung und Schießtaktik, die später in Buchform erschienen ist[1]). Der erste Teil der Schrift, „Waffenleistung", wurde in den Jahrbüchern von dem auf diesem Gebiet als Autorität bekannten Oberst Freiherrn v. Zedlitz sehr anerkennend besprochen; mit den daran geknüpften Folgerungen für die Schießausbildung vermochte er sich freilich nicht zu befreunden.

Die interessante Schrift gab der Österreichisch-Ungarischen Armeeschießschule Anlaß, in Streffleurs Militärischer Zeitschrift über Versuche zu berichten, die sie schon früher ausgeführt hatte und deren Ergebnisse sich großenteils mit den in dieser Schrift ausgesprochenen Ansichten decken.

Es ist bekannt, daß die Größe der Streuung beim Einzelschießen abhängt von der Streuung der Waffe und der des Schützen und daß diese Streuung vergrößert wird, wenn von mehreren Schützen aus mehreren Gewehren gleichzeitig geschossen wird. Die Gründe, weshalb dem so ist, liegen auf der Hand; die einzelnen Schützen und Gewehre schießen nicht ganz gleichmäßig; einzelne haben ausgesprochenen Hoch- oder Tiefschuß, andere Rechts- oder Linksschuß. Ganz unbekannt ist aber bis jetzt die Größe dieser verschiedenen Einflüsse, es ist ein ganz entschiedenes Verdienst der Armeeschießschule, durch diese Versuche wenigstens einiges Licht in diese Dunkelheit gebracht zu haben.

Es wurde zuerst von einem guten Schützen mit einem als sehr gut bekannten Gewehr liegend freihändig auf 300 Schritt (225 m) gegen eine große Scheibe ein aus 50 Schuß bestehendes Trefferbild erschossen. Wie bei den Versuchen des Hauptmann Fischer wurde das Trefferbild in zehn aus je fünf aufeinanderfolgenden Schüssen zerlegt, woraus man deutlich erkennt, wie die mittleren Treffpunkte der einzelnen Trefferbilder um den mittleren gemeinsamen Treffpunkt schwanken. Die aus den 50 Schüssen ermittelte 50prozentige Höhen-

---

[1]) Verlag von A. Bath, Berlin W. Mohrenstr. 8.

streuung betrug 22 cm. In dieser Zahl steckt sowohl die Streuung des Schützen als auch die des Gewehrs. Welcher Anteil auf den Schützen und welcher auf das Gewehr fällt, vermag man auf Grund dieses einen Versuchs nicht zu sagen; es kann sein, daß zufällig ein vorzüglicher Schütze mit einem weniger guten Gewehr zusammen kam; aber ebensogut ist auch das Gegenteil möglich. Es ist daher sehr gut, daß dieser Versuch im ganzen viermal ausgeführt ist; hierbei stellte sich die 50prozentige Streuung im Durchschnitt auf nur 18 cm. Amtlich wird die 50prozentige Streuung des Gewehrs auf dieser Entfernung zu 8,4 cm angegeben. Hierbei ist jede durch den Schützen hervorgerufene Streuung ausgeschlossen; wahrscheinlich hat das Gewehr bei dieser Ermittelung in einem Schießgestell gelegen. Ich will die Streuung des bei diesem Versuch benutzten Gewehrs etwas größer, zu 10 cm annehmen. Wie groß ist nun die lediglich durch die Fehler des Schützen hervorgerufene Streuung, die die Streuung des Gewehrs von 10 auf 18 cm wachsen ließ? Nach einem bekannten Satz der Wahrscheinlichkeitslehre, der ganz dem Satz vom Parallelogramm der Kräfte entspricht, ist der Fehler F, der durch das Zusammenwirken zweier Fehler f und f_1 entsteht $= \sqrt{f^2 + f_1^2}$. Im vorliegenden Falle ist also $18^2 = \sqrt{10^2 + f_1^2}$, wenn f_1 die aus den Fehlern des Schützen hervorgehende Streuung ist. Es ist mithin $f_1 = \sqrt{18^2 - 10^2} = 15$ cm. Die Streuung eines guten Schützen ist also mindestens anderthalbmal so groß wie die des Gewehrs. Hätte man diesem Schützen ein Gewehr in die Hand gegeben, das nicht die geringste Streuung gehabt hätte, so würde die 50prozentige Streuung des von ihm erschossenen Trefferbildes 15 cm betragen, wäre also nur um 3 cm kleiner als die eines Gewehrs mit 10 cm Streuung. Man erkennt hieraus, wie wenig Wert für die Praxis selbst eine große Steigerung der Präzision hat. Eine hohe Präzision ist freilich immer notwendig; aber weniger um dadurch die Treffleistung zu steigern, als vielmehr, um sicher zu sein, daß die Waffe nach richtigen Grundsätzen konstruiert und gut angefertigt ist. Hat der Schütze, der bei dem ersten Versuch schoß, ein Gewehr mit 10 cm Streuung gehabt, so muß seine 50prozentige $\sqrt{22^2 - 10^2}$ oder 19,6 cm gewesen sein, d. h. durch die Streuung des Gewehrs wurde seine Streuung nur um 2,4 cm vergrößert.

Der nächste Versuch ist außerordentlich wichtig und lehrreich; denn er gibt einen Aufschluß darüber, welcher Anteil an der beim Abteilungsschießen auftretenden Vergrößerung der Streuung der Verschiedenheit der Gewehre zuzuschreiben ist. Die Gewehre schießen in der Tat sehr viel ungleichmäßiger, als man meist annimmt. Die meisten Verfasser sagen entweder: Die Streuung der

mittleren Treffpunkte verschiedener, aber guter Gewehre ist etwa der Streuung des einzelnen Gewehres gleichzusetzen, oder aber: Durch die Streuung der mittleren Treffpunkte wird die Streuung beim Abteilungsschießen ungefähr verdoppelt. Beides ist keineswegs dasselbe; denn wenn die Streuung der mittleren Treffpunkte ebenso groß wie die der einzelnen Schüsse eines Gewehrs wären, so könnte die Gesamtstreuung nur etwa das 1,4 fache der Streuung des einzelnen Gewehres sein. Der hier ausgeführte Versuch lehrt, daß die Gewehre sehr viel ungleichmäßiger schießen.

Es schoß nämlich ein guter Schütze ein Treffbild von 50 Schüssen aus zehn verschiedenen, aber durchaus brauchbaren Gewehren. Die 50 prozentige Streuung dieses Trefferbildes stellte sich bei viermaliger Ausführung des Versuchs auf 58 m. Da dieselben Schützen mit einem Gewehr nur eine 50 prozentige Streuung von 18 cm erreichten, so muß die 50 prozentige Streuung der mittleren Treffpunkte der 10 Gewehre $\sqrt{58^2 - 18^2}$ oder 55 cm betragen haben. Sie war also $5\frac{1}{2}$ mal (!!) so groß wie die 50 prozentige Streuung des Gewehrs. Hätte man diese 10 Gewehre, auch wenn das einzelne Gewehr gar keine Streuung gehabt hätte, Schützen übergeben, die auch nicht den geringsten Fehler machen, so wäre die Streuung doch nur um 3 cm hinter der tatsächlich erreichten zurückgeblieben. Man muß also in der Tat dieser Verschiedenheit der Gewehre einen sehr großen — bei vorzüglichen Schützen —, fast alleinigen Anteil an der Streuung im Abteilungsschießen zuschreiben.

Es gibt vielleicht zwei Mittel, diese Größe herabzusetzen. Ob sie praktisch durchführbar sind, vermag ich nicht zu entscheiden; denn dazu fehlen mir die Erfahrungen. Man kann durch Herabsetzung der zulässigen Toleranzen vielleicht eine gleichmäßigere Fabrikation erreichen; sodann wäre auch für eine gleichmäßige Abnutzung der Gewehre zu sorgen, indem man die im Gebrauch der Truppe befindlichen Gewehre in einem regelmäßigen Turnus wechseln läßt. Bei der Feldartillerie, die früher nur mit 4 Geschützen zur Schießübung ausrückte, wurde streng darauf gehalten, daß diejenigen Geschütze, die die größte Schußzahl abgegeben hatten, nicht mit ausrückten.

Ob die Gewehre der deutschen Armee ebenso große Verschiedenheiten in ihrer Treffpunktslage aufweisen, ist mir nicht bekannt, da mir Schießversuche mit einer größeren Zahl von Gewehren nicht vorgelegen haben. Sollte die Streuung der mittleren Treffpunkte aber auch nur annähernd so hoch sein, so würde das sehr für die von mir im Oktoberheft 1910 gemachten Vorschläge für Abänderung des Schulschießens sprechen. Nur durch Erschießen

von Trefferbildern, d. h. Abgabe einer Reihe von Schüssen mit gleichem Haltepunkt, kann der Schütze zu einem sicheren Urteil darüber gelangen, ob sein Gewehr Hoch- oder Tief-, Rechts- oder Linksschuß hat, niemals aber, wenn ihm gelehrt wird, nach einem Tiefschuß höher oder nach einem Hochschuß tiefer zu halten.

Die Schützen schossen sehr gleichmäßig, viel gleichmäßiger als die Gewehre, was dadurch festgestellt wurde, daß man 10 Schützen mit ein und demselben Gewehr schießen ließ. Jeder Schütze gab also 5 Schüsse ab. Bei den vier angestellten Versuchen wuchs die 50 prozentige Streuung von 18 auf 24 cm; d. h. die mittleren Treffpunkte der zehn Schützen hatten eine 50 prozentige Streuung von $\sqrt{24^2 - 18^2}$ oder 16 cm; ihre Streuung ist also geringer als ein Drittel der allein durch die Verschiedenheit der Gewehre hervorgerufenen Streuung.

Als schließlich zehn Schützen aus zehn Gewehren schossen, erhielt man eine 50 prozentige Streuung (Durchschnitt aus vier Versuchen) von 63 cm; sie war gegen den oben besprochenen Versuch, wo ein Schütze aus zehn Gewehren schoß, nur um 5 cm gewachsen; die von den Schützen an den Tag gelegte Streuung war $\sqrt{63^2 - 58^2} = 24{,}6$ cm.

Während bisher nur gute Schützen geschossen hatten, wurden noch einige Trefferbilder von schlechten Schützen — Offiziersdienern — erschossen. Es schossen zunächst zehn Schützen aus einem Gewehr und erreichten dabei eine 50 prozentige Streuung von 56 cm im Durchschnitt aus vier Versuchen. Alsdann schossen zehn Schützen aus zehn Gewehren, wodurch die Streuung von 56 auf 73 cm stieg; die durch die Verschiedenheit der Gewehre hervorgerufene Streuung betrug also $\sqrt{73^2 - 56^2}$ oder 47 cm. Daß sie hier kleiner ausgefallen ist als bei den guten Schützen, ist ein Zufall, wie denn bekanntlich alle solche Werte, die sich auf Streuungen beziehen, stets mehr oder weniger schwanken.

Bemerkenswert ist aber, daß bei den guten Schützen die Streuung von 24 auf 63, also um 39 cm stieg, bei den schlechten dagegen von 56 auf 73, also um nur 17 cm. Der größte Fehler — hier also die Ungleichmäßigkeit der Gewehre — ist stets ausschlaggebend.

Daß unter gewissen Verhältnissen die Streuung der Schützen die der Gewehre weit übertrifft, so namentlich im Gefecht, ist eine andere Sache. Aber die Lehre, die sich aus dieser Tatsache ableiten läßt, bleibt davon ganz unberührt: man muß stets an der Verringerung der größten Fehlerquelle arbeiten, wenn man einen praktischen Erfolg haben will.

Recht interessant sind auch noch einige Versuche, die mit einem Gewehr von geringerer Präzision — dem älteren Gewehr Modell 90 — angestellt sind. Beim ersten Versuch schoß ein Schütze mit einem Gewehr; die 50 prozentige Streuung betrug 33 (gegenüber 18) cm. Als aber zehn Schützen aus zehn Gewehren schossen, erhielt man eine 50 prozentige Streuung von 70 cm gegenüber 63 beim Gewehr Modell 95. Der Vorteil der größeren Präzision des neuen Gewehrs wurde fast ganz wett gemacht durch die große, zwischen den einzelnen Gewehren bestehende Verschiedenheit, die bei dem Gewehr Modell 90 vielleicht nicht geringer war. Wer die Überlegenheit einer neuen Waffe vorzugsweise in der großen Präzision sucht, wird in der Praxis stets sehr enttäuscht werden; denn die größeren Fehlerquellen — der Mensch und die Ungleichheit in der Fabrikation — ändern sich nicht oder brauchen sich nicht geändert zu haben. Die Fortschritte der Waffentechnik sind, soweit sie auf ballistischem Gebiete liegen, nur in immer größerer Gestrecktheit der Flugbahn zu suchen; denn sie macht die Wirkung der größten Fehlerquelle — falsche Schätzung der Zielentfernung — weniger fühlbar. Freilich gehört dazu, daß der Schütze auch das befohlene Visier wirklich stellt und zielt; ob er ein wenig besser oder schlechter schießt, ist von geringerer Bedeutung. Der Aufsatz der Österreichischen Armeeschießschule schließt mit den Worten, daß es vor allem auf Ausbildung „verlässiger“ Schützen oder, wie Hauptmann Fischer sich ausdrückt, „Disziplinschützen“ ankommt, die den Willen, zu treffen, haben, und damit hat er sehr recht.

XII.

Feuer und Drill.

von

W. Scheibert, Hauptmann z. D.

1799. Drei Tage, 17.—19. Juni, dauerten die hartnäckigen Kämpfe an der Trebbia, die erbitterten Gegner ließen nicht voneinander, und selbst des Nachts tobten im ausgetrockneten Flußbett der Trebbia die Kämpfe bis zur völligen Erschöpfung fort. In der Nacht vom 19. und 20. zog Macdonald heimlich ab. Die rohe barbarische Energie Suwarows, die er seinen Russen und auch den

schon länger unter seinen Befehl gestellten verbündeten Österreichern einzuimpfen verstanden, hatte gesiegt. Clausewitz schreibt von diesen Junitagen:

„Wir finden in dieser Schlacht dasselbe Prinzip isoliert und also deutlicher hervortretend, welches in den neueren Schlachten hauptsächlich die Entscheidung gibt. Hier ist es nicht ein verloren gegangener Punkt in der Stellung, nicht ein umgangener Flügel, nicht eine gesprengte Mitte, nicht ein bedrohter Rückzug, nicht ein verunglückter Reiteranfall, nicht eine verlorene Batterie, ein Mißverständnis, eine lokale Verwirrung, welche einen ungebührlichen Anteil an dem Verluste der Schlacht geltend machen können, es ist das reine Abmessen und Müderingen der Kräfte, welches zuletzt die Wage des Gleichgewichts so empfindlich macht, daß der Sieger wird, dem zugunsten auch nur ein geringer Unterschied bleibt. Aber es ist nicht nur von physischen, sondern fast noch mehr von moralischen Kräften die Rede."

Und wenn schon damals die Zeit sich neigte, wo ein kühnes Manöver, eine Überraschung, ein taktisches Akzident den Sieg herbeizuführen vermochte, wie es eben noch Friedrichs Feldherrngenie auch der gewaltigen Überzahl bewiesen hatte, so überzeugen uns die neueren Kriege wie immer weniger die Strategie, die Taktik, das Geschick des Feldzuges zu entscheiden vermag, sondern wie dieses immer mehr und mehr auf die Tüchtigkeit des Kriegswerkzeuges, des Heeres, des Mannes abgewälzt wird und daß, wie dort an der Trebbia, das Mehr an moralischer Energie des Kämpfers die Wagschale des Sieges zum Sinken bringt.

Dieses Mehr an moralischer Kraft scheint uns allein ein sicherer Bürge des Sieges zu sein, gegen den alle Phantasien von weiserer Strategie, geschickterer Taktik, besserer Bewaffnung usw. weit in den Hintergrund treten müssen. Dieses Mehr zu erzielen, muß also die Aufgabe jedes Soldaten sein bei sich und anderen, denn es ist das einzige Mittel zum Erfolg.

Solch schärferes und schneidigeres Kriegswerkzeug vermag auch Fehler auszugleichen, die Überzahl wettzumachen, bedarf keiner extraklugen Führung. Ein typisches Beispiel ist uns Mollwitz. Die preußische Reiterei versagt und flieht, die preußische Infanterie bleibt unaufhaltsam in ihrem Vorrücken, vergeblich sind die österreichischen Reiterangriffe gegen Flanken und Rücken, unwiderstehlich wälzt sich die feuersprühende Mauer der preußischen Infanterie dem österreichischen Heere entgegen, Salve auf Salve gegen seine Reihen schleudernd. Friedrich war, nachdem er den Anstoß zum Vorgehen gegeben

hatte, längst vom Schlachtfeld fort. Auch Neipperg hatte seine Treffen — und mit wieviel größerer Siegesaussicht — in Marsch gesetzt. Aber der moralische Dampf ging ihnen eher aus, sie stutzten, sie hielten, machten Kehrt und flohen. Das bessere Instrument ganz allein hatte gesiegt.

Nun können wir das Heer Friedrichs (damals eigentlich als Ausbildungsprodukt mehr des alten Dessauers) nicht mehr nachmachen. Der Drill, die Fuchtel, der Gehorsam, die Furcht vor Strafe, sie alle haben ganz weichen müssen oder sind an zweite Stelle getreten, das Feuer hat sie von ihren Plätzen vertrieben. Es duldet keine dichten Glieder mehr, eingezwängt in die drohenden Ober- und Unteroffiziere, es duldet keine strafenden Vorgesetzten in der Schützenlinie oder mindert ihren Einfluß so, daß er sich nur noch auf die allernächste Umgebung erstreckt. Wo aber kein Herr, da auch kein Knecht, und so sind uns die wirksamsten Ausbildungsmittel des friderizianischen und auch Suworowschen Heeres aus der Hand gerungen. Und dennoch muß und kann allein diese lockere führerlose, unzusammenhängende, zerrissene Schützenlinie die Trägerin des Kampfes und des Sieges sein. So bestimmt es gebieterisch die Wirkung der modernen Waffen. Vergebliches Mühen, ihr durch zahlreiche Unterstützungen ein Rückgrat, eine Ordnung geben zu wollen. Der wütende Geschoßhagel, der das ganze Gelände hinter der Feuerlinie entlang fegt und nach aller Kriegserfahrung noch gefährdeter werden läßt als die vorderste Linie selbst, er zerreißt jeden Verband, er löst jede Führung und noch weit von den Schützen entfernt ist die Unterstützung bereits aufgelöst, zusammenhanglos geworden: Fetzen, wie die Schützen vorn.

Hier nützen keine strammen Griffe, kein Drill mehr allein, so wertvoll sie sonst sind, denn niemand ist da, der es durchsetzen kann, hier würde keine Fuchtel, kein Sponton nutzen, denn keiner könnte hier mit ihnen strafen. Hier nutzt nur eins: Erziehung des einzelnen Mannes zum Kämpfer.

Ich übergehe hier die jedem Frontoffizier so geläufige rein technische Seite der Gefechtsausbildung, Bilden, Bewegen, Feuer einer Schützenlinie, die dem Manne bis zu einem gewissen Grade eingedrillt werden müssen, und wende mich hier zu der Seite, die im Frieden sich nicht bemerkbar machen kann, im Kriege aber die Schlachten entscheidet, zu der seelischen Erziehung des Soldaten für den Kampf.

„Aha: Treue, Gehorsam, Fahneneid, Regiments- und vaterländische Geschichte“, denkt jetzt der geehrte Leser. Gewiß ist das alles gut und wissenswert für einen jungen Krieger, aber dem reiferen Sol-

daten muß ich mehr für den Kampf bringen und mehr von ihm verlangen.

Zunächst muß er das große Getriebe des Uhrwerks, in dem er selber eine zwar kleine, aber doch wirksame, tätige, treibende und unumgänglich notwendige Kraft darstellt, das Wesen des Gefechts der Schlacht kennen lernen. Dazu sind keine taktischen Manöver, Umfassungen usw. zu erklären nötig, wir wollen Soldaten haben, die auf ihrem Gefechtsstreifen geradeaus vorwärtsstreben, koste es, was es wolle; alles andere ist nur Tand und Friedenskünstelei. Gerade zu dieser Erziehung, zum Vorwärtsstreben, gibt uns unser herrliches Reglement in meisterhafter Klarheit Anregung und Verständnis (324 bis 351). Diese Weisungen müssen jedem Manne geläufig und im Gelände an den verschiedensten Stellen erklärt, durchgesprochen und durchgeübt sein, dann fühlt sich der Mann sicher, er führt mit Selbstbewußtsein sein Gefecht, und das will ich ja gerade erreichen.

Hier wirkt der übertriebene Gefechtsdrill störend, er gewöhnt den Mann, ängstlich nach dem Zug- und Gruppenführer zu sehen und zu hören und lenkt Auge und Verstand von den Dingen ab, die ihm weit wichtiger sein müssen: Gegner und Gelände. Hat der einzelne Mann erst das Verständnis für die Lage des Gefechts und seine eigene darin, so wird man ihm getrost mehr Freiheit lassen können, sein Interesse wächst dauernd und damit die Einsicht. das Eingehen und Aufgehen in die Absichten des Führers. Vorkommende Fehler beruhen oft auf ganz verständigen Gedanken und müssen in aller Ruhe mit Wertung von Gegenansichten besprochen werden, bis jedermann nicht bloß getadelt, sondern überzeugt ist. Nur so erreiche ich bei dem Manne das, was ich zur Schlacht so dringend brauche: Selbständigkeit, Selbstbewußtsein.

Gewiß sieht es besser, militärischer aus, wenn ganze Züge aufspringen wie ein Mann, vorstürzen und wieder auf einen Ruck verschwinden. Aber immer muß man auch bei diesem Gefechtsexerzieren sorgsam abwägen zwischen beiden Notwendigkeiten: Drill und Erziehung. Denn bewußte Selbständigkeit und peinlichster Sekundengehorsam schließen bis zu einem gewissen Grade einander aus.

Mir scheint die Zeit gekommen, wo die bewußte Selbständigkeit mehr in den Vordergrund treten muß, zumal in den späteren Monaten der Dienstzeit, nachdem eine eiserne Disziplin als Grundstein gelegt ist. Mit fortschreitendem Verständnis für das Wesen des Gefechts muß dann der bewußten Selbsttätigkeit ein gewisses Anrecht eingeräumt werden. Dies verlangt natürlich ein erheblich höheres Maß an Arbeitskraft, als das Drillen.

Um diese uns so wichtig erscheinende Selbständigkeit des Mannes zu erziehen, muß man ihm Selbstvertrauen geben, das ist der Grund, auf dem erstere ganz allein gedeihen kann. Und hierzu bietet unsere Dienstzeit unendlich viel Gelegenheit, man muß sich nur mit offenen Augen umschauen. Zunächst ist ein vortreffliches Mittel das Turnen und ihm verwandte Dienstzweige, auf dem Querbaum, am Klettergerüst usw., überall sieht sich der Mann auf eigene Kraft und Mut angewiesen, ein weises Anstacheln des Ehrgeizes tut hier schon Wunder und die Zeit dafür ist nicht verloren; statt der Griffe, die den Körper beschäftigen, den Geist aber ausruhen lassen, wird hier beides beschäftigt, der Charakter gestählt, Selbstvertrauen und Wagemut gehoben, alles Dinge, die zwar im Frieden weniger ans Tageslicht treten, aber ihre Früchte tragen werden, da, wo allein der Soldat einen Zweck hat: auf dem Schlachtfelde.

Wenn man sich diesen großen Grundsatz immer und immer wieder vor Augen hält, so wird man auch stets Gelegenheit finden, den Leuten Aufgaben zu stellen, die an ihre körperliche Leistungsfähigkeit, ihre Findigkeit große Forderungen stellen, die natürlich nur langsam zu steigern sind, damit mit zunehmender Leistungsfähigkeit auch das Selbstvertrauen steige.

All dieses Tun muß mit verständnisvollem Eingehen auf die Absicht und Ausführung des einzelnen Mannes oder Unterführers besprochen werden, nur eines dulde man nicht, Redensarten wie: „Ich habe nicht gefunden, ich konnte nicht, das Wasser war zu tief“ usw., verbunden mit raschem Ablassen von der als zu schwer befundenen Aufgabe. Ehe nicht alle Mittel erschöpft sind, dürfen Mann und Führer von solchem Unternehmen nicht abstehen, deswegen sei man vorsichtig in der Aufgabenstellung. Aber diese energische Forderung wird schon im Frieden erstaunliche Früchte tragen, die beste Ernte wird diese Saat aber da bringen, wo diese moralischen Faktoren allein ganz geoffenbart werden: in der Krisis der Schlacht.

XIII.

Der Niederbruch des bisherigen Milizsystems in den Niederlanden.

Als bei Beratung des Milizgesetzes in den Niederlanden der damalige Kriegsminister Eeland, zur Überraschung der eigenen Ministerkollegen und noch mehr der Armee, in der II. Kammer erklärte, man könne bei den Fußtruppen mit $8^1/_2$ Monaten erster Übungszeit auskommen und sogar die Totgeburt der viermonatlichen Dienstzeit für einen Teil der Milizkontingente entstand, da haben ruhig denkende deutsche Offiziere ausgesprochen und geschrieben, man werde in absehbarer Zeit einen Bankerott dieses Systems erleben, das auch für eine strategische Verteidigung keine brauchbare Feldarmee liefern könne. Diese auch in den „Jahrbüchern“ mehrfach ausgesprochene Ansicht findet jetzt ihre, wenn man so sagen darf, amtliche Bestätigung. Was der Kriegsminister Cool in seiner Antwort auf die Bemerkungen der Berichterstatter für das Kriegsbudget 1911 an in der Armee bestehenden Übeln und Unvollkommenheiten zugeben mußte, ist, bei Licht betrachtet, das klare Zugeständnis des Bankerottes des Milizsystems in der bisherigen Form. Noch nie hat ein niederländischer Kriegsminister sich von den Berichterstattern für das Kriegsbudget so viele und so schwere Vorwürfe an den Kopf werfen lassen müssen, wie jetzt Cool. Nicht die Tatsache, daß die Berichterstatter sich zur Bewilligung der (als notwendig allgemein anerkannten und schon einmal zurückgestellten) Gehaltserhöhung der Offiziere nicht eher entschließen wollten, als durch eine Neuregelung der Pensionen der gewaltige Unterschied zwischen aktiven Bezügen und Pensionen beseitigt sei, bildete den einzigen Grund für die Demission des an eine Neuregelung der Pension jetzt nicht herantretenden, ihre Notwendigkeit dabei aber zugebenden Kriegsministers Cool, der Gründe waren sehr viel mehr. Der Vorwurf, „maßloser Steigerung“ des Kriegsbudget muß allerdings als unbegründet abgewiesen werden. Das Budget 1911 übersteigt mit 29939150 Gulden das von 1910 nur um 1128161 Gulden und von den 40 Millionen, die es nach Befürchtung der Berichterstatter in absehbarer Zeit erreichen soll, ist man denn doch noch um 10 Millionen entfernt. Freilich wären auch 40 Millionen nicht nutzlos ausgegeben, wenn man damit

eine wirklich für den heutigen Feldkrieg brauchbare, genügend starke und bereite Armee sich sicherte. Dem Kriegsminister selbst wurden vorgeworfen Mangel an Energie und Umsicht, Steigerung der Ausgaben ohne Steigerung der Leistungsfähigkeit der Wehrkraft, Mangel an eigenen festen Ansichten, zu große Nachgiebigkeit gegen die Meinungen seiner Räte, Bevorzugung der „toten Wehrmittel“. Bestritt der Kriegsminister in seiner Antwort auch die Berechtigung dieser Vorwürfe, so mußte er die Berechtigung anderer scharfer Kritiken zugeben. Nicht ableugnen, wenn auch einigermaßen erklären, konnte er, daß der Geist im Offizierkorps und bei den Unteroffizieren gesunken, eine gewisse Unzufriedenheit herrscht, die er aber durch die Verbesserung der Bezüge und durch einige Beschleunigung in der Beförderung heben zu können glaubte. Einen Grund für die Unzufriedenheit der Kaders sah er auch in der geringen Zahl von für den Dienst verfügbaren Mannschaften — auch eine beachtenswerte Feststellung. Hier ist es am Platz, gleich auf die Erklärung des Ministers hinzuweisen, daß die Einstellung der Milizjahrgänge in zwei Raten ein durchaus verunglückter Versuch sei, die Gestellungen für Dienste außerhalb der Front, die sonst durch einen ganzen Milizjahrgang zu bewirken waren, auf einen halben zu beschränken und man 58 % Leute festgestellt habe, die dem eigentlichen Frontdienst zum Schaden der Einzelausbildung, aber auch zum Schaden der Schulung der Verbände, vorübergehend entzogen würden. Zugeben mußte ferner der Kriegsminister ungenügende Marschleistungen. Das Grenadier- und Jägerregiment büßte bei einem Übungsmarsch vom 5.—7. September (99 km in drei Tagen bei sehr günstigem Wetter) von 1045 Mann Ausmarschstärke 40+50+100+89+2+93 = 304 Mann an Marschunfähigen und Ausfällen ein, d. h. fast 1/3 seiner Stärke, das Infanterieregiment 6 bei einem viertägigen Übungsmarsch vom 4.—7. September ebenfalls bei gutem Wetter 250—300 Fußkranke von 1002 Mann. Marschleistung in vier Tagen 99 km. Der Kriegsminister konnte ferner nicht leugnen, daß sowohl die 8 1/2 Monate, als erst recht die vier Monate dienenden Leute am Schluß ihrer ersten Übungszeit für den heutigen Krieg ungenügend vorgebildet seien und dies auch bei den Wiederholungsübungen schroff hervortrat. Er weigerte sich zwar, die Originalberichte der Kommandeure vorzulegen, mußte aber zugeben, daß diese Berichte in bezug auf sofortige Verwendbarkeit bei der Mobilmachung bei den 1910 einbeorderten Übungsjahrgängen 1903, 1904, 1909 bis zu 43 % der Leute als in mobile Verbände nicht einstellbar bezeichnet, wobei, seiner Ansicht nach, eher zu milde, als zu streng geurteilt worden und daß der Kommandant der Feld-

armee in seinen Berichten mehrfach die ungenügende Schulung der niederländischen Tuppen für den Krieg bei dem heutigen System betont habe. Bestreiten konnte der Kriegsminister ferner nicht wenig befriedigende Schießausbildung, unzureichende Schulung im Festungskrieg und im Feldpionierdienst, wie Sicherungsdienst. Besserung erwartet der Kriegsminister aber von dem — ebenso wie ein neues Landsturmgesetz — baldigst vorzuliegenden neuen Milizgesetz, bei dem er aber auch wieder mit $8^1/_2$ Monaten erster Übungszeit bei den Fußtruppen auskommen will. Die Berichte über die Manöver mit gemischten Waffen weigerte er sich vorzulegen, mußte aber zugestehen, daß sie höchst unbefriedigend lauteten, Mangel an Zusammenwirken der Kräfte und Waffen erkennbar ist und daß die Führer nicht genug Gelegenheit hätten, sich bei Übungen gemischter Waffen mit Gegenseitigkeit auf ihre Aufgaben für den Krieg vorzubereiten. Das ist doch wohl so eine Bankerottserklärung des heutigen Systems. Man hätte nun erwarten sollen, daß der Kriegsminister, zumal er auch den Ansichten einiger Mitglieder der Kammer, nach welchen man bei zwölf Monaten erster Übungszeit nicht mehr an Vorbildung auf den heutigen Krieg erreichen kann, als in $8^1/_2$ Monaten, entgegentrat und aus den Erklärungen zu denen er in bezug auf Unzulänglichkeit des heutigen Systems $8^1/_2$ monatlicher Übungszeit gezwungen war, die logischen Konsequenzen ziehen, d. h. eine absolut notwendige Verlängerung der ersten Übungszeit fordern werde. Wie schon oben angedeutet, wollte Cool das aber nicht, sondern im neuen Milizgesetz wieder nur mit $8^1/_2$ Monaten erster Übungszeit auskommen, die Wurzel des Übels ungenügender Vorbildung für den Krieg also nicht beseitigen. Dieser Mangel an Logik ist der schwerste Vorwurf, den man einem Kriegsminister machen kann, er läßt Übel bestehen, die der Minister, der Kommandant der Feldarmee und die Berichte der Kommandeure der Truppen als die Kriegsvorbereitung der Armee in Frage stellend selbst zugeben.

In die Rubrik der Gliederung der Armee gehört auch die außerordentlich wichtige Frage der vom Kriegsminister beabsichtigten Reorganisation der Feldartillerie, deren springenden Punkt der Übergang zum Extrem der kleinen Batterien bildet. Mit den heutigen 36 Geschützen in einem Regiment zu 2 Abteilungen zu je 3 Batterien zu 6 Geschützen bei der Division erklärt er mit Recht, nicht mehr auskommen zu können. Seine Neugliederung geht aber nicht auf eine Vermehrung der Zahl der Geschütze der mobilen Division, sondern auf eine Zerlegung

der 36 heutigen Geschütze in 12 Batterien, 3 Abteilungen zu je 4 Batterien zu 3 Geschützen, 7 Munitionswagen, bei der Division 3 leichte Munitionskolonnen, 500 Schuß auf das Geschütz, hinaus. Sie will also die Schnellfeuereigenschaft des Geschützes bis aufs äußerste ausnutzen. Ob man eine mobile Batterie zu 3 Geschützen, die, wenn sie 1 Geschütz einbüßt, überhaupt nur noch 1 Zug stark, also keine Feuereinheit im heutigen Sinn darstellt, noch eine Batterie nennen könnte, wollen wir hier nicht erörtern. Die Zerlegung der heutigen Batterien zu je 6 in solche zu je 3 soll erst bei der Mobilmachung eintreten. Normal müßte die niederländische mobile Division zu 3 Infanterieregimentern wohl 54—56 Geschütze zählen. Eine Gliederung in Batterien zu 4 Geschützen würde verständlich und empfehlenswert sein. Was die vom Kriegsminister vorgeschlagenen Gehaltserhöhungen für die Offiziere betrifft, so sollte der Unterleutnant mit 1200 Gulden beginnen, nach neunjähriger Dienstzeit als Offizier, also mit etwa dreißig Jahren, auf 1800 Gulden, damit zum eigenen Auskommen, gelangen, der Hauptmann mit 2800 Gulden, der Major mit 3500, Oberstleutnant mit 4000 und der Oberst mit 4800 Gulden anfangen.

Das bisherige System des Milizgesetzes hat den Niederlanden nicht die sofort verwendbare Armee gegeben, die man anstrebte. Kleine Palliativmittel können das Übel nicht beseitigen. Was nottut, ist vor allem eine erste Übungszeit, die die Leute für den Krieg ausreichend vorbildet. Wohl oder übel wird man zu dieser kommen müssen, je eher desto vorteilhafter für die Niederlande. Der neue Kriegsminister Colyn, der auch die Vorlage betreffend Verstärkung der Küstenverteidigung aufrecht erhält, hat seine Dienstzeit in der Kolonialarmee zugebracht, die bei längerer Dienstzeit ihre Leute für den Krieg sehr gründlich schult und deren in den Niederlanden vorhandenes Depot bei gemeinsamen Übungen als modern geschult sich immer wohltätig abhebt, wird hoffentlich aus dem Niederbruch des bisherigen Milizsystems die logischen Folgerungen ziehen und zunächst auf einer Verlängerung der ersten Übungszeit bestehen.

Wer im übrigen die Niederlande wehrkräftig machen will, trägt sich sicher nicht mit dem Gedanken, sie als leichte Beute sich anzueignen. Dies sei an die französische und britische Adresse gerichtet.

18

Umschau.

Belgien.

Für die Verteidigung Antwerpens sind in St. Chamond vier 24 cm-Haubitzen bestellt worden, die bereits Ende des abgelaufenen Jahres fertiggestellt waren und abgeliefert werden sollten. „La Belgique militaire“ ist in der Lage, über diese Geschütze folgende Einzelheiten zu berichten: 24 cm-Küstenhaubitzen.

Kaliber	24 cm
Rohrlänge	16 Kaliber
Größte Erhöhung	60°
Seitenrichtfeld	360°
Gesamtgewicht des Geschützes .	27,7 t
Geschoßgewicht	215 kg
Anfangsgeschwindigkeit bei der größten Ladung	325 m
Größte Schußweite . . . etwa	9 km
Feuergeschwindigkeit bei 7 Mann Bedienung und geringen Richtungsänderungen	3 Schuß in einer Minute.

Das Rohr hat exzentrischen Schraubenverschluß und liegt in Mittelpivotlafette mit hydraulischer Rohrbremse und Federvorholer. Die Ladungen liegen in einer Kartuschhülse. Bahn.

Bolivien.

Im Anschluß an eine in Frankreich untergebrachte Anleihe hat Bolivien bei der Firma Schneider in le Creusot 1 Feldbatterie und 5 Gebirgsbatterien mit Munition bestellt. Geschützbestellung bei Schneider.

Einige französische Zeitungen wollten wissen, daß die Bestellung auf Grund von Versuchen erfolgt sei, die die Überlegenheit der Schneiderschen Geschütze erwiesen hätten.

Von solchen Versuchen ist indessen bisher nirgends etwas bekannt geworden, während der größte Teil der französischen Presse den Zusammenhang mit der Anleihe bestätigt. Dieser Zusammenhang hat auch nach den Vorgängen mit anderen Staaten (siehe Bulgarien, Serbien, die letzten Verhandlungen mit der Türkei usw.) durchaus nichts Überraschendes mehr. Bahn.

Bulgarien.

Heeres-haushalt für 1911.

Aus Sofia wird die Nachricht, daß die bulgarische Regierung an der rumänischen Grenze Befestigungen anzulegen beabsichtige und hierfür einen Kredit von 50 Millionen Franken in den Etat für 1911 eingestellt habe, in Abrede gestellt. Die Idee, bulgarische Städte an der rumänischen Grenze zu befestigen, sei in ernsten Kreisen niemals erwogen worden. Ebensowenig begründet sei danach die Mitteilung, daß bulgarische Wintermanöver an der rumänischen Grenze stattfinden sollen. Ein solcher Gedanke sei überhaupt nie aufgetaucht und seine Ausführung wäre aus budgetären Gründen völlig undurchführbar. Indessen sei nicht ausgeschlossen, daß von dem bisherigen Gebrauch, die gewöhnlichen Übungen größerer Verbände nur in Südbulgarien abzuhalten, was wegen des für solche Manöver dort besonders günstigen Geländes geschehen sei, in Zukunft abgegangen werde, um die Manöver auch in Nordost- und Nordbulgarien abzuhalten. Doch sei hierüber noch kein Beschluß gefaßt.

Nach Erklärungen von amtlicher Seite wird das Ordinarium des Etats von 1911 die Durchschnittsziffer der letzten Jahre von 40 Millionen Franken in keinem Falle um mehr als drei bis vier Millionen übersteigen. Dieses Mehrerfordernis wird durch geplante Neuaufstellungen verursacht, unter denen namentlich die Errichtung mehrerer Abteilungen reitender Artillerie, die bisher nicht bestand, eine Kriegsakademie und eine Armeeschießschule zu erwähnen sind.

Bahn.

Chile.

Artillerie-materialbe-festigungen.

Der chilenische Generalstab ist zurzeit sehr rührig, die Verteidigungsfähigkeit des Landes zu studieren und zu verbessern.

Die Zahl der bestellten neuen Geschütze (siehe Umschau vom Januar 1911) wird als ungenügend betrachtet, um Ersatz für Abgang während eines Feldzuges zu bieten, geschweige denn die Reserveformationen zu bewaffnen. Ebensowenig genüge die jetzige Munitionsausrüstung, die erheblich verstärkt werden müsse, um modernen Anforderungen zu entsprechen.

Es wird für notwendig erachtet, Arica, Iquique und Antofagasta zu befestigen und die Befestigung von Talcahuano zu vervollständigen.

Hinsichtlich Valparaisos wird erwogen, ob es überhaupt zweckmäßig ist, diese Stadt zu befestigen oder nicht. Wenn die Stadt ohne Verteidigungsmittel ist, würde sie nach dem Völkerrecht nicht beschossen werden dürfen, und die Schiffe der neutralen Mächte, die

bedeutende Interessen ihrer Untertanen zu schützen haben, würden eine Beschießung der Stadt keinesfalls zulassen.

Anderseits ist das Gelände um den Hafen für Verteidigungsanlagen außerordentlich günstig und eignet sich besonders für die Aufstellung von Geschütztürmen, wie sie vor Jahren für die Verteidigung der Cordillerenpässe gekauft wurden. Bahn.

Deutschland.

Bewaffnung der neuen fahrenden Batterien.

Wie verlautet, liegt es in der Absicht, die neuen fahrenden Batterien, die nach dem neuen Heeresstärkengesetz aus 20 reitenden Batterien gebildet werden sollen, mit der leichten Feldhaubitze auszurüsten. Dann würden allerdings die 120 Feldkanonen ausscheiden und durch neue Rohrrücklaufhaubitzen ersetzt werden müssen.

Es dürfte das ein Fortschritt in der Bewaffnung unserer Feldartillerie sein, weil die Feldhaubitze sich ganz besonders zur Bekämpfung von Schildbatterien eignet. Außerdem leistet sie gegen stark gedeckte Ziele mehr als die Feldkanonen und ihr Schrapnellschuß kann dem der Feldkanone wohl gleichwertig erachtet werden. Es wäre wohl anzustreben, die Hälfte der Batterien jedes Armeekorps mit Feldhaubitzen zu bewaffnen, sei es, daß die Haubitzbatterien in Regimenter vereinigt oder jedes Regiment aus einer Kanonen- und einer Haubitzabteilung besteht.

Die Nachteile der jetzigen Organisation, daß nur eine Division jedes Armeekorps eine Haubitzabteilung hat, sind schon oft hervorgehoben und liegen auf der Hand.

Darüber, wie jene 20 Batterien, wenn sie alle Haubitzbatterien werden, verteilt werden, ist noch nichts bekannt.

Ersatz des 21 cm-Mörsers.

Nach der vor kurzem erschienenen „Gerätebehandlung, Ergänzungen zum Exerzierreglement für die Fußartillerie“ ist ein neuer Mörser eingeführt worden. Derselbe ist nach den Angaben jener Vorschrift ein Rohrrücklaufgeschütz mit ständig langem Rücklauf von 1100 mm, der erreicht ist durch Versetzen der Schildzapfen nach rückwärts in Höhe des Rohrbodenstückes. Die Lafette hat Oberlafette und Ausgleicher. Durch Drehen der Oberlafette auf der Unterlafette wird die feine Seitenrichtung genommen, und in der Oberlafette liegen die Schildzapfen, um die die Wiege mit Rohr zum Nehmen der Höhenrichtung gedreht wird. Die wagerechte Drehachse liegt also oberhalb der senkrechten, so daß der Nachteil eines schwingenden Pivotzapfens, der sich bei den großen Erhöhungen eines Mörsers in der Treffähigkeit sehr viel fühlbarer macht als bei Kanonen, vermieden ist. Der Ausgleicher hat den Zweck, das

Vordergewicht des Rohres auszugleichen und die Richtmaschine zu entlasten.

Die Heeresverwaltung hat also dem ständig langen Rohrrücklauf vor dem selbsttätig veränderlichen, d. h. vor dem mit zunehmender Höhe immer kürzer werdenden, den Vorzug gegeben.

Außerdem hat die Lafette eine weitere sehr beachtenswerte Neuerung, die Radgürtel, erhalten, die das schwere Geschütz befähigen, auf weichem Boden zu fahren und auch ohne Bettung zu feuern. Die Konstruktion der Radgürtel und die Vorteile, die sie gewähren, sind im Januarheft 1910 der „Artilleristischen Monatshefte“ beschrieben. Durch dieselben fallen die Bettungswagen der schweren Mörserbatterien fort und an ihre Stelle tritt für jedes Geschütz nur ein für diesen Zweck besonders konstruierter Radgürtelwagen. Außerdem wird die Feuerbereitschaft des Geschützes erhöht.

Man darf wohl annehmen, daß, wie sein Vorgänger, auch der neue Mörser 21 cm Kaliber hat.

Die Lafette ist auch mit Fahrbremse versehen, deren Bremsklötze an einem neben dem Felgenkranz laufenden Bremsreifen angreifen, weil sie wegen des Radgürtels auf den Radreifen nicht ruhen können.

Das Rohr hat Schubkurbelverschluß und Panorama-, genannt „Rundblickfernrohr“aufsatz mit Beleuchtung des Fadenkreuzes beim Schießen in der Dunkelheit. Das Fadenkreuz erscheint gewöhnlich schwarz, bei sehr heller Beleuchtung indes rot.

Vorrichtungen zum Ausgleichen des schiefen Räderstandes und der Neigung des Geschützstandes in der Schußrichtung sind vorgesehen.

Bahn.

Frankreich.

Änderungen am 7,5 cm-Feldgeschütz M/97.

Im September vorigen Jahres ist eine Neuausgabe des französischen Feldartilleriereglements erschienen. Aus derselben läßt sich entnehmen, daß die Scharte am Schild über dem Rohr durch ein am Schild befestigtes Stück geschlossen und unten am Schild in der Mitte ein kleiner Klappschild angeordnet ist.

Neu ist ferner die Zeichnung einer Pumpe zum Nachfüllen der Bremse. Die Pumpe ist nur am Geschütz, wenn die Bremse nachgefüllt wird. Die Flüssigkeit zum Nachfüllen wird nicht mehr aus einem Reservoir in der Lafette entnommen, sondern aus einem auf die Pumpe aufgesetzten Behälter.

Automobil-Munitionskolonnen.

Das französische 75 mm-Feldgeschütz ist mit 524 Schuß ausgerüstet, von denen sich 312 Schuß bei der Gefechtsbatterie und 212 Schuß in dem Korpsmunitionspark befinden. Die erste Staffel

des Munitionsparkes befindet sich für gewöhnlich etwa 20 km hinter der Avantgarde, so daß damit gerechnet werden muß, daß diese Munition einschließlich ihres Umladens in die Munitionswagen der Gefechtsbatterien erst fünf bis sechs Stunden nach Beginn des Gefechtes den Batterien zur Verfügung stehen kann. General Langlois hat im Senat auch darauf hingewiesen, daß in einem Zukunftskriege für eine viertägige Schlacht, die etwa auf 60 km Entfernung vom Etappenartilleriepark geschlagen wird, und während deren Verlauf rund 3000 t Artilleriemunition verschossen werden, innerhalb zwölf Stunden dieser ganze Bedarf von 750 Kraftwagen bequem herangeschafft werden könne, während heute hierzu 4 Kolonnen von je 3750 zweispännigen Fahrzeugen zwei bis drei Tage gebrauchen.

Um diesen Übelständen abzuhelfen, ist die Einführung automobiler Munitionskolonnen erwogen worden.

Im Oktober v. J. wurde ein von der Firma Schneider gefertigtes neues 30,5 cm-Rohr in Châlons-sur-Saône erprobt. Durch diesen Anlaß sind Angaben über die Rohrkonstruktion bekannt geworden, die auf Anfrage von der Firma Schneider selbst mitgeteilt worden sein sollen. Sie stimmen mit den bisher bekannt gewordenen Zahlen nicht überein, sondern weichen in wichtigen Punkten sehr bedeutend von diesen ab. Der Vergleich ergibt: Neue Angaben über 30,5 cm-Geschützrohr.

		Neue Angaben nach „Libre Parole"	Alte Angaben
Kaliber	cm	30,5	30,5
Rohrlänge	m	13,72	12
Rohrlänge	Kaliber	45	40
Geschoßgewicht	kg	440	100
Mündungsgeschwindigkeit . .	m	800	—
Wirksame Schußweite . . .		20	30

Das Auffallendste an diesen Zahlen ist jedenfalls das außerordentlich niedrige Geschoßgewicht nach der alten Angabe. Mit 440 kg Gewicht gehört das Geschoß aber zu den schweren 30,5 cm-Granaten der bisher von Privaten gefertigten 30,5 cm-Geschütze. Die Rohrfestigkeit war bei den Versuchen in Châlons sur Saône zufriedenstellend. Weitere Versuche, insbesondere über die Tragweite, sollen in Gâvres ausgeführt werden, und wenn es für notwendig befunden wird, in Gegenwart der Gâvresversuchskommission.

Das Geschoß enthält eine Sprengladung. Rohr und Geschoß sollen von gleichem Modell sein wie die im Arsenal von Ruelle konstruierten.

Das versuchte Rohr soll für das bei Schneider in Bau befindliche französische Linienschiff „Vergniaud“ bestimmt sein.

„Vergniaud“ ist am 12. April vorigen Jahres vom Stapel gelaufen. Das Linienschiff hat 18400 t Wasserverdrängung und soll mit 4 30,5 cm L/40- und 12 24 cm L/45-, 16 7,5 und 8 4,7 cm-Geschützen armiert werden. Hier ist also eine Einheitlichkeit der schweren Artillerie noch nicht durchgeführt, wie bei noch auf Stapel liegenden Schiffen, die nur 30,5 cm-Kanonen, und zwar 30,5 cm L/50, erhalten werden. Bahn.

Die Armee und das aktive Wahlrecht.

Es ist bezeichnend für die Verhältnisse in Frankreich, daß ein Mann wie General Pedoya, also eine Persönlichkeit, der die Folgen der Bewilligung ihres Antrages durch das Parlament doch nicht verborgen bleiben können, der Kammer in der zweiten Hälfte Februar einen Gesetzentwurf vorgelegt hat, der das volle aktive und passive Wahlrecht auch für die aktiven Angehörigen der Land- und Seemacht verlangt. Artikel 1 seines Gesetzentwurfs, der übrigens von der Kammer dem Ausschuß für das allgemeine Wahlrecht überwiesen worden ist, lautet klipp und klar: „Alle Angehörigen aller Dienstgrade der Land- und Seemacht, auch die aktiv dienenden Mannschaften, sobald ihre aktive Dienstzeit zwei Jahre erreicht, haben das volle aktive und passive Wahlrecht des Staatsbürgers.“ Unter demokratischer Flagge segelnd, stellt der Gesetzentwurf das stärkste Mißtrauensvotum für das herrschende demokratische System dar. Fragen wir nach den Gründen, die den General Pedoya zur Einbringung seines Gesetzentwurfs veranlaßt haben können, so muß daran erinnert werden, daß vor der genannten Einbringung der Deputierte Ajam schon auf „Symptome“ hinwies, vor allem auf eine bei den jüngeren Offizieren und Unteroffizieren hervorgetretene Neigung zum „Syndikalismus“ und auf Ausdrücke in von Offizieren an ihn gerichteten Briefen, unter denen sich auch „Streik der Offiziere“ finde. „Da man sich nicht offen zu Syndikaten zusammenschließen kann, so wird man zunächst politische Rechte fordern“, schrieb Ajam damals. Das ist nun durch Pedoyas Gesetzentwurf geschehen. Man hat in gewissen Offizier- und Unteroffizierkreisen der Armee — und nicht nur, wie Ajam annahm, bei den jüngeren Offizieren, sondern, wie beifällige Äußerungen zu Pedoyas Antrag von Obersten beweisen, auch bei den älteren — die Überzeugung, daß man vom „Staat als Arbeitgeber“, d. h. vom Parlament, sehr viel erreichen könne, wenn man eine „Pression“ ausübe — und dazu will man zunächst das aktive Wahlrecht erlangen, um wenigstens den Einfluß der Wähler zu ge-

winnen. Zunächst wäre es also Streben nach Verbesserung der materiellen Lage, das den Anstoß zu Pedoyas Antrag gegeben hätte. Dann besteht aber im Offizierkorps zweifellos das Gefühl, daß sein Ansehen herabgesetzt worden ist, so z. B. durch die neue, hier früher berührte Rangordnung, nach welcher junge Präfekten vor verdienstvollen alten Generalen rangieren, dann auch durch erfolgreiches Eingreifen der Parlamentarier in militärische Personalfragen. Man übersieht nicht, daß sich Offiziere zum Erreichen von Beförderungen bzw. Versetzungen mit Erfolg hinter einflußreiche Deputierte bzw. Senatoren gesteckt haben, und daß auch heute, trotz aller Ableugnungen des Kriegsministers, auf diesem krummen Wege noch manches zu machen ist. Der Einfluß des Wählers ist das nächste, was angestrebt wird. Wenn Pedoyas Gesetzentwurf angenommen wird, die Offiziere und die zwei Jahre aktiv dienenden Unteroffiziere und Mannschaften das aktive Wahlrecht erhalten, dann kann man ihnen auch nicht verwehren, an den in Frankreich so heftigen politischen Wahlkämpfen teilzunehmen und zur Wahrnehmung ihrer politischen Ansichten „politische Komitees“ zu bilden. Diese werden dann „Syndikaten“ von Offizieren und Unteroffizieren verzweifelt ähnlich sehen, und gegen sie zu kämpfen würde kaum möglich sein. Wenn die Regierung es vor noch nicht langer Zeit wagen konnte, Offiziere, die unter Verletzung der Disziplin bei Manifestationen ihre von denjenigen der Regierung abweichenden Ansichten öffentlich zum Ausdruck brachten, aus dem Heere zu entfernen, so würden nach Bewilligung des aktiven Wahlrechts an Offiziere und zwei Jahre aktiv dienende Unteroffiziere und Mannschaften derartige Manifestationen an der Tagesordnung sein. Die „Grande muette“ würde man die Armee dann wahrlich nicht mehr nennen können. Der Pedoyasche Gesetzentwurf stellt also manches auf des Messers Schneide.

Was die Verbesserung der materiellen Lage anbetrifft, so haben die manchmal an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassenden Veröffentlichungen von Offizieren in der „France Militaire“ und von Redakteuren dieses Fachblattes im Kriegsministerium, im Finanzministerium, sowie dem Armeeausschuß einen Druck ausgeübt, dessen heutiger Erfolg bei Vorlegung des Voranschlags für das Kriegsbudget 1911 noch nicht vorauszusehen war und doch auf die Verteilung der Mittel dieses Budgets einen nicht ganz unerheblichen Einfluß üben muß. Am 15. Februar 1910 sagte man im Parlament zu, die Gehaltsaufbesserung der Hauptleute solle noch am 1. Januar 1911 eintreten. Der Budgetvoranschlag für 1911 versprach dagegen für 1911 nichts,

als was schon bewilligt und vorgesehen war, die Aufbesserung der Bezüge für die Leutnants, dann für 1912 Beginn der Aufbesserung der Bezüge der Hauptleute und erst für 1913 Fortsetzung der Aufbesserung für alle Hauptleute, dann erst für Stabsoffiziere. Der Druck der Veröffentlichungen aus der Armee heraus hat es fertig gebracht, daß durch Ersparnisse in anderen Kapiteln des Budgets 1911 die Aufbesserung der Hauptleute schon am 1. Oktober 1911 eintritt. Wenn wir im Oktoberheft aussprachen, man werde mit einem Budget von 902 Millionen nicht reichen, vielmehr wieder zu Nachtragskrediten kommen, so haben die jüngsten Verhandlungen des Budgetausschusses dies bereits bestätigt. In dieser wurden nämlich an Nachtragskrediten für Heereszwecke 1,8 Millionen für Flieger und 15 Millionen wegen der höheren Preise der Verpflegung und Furage schon genehmigt, im ganzen also 16,8 Millionen. Marokko fordert auch für das Schlußquartal 1910 noch 18 Millionen. In der Armee erwartet man auch bald die Steigerung der Pensionen (die betreffenden Gesetzentwürfe liegen schon vor), und mit einer solchen würden auch wohl Erscheinungen, wie sie das Jahrbuch Baron für 1910 feststellt, verschwinden, daß nämlich auf den Beförderungsvorschlagslisten der Infanterie für 1910 unter 152 Hauptleuten 8 sich befanden, die über 50 Jahre alt, und 44, die über 13 Jahre in diesem Dienstgrade sind, Leutnants, die 40 Jahre überschritten haben (39jährige Oberleutnants haben auch wir!).

Beseitigung von Nonvaleurs in der Generalität.

Zugleich mit dem Ersatz des durch die Altersgrenze ausgeschiedenen Generals Dalstein im oberen Kriegsrat durch General Marion, kommandierender General des XVI. Korps, der in diesem Herbst die Sonderübungen von Kavalleriedivisionen ganz geschickt leitete, aus der Kavallerie hervorgegangen und 62 Jahre alt ist, hat der Kriegsminister Brun auch schon die von ihm geplante Reform des oberen Kriegsrats eingeleitet. General Marion behält nämlich das Kommando seines Armeekorps bei, und in der Reform, die Brun beabsichtigt, bildet ja die Weiterführung des Kommandos eines Armeekorps mit Wohnsitz im Bereiche der zur Kriegsarmee gehörenden Korps, statt grundsätzlichen Wohnsitzes in Paris, einen der Hauptpunkte.

Zentralstelle für die höheren militärischen Studien, Reformen des Generalstabsdienstes.

Das Streben nach Heranbildung des Nachwuchses an höheren Führern kommt in einem Erlaß des Kriegsministers vom 21. Oktober zum Ausdruck, der ein „Zentrum für die höheren militärischen Studien“ schafft, dann aber auch in den vom Kriegsminister beantragten Reformen des Generalstabsdienstes. Daß die volle Einheit der Gesichtspunkte bei den höheren Führern nicht erreicht ist, muß man auch wieder aus eben erfolgten Veröffentlichungen zweier franzö-

sischer Kritiker über die diesjährigen Armeemanöver schließen, die feststellen, daß **die Einschiffungspunkte für den Rücktransport nicht erst am letzten Manövertage** auf Grund der Schlußdislokation durch die Parteiführer festgestellt worden sind, sondern im voraus feststanden. Danach hätte General Michel, der die Ausgangslage von Trémeau übernommen, mit der Beschränkung rechnen müssen, daß der Schluß des Manövers nicht allzuweit von den Einschiffungsstationen stattfinde. Anderseits waren sechs Manövertage vorgesehen. In diesen beiden Grenzen hat sich Michel eigentlich nicht zurechtgefunden, sondern wiederholt in die freien Entschlüsse der beiden Parteiführer eingegriffen, um die sechs Tage aut einen verhältnismäßig beschränkten Raum verlaufen zu lassen. Kein Angriff ist eigentlich zur Durchführung gelangt. Michel hat also nicht das Geschick bewiesen, das sich Trémeau bei Anlage der Manöver zutraute. Der Erlaß des Generals Brun, betreffend Schaffung einer Zentrale der höheren militärischen Studien, der in der Armee allgemeinen Beifall findet und den auch General Langlois, früher einmal Kommandeur der oberen Kriegsschule, nach allen Richtungen hin empfiehlt, wählt als Leitenden den Chef des Generalstabes der Armee, dem der Kommandeur der oberen Kriegsschule zur Seite gestellt wird, als Teilnehmer Oberstleutnants und Majors, die mindestens zwei Jahre an der Spitze eines Bataillons usw. stehen **mit und ohne Generalstabsbrevet** und fährt dann fort: „Die hauptsächlich praktischen Arbeiten haben auf der Karte und im Gelände das Studium der Führung und die Dienstzweige von Armeen und Armeegruppen zu umfassen. Sie werden durch einige Vorträge als Grundlagen eingeleitet, die große taktische und organisatorische Fragen, Transporte und Orientierung über fremde Armeen betreffen.“ „Das Studium der komplizierten Probleme der Führung von Armeen im Zukunftskriege, das aus Zeitmangel in dem zweijährigen Unterricht der oberen Kriegsschule nur gestreift wurde und wie ein Monopol des Generalstabes und des oberen Kriegsrats erschien, könnte auf diese Weise eine größere Ausdehnung und Verbreitung erfahren, zum Nutzen der Führung im Kriege, des Generalstabes und der Einheit der Gesichtspunkte der höheren Führer. Damit wird eine bis jetzt in unserer höheren militärischen Bildung bestehende Lücke geschlossen. Das Zusammenwirken des oberen Kriegsrats, des Generalstabes und der oberen Kriegsschule wird für den neuen Kursus die nötigen Hilfsmittel bieten.“

Die Ausführungsbestimmungen zu dem genannten Erlaß ordnen für 1911 das Eintreffen von 20 Offizieren, die der Kriegsminister aus den 47 (2 bzw. 3 pro Korps davon einer

immer Infanterist sein soll) von den kommandierenden Generalen vorgeschlagenen, auswählt, zum 15. Januar in Paris und die Dauer des Kursus bis zum 14. Juli an. Die Offiziere sollen dann an den großen Manövern teilnehmen und dort ihr Verständnis für den Generalstabsdienst bei großen Verbänden praktisch erweitern, Prüfungen finden weder bei der Zulassung, noch beim Schluß statt, die Teilnahme an dem Sonderkursus gibt noch kein Anrecht auf bevorzugte Beförderung, wohl aber will der Kriegsminister bei weiterer guter Kommandoführung die tüchtigsten Elemente rasch in die höheren Führerstellen bringen. Die Ausführungsbestimmungen betonen nachdrücklichst, daß bei der Auswahl Charakter, militärische Leistungen während der ganzen Dienstzeit, Arbeitslust und Arbeitskraft die Hauptgesichtspunkte bilden sollen. Die entscheidende Persönlichkeit für die Auswahl der betreffenden Offiziere ist der Kriegsminister, und das mag bei Brun oder anderen, die seine Erfahrung und sein Verständnis für Fragen der höheren Führung besitzen, auch angehen.

Gleichzeitig mit dem vorgenannten Erlaß gab General Brun auch einen Gesetzentwurf bekannt, dessen Genehmigung er baldigst im Parlament erreichen will. Er betrifft die Reformen des Dienstes des Generalstabes. Auch diese Maßnahmen fanden General Langlois vollen Beifall und werden im Parlament auf keine Schwierigkeiten stoßen. Seit 35 Jahren hat die obere Kriegsschule, so sagt die Begründung, der Armee eine große Zahl junger, mit dem Dienst des Generalstabes voll vertrauter Offiziere geliefert. Ihr Unterricht, der in der Hauptsache die Vorbereitung auf den Krieg bezweckt, kann aber nicht bleibende Ergebnisse liefern, wenn die brevetierten Offiziere im Generalschaftsdienst des Friedens Zeit und Gelegenheit nicht finden, ihre Kenntnisse und ihre militärische Brauchbarkeit zu erweitern.

Dieser Bedingung wird heute nicht voll entsprochen; deren laufender Dienst, Verwaltungsaufgaben und Schießverkehr nehmen die Zeit des Generalstabsoffiziers derart in Anspruch, daß er sich kaum der Vorbereitung seiner Aufgaben im Kriege widmen kann, ja manchmal nicht seine Pferde zu reiten vermag. Das einzige Mittel zur Beseitigung dieses den Wert der Generalstabsoffiziere herabsetzenden Zustand ist Trennung des Dienstes im Generalstab in zwei Gruppen, die Vorbereitung auf den Krieg und Bureauarbeit. Dazu muß für den Schriftverkehr ein Sonderpersonal geschaffen werden das, ähnlich wie die Offiziere für den Rekrutierungsdienst, ausgewählt wird. Damit ermöglicht sich auch eine Verminderung der brevetierten, im Generalstab verwendeten

Offiziere, die dadurch so dem Truppendienst länger erhalten werden können und sich im Generalstab lediglich ihrer Vorbereitung für den Krieg zu widmen vermögen. Die Zahl der für die Verwendung im Generalstab hors cadres gestellten Offiziere wird nicht vermehrt und man könnte 10 Majors und 100 Hauptleute mit dem Generalstabsbrevet dem Truppendienst zufließen lassen. Der Dienst des Generalstabes wird sich, nach dem Gesetzentwurf, zusammensetzen aus 1. Offizieren aller Waffen mit dem Generalstabsbrevet 2. aus zugeteilten, nicht brevetierten Offizieren aller Waffen 3. aus Verwaltungsoffizieren für den Generalstab und Rekrutierungsdienst. Im Frieden soll die Zahl der im Generalstab verwendeten Offiziere 640, nämlich 70 Obersten und Oberstleutnants, 170 Majors, 400 Hauptleute, davon höchstens 10 Majors und 100 Hauptleute an nicht brevetierten, nicht übersteigen. Diese Offiziere werden hors cadres gestellt, rechnen aber weiter bei ihrer Waffe und nehmen an den Beförderungen in dieser teil. Die Zahl der bei jeder Waffe hors cadres zu führenden Offiziere wird von Zeit zu Zeit durch den Kriegsminister im Verhältnis zur Ziffer der Brevetierten jeder Waffe festgesetzt.

Inspektionen des Luftschifferwesens.

Durch Erlaß vom 22. Oktober wurde eine permanente Inspektion des Luftschifferwesens errichtet und bald nachher auch der bisherige Direktor der Genieabteilung im Kriegsministerium, Roques, an die Spitze gestellt. Die Schaffung der genannten Inspektion für Luftschifferwesen entsprach zudem den im Parlament ausgesprochenen Wünschen und ergänzte die Bestimmungen des Erlasses vom 21. Dezember 1909, betreffend Umwandlung von 2 Genie- und Luftschifferkompagnien, vom 5. September 1910, betreffend Gliederung der Luftschiffertruppen. Die Luftschiffertruppen waren bis jetzt der Geniewaffe unterstellt. Auch die auf die verschiedenen Korpsbezirke zerstreuten Abteilungen der Luftschiffertruppen und Luftschifferetablissements unterstehen dem Inspekteur, der auch über die Beförderung des zugeteilten Offizierpersonals, welcher Waffe es auch entstamme, entscheidet. General Roques hat schon eine größere Anzahl von Fliegern in Auftrag gegeben und hofft die heutige Zahl (40) ausgebildeter Fliegeroffiziere in kurzer Zeit erheblich zu vermehren, er hat auch die Hauptbedingungen für das Wettfliegen im Oktober 1911 — 300 km und 300 kg Traglast, mindestens 60 km Mindestschnelligkeit — dem Kriegsminister vorgeschlagen.

Kolonialarmee.

Ausgehend von dem Bericht über das Budget der Kolonialtruppen, hat eine Reihe von Parlamentariern in der Kammer wie im Senat unter Betonung der möglichsten Ersparnisse, die Verschmelzung der Kolonial- mit der Heimatarmee verlangt. Aussicht zur

Annahme dürfte diese Forderung aber nicht besonders viel haben, da sich in Kammer wie Senat ein starker Widerspruch von seiten höherer Offiziere erheben wird, der in der Verschmelzung das Ende einer brauchbaren Kolonialarmee mit der nötigen heute vorhandenen Bereitschaft für die Entsendung in tropische Gebiete sieht. Nicht mit Unrecht wird darauf hingewiesen, daß man heute in der Heimatarmee doch nicht die widerstandsfähigen Elemente für sofortige Entsendung nach Wadai finden werde, und Senator Humbert die Verstärkung des dortigen gemischten Bataillons auf mindestens ein Regiment zu 3 Bataillonen für dringend geboten erklärt. Die in Wadai stehenden Truppen werden allgemein als unzureichend betrachtet, und französische Fachblätter sprechen sogar den Gedanken aus, die Engländer zur Mithilfe bei der Pazifizierung dort aufzufordern. Der auf der Rückreise nach Frankreich befindliche Vorsitzende des nach Französisch-Westafrika entsendeten Sonderausschusses, Oberstleutnant Mangin, hat in seinem Bericht ebenso wie der Führer eines solchen schwarzen Bataillons, der besonders auch die körperliche Widerstandsfähigkeit gegen klimatische Einflüsse betont, nach den an Ort und Stelle getroffenen Vereinbarungen und festgestellten Tatsachen ausgesprochen, daß allein Guinea in vier Jahren 15600 brauchbare Tirailleurs liefern könne und in vier Jahren in Französisch-Westafrika eine „schwarze Armee“ von rund 200000 Mann aufzubringen sei. Danach scheint der Gedanke der Bildung einer schwarzen Armee weitere Bedeutung erhalten zu sollen.

Vermehrung der Militärärzte.

Der Kriegsminister hat dem Parlament einen Gesetzentwurf, betreffend Vermehrung der Militärärzte, vorgelegt. Er begründet diese Forderung zunächst mit der durch Gesetz vom 24. Juli 1909 befohlenen Vermehrung der Artillerie, dann aber auch mit Mangel an der nötigen Zahl der Ärzte in den Lazaretten und auch bei den sonstigen Truppenteilen, endlich mit der gesteigerten Tätigkeit der Militärärzte in den letzten zehn Jahren durch Überwachung der Nahrung, der lokalen hygienischen Bedingungen, dem Kampf gegen ansteckende Krankheiten und ihre Erreger. Die vorhandenen Militärärzte werden daher sehr angestrengt, und der Zudrang zu dieser Laufbahn hat sich vermindert. Die Vermehrung soll daher durch eine Verbesserung der Aussichten der Laufbahn auch gleichzeitig zugkräftig wirken. Das Gesetz vom 14. September 1904 setzte die Anzahl an Militärärzten auf 1475 fest, der neue Gesetzentwurf will sie auf 1692 bringen und dabei auch das Verhältnis der niederen zu den höheren Dienststellen verbessern. Es sollen vorhanden sein: 3 Sanitätsgeneralinspekteure, 20 Sanitätsinspekteure, 44 Generalärzte, 66 Generaloberärzte, 366 Oberstabsärzte, 575 Stabsärzte, 562 Ober-

ärzte und Assistenzärzte, nicht eingerechnet die zur Sanitätsapplikationsschule kommandierten Assistenzärzte und 52 Unterärzte an dieser Schule.

Der Marineausschuß hat den hier früher schon eingehend berührten Flottenplan des Marineministers Lapeyrère genehmigt und dabei betont, daß 1911 unbedingt zwei neue Dreadnoughts auf Stapel kommen müssen. Sie sollen nicht unter 23000 tons Deplacement aufweisen und 34 cm-Kanonen erhalten. Aus der Beratung des Staatshaushalts 1911 ist es von Interesse, auf die Äußerungen des Deputierten Pion hinzuweisen, der betont, die Ausgaben seien in zehn Friedensjahren um 600 Millionen gewachsen, die Staatsschuld um 6 Milliarden. 18 Marine.

Großbritannien.

Der Istbestand des Heeres von 280000 Mann steht zurzeit gegen den Sollbestand von 310000 Mann um 30000 zurück. Von den 280000 Mann haben 250000 in den Lagern geübt. Ist- und Sollbestand.

In der Sitzung des Oberhauses vom 16. November v. J. erklärte der Unterstaatssekretär des Kriegsdepartements auf eine Anfrage, daß die Ausgabe der neuen 11,4 cm-Haubitzen, System Coventry, an die reguläre Artillerie bereits im September erfolgt war, daß die Haubitzen aber wegen einer kleinen Änderung inzwischen wieder zurückgezogen worden seien und danach im Januar d. J. von neuem ausgegeben werden sollten. 11,4 cm-Haubitze.

In Portsmouth haben Versuche stattgefunden, inwieweit die allgemein üblichen Sperren der Hafen- bzw. Kanaleinfahrten durch Drahttaue ein Hindernis für kleine Fahrzeuge bilden. Erprobung von Drahttau-barrikaden.

Der englischen Marinezeitschrift: „The Navy“ ist über die Ausführung des Versuches zu entnehmen:

Die Absperrung bestand aus 120 Balken von etwa 12 m Länge und 30 qcm Querschnitt, mit scharfen Stahlspitzen an den äußeren Enden. Die Balken waren durch schwere Ketten und Stahldrahttaue miteinander verbunden. Der Torpedobootszerstörer Ferret von 290 t Wasserverdrängung, 60 cm Länge und 6 m Breite, der das Hindernis zerstören sollte, wurde durch Stahlplatten am Bug verstärkt und der Bug selbst geschärft. Obwohl die Barrikade fachgemäß und auf Grund von Berechnungen hergestellt war, verursachte es dem Ferret keine Schwierigkeit, mit 15 m/sec.-Geschwindigkeit das Hindernis zu überfahren. Der scharfe Bug zerschnitt die Ketten und Taue. Das Schiff gelangte ohne merkbaren Geschwindigkeitsverlust in den Hafen.

Die unmittelbare Folge dieses Ergebnisses ist ein neuerliches Aufrollen der Frage, betreffend Seebarrikaden. Der Barrikadentyp in Portsmouth ist ähnlich jenem in Sherness. Jeder Balken wiegt 1 t und wird von einem besonderen Stapel durch eine stabile Dampfmaschine ausgebracht. Nicht nur an den äußeren Enden, sondern auch an den Langseiten des Balkens sind in regelmäßigen Abständen scharfe Stahlspitzen angeordnet, die in den Boden der Schiffe beim Überfahren der Barrikade eindringen sollen. Ferret tat dies indes nicht, sondern steuerte zwischen zwei Balken hindurch und zerschnitt mit seinem Bug das Kabel.

Vor diesem Versuch wurde auf die Verteidigungsanlagen von Portsmouth ein Nachtangriff durchgeführt. Die Barrikade wurde in der Hafeneinfahrt ausgelegt und natürlich jeder Verkehr innerhalb sowie außerhalb derselben eingestellt. Die Küstenforts waren von der Festungsartillerie besetzt, die Scheinwerfer arbeiteten; die Reserveflotille von Portsmouth stellte für den Angriff 6 Zerstörer und Torpedoboote. Es war dies der erste Nachtangriff seit Vollendung des neuen Hafendammes, der alle Fahrzeuge zwingt, ihren Weg durch den von Küstenforts gut bestrichenen tiefen Kanal zu nehmen. Bevor dieser Hafendamm hergestellt wurde, konnten Tordepofahrzeuge längs des seichten Ufers unbemerkt vorbeifahren, da dort genügend tote Räume sind. Gegenwärtig war dies nicht möglich, da die Fahrzeuge bald außer Gefecht gesetzt wurden. Bahn.

Die Briten und die allgemeine Wehrpflicht.

Der 24. Oktober kann vielleicht einmal ein denkwürdiger Tag werden in der Geschichte der Wehrkraft Großbritanniens, denn an diesem Tage hat ein führendes Blatt, die Times, eine Auslassung gebracht, durch die es sich, anbetend, was es einst verbrannt, empfehlend, was es noch vor einigen Jahren als absurd, dem ausgeprägten Individualismus und dem starken persönlichen Freiheitsgefühl des Briten durchaus widersprechend, als monströsen preußischen Militarismus bezeichnet, die allgemeine Wehrpficht, völlig auf die Seite der Universal Service League stellt.

Einen gewaltigen Umschwung in der öffentlichen Meinung stellen die Times im Anschluß an eine Rede fest, die der frühere Vizekönig von Indien, Lord Curzon, am 22. Oktober über die allgemeine Wehrpflicht gehalten, und schließen sich dabei Curzons Ansichten vollkommen an. Curzons Hörerschaft bestand aus Mitgliedern aller Parteien, auch der Labour party, und der Lord wurde in seinen Ausführungen nur selten unterbrochen. Die öffentliche Meinung, so sagen die Times, hat einen gewaltigen Umschwung erlebt, sie interessiert sich für das, was sie früher als

absurd bezeichnet, und bekehrt sich zu dem, was sie früher mit der größten Feindschaft betrachtet. Die Universal Service League hat mehrere Jahre scheinbar aussichtslos gefochten, jetzt krönt der Erfolg ihre Arbeit. Das Wachsen der Zahl ihrer Mitglieder von Jahr zu Jahr und ihrer Tätigkeit ist nur erklärlich durch den Umschwung der öffentlichen Meinung. Curzon hätte nichts Erfolgreicheres unternehmen können, als seine Landsleute in den großen industriellen Zentren aufzuklären über die Frage der allgemeinen Wehrpflicht, da diese Frage gleichbedeutend sei mit der weiteren Existenz der britischen Nation als Großmacht erster Ordnung. Das seit Trafalgar bestehende und zum Inventar britischen Denkens gehörende Bewußtsein absoluter Sicherheit und Unangreifbarkeit des Inselreichs hat in den Köpfen denkender Briten einen starken Stoß erlitten und die Times raten dazu, diese Disposition der Nation zu benutzen, um sie von der Notwendigkeit der Vorschläge und Ziele der Universal Service League völlig zu überzeugen. Das Schreckgespenst der deutschen Invasion wird dabei natürlich eine Rolle spielen, um die Briten zu dem zu bringen, was ihnen bislang vergeblich gepredigt worden ist. Seiner Schöpfung, der Territorialarmee, hat Haldane selbst nach modernen Begriffen das Urteil gesprochen, indem er sie sechs Monate nach der Kriegserklärung erst als kriegsverwendbar bezeichnete. Ein bekannter deutscher Militärschriftsteller, dem eine vorhergehende kritische Beurteilung der britischen Manöver vom Korrespondenten der Times die Bezeichnung „fustian" eingetragen, hat diese Territorialarmee freilich durch eichene Bretter hindurch als „Volksheer" gepriesen. Herr Haldane hat aber nicht allein bei seiner Territorialarmee harte Nüsse zu knacken, sondern auch in der regulären. Hier ist es besonders der von Jahr zu Jahr wachsende Mangel an Offiziernachwuchs. Haldane selbst hat die heutige Ziffer der Offizieranwärter als kaum $^1/_3$ der früheren erreichend bezeichnet, und in der Tat haben von 2315 Meldungen im Jahre 1890 deren nur 728 im Jahre 1909 gegenübergestanden. Auf die Aufnahmeprüfungen für Woolwich und Sandhurst hat man ja denn auch schon verzichtet. 18.

Kanada.

Winterübung der Königlich kanadischen reitenden Artillerie.

Nach einer Mitteilung des „Journal of the Military Service-Institution" hat die kanadische reitende Artillerie am 15., 16., 17. und 18. Februar v. J. Schieß- und Fahrversuche unter besonders schwierigen Verhältnissen ausgeführt.

Die kanadische reitende Artillerie hat Batterien zu 6 Geschützen, in 3 Züge eingeteilt, von denen 2 mit älteren Hinterladegeschützen

mit federnden Achsspaten — 12 pr. B.L.-Geschütze von 7,62 cm Kaliber — ausgerüstet sind, während der 3. Zug moderne 18 pr. Q.F.-Geschütze (8,4 cm S.F.-Geschütze) hat.

Für den Versuch waren die 4 12 pr. B.L.-Geschütze und 1 18 pr. Q.F.-Geschütz auf Rennschlitten aufgebaut. Geschütz und Protze des anderen 18 pr. Q.F.-Geschützes waren auf Hörnerschlitten befestigt; die Räder waren auf einfache Brückenschlitten verladen.

Die Schneehöhe in dem durchzogenen Gelände wechselte zwischen 38 und 92 cm bei starken, durch Schneestürme gebildeten Schneewehen. Die Temperatur schwankte zwischen — 12° und — 20° C. Der hohe Schnee machte eine den Vorschriften des Feldartillerieexerzierreglements entsprechende Geländeerkundung unmöglich. Um ein Umkippen der Schlitten bei dem unregelmäßigen Gelände zu verhindern, mußte die rechts und links neben dem Geschütz marschierende Mannschaft auf die erhöhte Seite des Schlittens aufspringen und die betreffende Schlittenkufe tiefer in den Schnee drücken. Nur dieser großen Vorsicht ist es zuzuschreiben, daß während des viertägigen Versuches nur eine Deichsel brach.

Die 4 12 pr. B.L.-Geschütze verfeuerten eine Folge von 37 scharfen Schüssen aus verdecker Stellung auf 2100 m Entfernung. Das Ergebnis befriedigte im allgemeinen. Nur war der Vorlauf des Geschützes mangelhafter als sonst und das Schießen nicht ganz so sicher wie auf festem Boden, da der Rücklauf nicht gleichblieb.

Die 2 18 pr. Q.F.-Geschütze verfeuerten 27 scharfe Schüsse, wovon 19 Schüsse trafen. Bei beiden Schußreihen standen die Geschütze auf Eis von 38—46 cm Dicke.

Die Beobachtung des Geschützfeuers war schwieriger als im Sommer, da sich der Rauch des krepierenden Geschosses nur wenig vom Schnee abhob. Deshalb war es auch schwer, zwischen Aufschlag und in geringem Abstand vom Boden in der Luft krepierendem Brennzünderschuß zu unterscheiden.

Am interessantesten ist das Verhalten der Bremsflüssigkeit bei dieser niedrigen Temperatur.

Um ein Einfrieren des gewöhnlich verwendeten Öles zu vermeiden, wurden die Bremszylinder entleert und mit der im „Care of War Material“ für Feldgeschütze bei hohen Kältegraden vorgeschriebenen Mischung gefüllt. Dieselbe besteht aus:

31,73 l Methylalkohol
14,77 l destilliertem Wasser
16,2 g Natriumkarbonat
1,14 l Mineralöl

Diese Zusammensetzung hat sich gut bewährt. Bahn.

Niederlande.

Die holländisch-indische Feldartillerie wird zurzeit mit einem Kruppschen 7,5 cm-Rohrrücklauffeldgeschütz L/30 umbewaffnet. Die Bestellung des neuen Materials erfolgte im Jahre 1909, die Lieferung wird voraussichtlich Anfang dieses Jahres beendet sein.

Umbewaffnung der Feldartillerie in Niederländisch-Indien.

Als besondere Merkmale des neuen Geschützes sind hervorzuheben die Anwendung eines halbselbsttätigen Schubkurbelverschlusses (ohne selbsttätige Zündung), durch den Vereinfachung der Bedienung und Erhöhung der Feuergeschwindigkeit erreicht werden; ferner die Möglichkeit, den Schwanzteil der Lafette aufzuklappen. Letztere Einrichtung gestattet, das Geschützfahrzeug zu verkürzen und somit seine Beweglichkeit zu vergrößern.

Zur weiteren Kennzeichnung des Geschützes mögen die nachstehenden kurzen Angaben dienen:

Unabhängige Visierlinie,	
Rundblickfernrohr,	
Schild aus Kruppschem Spezialstahl .	4,5 mm dick
Feuerhöhe	960 „
Höhenrichtfeld	+ 16° 8′ — 10°
Seitenrichtfeld beiderseits	3,5°
Gewicht des Geschützes in Feuerstellung	987 kg
Gewicht des ausgerüsteten Geschützfahrzeugs	1567—1580 „
Gewicht des ausgerüsteten Munitionswagens	1573—1586 „

Die Protzöse ist bei beiden Fahrzeugen seitlich um 30° drehbar.
Munition: Sprenggranaten und Schrapnells.

Jedes Geschütz hat eine Zünderstellmaschine, mit der 20 Zünder in der Minute gestellt werden können.

Nachrichten aus Niederländisch-Indien zufolge haben die bis jetzt abgelieferten Geschütze sowohl durch ihre Einrichtungen als durch ihr Verhalten bei Schießübungen einen ausgezeichneten Eindruck gemacht.

Wie im Dezemberheft von anderer Seite bereits berichtet ist, steht die Frage der Küstenbefestigung der Niederlande zur Abwehr einer Landung fremder Truppen im Vordergrund des Interesses nicht nur in Holland, sondern auch im Ausland, namentlich in England. Mit der Küstenverteidigungsfrage scheint ein Versuch im Zusammenhang zu stehen, Maschinengewehre mit Bedienung und Munition von ihrem Standort durch Kraftwagen schnell an bedrohte

Maschinengewehre auf Kraftwagen.

Punkte der Küste zu schaffen. Eine holländische Zeitung berichtet über den interessanten Versuch:

„Die Erfahrungen haben nachgewiesen, daß keine Waffe fähig ist, sich einer Ausschiffung wirksamer entgegenzustellen. Das Maschinengewehrfeuer gegen ungeschützte Boote würde eine zerstörende Wirkung haben. Die Beobachtung der Schüsse ist auf dem Wasser leicht. Außerdem stellten die Maschinengewehre sehr ungünstige Ziele dar für die Bootskanonen.

Die Maschinengewehreinheiten, die in Haag, Leyden, Haarlem, Amsterdam, Alkmaar und im Helder mit Kraftwagen stationiert sind, werden eine Ausschiffung verhindern, selbst wenn die feindliche Transportflotte überraschend vor der Küste erscheinen würde. Sobald sie signalisiert sein würde, könnten die Maschinengewehre auf der großen Straße des Helder schnell nach Hoek van Holland geschafft werden und in dem Augenblick Stellung nehmen, wo die feindlichen Boote Anker werfen würden.“

Die Maschinengewehre sind gewiß eine sehr wertvolle Hilfe gegen ungeschützte Landungsboote. Sie allein sind aber nicht imstande, eine Landung unter dem Schutz einer starken Flotte zu verhindern. Sonst wäre ja die Befestigung der holländischen Küste nicht erforderlich. Die feindlichen Schiffe müssen durch starke Küstenforts mit weittragenden schweren Geschützen in achtungsgebietender Entfernung gehalten werden. Erst dann können die Maschinengewehre den etwa überraschend erscheinenden Booten mit Erfolg gegenübertreten. Bahn.

Rufsland.

In letzter Zeit beschäftigt die leitenden Kreise der Armee wie die Presse wieder in hohem Maße „die Intendanturreform“ im weitesten Sinne. Das bureaukratische, engherzige Verfahren der Intendantur bei Auszahlung der von den Fabrikanten gelieferten Waren für die auf die Staatskasse gegebenen Anweisungen wurde zum Gegenstand lebhafter Angriffe von den geschädigten Lieferanten gemacht. „Man weiß nicht, wobei wir besser fahren, ehedem, wo wir Bestechungsgelder zahlen mußten, oder jetzt, wo wir unsere loyalen Forderungen nicht bezahlt bekommen“, sagte offen einer der letzteren. Am 16. Dezember des vergangenen Jahres wurde nämlich auf einer Versammlung der Leinen- und Tuchfabrikanten in Moskau die Intendantur, weil sie die schuldigen Guthaben nicht auszahlte, heftig angegriffen. Energische und wiederholte Anfragen bei den verschiedenen Ressorts hatten gar keinen Erfolg gehabt. Man teilte einige Antworten des Kriegsministers Suchomlinow mit, die ebenso wie

solche des Reichskontrolleurs Charitonow bewiesen, daß man diese Angelegenheit anscheinend versumpfen ließe. Kriegsminister und Reichskontrolleur beschuldigen sich wechselseitig, die Ursache der Verzögerung zu sein — und die Lieferanten sind die Leidtragenden, da sie ihr Geld nicht erhielten. Das Kriegsministerium wirft der Reichskontrolle vor, daß es nichts auszahlen könne, weil die Kontrolle in so langsamem Tempo ausgeführt würde, daß im Laufe eines ganzen Jahres von $15^1/_2$ Millionen Rubel, die zur Zahlung angewiesen wären, nur 120000 Rubel geprüft waren. Die Reichskontrolle hingegen erklärt, daß das vom Kriegsministerium geforderte Kontrollverfahren ein so kompliziertes und schwieriges sei, daß hierzu den mit Arbeit überlasteten Beamten Zulagen gewährt werden müßten oder daß man den Etat der Beamten der Reichskontrolle erhöhe. Hierfür sorge aber das Kriegsministerium nicht. Es hat sich nun herausgestellt, daß die Zinsen der Außenstände des Kriegsministeriums sich bereits auf $1^1/_2$ Millionen beliefen. Diese Zinsen ihrer nicht bezahlten Rechnungen verweigere aber die Intendantur zu zahlen, und so werde die Sachlage geradezu unhaltbar.

Jedenfalls geht aus ihm wie aus vielen anderen Erörterungen in der militärischen Presse hervor, daß „die Reform der Intendantur“ in vielen Kreisen für noch sehr verbesserungsbedürftig gehalten wird. So sagt u. a. S. Kononenko in einem unlängst im „Russkij Inwalid“ erschienenen Artikel „Zur Reform der Intendantur“ mit Bezug auf die Debatte über die Einführung der Stellung des Divisionsintendanten, daß „der Austausch der Meinungen über diese Frage entweder verfrüht oder bereits zu spät sei“. Zu spät sei sie, weil die Verordnung über den Wirkungskreis des Divisionsintendanten bereits ausgearbeitet sei, alle Instanzen durchschritten hätte und in Kürze die Allerhöchste Bestätigung erhalten würde; zu früh, weil die Abänderung einer eben veröffentlichten Verordnung unzweifelhaft nachteilig sein müsse. Man müsse im Gegenteil abwarten, was die Praxis mit dieser neuen Einrichtung für Erfahrungen ergäbe.

Die Erörterungen mit den Vertretern abweichender Meinungen interessieren uns weniger als die sich hieran knüpfende Bemerkung Kononenkos, er wolle nicht polemisch sein, er wolle vielmehr die Aufmerksamkeit der Leser des „Russkij Inwalid“ auf „die Breite und Tiefe der zu erwartenden Intendanturreform“ hinlenken und hierbei ein Bild der deutschen Intendantur geben, die „bei diesen Reformen, wenn nicht als Muster, so doch im Vergleiche zu denen der anderen Armeen als die beste angesehen und daher auch in Rußland in Betracht gezogen werden müsse“. Mit der Einführung der

Divisionsintendanturen und mit der Erweiterung des Wirkungskreises des Korpsintendanten nähere sich die russische Organisation der deutschen. Dagegen bleibe die Wirtschaftsführung in der Truppe selbst die frühere, weit hinter der deutschen zurück. Wolle man aber neben dem Intendanten dem Stabe der Division einen „Stabsoffizier für Wirtschaftsangelegenheiten“ zuteilen, so verfalle man wieder in den alten Fehler des Mangels an Einfachheit in der Geschäftsführung. Weder die französische noch die deutsche Armee hätten derartiges. Führe man die Stellung des Divisionsintendanten ohne Veränderung des Wirtschaftssystems ein, so führe man nur einen „Anbau“, keinen „Neubau“ auf.

Jede Verantwortlichkeit, die nicht von einem getragen wird, sondern zwischen mehreren geteilt wird, wie es in der russischen Armee so oft der Fall, sei ein Übel, das mit der Wurzel ausgerottet werden müsse.

Gegen Ende Dezember hielt der Oberst im Generalstabe L. M. Bolchowitinow in der Gesellschaft der Förderer der militärischen Kenntnisse einen Vortrag über „Rußland im Fernen Osten“. In ihm führte er etwa folgendes aus: Unsere Lage in dem Fernen Osten hat sich seit dem Frieden von Portsmouth sehr verändert. Die Niederlagen unserer Armee und die Erschütterung unseres Prestiges schufen für uns eine sehr schwierige Lage. Es war daher geboten, zeitweilig auf eine aktive Politik zu verzichten. Dies hatte aber einen ungünstigen Einfluß auf die für uns notwendige Festigkeit und verleitete zu einer ganz überflüssigen Nachgiebigkeit. Diese für uns schwere Lage erschütterte auch das politische Gleichgewicht Europas. Aus Sorge, daß Deutschland zu mächtig werden könnte, trat England mit uns in freundschaftliche Verhandlungen. Das englisch-russische Übereinkommen über die Regelung der asiatischen Verhältnisse ließ uns der Entwickelung der Dinge im Fernen Osten mit größerer Ruhe entgegensehen. Der Vortragende führt die finanzielle Erschöpfung Japans als Grund für dessen Annäherung an Rußland an, nachdem sich durch seine Überhebung nach dem Kriege die Beziehungen zu anderen Großmächten verschlechtert hatten. Bei Gelegenheit der Besprechung des Russisch-Japanischen Vertrages bemerkt Bolchowitinow: „1. Die politischen Interessen Rußlands und Japans sind infolge der gegenseitigen geographischen Lage zum Teil sehr verschieden. 2. Die zwischen Rußland und Japan nach dem Kriege abgeschlossenen Verträge erscheinen mit Ausnahme des letzten für die Japaner sehr vorteilhaft. 3. Die erlittenen für unser Nationalgefühl schmerzlichen Niederlagen darf man nicht einfach ignorieren. 4. Die Kultur- und die Weltanschauung des Japaners

ist in vieler Hinsicht auch heute dem Russen fremd". Nachdem nun der Vortragende die Beziehungen Rußlands zu den im Fernen Osten interessierten Mächten dargelegt hatte, warnte er. sich der Illusion hinzugeben, als wenn Rußland dauernd mit China in feindlicher Weise verkehren könne, um so mehr, da man nicht recht wüßte, mit wem man bei dessen innerpolitischen Verhältnissen eigentlich endgültig zu verhandeln hätte.

Als Ergebnis seiner Ausführungen kennzeichnete Bolihowitinow die zeitige militärpolitische Lage im Fernen Osten dahin, daß man die militärische Stellung in den östlichen Grenzlanden mit allen Mitteln befestigen müsse. Vor allen Dingen müsse man aber in durchdachterer, streng planmäßigerer Weise wie bisher an seine Kolonisation mit nationalrussischen Elementen gehen. Wer die Verhältnisse der Übersiedelung verfolgt hat, kann dem Vortragenden nur darin recht geben, daß das Material an Kolonisten, welche alljährlich die Grenzen der Amurlande überschreiten, ein zum Teil sehr geringwertiges ist. Man will durch die Verstärkung des nationalrussischen Elementes sich auch Ersatz, oder Reserven für die Truppen des Militärbezirks schaffen. Dies kann aber doch nur erreicht werden, wenn man Leute ansiedelt, die moralisch und körperlich den Aufgaben des Ansiedlers in einer ihnen fremden und schwierigen Natur gewachsen sind und hierdurch die Gewähr bieten, die Reihen der Regimenter mit kriegsbrauchbaren Elementen zu füllen. Gleichzeitig müssen freilich umsichtige Maßnahmen der Regierung den Ansiedlern in ganz anderer Weise wie bisher ihre Einbürgerung in die neuen Verhältnisse und die Gründung einer wirtschaftlichen Existenz erleichtern. Wie die Dinge heute liegen, ist die russische Bevölkerung nicht imstande, der chinesischen Einwanderung in das Küstengebiet einen Damm entgegenzusetzen, weil man die Chinesen einfach nicht entbehren kann. Aber auch die militärische Lage ist zurzeit eine solche, daß, wie Bolchowitinow in seinem Vortrage andeutet, Rußland gegen den Angriff Japans geschützt sein muß, und schon aus diesem Grunde einem die Sicherheit hiervor verbürgenden Vertrag mit diesem Reiche gezwungen war. Die ostchinesische Eisenbahn ist nicht mehr im unbeschränkten Besitze Rußlands, die Amurbahn noch lange nicht vollendet, und wenn sie vollendet, den Angriffen des „militärisch erwachenden" Chinas vom rechten Ufer des Amur her ausgesetzt. Die 100 000 Mann russischer Soldaten im Küstengebiet können dies in seiner ganzen Ausdehnung nicht schützen. Die Verteidigung muß sich auf die durch ihre Lage starke Festung Wladiwostok stützen und findet ihre weitere Verstärkung in der langen, wegelosen, unwirtschaftlichen Küste, die

durch den nur an wenigen Stellen auf Saumpfaden zu überschreitenden Sichota Alin von dem landschaftlich verwertbaren Teile des Gebietes getrennt ist. Gegen China hin bildet ja allerdings teilweise der Ussuri einen wenn auch nicht starken Grenzschutz. Für die die Verschiebung der Truppen längs der Grenze vorteilhaft zu verwertende Ussurieisenbahn gilt bei ihrer Lage dasselbe wie früher für die Amureisenbahn Gesagte.

Der bisherige, durch seine mehrfache und langjährige Tätigkeit in den Amurlanden mit den Verhältnissen des Landes sehr vertraute Generalgouverneur, General der Ingenieure, Unterberger, ist von seinem Posten abberufen und zum Mitgliede des Reichsrates ernannt. Soweit verlautet, soll der bisherige Kommandierende General des 18. Armeekorps, Generalleutnant Letschizkij, zum Oberkommandierenden des Militärbezirkes Amur ernannt werden. Mit diesem Posten soll in Zukunft nicht mehr der des Generalgouverneurs verbunden werden. An die Stelle des Generalleutnants Letschizkij soll der bisherige Kommandeur der ersten Gardekavalleriedivision, von Krusenstern, treten.

Am 14. Dezember 1910 wurde eine neue Allerhöchste Verordnung über die Generalinspekteure der Armee bekanntgegeben.

Den Grund zu dieser Verordnung gab die Erkenntnis, daß es unbedingt notwendig sei, die Pflichten dieser nächsten Gehilfen des Kriegsministers in der ständigen Beobachtung der Kriegsbereitschaft der Truppen beziehungsweise ihrer Sicherung durch geeignete Maßregeln scharf zu umgrenzen. Diese Generalinspekteure sollen nach der neuen Verordnung für die Entwickelung ihrer Spezialwaffe, und in allen Zweigen der militärischen Ausbildung für Gleichmäßigkeit Sorge tragen. Sie haben sich ferner von der richtigen Anwendung des Reglements zu überzeugen sowie von der regen und sachgemäßen Leitung aller für die Kriegsbereitschaft der Armee im Bereiche des Ressorts bestimmten militärischen Einrichtungen, Fabriken usw. Endlich haben sie ihr Urteil abzugeben in Fragen, die die Verbesserung und Vervollkommnung aller Zweige der Ausbildung, des Unterrichts, der Organisation und der Bewaffnung sowie des Kriegsmaterials betreffen. Diese Generalinspekteure werden unmittelbar vom Kaiser für ihre Stellung ausgewählt. Sie sind ständige Mitglieder der Obersten Attestationskommission, in welcher Eigenschaft sie ihre Beurteilung der für die höchsten Stellungen vorgeschlagenen Offiziere in deren Konduitenlisten Ausdruck zu geben haben. Sie sind berechtigt, jedem Dienst ihrer untergebenen Truppen beizuwohnen, wie jeder Sitzung der in ihrem

Wirkungsbereich bestehenden Komitees. Mit so großen Vollmachten ausgestattet, sind die Generalinspekteure — der Kavallerie, der Artillerie, des Ingenieurwesens, der Militärlehranstalten und des Truppenschießwesens — in der Lage, den Kriegsminister in hervorragender Weise in der einheitlichen Ausbildung der Armee für den Krieg und in der Auswahl der tüchtigsten Offiziere für die höchsten Stellungen in der Armee zu unterstützen.

Zurzeit sind die verschiedenen Generalinspektionen mit den Generalen Ostrogradskij, dem Großfürsten Sergius Michailowitsch, Wernander, dem Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch und Kabakow besetzt.

Auch für die Beförderung zu Generalen des Truppendienstes hat der Kaiser neue Grundsätze ausgesprochen, die bei der bevorstehenden Bearbeitung der Bestimmungen für das Aufsteigen der Offiziere im Dienst zugrunde gelegt werden sollen.

Wir hatten in unserem letzten Bericht auf die Bewegung in weiten Kreisen des russischen Volkes zur Förderung der Bestrebungen für eine militärische Jugenderziehung aufmerksam gemacht. Die Regierung unterstützt diese Strömung noch in weiterem Sinne, indem sie Anfang Dezember 1910 von einer Konferenz unter Vorsitz des Kriegsministers ein Programm für die Organisierung und Ausrüstung der Jugendwehren feststellen ließ, das dem Ministerrat zur endgültigen Bestätigung vorgelegt worden ist. Soweit über das Ergebnis der Konferenz verlautet, soll in Zukunft ein Teil der Jugendwehren in den Schulen ausgebildet werden, die anderen als „Jugendregimenter". Es soll ferner ein Wettbewerb für einen Normalausbildungsplan, der den Instrukteuren bei der Ausbildung der Jugendwehren als Anleitung dienen könnte, ausgearbeitet werden.

Die Unterweisung der Kinder in militärischen Übungen und in der Gymnastik wird den Volksschulen übertragen. Für diesen Teil der Unterweisung sorgt die Regierung.

Die Jugendregimenter, die privater Tätigkeit oder der Initiative von Truppenteilen ihre Entstehung verdanken, erhalten von der Regierung weitgehende Förderung. Es werden ihnen Instruktoren, Orchester und Reithäuser zur Verfügung gestellt. Der Ausbildung soll das System des englischen Generals Baden-Powell zugrunde gelegt werden. Es soll vom Kriegsminister der Antrag beim Kaiser gestellt werden, daß an den Maiparaden Jugendwehren aus allen Teilen des Reiches teilnehmen sollen.

Zur Besserung der bei den Verhältnissen weiter Gegenden, namentlich des Asiatischen Rußlands, so schwierigen Gesundheitspflege der Armee ist das Kriegsministerium bestrebt, Reformen

durchzuführen, die dauernde Abhilfe bestehender Mißstände versprechen. Neuerdings ist durch die Zentralisierung aller Fragen der Gesundheitspflege der Truppen des Militärbezirks in der „Bezirksmilitärsanitätsverwaltung" ein weiterer Schritt hierin geschehen. Von jetzt ab werden alle bisher von der Lazarettabteilung des Stabes des Militärbezirks behandelten Gegenstände auf diese Verwaltung übertragen. Der Bezirksmilitärsanitätsinspektor übernimmt die Funktionen des Hospitalsinspektors für den wirtschaftlichen Teil. Sie werden in Zukunft den Chefs der permanenten Hospitäler unterstellt. Um aber die Stellen von vier „Konsultanten" in dem Petersburger Nikolai-, dem Warschauer, dem Kijewer und Moskauer Hospital errichten zu können und den Etat der Bezirksmilitärsanitätsverwaltung zu vergrößern, wurden einige Beamtenstellungen aufgehoben. Der Verwaltung des Bezirksdujourgenerals wurden alle auf die Evakuierung der Verwundeten und Kranken innerhalb der Grenzen des Reiches bezüglichen Angelegenheiten übertragen. v. Zepelin.

Schweden.

Verstärkung Stockholms.

Das Verteidigungskomitee hat sich über die Küstenverteidigung Stockholms wie folgt geäußert:

Da Stockholm wegen der Entwickelung der Schiffsartillerie in den letzten Jahren nach Ansicht der Marineverwaltung nicht als von der Seeseite her geschützt angesehen werden kann, wird es für notwendig gehalten, die Festungen Vasholm und Oskar-Fredriksborg zu vervollständigen, um eine Beschießung verhindern zu können. Außerdem wird empfohlen, die Ostseefront der Festungen zu verstärken, um der Flotte in den Schärengewässern in der Nähe der Festungen eine größere Bewegungsfreiheit zu sichern. Schließlich werden einige Verstärkungsmaßnahmen bei den Festungen Karlskrona und Aelfsburg, sowie der Küstenposition Hörningsholm als wünschenswert bezeichnet. Für die Verstärkung der festen Küstenverteidigungen in der nächsten Zeit wird ein jährlicher Durchschnittsbetrag von etwa einer Million Kronen berechnet. Bahn.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Panzerversuche.

Am 15. November v. J. wurde an dem alten Doppelturmmonitor „Puritan" die Widerstandsfähigkeit von Panzerplatten probiert, wenn sie in unmittelbare Berührung mit dem Brisanzsprengstoff kommen.

„Puritan" ist von John Roach gebaut, 1882 vom Stapel gelaufen, hat 6060 t Wasserverdrängung und ist mit 4 30,5 cm-Kanonen in zwei Hichborntürmen und 6 10,2 cm-Kanonen armiert.

Die Versuche fanden in der Nähe der Insel Craney (Norfolk) statt.

Bei dem ersten Versuch wurden etwa 90 kg Nitroglyzeringelatine am hinteren Schiffsturm, wo der Panzer 20,3 cm stark ist, angelegt und von der Insel aus elektrisch entzündet. Durch die Explosion des Sprengstoffs erhielt der Turm einen Riß, das Schwenkwerk wurde betriebsunfähig, und einige Bolzen wurden abgerissen.

Für den zweiten Versuch brachte man dieselbe Menge des genannten Sprengstoffes an der Seitenwand des Schiffes in Höhe der Wasserlinie an. Die Panzerung ist hier 23,4 cm stark. Infolge der Explosion senkte sich der Stern, während der Bug des Schiffes in die Höhe stieg. Eine Panzerplatte hatte sich gelöst und war in das Schiff gedrückt worden. Durch die so entstandene Öffnung drang Wasser in das Schiff und brachte es zum Sinken.

Nach Ansicht der Sachverständigen hätte die Explosion bei einem modernen Schiff, dessen Panzerung viel weiter unter die Wasserlinie reicht als bei dem „Puritan", keine derartige Wirkung erzielt. Man kam zu dem Schluß, daß die Sprengladung eines Geschosses, das erst nach Durchdringung des Panzers detoniert, eine weit stärkere Wirkung ausübt, als eine größere an der Außenseite des Panzers explodierende Sprengladung, da von deren Kraft ein großer Teil unausgenützt bleibt.

Erster Versuch mit 35,56 cm-Geschossen

Ein erster Versuch mit 35,56 cm (14″ gen) Geschossen für die Marine wurde Anfang November v. J. auf dem Marineschießplatz Indian Head ausgeführt.

Die Geschosse waren aus Gußstahl nach dem Hatfieldverfahren hergestellt. Die Ergebnisse sollen außerordentlich befriedigt haben. Das erste Geschoß wurde gegen eine Platte von verschiedener Stärke verfeuert. An der Auftreffstelle des Geschosses war sie 276 mm stark. Das Geschoß durchschlug die Platte, flog, nachdem es auch den Kugelfang durchschlagen hatte, noch 91 m weiter und grub sich dann 1,8 m in das Erdreich ein. Nach dem Ausgraben erwies sich das Geschoß fast unversehrt; nur ein ganz kleines Stückchen an der Geschoßspitze war abgesplittert. Der zweite Schuß durchschlug ebenfalls die Platte, und zwar an einer 292 mm dicken Stelle. Nachdem das Geschoß die Platte durchschlagen, grub es sich in den Kugelfang ein.

Zur eigenen Beurteilung der Schießergebnisse reichen diese bekannt gewordenen Angaben nicht aus. Man kennt Art und Herstellungsort der Platte und die Größe der Auftreffgeschwindigkeit nicht, und weiß auch nicht, ob die Geschosse mit oder ohne Kappe verschossen sind.

Die angegebenen Plattenstärken von 276 und 292 mm hätten auch von 28 cm- bzw. 30,5 cm-Geschossen guter Fertigung durchschlagen werden müssen nach dem Erfahrungssatz, daß die Geschosse kaliberstarke Platten durchschlagen müssen. Um dieses Ergebnis zu erzielen, bedurfte es 35,56 cm-Geschosse nicht. Doch ist zu berücksichtigen, daß der erste Schuß die Platte mit anscheinend großem Kraftüberschuß durchschlagen hat.

Schraubenverschlußunfall an einer 12,7 cm-Kanone L/50.

Am 19. November v. J. wurde auf dem Schießplatz Indian Head ein soeben aus der Marinegeschützfabrik Washington angekommenes 12,7 cm-Rohr L/50 angeschossen. Beim Schließen des Verschlusses zum dritten Schuß explodierte die Ladung, der Verschluß wurde losgerissen und flog nach rückwärts in die Bedienung. An dem Geschütz waren 1 Offizier und 3 Mann tätig, die auf der Stelle getötet wurden.

Nach Ansicht der Untersuchungskommission stand der gespannte Schlagbolzen zu weit vor, so daß er beim Schließen des Verschlusses das Zündhütchen anstechen konnte. Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Der Russisch-japanische Krieg. Von v. Lignitz, General der Infanterie, Mit kriegsgeschichtlichen Vergleichen und Beobachtungen über den Krieg. Vier Teile in einen Band gebunden. Berlin, Vossische Buchhandlung. Preis 18 M.

Der Herr Verfasser kennt die russische Armee wie wenige unserer Offiziere. Hierzu kommt weitgehende Diensterfahrung im eigenen Heere in Krieg und Frieden. Wir erinnern hier nur an seine Tätigkeit als Truppenoffizier im Feldzuge 1866, dann sein Auftreten als Generalstabsoffizier an der Brücke von Corny, schließlich seine Tätigkeit als kommandierender General des III. Armeekorps. Da er selbst aktiv auf russischer Seite bei Sistowa und am Schipka eingegriffen hat, so war er, wie wenige, berufen, eine kritische Geschichte des Feldzuges zu schreiben. Die Werke des deutschen, österreichischen und russischen Generalstabes geben Geschichte, die Werke von Gertsch, Spaits, Hamilton, Bronsart von Schellendorf und Tettau persönliche Eindrücke, das Werk von Löffler sucht auf Grund eines noch nicht ausreichenden Materials die Ereignisse operativ zu würdigen. General von Lignitz steht auf einem ähnlichen Standpunkte wie Löffler, nur verfügt er jetzt über ein ganz anderes Material von russischer und japanischer Seite, wie sein Vorgänger, der noch während der Ereignisse mit seinem Werke

begann. Auf 788 Seiten in vier Teilen wird der Feldzug zu Lande und zu Wasser behandelt, was aber die Darstellung so besonders wertvoll macht, sind die kritischen Urteile und die Vergleiche kriegsgeschichtlicher Vorgänge aus früheren Feldzügen. Das Werk mag durch Erschließung neuer Quellen hier und da veralten, sein dauernder Wert liegt in der Art der Kritik und in den herangezogenen kriegsgeschichtlichen Vergleichen. Auch seine Würdigung Kuropatkins (S. 175), seine Konflikte mit Alexejew, in denen mit Recht eine der Ursachen der russischen Niederlagen gesehen werden, befriedigen in hohem Maße. Kuropatkin, der Gehilfe eines Skobelews, bleibt uns in seiner Passivität und mangelnden Offensivlust ein interessantes psychologisches Problem. Liaojang erfährt eine sehr gute Darstellung, über den ersten Schlachttag schreibt der Verfasser: „Am 31. August abends war die Schlacht auf dem linken Ufer in der Defensive gewonnen, sie ging strategisch verloren, da General Kuropatkin die auf dem rechten Ufer noch unberührt gebliebenen Truppen des XVII. und V. sibirischen Korps (47 Bataillone, 158 Geschütze) nicht für ausreichend hielt gegen die Truppen des Generals Kuroki (bis zum 31. abends nur 1½ Divisionen) ... Nach verlustreichen Kämpfen und in ungünstiger Lage tut man immer gut, sich vorzustellen, wie es bei dem Feinde aussieht, eine fast unverantwortliche Offensive mit harten Anforderungen an die Truppen hat dann nicht selten einen unerwarteten Erfolg, kann wenigstens zur Verbesserung der Lage beitragen. Die Zauberwirkung der Offensive liegt darin, daß der Angegriffene leicht unter den Bann der Vorstellung gerät, sein Gegner müsse stärker sein, wenn er sich zur Offensive entschließen konnte." Dieses gilt besonders von dem Gegenangriff in der Verteidigung, dem einzigen Mittel, die verloren gegangene Vorhand dem Gegner wieder zu entreißen. Ganz naturgemäß schließen hier an Ausführungen über die Bedeutung der Entschlossenheit im Kriege. „Der Erfolg, den die Japaner hier davontrugen, lag mehr auf moralischem als auf taktischem oder strategischem Gebiet. Auch bei ihnen hat die Führung mancherlei Fehler in der Kräfteverteilung und deren Einsatz gemacht, indes durch Konsequenz und festen Willen gesiegt ... Die Kühnheit Kurokis, mit seiner halb verhungerten und nur noch schwach mit Munition versehenen I. Armee die Stellung von Liaojang im Gebirge zu umgehen, hat auf Kuropatkin die beabsichtigte Wirkungvoll ausgeübt. Er zog ab, wurde zwar von Petersburg wegen seines geschickten Rückzuges, der die Armee vor einem Sedan bewahrt hätte, beglückwünscht, aber sehr bald schwand seine Autorität, als es bekannt wurde, wie schwach der Gegner selbst gewesen war. Von nun an verlor die russische Armee den Mut und die Hoffnung auf einen ehrenvollen Ausgang des Krieges und sehnte dessen Ende herbei."

Die bisherigen Mißerfolge lähmten naturgemäß Kuropatkin noch mehr. Das tritt deutlich zutage, wenn man seine Befehle liest, die er für die große Offensive Anfang Oktober 1904 gibt. Mit 257 Bataillonen,

143 Eskadrons, 760 Geschützen will er gegen japanische 170 Bataillone, 50 Eskadrons, 558 Geschütze vorgehen, um eine große Schlacht im napoleonischen Stile zu schlagen. Das wird pomphaft durch Tagesbefehl verkündigt und den Japanern natürlich sofort bekannt, die nun ihrerseits sofort vorgehen.

Die zehntägige Schlacht am Schaho kostete den Russen 45000 Mann, den Japanern nur 16000 Mann und führte zu keiner Entscheidung Der moralische Vorteil aber lag wieder auf japanischer Seite, da Kuropatkin auf Mukden abzog. Der Hauptfehler, der der russischen Führung vom Herrn Verfasser vorgeworfen wird, war der, daß die Streitkräfte auf viel zu großem Raume, in einer Breitenausdehnung von über 80 km und in zu großer Tiefe verteilt waren, so daß bei mangelhafter telegraphischer und telephonischer Verbindung und schlecht organisiertem Verbindungsdienst die entstandenen Friktionen nicht mehr zu überwinden waren.

Kuropatkins Befehle und Anweisungen waren von jetzt ab meistens mehr dazu geeignet, den Unterführern den Mut zu lähmen als wie anzufeuern, denn sie ermahnten mehr zur Vorsicht als zum Draufgehen und bewiesen, daß der Oberkommandierende besonders Mißerfolge fürchtete. So waren denn auch diese Kämpfe vom 5.—17. Oktober 1904 deutliche Vorboten vom Ausgang des Krieges. Hervorgehoben muß aber werden, daß trotz aller Mißstände die Verpflegung der Truppen gut und reichlich war. Je mehr wir uns mit diesen Ereignissen beschäftigen, um so weniger können wir Vorzüge der japanischen Führung anerkennen, wenn wir auch hervorheben müssen, daß die Leistungen der japanischen Truppen hervorragend gewesen sind. Um die Jahreswende finden sich aber die Glanzleistungen des Krieges, auf die man in künftigen Kriegen zurückblicken wird. Die Kämpfe um Port Arthur, die viertägige Winterschlacht bei Sandepu, die zweiwöchentliche Schlacht von Mukden, endlich die der japanischen Marine gestellten Aufgaben setzen höhere Leistungen voraus, als bisher normal erschienen. Die Kriegskunst ist um mehrere Grade gesteigert worden, den höheren Ansprüchen werden nur gutgeschulte Offiziere, tapfere und ausdauernde Mannschaften genügen können.

Aus dem Schlußteil des Buches sei besonders die drastische Schilderung des Rückzuges nach der Schlacht von Mukden mit zahlreichen, bisher nicht bekanntgewordenen Einzelheiten hervorgehoben.

Balck.

Regensberg 1870/71. VII. Abteilung. Die Entscheidungen im Westen und Norden. Die Ereignisse zur See und im Küstengebiet. Von der Loire zum Loir und zur Sarthe. Der Feldzug der I. Armee. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart. 10 Abteilungen je 2,60 M.

In gedrängter, aber klarer Zusammenstellung ist auch diese Abteilung verfaßt. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die geringe Rolle, die die große französische Marine 1870/71 gespielt hat, uns nicht zur Annachme verleiten darf, daß es auch in Zukunft ähnlich sein werde.

Die Mißstände in der französischen Armee des Kaiserreichs zeigten sich, wie das vielfach der Fall zu sein pflegt, in noch verstärktem Maße bei der Marine. Daß sich die Verhältnisse ganz anders einer wohlgerüsteten, sehr überlegenen feindlichen Marine gegenüber gestalten müssen, wird angedeutet mit dem Hinweis darauf, daß wir unablässig an dem weiteren Ausbau unserer Flotte arbeiten müssen. — Immerhin war die Gefahr, die uns im Norden auch von Dänemark drohte, nicht zu unterschätzen. Ausgezeichnet war die rastlose Tätigkeit, die an unserer Küste im Sicherheitsdienst entwickelt wurde und das schneidige Auftreten der Kriegsschiffe, die mit dem Gegner zusammenstießen. Wenn auch die Blockade nicht völlig durchgeführt werden konnte, so litt unser Handel doch naturgemäß schwer. 45 deutsche Kauffahrteischiffe fielen in Feindes Hand.

Bei der Besprechung der Dezember- und Januarkämpfe im Westen und Norden von Paris weist Verfasser darauf hin, daß die Tragweite dieser Massenaufgebote deutscherseits zu spät erkannt worden ist. Die Franzosen hatten Geld, Waffen und Menschen, auch Führer wie Chanzy und Faidherbes, die weit bedeutender waren, als der Durchschnitt aller Generale der kaiserlichen Armee. Ein verhältnismäßig kleiner Teil von Frankreich war erst in deutschen Händen. Deutscherseits wurden nur 2 Reservejägerbataillone gegen die neuformierten 360 Infanterie- und Jägerbataillone, 399 Mobilgardenbataillone, 990 Bataillone mobilisierter Nationalgarden, abgesehen von Franktireurs, aufgestellt, die Frankreich tatsächlich aus der Erde stampfte. Der Volkskrieg in dieser Form war eine noch nicht dagewesene Erscheinung, man glaubte deutscherseits nicht an den Ernst der Lage und das war gut für den Schneid unserer Truppen und ihrer Führer. Dazu kam, als unser Verbündeter, der Winter, unter dem die Franzosen mehr litten als die Deutschen. Der Mangel an ausgebildeten Reservisten machte sich diesen Massenaufgeboten gegenüber aber doch sehr fühlbar, ein Mangel, der bei der zweijährigen Dienstzeit für die Zukunft weniger zu befürchten ist.

Zum Schluß der Abteilung wird noch eine Übersicht über die Leistungen unserer Feldeisenbahnen, Feldtelegraphie, Feldpost sowie der Brieftauben und Luftschiffe im Krieg gegeben, Gebiete, auf denen seitdem die meisten Fortschritte gemacht sind, die aber doch schon damals bemerkenswerte, wenn nicht hervorragende Erfolge aufzuweisen hatten. v. Twardowski.

Tätigkeit der beiden Funkentelegraphenabteilungn in Südwestafrika 1904—1907. Nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Flaskamp, Hauptmann und Kompagniechef im Telegraphenbataillon Nr. 1. Mit 3 Skizzen im Text, 3 Karten und einer graphischen Darstellung in Steindruck als Anlagen. Berlin 1910. R. Eisenschmidt. 3 M.

Wenn man in französischen und englischen Militärzeitschriften die zahlreichen Berichte über die Tätigkeit der technischen Truppen

liest, so fragt man sich unwillkürlich: Geschieht denn bei uns gar nichts seitens unserer Pioniere und Verkehrstruppen, das des Berichts wert wäre? Man braucht ja nicht, wie jene, über jeden aus einem Brunnen ausgegrabenen Arbeiter und über jede irgendwo gebaute Feldbrücke einen Artikel zu schreiben. Aber es sind da eine Anzahl Berichte veröffentlicht, die wirklich Interessantes bieten und die Aufmerksamkeit auf die technische Waffe zu richten geeignet sind. Und wer nicht von sich reden macht, wer immer sich im Hintergrunde hält, der kann sich nicht wundern, wenn man sich keine Mühe gibt, ihn kennen zu lernen. Es ist nicht hier der Platz, um den Ursachen dieser leidlichen Schweigsamkeit unserer technischen Waffe nachzuforschen, die nur so selten unterbrochen wird. Aber mit desto größerer Freude ist es zu begrüßen, daß Hauptmann Flaskamp jetzt einen schon lange erwarteten Bericht über die Tätigkeit unserer Funkentelegraphenabteilungen in Südwestafrika endlich veröffentlicht hat.

Der Autor ist der Berufenste dazu, da er selbst als Führer der zweiten Abteilung vom April 1905 bis 1907 in Südwestafrika tätig gewesen ist und ein gut Teil Verdienst an der erfolgreichen Tätigkeit der Funkentelegraphie unter den dortigen so überaus schwierigen Verhältnissen für sich in Anspruch nehmen kann. Und seine Arbeit verdient nicht nur gelesen, sondern studiert zu werden. Wir können stolz sein auf das, was unsere Telegraphisten dort unten geleistet haben, und wer sich durch Ssemenows absprechendes Urteil über das System Slavy-Telefunken hat ungünstig beeinflussen lassen, wird vollständige Beruhigung über den Weg, den unsere Funkentelegraphie eingeschlagen hat, aus den Kriegsleistungen in Südwestafrika schöpfen. Die vorliegende Schrift enthält sehr reichhaltiges Material zur gründlichen Beurteilung, obgleich sie nur 52 Seiten zählt. Aber — aber! War denn nicht möglich, unseren Nachbarn im Westen abzulauschen, in welcher Form man derartige, doch wahrlich hochinteressante, bisher noch niemals und nirgends erlebte Begebenheiten, wie die dreijährige Verwertung der drahtlosen Telegraphie zur Gefechtsleitung, zur Marschdisposition, zur Nachrichtenübermittelung in großartigem Umfang dem Leser darzubieten hat, um ihn zu fesseln und die Lektüre fruchtbar zu machen? Schreibt man denn nur für die Kameraden der Technik? Ist es nicht Pflicht, die ganze Armee teilnehmen zu lassen an den Triumphen der Technik in der Spezialwaffe? Tabellen sind ja ausgezeichnet, um das Studienmaterial anfzuspeichern und in handliche Form zu bringen, und sie werden immer eine hochzuschätzende Beigabe sein müssen. Aber der Darstellung der Tätigkeit der Abteilungen und ihrer Stationen wäre doch mindestens eine kurze Skizze der kriegerischen Ereignisse, der geplanten und ausgeführten Bewegungen der Truppenkörper zugrunde zu legen gewesnn, um überhaupt für jene Verständnis zu gewinnen. Es ist doch nicht vorauszusetzen, daß der Leser mit den verzwickten Kriegslagen und Operationen auf diesem uns nur oberflächlich bekannten, wilden Kriegsschauplatze vollkommen

vertraut sei, oder daß er eine Quelle bei der Hand habe, deren Studium ihn instand setzen kann, zu beurteilen, welche Bedeutung, welchen Einfluß die Tätigkeit der Funkenstationen in diesem und jenem Falle gehabt hat. Und darauf kommt es doch schließlich an. Nicht auf die hier und dort erreichte Entfernung der Wirkungsgrenze, nicht auf die Zahl der an einem Tage beförderten Worte, sondern auf das Eingreifen der Funkentelegraphie in die augenblickliche Lage, auf die von ihr in der Hand des Führers, des Kommandeurs ausgeübte Wirkung. Jene Angaben sind ja gewiß auch interessant und durften nicht fehlen, aber die Hauptsache sind sie nicht. Es ist der alte Fehler der technischen Waffe: der Verfasser schreibt als Techniker für Techniker, anstatt als Soldat für die Kameraden der ganzen Armee. Wenn ich einen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, daß der Verfasser noch ein zweites Buch schreibe in dem angedeuteten Sinne. Sei jenes erste für die Kameraden der Technik, das zweite für die Kameraden der Armee! Das im ersten gebotene Material ist zu wertvoll, als daß es nicht der Allgemeinheit durch die Form zugänglich gemacht werden sollte.

Frobenius.

Henke Carl: Davout und die Festung Hamburg-Harburg 1813 bis 1814. Beiträge zur Geschichte der Befreiungskriege. Herausgegeben von R. Friederich. 2. Heft. Mit 3 Bildertafeln und einem Plan in Steindruck. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. Pr. 5 M.

In genanntem Buche liegt uns eine sehr sorgfältige, zum großen Teil archivalische Studie vor, die in berechtigtem Streben nach objektiver Untersuchung der Tatsachen den Feind, in diesem Falle Davout, in jeder Hinsicht zu heben und zu entschuldigen sich anschickt. Davout ist ohne Zweifel nicht nur der größte kriegerische Geist unter den Marschällen Napoleons und wird in dieser Hinsicht nur von Lannes erreicht, — er ist auch der beste Charakter und einem jeden soldatisch Fühlenden die sympathischste Figur der großen Armee. Und er mußte Hamburg, das er zu einer starken Festung auszubauen hatte, aussaugen und, vom Standpunkt der Hamburger aus ausgesprochen, quälen und peinigen, um eben diese Leistungen zu erreichen. Daß die Hamburger sich dagegen empörten und ihm die größten Schwierigkeiten machten, gereicht ihnen — wenn es auch politisch unpraktisch war — nur zur Ehre. Und daß sie dann über Davouts Regiment sich beklagt und die Sachen entstellt und übertrieben haben, ist eine so menschliche und immer wieder vorkommende Erscheinung, daß ich das nicht als so häßlich hinstellen möchte, wie der Verfasser es tut. Patriotismus und Chauvinismus haben gerade in Zeitläuften höchster politischer Erregung recht schwer zu bestimmende Grenzen.

Mit außerordentlichem Fleiß schildert der Verfasser, wie das 1804 entfestigte Hamburg nun durch die berühmte Order Napoleons vom 7. Juni 1813 zu einem Brückenkopf und durch den Entschluß Davouts, nach der Schlacht von Leipzig in Hamburg zu bleiben, zur großen Lagerfestung wird.

Eine deutliche Lehre tritt da zutage für alle die, die als Gegner permanenter Befestigung von fliegenden Festungen provisorischen Charakters träumen. Alle diese erst während der Operationen entstehenden Festungen sind auf dem Papier leicht zu bauen, — aber die Wirklichkeit zeigt eben immer wieder, daß der Ausführung sich ganz enorme Schwierigkeiten entgegenstellen. Ganz besonders die Massen an Arbeitern, die bei der kurzen Bauzeit nötig sind, werden nie in genügender Zahl vorhanden sein und in Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht noch viel weniger, als in früheren Zeiten. Das Menschenmaterial, was uns ein ausmarschierendes Heer der allgemeinen Wehrpflicht zurückläßt, ist nebenbei auch viel zu schlecht, um gute Festungsarbeit zu machen.

In gleicher Weise wird durch die Darstellung des Verfassers klar und deutlich, daß nicht die Friedensfestung den Feldherrn an sich zieht — eine Legende, die immer noch lebt —, sondern daß die unfertige, im Bau befindliche provisorische Festung enorme Kräfte fesselt, während die permanent ausgebaute, bereite Friedensfestung im Gegenteil in der Lage ist, auch kleineren Heerteilen eine relativ hohe operative Freiheit zu geben.

Von großem Interesse sind die Milieuschilderungen des Verfassers aus der Zeit der Einschließung, die einen guten Einblick in die enormen Schwierigkeiten bieten, die durch Improvisationen jeder Art selbst in einer so reichen Stadt, wie das damalige Hamburg immerhin noch war, entstehen.

Bei dieser Gelegenheit stellt Verfasser auch das Urteil über Davouts Beschlagnahme der Hamburger Bank in das richtige Licht. Die eiserne Notwendigkeit ließ dem Marschall gar keine andere Wahl.

Die eigentlichen taktischen Geschehnisse bei der Einschließung und bei den Kämpfen um die Festung sind etwas knapp ausgefallen. Wir hätten den so sachgemäßen und ruhigen Erörterungen des Verfassers gerne gelauscht, auch wenn sie hier mehr ins Detail gegangen wären.

Mit eigentümlichem Eindruck verläßt uns die Schilderung, indem sie dramatisch wirksam uns erzählt, wie der treue Davout als Lohn für sein heldenmütiges Ausharren in Hamburg von der neuen Regierung die Absetzung und Verbannung erntete. Daß Davout den Zug durch Deutschland nicht wagen konnte und deshalb nicht wagte, ist ohne weiteres klar; er hat bei Regensburg genugsam bewiesen, daß er das Menschenmögliche zu riskieren der Mann war.

Das Werk des Verfassers, das wir mit gutem Gewissen allseitig empfehlen können, ist hübsch mit Plänen und Skizzen ausgestattet. Die Beigabe der Blätter Hamburg, Harburg, Stade und Buxtehude der Reichskarte, die sehr erwünscht wäre, ist wohl aus Preisrücksichten unterblieben. Endres.

Nos Campagnes au Tyrol 1797. 1799. 1805. 1809. Von général Derrécagaix. Paris, W. Librairie militaire R. Chapelot et Co. 1910.

Eine Reise nach Tirol gab dem französischen General, der früher bereits durch strategische und taktische Studien hervorgetreten ist und der später eingehend mit dem Marschall Berthier sich beschäftigt hat Anlaß, die Kämpfe seiner Landsleute gegen die Tiroler zu schildern. Das sehr umfangreiche Werk hat einen vorwiegend militärischen Wert und vor vielen seinesgleichen den Vorzug, daß Verfasser an Ort und Stelle seine Studien machte und ohne Voreingenommenheit gegen das heldenmütige Gebirgsvolk und seine Anführer die Tatsachen reden läßt.

Die Beschreibung des Landes ist knapp gehalten; es wird mit Recht beim Leser die Kenntnis des Kriegsschauplatzes vorausgesetzt. Trotzdem hätte die beigegebene Karte füglich etwas genauer sein können. Es ist stets ein mißlich Ding, wenn man erst beim Studium militärischer Operationen ein Reisehandbuch oder einen Handatlas zu Rate ziehen muß. Aber in dieser Hinsicht sind unsere westlichen Nachbarn nach wie vor etwas genial.

Die Entsendung des Generals Joubert nach Tirol im Jahre 1797 ist nicht zum Zweck einer Besitznahme des Landes gedacht gewesen. Sie sollte ein Flankenschutz sein für Napoleons Vormarsch aus Italien gegen Wien. Mit sanfter Hand sollten die Tiroler behandelt werden, friedlich lautende Aufrufe sollten dazu dienen, die Bergbewohner von einer Anteilnahme am Kampfe abzuhalten. Natürlich war es, daß trotzdem überall das Volk zu den Waffen griff gegen den Österreich und damit Tirols Sonderstellung bedrohenden Feind. So gestaltete sich dieser für die Franzosen wenig rühmliche erste Feldzug in Tirol von vornherein zu einem nationalen, von wilder Begeisterung seitens der Österreich treuen Tiroler geführten, in dem diese ihre Kräfte stählten, sich vorbereiteten für kommende Fälle und durch den endgültigen Mißerfolg der französischen Waffen das Gefühl der Übermacht erhielten. Der Kaiser von Österreich war sich dessen bewußt, daß er auf seine treuen Tiroler zählen könne und er hat sich in der Folge nicht getäuscht.

Waren die Truppen Jouberts von Süden her bis Bozen vorgedrungen, um sodann durch das Pustertal auf Sachsenburg den Anschluß an Napoleon zu finden, so sollte 1799 General Lecourbe von Bellinzona nach dem Engadin marschieren, während die Hauptarmee über Bregenz unter Massena auf Innsbruck vorging und eine italienische im Etschtale operierte. Diese Dreiteilung war der Hauptgrund dafür, daß ein einheitliches Handeln ausgeschlossen war und wenn auch bei verschiedenen Gelegenheiten die Franzosen siegreich gewesen sind, schließlich waren sie zum Rückzuge gezwungen. Die Tiroler aber hatten allmählich erkannt, daß alle „égards“, mit denen sie nach Napoleons eigenen Worten behandelt werden sollten, nichts als leere Worte seien, daß sie in den Franzosen vielmehr ihre schlimmsten Feinde zu sehen hätten.

Im Jahre 1805 betraten zum dritten Male französische Truppen Tiroler Boden. Napoleon entsandte auf seinem Vormarsche von Ulm auf Wien den Marschall Ney nach Tirol, um seine rechte Flanke gegen den Erzherzog Johann und die kriegerischen Bergbewohner zu decken. Dieser Vormarsch Neys geschah mit großer Schnelligkeit und leichterkauften Erfolgen. Die Kapitulation von Ulm hatte allgemeine Niedergeschlagenheit zur Folge gehabt, die „große Armee“ drang mit Sturmesgewalt vor, die Trümmer der Österreicher flüchteten vor Bernadotte der in Salzburg erschien. Hierzu kommen eine Anzahl von nicht hinwegzuleugnenden Fehlern in der österreichischen Kriegführung, infolge deren wichtige Punkte in Tirol, wie Leutasch, Scharnitz und Innsbruck den Franzosen in die Hände fielen. Vor allem aber waren die Tiroler, gewissermaßen im Schlaf, überfallen worden. Sie waren auf eine Erhebung nicht vorbereitet, Haus Österreich hatte sie in Sorglosigkeit eingewiegt und so wenig konnten die Erfolge der Franzosen die jählings Aufgeschreckten zur Besinnung und zum Widerstand bringen, daß der Sieger kurzerhand das treue Tirol dem Hause Österreich wegnahm und es dem Königreiche Bayern einverleibte. Freilich hatte selbst ein Napoleon nicht die Einsicht, daß man auf diese Art und Weise sich aus den neugebackenen bayerischen Tirolern unmöglich Bundesgenossen schaffen konnte. Und in der Tat, gerade dieses gewaltsame Loslösen vom angestammten Österreich schmiedete das treue Tirol innerlich nur um so fester zusammen und ließ mit der Zeit einen blinden Fanatismus gegen Bayern und Franzosen auf der einen Seite erwachsen, auf der anderen die Anhänglichkeit an das österreichische Herrscherhaus immer größer werden.

Und trotzdem würde die Erhebung Tirols im Jahre 1809 nicht zustande gekommen sein, hätten nicht die Bayern nach Besitzergreifung des Landes alles getan, um die friedlich in ihre Hütten zurückgekehrten Bergbewohner, die tränenden Auges der österreichischen Zeit gedachten, aber sich zunächst still fügten, aufzureizen.

Es ist hier nicht am Platze, diese vielerlei Mißgriffe aufzuzählen, durch welche Bayern die Tiroler aufs äußerste reizte. Ein Volkskrieg, wie er 1809 in Tirol ausbrach, kann nur dann entstehen, wenn sich das Volk in seinen heiligsten Rechten getroffen sieht, wenn jahrelange Knechtung voraufgegangen ist, die gerade ein so freiheitliebendes und freiheitgewohntes Naturvolk am wenigsten verträgt. Aber den geschichtlichen Tatsachen hieße es anderseits ins Gesicht schlagen, wollte man nicht zugeben, daß Österreich nicht nur ständig zum Aufstande getrieben, sondern sogar einen offiziellen Plan in Wien an die leitenden Tiroler Führer ausgegeben hat.

Wenn da die Begeisterung in hellen Flammen emporloderte, so war das nur natürlich, und daß sich Männer fanden, die diese Gluten schürten, gab der nationalen Sache den äußeren Antrieb. Daß aber keiner dieser Männer auf die Dauer eine so zusammengewürfelte Genossenschaft wie die Tiroler Bergbevölkerung in einer Hand zu halten

verstand, gab neben den Mißerfolgen Österreichs auf dem großen Kriegsschauplatze den Anlaß, daß schließlich trotz großer Siege auf seiten der Tiroler der Erfolg den Franzosen und Bayern zufiel.

Die verschiedenen Kriegszüge des Marschalls Lefebvre in Tirol sollten die Bewohner zur Ruhe zwingen. Die ersten Repressalien der Bayern im Inntale waren derartige, daß sie nur den Haß schürten, und es wäre politisch richtiger gewesen, wenn Napoleon das Land bei Bayern lassen wollte, die Stimmung zu beruhigen. Als die österreichischen Truppen demnächst das Land geräumt hatten und die Bevölkerung anscheinend wieder ihren friedlichen Beschäftigungen nachging, hätte es einer starken Besatzung bedurft, anstatt nur eine einzige Division in Tirol zurückzulassen. Aber Napoleon konnte damals nicht mehr Truppen entbehren.

Nach dem Waffenstillstand von Znaim ging Napoleon daran, Tirol endgültig von österreichischen Truppen freizumachen. Zehn französische und bayerische Divisionen drangen in Tirol ein und es war schließlich kein Wunder, daß auf die Dauer das von Österreich aufgegebene Land unterliegen mußte.

Aus einem Briefe Napoleons an Lefebvre aus Schönbrunn vom 30. Juli 1809, der kürzlich in der Sammlung von F. M. Kircheisen erschien, ersehen wir, daß Napoleon ein Ende gemacht haben will. Er sagt u. a.:

„Es ist meine Absicht, daß Sie 150 aus allen Kantonen genommene Geiseln fordern, mindestens sechs große Dörfer und die Häuser der Anführer plündern und verbrennen lassen und erklären, ich würde das ganze Land mit Feuer und Schwert versengen ...“ und in demselben Briefe wiederholt er obigen Befehl und fügt hinzu, „so daß auch nicht die geringste Spur mehr von ihnen (jenen Dörfern) zu sehen ist; sie sollen den Bergbewohnern ewig ein Denkmal der an ihnen geübten Rache bleiben“.

Wie in diesem Stadium der Krieg geführt wurde, weist die Geschichte auf. Im vorliegenden Werke, das sich eingehend mit den militärischen Begebenheiten beschäftigt, die zum Teil durch Berichte von Augenzeugen belegt sind, wird der Charakter dieses Vernichtungskrieges der Tiroler Freiheit fesselnd und unparteiisch geschildert. Insonderheit betrifft dies die Charakteristik der Führer auf seiten der Tiroler, die wir, zumal die eigenartige Erscheinung Andreas Hofers betreffend, selten so richtig und lebenswarm wiedergefunden haben.

Wir können dem Herrn Verfasser, der den Gebirgskrieg als solchen zum eingehenden Studium in seinem Werke gemacht hat, nur beipflichten, wenn er sagt:

„Nos efforts, nos sacrifices, nos campagnes et nos exécutions n'ont eu qu'un résultat, c'est de rendre plus étroit, et peutêtre indissoluble, le lien sacré qui unit désormais (Tirol wurde bekanntlich in drei Teile geteilt und fiel erst später wieder an Österreich zurück) les vaillants montagnards du Tyrol à l'empereur d'Autriche.“ 63.

Der Feldherr Napoleon als Organisator. Von Hermann Giehrl, Oberleutnant. Betrachtungen über seine Verkehr- und Nachrichtenmittel, seine Arbeits- und Befehlsweise. Mit Abbildungen und Skizzen im Text sowie einer Übersichtskarte. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. Preis geheftet 4 M., geb. 5,50 M.

Der Verfasser gibt in dem kleinen Werk eine gedrängte Übersicht über verschiedene militärische Einzelgebiete, in denen Napoleon organisatorisch wirkte. Naturgemäß ist dieser erste Teil des Buches von rein kompilatorischem Charakter. Die einzelnen Kapitel behandeln die Arbeitsweise Napoleons, den Dienst und die Einteilung des Großen Hauptquartiers, Befehlstechnik und Nachrichtenwesen, Kartenwesen und Straßenbau.

Im zweiten Teil nimmt der Verfasser in seinen „Betrachtungen" persönlich Stellung und zieht die Linien, die den historischen Teil mit der Gegenwart verbinden und damit die Ergebnisse praktisch verwertbar machen.

Die Kapitel über die Arbeitsweise Napoleons im Zusammenhang mit Einteilung und Dienst des Großen Hauptquartiers geben eine gute Übersicht über das hier Wissenswerte.

Die Befehlstechnik Napoleons wird zu günstig beurteilt. Selbst die größten Napoleonverehrer unter den modernen französischen Schriftstellern können sich für die Art und Weise der napoleonischen Befehlsgebung nicht mehr begeistern und bezeichnen die Methode Moltkes als einen entschiedenen Fortschritt. Verfasser hält den diplomatischen Charakter der Moltkeschen Direktive für ihr entscheidendes Charakteristikum — auch hierin können wir ihm nicht folgen. Wenn wir die Versuche Moltkes Direktiven zu geben, mit den oft vollendeten Meisterwerken Napoleons vergleichen, so kommen wir zu anderen Resultaten.

Sehr richtig sind die Vorwürfe, die der Verfasser der Schematik mancher Befehle bei Übungen usw. vorwirft. Das furchtbare Gewirr und die oft erstaunliche Schlamperei in Napoleons Befehlen haben aber trotz allen Geistes auch oft die verderblichsten Folgen gehabt. Darum können wir an der napoleonschen Befehlstechnik in dieser Hinsicht nichts lernen. Wir haben die Anschauung, daß im Befehl freie Gedanken in geordneter Form vorgetragen werden sollen.

Interessant sind die Kapitel über Nachrichten- und Kartenwesen. Namentlich auf letzteres ist besondere Sorgfalt verwendet. E.

Die Verwendung des Fernglases mit Strichplatte zum Distanzschätzen und -messen der Infanterie. Von Wilhelm Steiner, k. und k. Major im Infanterieregiment von Succovaty Nr. 37. Wien 1910. L. W. Seidel & Sohn.

Die große Bedeutung, die beim gefechtsmäßigen Schießen der Infanterie der richtigen Ermittelung der Zielentfernung zukommt, wird jetzt allgemein anerkannt. Daher der Wunsch nach einem schnell und

zuverlässig arbeitenden Entfernungsmesser begreiflich. Der Verfasser der vorliegenden Schrift will die Entfernung der Ziele durch Messung der scheinbaren Größe der Ziele — deren Parallaxe — messen und sich dazu eines Prismafernrohres bedienen, in dessen Brennebene sich eine Strichplatte befindet, deren Striche so weit auseinanderstehen, daß deren Auseinanderstellung dem Auge unter einem Winkel von $^1/_{1000}$ der Entfernung (3′ 27″) erscheinen. Ein Gegenstand von bekannter Größe, der gerade zwischen zwei Strichen gesehen wird, befindet sich in einer Entfernung, die tausendmal so groß ist, als der Gegenstand. Ein aufrecht stehender Mann, der genau zwischen zwei benachbarten Strichen gesehen wird, steht, wenn er 1,80 m hoch ist, auf 1800 m. Liest man eine Auseinanderstellung von zwei Strichen ab, so ist die Entfernung nur 900, bei drei Strichen 600 m usw. Das Prinzip ist ganz einwandfrei; die Schwäche liegt aber darin, daß die Größe des Zieles nicht bekannt ist; der Mann kann größer als 1,80 m sein, aber vielleicht auch nur 1,60 m, ja es ist auch möglich, daß man ihn in gebückter Haltung sieht und er nur eine Höhe von 1,40 m, wie die Figurscheibe, hat. Hierin liegt eine große Fehlerquelle, und es ist bisher keinem auf diesem Prinzip beruhenden Instrumente gelungen, sich einzubürgern. Eine zweite Fehlerquelle liegt in der Schwierigkeit, die Zahl der Striche genau abzulesen; sie stehen sehr dicht nebeneinander.

Der Verfasser will den Umstand, daß die Größe des Zieles unbekannt ist, dadurch unschädlich machen, daß er die Parallaxe von zwei Punkten, die in bekannter Entfernung voneinander liegen, mißt. Das ist theoretisch durchaus richtig, aber die Fehlerquellen werden sich derartig häufen, daß kein praktisch verwertbares Ergebnis zu erwarten ist.

Mit Recht sagt der Verfasser: „Probieren geht über Studieren“, aber gerade darum dürfte man erwarten, daß er an wirklich ausgeführten Messungen die Brauchbarkeit seiner Vorschläge nachwies. Ehe man nichts über die Größe der zu erwartenden Fehler etwas weiß, kann man kein Urteil über die Brauchbarkeit der Methode abgeben.

H. Rohne.

Étude sur les pistolets automatiques par le commandant E. Niotan

In der Revue de l'armée belge ist in den Heften Mai bis Oktober 1909 und Januar-Februar 1910 eine Reihe von Aufsätzen unter dem oben genannten Titel vom Herrn Kommandanten Niotan veröffentlicht worden. Dieselben sind nunmehr als Sonderabdruck in Form einer Broschüre, vermutlich im Verlage der Revue de l'armée belge, Brüssel, rue des Guillemins 24 erschienen.

Der umfangreiche Stoff gibt in der Einleitung eine historische Entwickelung der Pistolen und im ersten Teil die Verwundungsfähigkeit der Pistolen, ihre Einteilung und die allgemeine Beschreibung der hauptsächlichsten Modelle. Der zweite Teil beschreibt die wesentlichsten

Bestandteile selbstladender Pistolen und ihre ballistischen Eigenschaften; im dritten sind die Browningpistolen der verschiedenen Kaliber und Modelle eingehend besprochen. Die Darstellung ist kurz, klar und leicht verständlich und wird sehr zweckmäßig unterstützt durch vier Bilder im Text und zahlreiche Abbildungen auf 16 angehefteten Tafeln. Die Abbildungen stellen unter Fortlassung des Nebensächlichen das Charakteristische gut dar.

Die Schrift kann zum Zwecke der Belehrung über die Selbstladepistolen bestens empfohlen werden.

Eine deutsche Übersetzung derselben ist meines Wissens nicht vorhanden. Bahn, Generalmajor a. D.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Januar.) Das Kriegsbudget im Rahmen des Staatshaushaltes. — Der Batterierichtkreis M/5 bei der Truppe. — Größere Manöver fremder Armeen. — Das Etappenwesen der Russen im Feldzuge 1904/05. — Die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757.

Revue d'infanterie. (Januar.) Der rechte preußische Flügel bei Rezonville. — Die zwölf Bersaglieri-Radfahrerbataillone. — Die Operationen des 10. Korps gegen Tours (20. Dezember 1870). — Eine englische Ansicht über die Verwendung der Flugmaschinen und lenkbaren Luftschiffe im Kriege.

Revue militaire des armées étrangères. (Januar.) Die schweizerischen Manöver 1910. — Die Herbstübungen in Schweden 1910.

Journal des sciences militaires. (Januar.) Die Bewegungsfreiheit des Oberkommandierenden. — Taktische Verwendung der Maschinengewehre. — Die Verteidigung Großbritanniens.

Revue d'histoire. (Januar.) Der Feldzug von 1908/09 in Chaouia. — Der Feldzug 1813: Die Friedensverhandlungen. — Der Krieg 1870/71: Die erste Loirearmee.

Revue d'artillerie. (November 1910.) Studie über das Decken. — Studie über das Flugproblem. — Unabhängiger Aufsatz oder unabhängige Visierlinie. — Die Flugmaschine in Verbindung mit den anderen Waffen. — (Dezember 1910.) Studie über das Decken. — Studie über das Flugproblem. — Mathematische Kuriositäten.

Revue de Cavalerie. (Dezember.) Deutsche Gedanken über Kavallerie. — Studie über das Fußgefecht. — Seydlitz. — (Januar.)

Studie über die vereinigte Kampfesweise der drei Waffen. — Einige Bemerkungen über den Unterricht und die Verwendung des Halbregiments. — Studie über das Fußgefecht. — Auf dem Schlachtfelde von Nuits.

Kavalleristische Monatshefte. (Januar.) Über marschhemmende Einwirkung durch Kavallerie. — Das Leichtreiten. — Das neue Exerzierreglement für die reitende Artillerie. — Rückblick auf die Kampagnereiterei 1910.

Revue du génie militaire. (Dezember.) Duchêne: Abschätzung eines gegebenen Aeroplans. — Balas: Die Genietruppen bei den Überschwemmungen von Paris im Jahre 1910 (Schluß). — Barré: Beitrag zur Konstruktion der (Luftschiff-) Schrauben (Schluß). — Nekrolog des Generals Rougier. — Neuer Apparat zum Sammeln des Regenwassers.

Rivista di artiglieria e genio. (November.) Rocchi: Die Kriegsflagge des Torpedojägers „Pontiere". — Spaccamela: Die heutige Feldbefestigung, das leichte Schanzzeug und die Genietruppe. — Verwendung der Feldartillerie in der Schlacht. — Pappalardo: Taktisch-technische Betrachtungen über Bestückung und Munitionsausstattung der Küstenbatterien. — Tardivo: Fernübertragung von Photographien mittelst des Tolostorrographen Belin. — De Vonderweid: Entfernungszeiger für Küstengeschütze. — Die Artillerie im Jahre 1909 nach v. Löbells Jahresberichten. — Befestigungskunst und Offensive (nach v. Beseler). — Spitzgeschosse in Österreich. — Notizen: Frankreich: Die Feldartillerie im Manöver; Mobilmachungsübung; Inspektion der Militärluftschiffahrt; Genieoffizieralbum; Hufbeschlag; Infanteriemaschinengewehre; Entfernungsmesser für die Maschinengewehrabteilungen der Kavallerie. — Deutschland: Neue Feldartillerieschießvorschrift; Telegraphenübungen; Neues Kriegsbrückengerät. — Japan: Neue Reglements; Neues Gewehr. — England: Schießergebnisse der Schiffsartillerie; Militäraviatik. — Niederlande: Neue Feldkanone; Maschinengewehrselbstfahrer für die Küstenverteidigung. — Rußland: Zuteilung von Bajonetten an die Kasaken. — Vereinigte Staaten: Schwerer Unglücksfall bei der Schießübung; Gewehrschalldämpfer. — Türkei: Kartuschen mit Spitzgeschossen; Telegraphie Marconi. — Verlustprozente durch Infanterie- und durch Artilleriefeuer.

Revue de l'armée belge. (September und Oktober 1910.) Bemerkungen betreffend Griechenland, die Türkei und den Griechisch-Türkischen Krieg von 1897. — Über die Schießtechnik der Feldartillerie. — Bemerkungen über die Organisation der belgischen Genietruppen. — Zur Erinnerung an die Divisionskavallerie. — Gegenwärtiger Stand der Frage über die Maschinengeschütze, Maschinengewehre und Selbstladegewehre. — Die C[ie] des forges et aciéries de la marine et d'Homécourt auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. — Über die Theorie der Gymnastik. — Das Kriegsmaterial auf der Weltausstellung in Brüssel 1910. — Einige Betrachtungen über die Befestigung des Schlachtfeldes.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (Heft 12.) Die Abhängigkeit des Schußwinkels für gleiche schiefe Schußweiten vom Terrainwinkel. — Der Dieselmotor. — Scheinwerfer für die Küstenverteidigung.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. (Heft 12, 1910.) Reiterangriffe. — Die Paßwangüberschreitung durch die Feldartillerieabteilung II/6 am 28. und 29. August 1910. — Aus den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde. — Neues von der deutschen Feldartillerie. — Tir échelonné.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 51. Schießausbildung. — Das Feuergefecht der Kavallerie. — Die Tragart der Kavalleriewaffen. — Das neue französische 6,5 cm-Gebirgsgeschütz. — **Nr. 52.** Die Truppenführer im Instruktionsdienst. — Berittene Infanterieoffiziere. — Schonung des Pferdematerials in den Militärkursen. — Die französischen Armeemanöver in der Picardie 1910. — **Nr. 53.** Rekrutenverteilung. — Die französischen Armeemanöver in der Picardie 1910. — **Nr. 1, 1911.** Fortschritte? Kritische Betrachtungen über Infanterieausbildung. — Disziplin und Verpflegung. — Glossen zum „Feuergefecht der Kavallerie". — Reitermusik.

Wajennüj Ssbornik. 1910. (Dezember.) Das tapfere Saporosche Kosakenheer. — Der „Vaterländische Krieg" (1812) in den Erinnerungen von Zeitgenossen. — Der Plan des strategischen Aufmarsches der Truppen im Fernen Osten im Falle eines Zusammenstoßes mit Japan im Jahre 1903. — Der Generalstab im Feldzuge 1831. (Schluß.) — Das moralische Element in der Befestigung. (Schluß.) — Die Spezial-Gebirgstruppen in Frankreich. — Die Kriegsgalerie im Winterpalast in Petersburg. (Zur bevorstehenden Jubelfeier des Jahres 1812). — Aus dem Tagebuche eines „Korpskontrolleurs". (Zum Russisch-Japanischen Kriege der Jahre 1904—1905.) — Durch Buchara. (Reiseskizzen.)

Morskoj Ssbornik. 1910. (November.) Mitteilungen aus der Lebensgeschichte des Admirals Makarow. — Der Feldzug des Jahres 1854 in der Ostsee. — Der Panzer der Zukunft. — Das Kreuzerlinienschiff. (Übersetzung.) — Flugapparate im Seekriege. (Übersetzung.) — Graphische Lösung der Frage über die Erschütterungen der Verbände. — Von Wladiwostok nach Nome auf Alaska.

Russkij Inwalid. Nr. 270. Über die Zentralisierung der Fragen des Schutzes der Gesundheit der Truppen in der „Militärsanitätsverwaltung des Militärbezirks". — Die Schiedsrichter im Manöver. — Dem Andenken des Generals Herschelmann. — Gegenstand und Gebiet der Kriegspsychologie. — Nochmals das Bajonnett. — **Nr. 273.** Die Heranbildung der Offiziere des französischen Generalstabes. — Vernachlässigt nicht den Geist der Truppe. — Regimentsgeschichten. — **Nr. 274.** Die Kasaken auf dem Meere. — Neue Karte des Gouvernements Jenessej. — Die Bestrafungen in der österreichischen Armee. — Rußland im fernen Osten.

III. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Witschel,** Anleitung für Keulenübungen. 3. Aufl. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 80 Pf.

2. **Liman,** Almanach d. Militärliteratur, Nachtrag 1910. Leipzig. Fr. Engelmann. 1 M.

3. **Neithardt,** Die Lehre vom Treffen. Oldenburg 1910. Gerhard Stalling. 2 M.

4. **Müller,** Wir Männer in des Königs Rock. Berlin 1911. Liebelsche Buchhandlung. 1,70 M.

5. **Stegemann,** Reformbedürftigkeit der Militärverwaltung. Leipzig 1910. Gustav Körner. 2 M.

6. **Dasselbe.** Ergänzungen. 0.50 M.

7. **Niotau,** Etude sur les pistolets automatiques. Liége 1910.

8. **Spohr,** Die Bein- und Hufleiden der Pferde. Leipzig 1910. Arweld Strauch. Geb. 3 M.

9. **Królestwo** polskie jako Acien strategiczny. Studjum woiskowo-gieograficzne. Walsgawa 1911.

10. **v. Maercken zu Geerath,** Springprüfungen und Geländeritte. Oldenburg. Gerhard Stalling. 5 M.

11. **v. Lignitz,** Neuzeitliche Taktik. Nach den Erfahrungen des Japanisch-Russischen Krieges. Berlin 1911. Vossische Buchhandlung. 3,50 M.

12. **Neithardt,** Die Lehre vom Treffen beim Abteilungsfeuer der Infanterie. Oldenburg. Gerhard Stalling. 2 M.

13. **Deutsche Rangliste** umfassend das gesamte aktive Offizierkorps der deutschen Armee und Marine und seinen Nachwuchs nach dem Stande vom 1. Dezember 1910. Oldenburg. Gerhard Stalling. 2,75 M.

14. **Donalies,** Sport und Militär. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 3 M.

15. **Roy,** Répertoire alphabétique de termes militaires allemands. 4e édition par Bourgeois. Paris 1910. Berger-Levrault & Cie. 3,50 Fr.

16. **Bos,** Refaisons une marine. Paris 1910. Berger-Levrault & Cie. 2,50 Fr.

17. **Piarron** de Mondésir, Quand le soleil est-il à l'est? Paris 1910. Berger-Levrault & Cie. 2 Fr.

18. **Bonystou,** Quatre conférenc sur la tactique de combat. Paris 1910. Berger-Levrault & Cie. 3 Fr.

19. **v. Merkatz,** Unterrichtsbuch für das Maschinengewehrkompagnie-Gerät 08. 4. Aufl. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 1 M.

20. Stern v. Gwiazdowski, Der erste Tag des Deutschen Reiches. Berlin 1911. W. Pormetter. 1,70 M.

21. Mitteilungen des K. u. K. Kriegsarchivs. 3. Folge, 7. Band. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn. 10 M.

22. Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des Russischen Generalstabes. Deutsche Ausgabe von Frh. v. Tettau. Band II. Vorkämpfe und Schlacht bei Liaojan. Teil II. Schlacht bei Liaojan. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 7,50 M.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber) in Potsdam.

XIV.

Prinzregent Luitpold von Bayern.

Zu seinem 90. Geburtstage.

Von

von Kurnatowski, Oberst a. D.

Von den deutschen Fürsten, die im Großen Hauptquartier König Wilhelms I. oder als Heerführer an dem Kriege gegen Frankreich 1870/71 teilnahmen, leben nur noch zwei: Prinzregent Luitpold von Bayern und Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen. Ersterer feiert in diesen Tagen — am 12. März — das seltene Fest des 90. Geburtstages. Er versieht seine Herrscherpflichten trotz hohen Alters mit geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit und beglückt sein Volk durch landesväterliche Fürsorge und echt deutsch-nationale Gesinnung. Zu ihm eilen an seinem Geburtsfeste nicht bloß die Wünsche seines Volkes, es nehmen auch alle deutschen Stämme teil an der Freude der süddeutschen Brüder, die das Familienfest ihres Staatsoberhauptes als ein allgemeines Volksfest ansehen und feiern. Gern reiht sich auch die preußische Armee in die Zahl der Gratulanten ein, denn ihr gehört der hohe Jubilar als Chef des Feldartillerieregiments Nr. 4 an, das den Namen des Prinzregenten trägt.

Sein Vorgänger, König Ludwig II., war kein Soldatenfreund. Als solcher wäre er gezwungen gewesen, äußerlich hervorzutreten und sich öffentlich zu zeigen. Von der Teilnahme am Feldzuge 1866 hielt sich der König fern. In seinen selbstgeschaffenen Kunstschätzen blieb er auch ein stummer Zeuge der Heldentaten der Deutschen vor 40 Jahren, an denen die Bayern reichlichen Anteil hatten. Wie ganz anders geartet ist sein Oheim Prinz Luitpold! Er war von Jugend auf ein begeisterter Soldat, konnte aber seine Vorliebe für die

Armee trotz der hohen Stellungen, die er im Laufe der Jahre bekleidete, nur in beschränktem Maße vor Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges betätigen. 1848 war er als Abteilungschef ins Kriegsministerium berufen worden, um Schäden in der Organisation der Armee zu beseitigen, und sein Bruder, König Max II., stellte ihn bei dem Regierungsantritt an die Spitze der gesamten bayerischen Artillerie. Aber die Zeit für eine gründliche Reorganisation war noch nicht gekommen, und es bedurfte erst der Erfahrungen des Feldzuges 1866, um neues Leben in die erstarrten Glieder des Heeres zu bringen. Die schwache Etatstärke der Kompagnien wurde nirgends erreicht. Aus Ersparnisrücksichten gelangten weit weniger Mannschaften zur Einstellung, als die Aushebungsziffern vorschrieben. Außerdem fanden zahlreiche Beurlaubungen der Mannschaften nach einer nur notdürftigen Exerzierausbildung statt, und es betrug daher der regelmäßige Stand eines Infanteriebataillons nicht mehr als 100 Mann. Diese schwachen Kaders reichten unmöglich für Feldmanöver und größere Truppenübungen aus, in denen allein die gemischten Waffen an ein gegenseitiges Zusammenwirken im Gefecht gewöhnt und die höheren Truppenführer ausgebildet werden können.

1856 trat Luitpold an die Spitze einer Armeedivision, und 1861 übernahm er mit Ernennung zum Feldzeugmeister die Generalinspektion der Armee. Die Erfahrungen, die er im Kriegsministerium sich erworben hatte, sollte er 1866 in mehr passiver Weise in den Dienst des Heeres stellen. Deshalb erhielt er zunächst kein Kommando in diesem Feldzuge, sondern wurde mit der Generalinspektion der nicht mobilen Armee betraut, um für Ergänzung zu sorgen und für die Beschaffung des nötigen Kriegsmaterials zu wirken. Später wurde er an die Spitze einer neu zu bildenden Reservedivision gestellt und nach dem Gefecht bei Kissingen mit dem Kommando der Division des Generals Zoller betraut, der am 10. Juli gefallen war. Im Gefecht bei Helmstadt sah Luitpold seinen tapferen Sohn, den Prinzen Ludwig, schwer verwundet neben sich hinsinken, als er vergeblich bemüht war, die wankenden Reihen zu neuem Widerstande zu stellen und durch geschickt geführte Offensivstöße den Gegner aufzuhalten. Dem persönlichen Beispiele und den tatkräftigen Maßnahmen des Prinzen Luitpold gelang es wenigstens, den Abzug seiner Division unverfolgt zu bewirken. Prinz Ludwig wurde nicht wieder dienstfähig. Er mußte der weiteren militärischen Laufbahn entsagen und wandte sich wissenschaftlichen Studien zu, in denen Hervorragendes zu leisten er berufen war. Bei seiner feierlichen Ehrenpromotion zum Doktor der technischen Wissen-

schaften wurde er von Walther Dyck begrüßt „als der eifrige Förderer technischer Arbeit, der weitblickende Vorkämpfer für die Entwickelung der Wasserstraßen, der einsichtsvolle und erfahrene Landwirt, der treu besorgte Hüter der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Volkes". Die beiden anderen Söhne Luitpolds, die Prinzen Leopold und Arnulf, haben an dem Kriege 1870/71 teilgenommen und ihre ganze Tätigkeit der Armee geweiht.

Der einsichtsvollen Politik Bismarcks verdankt Bayern, daß es beim Friedensschlusse keinen nennenswerten Gebietsverlust erlitt. Dafür erklärte sich Bayerns König freudig bereit, im Kampf mit einem auswärtigen Gegner fest und treu zu Preußen als Deutscher zum Deutschen zu stehen. Durch Unterzeichnung des Schutz- und Trutzbündnisses mit Preußen gewann Bayern zugleich Rückendeckung für seine Pfalz gegen Frankreich, dessen ehrgeizige Pläne auf diese Provinz Bismarck dem Minister von der Pfordten hatte nachweisen können. Natürlich ließen sich in der Münchener Reichsratskammer wie im Landtage Stimmen vernehmen, die einem Anschluß an den Norddeutschen Bund heftig widersprachen. Denn sie sahen in der Verbindung mit Preußen ein Aufgeben der Selbständigkeit des Staates. Der Minister von der Pfordten mußte durch den Fürsten Hohenlohe abgelöst werden, der sich lebhaft bemühte, die Notwendigkeit eines Bündnisses mit Preußen nachzuweisen und dieses als die einzig richtige Politik der süddeutschen Staaten zu bezeichnen. Die Kämpfe um die Haltung Bayerns dem Norddeutschen Bunde gegenüber hielten die Maßnahmen nicht auf, die für die Neubildung des Heeres eingeleitet werden mußten. Prinz Luitpold trat selbst an die Spitze der Kommission, die die Armeereorganisation zu beraten hatte. Vor allem wirkte er für Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die der preußischen Armee in erster Linie die Überlegenheit über ihre Gegner verschafft hatte.

Entscheidenden Einfluß auf die Politik Bayerns in durchaus deutsch-nationalem Sinne konnte Prinz Luitpold erst ausüben, als er am 10. Juni 1886 die Reichsverweserschaft für seinen als geisteskrank erklärten Neffen, König Ludwig II., übernahm. Drei Tage später erfolgte der Unglücksfall im Starnberger See, der dem Könige das Leben kostete. Seitdem führt Prinz Luitpold an Stelle des natürlichen Thronerben, seines Neffen, des regierungsunfähigen Königs Otto, dauernd die Regentschaft. Noch in höherem Alter als König Wilhelm ergriff er die Zügel der Regierung. In einem Alter, das jedem Staatsbeamten das Recht auf Pensionierung gewährt, trat er an die Spitze des zweitgrößten deutschen Staates. Vier Könige seines Hauses hatte er ins Grab

sinken sehen. Als erster starb König Maximilian Joseph 1825, da er noch ein Kind war. Als Maximilian II., der ältere Bruder Luitpolds, seinem Volke entrissen wurde, stand er in der Vollkraft des Lebens. Wenige Jahre später eilte Luitpold nach Nizza, um seinem geliebten Vater, König Ludwig I., die Augen zuzudrücken, der 1848 zugunsten seines Sohnes Max dem Thron entsagt hatte. Und 1886 mußte er die Begräbnisfeierlichkeiten für seinen Neffen, König Ludwig II., anordnen. Noch vieles andere Schwere hat ihm das Geschick auferlegt. Nach dem Tode seines Bruders, am 14. März 1864, verlor er am 2. April seine Schwester, Prinzessin Hildegard, und am 25. desselben Monats seine Gemahlin Augusta, eine toskanische Prinzessin, mit der er 20 Jahre lang in glücklichster Ehe verbunden gewesen war. 1867 starb in Bamberg sein Bruder Otto.

Prinzregent Luitpold ging mit ernstem Willen und klarem Verständnis an die schwere Aufgabe der Festigung der inneren politischen Verhältnisse seines Landes und vor allem auch an die Ordnung der Finanzen der Königlichen Kabinettskasse, deren Schulden eine Höhe von $13^1/_2$ Millionen Mark erreicht, und deren Übernahme durch den Landtag König Ludwig II. von den Ministern vergeblich gefordert hatte. Eine der ersten Regierungshandlungen des neuen Reichsverwesers war die Aufhebung des Kabinettssekretariats, das bisher allein und ausschließlich auf schriftlichem Wege den Verkehr des Königs mit den Ministern vermittelt hatte.

Wenige Monate nach Übernahme der Regentschaft, noch im Herbst 1886, eilte Luitpold nach Berlin, um in seiner neuen Würde sich dem Kaiser Wilhelm vorzustellen und über die politische Weltlage mit ihm zu beraten. Es war damals eine ernste Zeit für Deutschland. Finstere Wolken verdunkelten den politischen Himmel. Frankreich hatte in General Boulanger einen revanchelustigen Führer erhalten, der das „feu sacré“ der Franzosen (wie sich Bismarck in einer seiner glänzenden Reden ausdrückte) zu einem Brande anzufachen verstand. Die deutsche Regierung sah sich daher genötigt, am 25. November 1886 eine Heeresvorlage einzubringen, die eine Friedenspräsenzstärke von 468409 Mann gegen 427724 Mann des Jahres 1880 und die Festlegung dieses Etats auf sieben Jahre forderte. Der Reichstag schien zur Annahme der Heeresvorlage, die neue bedeutende Opfer brachte, wenig geneigt. Da berief Prinzregent Luitpold, in vollem Verständnis für die Bedürfnisse des Heeres und mit weitschauendem Blick in nationalen Fragen, die bayerischen Abgeordneten des Reichstags zu sich, um ihnen die Annahme des neuen Friedenspräsenzgesetzes warm ans Herz zu legen; denn sie

sei gemacht zum Wohle Deutschlands und zum Wohle von Bayerns Land und Volk, das er über alles liebe. Damals kam es bekanntlich zur Auflösung des Reichstags. Erst dem aus den Septennatswahlen hervorgegangenen neuen Reichstage war es beschieden, Kaiser Wilhelm I. die geforderte Friedensstärke des Heeres für sieben Jahre zu bewilligen.

Wer sich der Verdienste des Prinzen um das Deutsche Reich erinnert, darf nicht an der großen Zeit vorübergehen, die die Wiedergeburt des neuen Deutschlands einleitete, jener Zeit, als in flammender Begeisterung alle Stämme Deutschlands sich einmütig um Preußen scharten, dem vor allem der Angriff Napoleons III. galt. Dieser hatte unbedingt darauf gerechnet, die Süddeutschen an seiner Seite im Kampfe gegen Norddeutschland zu sehen. Aber schon am 16. Juli 1870, dem ersten Mobilmachungstage des norddeutschen Heeres, sprach König Ludwig II. auf Schloß Berg die Mobilmachung seiner Armee aus, und am folgenden Tage wurde er bei seiner Einfahrt in München von der Bevölkerung mit endlosem Jubel begrüßt. Nur die sogenannten „Patrioten“ in der bayerischen Kammer wagten einen Widerspruch gegen die Kreditforderung, die die Regierung für die Mobilmachung beantragte. Diese Partei glaubte, sich mit einer Neutralität für Bayern begnügen zu können. Doch überzeugend sagte der Kriegsminister von Prankh als „bewährter Partikularist“: „Halten wir zu Deutschland, sonst sind wir verloren, sonst sind wir das Objekt, über das die Streitenden sich sehr schnell einigen werden.“ Vor dem Kriegsminister hatte ein Mitglied der „Patrioten“, abweichend von der Mehrheit dieser Partei, u. a. sich dahin geäußert: „ . . . . . Wir Bayern haben nicht teilgenommen an der Leipziger Schlacht, aber da es sein muß, werden wir bei der neuen Nationalschlacht dabei sein. Gestern noch konnte man an das Wehe denken, das wir 1866 erfuhren, heute erwacht die Kriegslust gegen die Welschen in allen deutschen Männern bei jung und alt. Wenn die Pfälzer nicht erschrecken, denen die Gefahr am nächsten droht, sollen wir dann zaghaft zurückweichen? . . . . .“ Stürmischer Beifall lohnte den Redner.

König Wilhelm telegraphierte an König Ludwig am 20. Juli: „. . . . . Ihre echt deutsche Haltung hat auch Ihr Volk elektrisiert, und ganz Deutschland steht zusammen wie nie zuvor. Gott segne unsere Waffen in den Wechselfällen des Krieges. Ihnen persönlich muß Ich meinen innigen Dank aussprechen für die treue Festhaltung der zwischen uns geschehenen Verträge, auf denen das Heil Deutschlands ruht.“ Die Antwort König Ludwigs lautete: „Ihr Telegramm hat in meiner Brust den freudigsten Widerhall erweckt. Mit Be-

geisterung werden meine Truppen an der Seite Ihrer ruhmgekrönten Waffengenossen für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf aufnehmen. Möge er zum Wohle Deutschlands und zum Heile Bayerns enden!“

Vorausahnend enthielt die Adresse, die der Norddeutsche Reichstag an diesem Tage König Wilhelm zu senden beschloß, die Worte: „ . . . . . Der durch Mißgunst und Ehrsucht irregeleitete Teil des französischen Volkes wird zu spät die böse Saat erkennen, die für alle Völker aus dem blutigen Kampfe emporwächst. . . . . . Das deutsche Volk weiß, daß ihm ein schwerer und gewaltiger Kampf bevorsteht. . . . . . Wir vertrauen der erfahrenen Führung des greisen Heldenkönigs, des deutschen Feldherrn, dem die Vorsehung beschieden hat, den großen Kampf, den der Jüngling vor mehr als einem halben Jahrhundert kämpfte, am Abend seines Lebens zum entscheidenden Ende zu führen . . . . .“ Die Adresse schloß mit den Worten: „Es gilt unsere Ehre und Freiheit. Es gilt die Ruhe Europas und die Wohlfahrt der Völker.“ Merkwürdig schnell erfüllten sich die Prophezeiungen, die hier die Adresse vom 20. Juli und am Tage vorher die Thronrede des Königs im Weißen Saal des Schlosses an die Abgeordneten des Norddeutschen Reichstages ausgesprochen hatten.

Die bayerischen Truppen taten bei Weißenburg ihre Schuldigkeit und fochten tapfer bei Wörth Schulter an Schulter neben Preußen, Hessen und Württembergern. In den blutigen Kämpfen um das brennende Dorf Bazeilles bei Sedan erwarben sich die Bayern unter den Augen ihres Prinzen Luitpold, der im Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm am Kriege teilnahm, den Schreckruf der „blauen Teufel“. Ihm und dem Prinzen Wilhelm von Württemberg drückte König Wilhelm warm die Hand, als er an die Verlesung der Kapitulationsverhandlungen von Sedan seinen Dank für die „ausgezeichneten Taten der vereinigten Armeen“ geknüpft und die Hoffnung ausgesprochen hatte, es möchten „diese großen Erfolge den Kitt fester gestalten“, der die Fürsten des gesamten Deutschlands miteinander verbindet.

Nicht minder wichtig für die Entwickelung Deutschlands als der Sieg bei Sedan war die Kaiserproklamation im Spiegelsaale des Sonnenkönigs zu Versailles, die der bayerische Prinz vorbereiten half, und der er ebenfalls persönlich beiwohnte. Am 3. Dezember 1870 hatte Prinz Luitpold dem König Wilhelm ein Schreiben seines königlichen Neffen überreicht, in dem dieser den Wunsch nach Wiederherstellung eines Deutschen Reiches und der Annahme der

Kaiserwürde durch den König von Preußen aussprach. Das Einverständnis der übrigen deutschen Fürsten hatte sich König Ludwig II. vorher gesichert. Der Vorwahl der Fürsten zu Versailles folgte der Beschluß einer Adresse im Norddeutschen Reichstage zu Berlin, worin König Wilhelm gebeten wurde, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. In wunderbarer Weise gingen jetzt die Wünsche und Weissagungen von 1849 in Erfüllung. König Friedrich Wilhelm IV. hatte jede Würde abgewiesen, die ihm nicht freiwillig von den gekrönten Häuptern Deutschlands dargeboten würde. Seine Antwort an die Deputation, die unter der Führung des Präsidenten Simson ihm die Wahl des Frankfurter Parlaments „zum erblichen Kaiser der Deutschen" übermittelte, schloß mit den Worten: „Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, meine Herren, verkündigen Sie in allen deutschen Gauen: Bedarf es des deutschen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde Ich auch ohne Ruf nicht fehlen; Ich werde dann getrost den Weg meines Hauses und meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue." Sein Bruder Prinz Wilhelm schrieb am 20. Mai 1849: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht." Ihm blieb es vorbehalten, das Wort wahrzumachen, als Napoleon III. in unseliger Verblendung Rache für Sadowa forderte und an Preußen-Norddeutschland den Krieg erklärte. Da traten die süddeutschen Stämme für das bedrohte Brudervolk ein und schlossen sich eng an dieses an.

Den Lebensabend des greisen Fürsten verschönt seine Tochter Prinzessin Therese, eine der glänzendsten Gestalten unter den deutschen Fürstinnen. In rührender Fürsorge steht sie ihrem Vater zur Seite, neben den sie in vollem Sinne des Wortes dem bayerischen Volke die Königin vertritt. In den drei Familien seiner Söhne blüht der Geist des Vaters fort, und das stolze Geschlecht der Wittelsbacher sieht in diesen Sprossen eine glückverheißende Zukunft.

Luitpold ist ein Freund des Sports, der ihn frisch erhält und befähigt, auch in hohem Alter die Bürde der Regentschaft mit Erfolg zu tragen. Gern pürscht er an den steilen Gestaden des Königssees auf den Gemsbock und jagt das Hochwild auf dem Spessart. In Berchtesgaden steht ein Denkmal des Prinzregenten, das ihn als Jäger darstellt, im Waidmannsrock mit der Büchse unterm Arm.

Zu Kaiser Wilhelm II. steht der Prinzregent in freundschaftlichem, von wärmsten gegenseitigen Sympathien getragenem Verhältnis. Bei der Thronbesteigung des jetzt regierenden Kaisers, die durch die feierliche Eröffnung des Reichstages allen Fürsten kundgetan wurde, stellte sich der Regent an seine Seite. Zum zweiten

Male sehen wir Luitpolds hochragende Rittergestalt auf einem historischen Gemälde Werners.

Er hat die Treue dem Kaiser gehalten und dabei doch auch vor Jahren ein freimütiges Gastrecht dem Altreichskanzler gewährt, dessen hohe, geistige Bedeutung er bei seiner ersten Begegnung in Homburg 1870 erkannte, dessen Verdienste auch um das bayerische Land er zu würdigen nie unterlassen hat. Denn sein Sinn ist schlicht und recht. In unnahbarer Höhe steht er über den Parteien, streng wägend, nur geleitet von dem Bewußtsein seiner hohen Pflichten als Regent und als Mensch.

XV.

Neue Enthüllungen über die Führertätigkeit des Feldzeugmeisters Benedek.

Von

v. Zwehl, Generalleutnant z. D.

(Mit 3 Skizzen.)

Das lebhafte Interesse an den Studien über den Feldzug 1866 war auf einen kurzen Zeitraum beschränkt. Trotz der großen und schnellen Erfolge der preußischen Waffen trat es rasch zurück, als der Feldzug 1870/71 mit seinen viel großartigeren Erscheinungen Gegenstand des Studiums wurde. Das Neueste zieht immer am meisten an, auch auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte. Auf diesem mit Recht noch mehr, weil mit allen Neuerungen der Bewaffnung, der Kriegsmittel, der Organisation neue Momente in die Kriegskunst geschoben werden, die ihr oft ein völlig verändertes Gepräge geben. Darauf gründet sich auch das Urteil, daß das Studium aller Kriege vor dem Auftreten Napoleons nur einen sehr geringen Wert für unsere heutige militärische Bildung habe. Mag dies Urteil übertrieben sein, da die Grundlagen moderner Kriegführung auf älterer historischer Entwickelung beruhen, eine gewisse Wahrheit birgt es doch. Der Feldzug 1866 liegt aber nicht soweit zurück. Aus seinem Studium, der Ermittelung der geschichtlichen Wahrheit über ihn kann

der Offizier immer noch sehr viel lernen. Herr Dr. Wilhelm Alter-Wien veröffentlicht jetzt in der „Deutschen Rundschau" — Januarheft 1911 — unter der Überschrift „Feldzeugmeister Benedek im Feldzuge 1866" über die Tätigkeit des unglücklichen Führers der österreichischen Nordarmee einen Aufsatz, der das besondere Interesse wachruft, da er wichtige Gesichtspunkte für den Verlauf des Krieges bringt. Der Herr Verfasser gibt zwar der Öffentlichkeit seine neu aufgefundene Quelle nicht bekannt, die Beweggründe für die Handlungsweise Benedeks sind auch nur zum Teil neu, aber das Gesamtbild des Kriegsverlaufs, vor allem der Persönlichkeit des Führers werden klarer. Eine Betrachtung dieser Veröffentlichung bietet deshalb manches Lehrreiche. Der österreichische Herr Verfasser ist nicht Soldat von Beruf und deshalb oder aus immer welchen nicht erheblichen Gründen hat er es wohl unterlassen, in den einzelnen Phasen der Tätigkeit seines Helden — er ist bei der Bearbeitung einer eingehenden Biographie Benedeks — genauer darauf hinzuweisen, wie die auf ihn einstürmenden Ereignisse in operativer Hinsicht wirkten. Gerade hierauf soll es bei diesen Ausführungen ankommen. Man braucht dabei nicht tief in die Archive zu steigen. Die Geschichte Lettows, 2. Auflage von Cämmerer, gibt authentisches Material genug. Friedjung hat in seinem epochemachenden Werk „Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" das allgemein Politische der Öffentlichkeit übergeben und der Feldmarschall Graf Schlieffen in seinen Aufsätzen Cannä — Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde, herausgegeben vom Großen Generalstabe — die operative Seite auch des Feldzuges 1866 in plastischer Weise entwickelt, namentlich soweit die preußischen Heerführer in Frage kommen. Lettow schildert den Feldzeugmeister Benedek als einen tapferen Draufgänger, der, vom Glück begünstigt, trotz dürftiger Bildung und einfachen Verhältnissen entstammend, rasch zu den höchsten Führerstellen aufstieg. Friedjung hat außer in seinem vorgenannten Werke auch noch in „Benedeks nachgelassene Papiere", Leipzig 1911, dies Bild vervollständigt. Jetzt wird es durch Alter weiter ergänzt. Benedek hatte in allen Waffengängen Österreichs gegen innere wie äußere Feinde eine höchst ehrenvolle, anerkannte Rolle gespielt. Der Krieg 1859 führte ihn auf die Höhe seines Ruhmes. Trotz dauernder Abneigung gegen die theoretische Seite des Soldatenberufes, gegen operative Studien, war er nach dem italienischen Kriege längere Zeit nominell Chef des österreichischen Generalstabes. Bei organisatorischen Fragen wurde oft seine Meinung gehört. Er galt in der Armee für eine der bedeutendsten Persönlichkeiten im Kriegsfalle, für eine erste Führerstelle der gegebene Mann. Er prunkte gern

mit der Geringfügigkeit seines theoretischen Wissens. Auf Grund seiner glänzenden Waffentaten wurde er zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee ernannt, die er auch kommandierte, als sich die Verhältnisse in Deutschland zuspitzten und zu dem entscheidenden Waffengange im Jahre 1866 mit Preußen drängten. Ob seine raschen und glänzenden Erfolge auf ihn günstig eingewirkt haben, ist zweifelhaft, sie scheinen ihn zur Selbstüberhebung und Eitelkeit geführt, seinem an sich etwas rabulistischen Wesen, einem übertriebenen Vertrauen zu seinem Soldatenglück Vorschub geleistet zu haben. Es reizte ihn, auf den Protektionskindern aus der Adjutantur, auf den Sprossen des altösterreichischen Adels herumzureiten, sich mit den einfachen Subalternoffizieren und den Soldaten gemein zu machen. Anstoß erregte es auch, wenn z. B. in einem Briefe an den Generaladjutanten des Kaisers, Grafen Crenneville — obschon dieser sein Freund war — er es sich verbat, daß man zuviele „gräfliche Grasaffen und Bücherhelden“ in seine Südarmee versetze. Die sonst oft beobachtete umgekehrte Erscheinung, daß hohe, aus einfachen Kreisen hervorgegangene Offiziere in Parteilichkeit die „Grasaffen und Bücherhelden“ bevorzugen, war ihm fremd. Wie man ihn auf der einen Seite schwärmerisch verehrte und vertraute, wurde er aber von der höfischen Gegenpartei mit Abneigung, ja Haß beobachtet. „Als sicher kann gelten — nach Alter —, daß energisch an der Verdrängung Benedeks gearbeitet wurde, und die nachweisbare Tatsache, daß zahlreiche adlige hohe Offiziere der Nordarmee an der Agitation gegen Benedek lebhaften Anteil nahmen, läßt die schweren Disziplinwidrigkeiten und Pflichtvernachlässigungen, die sich im Feldzuge 1866 mehrere hochadlige Generale und Offiziere der Nordarmee zuschulden kommen ließen, in einem anderen Lichte als in dem der ‚österreichischen Schlamperei‘ erscheinen.“

Gewiß ist es von Wert, wenn ein Feldherr das Vertrauen weiter Kreise des von ihm befehligten Heeres besitzt. Doch wer kannte vor Königgrätz Moltke? Außer dem Könige Wilhelm und sehr wenigen Eingeweihten niemand, selbst die Berliner Gesellschaftskreise, die so oft die Stimmung machen und machten, wußten wenig von dem zurückhaltenden schweigsamen Manne. In der Armee waren sogar nicht wenige höhere Offiziere, die ihn für unbedeutend hielten, alles besser wußten und nur zögernd seinen Anordnungen folgten, wenn diese nicht direkt durch die Autorität des Königs gestützt waren. Und anderseits, mit welcher günstigen Beurteilung zog Kurotpatkin in den Russisch-Japanischen Krieg? Das Urteil der Masse wiegt nicht schwer. Das Vertrauen erringt im Kriege die planvolle, sichere Hand, die sich bis zum letzten Musketier fühlbar

macht, und vor allem erst der endliche Erfolg. Glückliche Führung unter völlig anderen Voraussetzungen, unter kleineren Verhältnissen können bei urteilsfähigen Untergebenen, und auf diese kommt es doch an, nicht auf die blöde Masse, nicht verfangen. Wenn aber, wie hier Alters Quelle meint, die Abneigung weiter Kreise so tiefgehend gewesen ist, so war die Wahl Benedeks wohl keine glückliche. „Weitere Armeekreise“ sollen ihn auch für den Führer in Italien bezeichnet haben, also für den Nebenkriegsschauplatz, während in Böhmen und Mähren der Erzherzog Albrecht das Kommando übernehmen müsse. „Man ist in Österreich leicht geneigt, sich von Rücksichten auf die öffentliche Meinung in kritischen Zeiten auch dann bestimmen zu lassen, wenn schwerwiegende Gründe sachlicher Natur dem widerstreiten; mit den Schlagwörtern „Staatsraison“ und „Dynastisches Interesse“ werden in solchen Fällen alle anderen Bedenken zum Schweigen gebracht. Die öffentliche Meinung, mit der in dem Österreich jener Zeit nur dann gerechnet wurde, wenn Gefahr im Verzuge war, schien die Designierung Benedeks zum Oberbefehlshaber der Nordarmee zu fordern, aber auch Rücksichten der auswärtigen Politik stellten den zunächst gar nicht beabsichtigten Tausch der prädestinierten Heerführer zur Diskussion. In den süddeutschen Staaten hatte der Name Benedeks den besseren Klang, und speziell mit Rücksicht darauf setzte sich der Minister Graf Esterhazy lebhaft dafür ein, in der Hoffnung, dann leichter die Unterstellung des bayerischen Heeres unter österreichisches Oberkommando erwirken zu können.“ Man hätte ferner sich gescheut, dem Erzherzoge die schwierigere, gefährlichere Aufgabe zu übertragen, die bei einem unglücklichen Ausgange auf den Bestand der Dynastie die verderblichsten Folgen zeitigen könne. Der Kaiser habe sich schwer zum Nachgeben entschlossen, dann aber fest an der beabsichtigten Wahl — Benedek im Norden, Erzherzog im Süden — festgehalten. Die Ansicht, daß der Erzherzog selbst in diesem Sinne gewirkt habe, um die von Benedek vorbereiteten Früchte zu ernten, lasse sich in keiner Weise belegen, im Gegenteil habe sich der Erzherzog zurückgehalten und alles dem Kaiser überlassen. Den schärfsten Widerstand leistete aber Benedek selbst. Als der Kaiser ihm seine Entschließung mitgeteilt hätte, wäre er in die Worte ausgebrochen: „Majestät, das ist unmöglich! Da oben wäre ich ja das reinste Karnickel!“ Den Argumenten des Erzherzogs Karl habe Benedek entgegengehalten, es sei ausgeschlossen, daß er auf einem ihm vollkommen unbekannten Kriegsschauplatze an der Spitze von Generalen, deren mangelhafte Fähigkeiten ihm ebenso bekannt seien, wie ihre Animosität gegen seine Person — er nannte Clam Gallas, Couden-

hove, Festetics und Thun —, einen Erfolg erziele; auch traue er sich nicht die Fähigkeiten zu, eine Armee von 200000 Mann zu lenken. Dem Kaiser gegenüber blieb Benedek auch am 8. März 1866 noch auf seinem ablehnenden Standpunkte. In seiner mehr urwüchsigen als hofmännischen Redeweise hätte er erklärt, daß er für den Kriegsschauplatz im Norden ein Esel sei, im Süden glaube er von Nutzen sein zu können. In Böhmen sehe er, da er keine klare Vorstellung von dem Manövrieren einer 8 Korps starken Armee habe, sein vollständiges Fiasko voraus, für seinen Sieg in Italien aber setze er seinen Kopf zum Pfande. Benedek hatte am 2. Januar 1863 bei einer Truppenrevue dem Reglement zuwider eine Ansprache an den Kaiser gehalten, die eine begeisterte Umschreibung und Verherrlichung des Fahneneides bildete. Hierauf anspielend, entließ ihn sein Kriegsherr in einer wenig gnädigen Form mit den Worten: „So gehen Sie nach Italien! Nach Ihrem Veroneser Extempore hätte ich von Ihnen allerdings alles eher erwartet, als diesen starrköpfigen Widerstand gegen meinen Befehl!“ Schon hierdurch schmerzlich bewegt unter dem Druck weiterer Unterredungen mit dem Generaladjutanten Grafen Crenneville, dem Erzherzog Albrecht und dem Flügeladjutanten Oberstleutnant v. Beck, verbunden mit einem Appell an seine Untertanentreue gegen den Allerhöchsten Kriegsherrn, und weil ein Erfolg in Italien keine große Bedeutung hätte, da auch trotz eines Sieges die Abtretung Venetiens eine schon beschlossene Sache wäre, hätte Benedek seinen Widerstand aufgegeben. „Aber“, soll er hinzugefügt haben, „ich bringe damit dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre und Vergangenheit vollkommen zum Opfer und will nur hoffen, daß er es nicht bereuen müsse, mir dieses Kommando übertragen zu haben.“ Als Gegenleistung hätte Benedek verlangt, daß er in seinen Entschlüssen als Feldherr vollkommen frei von jedem Einfluß bleiben wolle. „Für meinen Kaiser trete ich in die Bresche, aber die Dummheiten anderer auf mich zu nehmen, dazu habe ich keine Lust.“ Am 9. März wäre es hierüber zu einem förmlichen zustimmenden Abkommen in fünf Punkten gekommen, das ihm volle Freiheit des Handelns, vollkommene Unabhängigkeit von allen Befehlen aus Wien, Fernhaltung aller Eingriffe in die Entschließungen der Heeresleitung, unumschränkte Selbständigkeit der Kommandoführung zusicherte, und daß er nur dem Kaiser verantwortlich sein sollte. „Benedek kannte den Einfluß, den die Diplomatie und der zwar offiziell abgeschaffte, inoffiziell aber in der Generaladjutantur fortlebende und weiterwirkende Hofkriegsrat auf die entscheidenden Einflüsse der Heeresleitung nahm und

suchte sich von dieser Fessel, die so vielen österreichischen Feldherren verhängnisvoll geworden ist, zu befreien."

Inwieweit dem Feldzeugmeister dies tatsächlich gelang, kann man am Gang der Ereignisse erkennen. Von allen angedeuteten Gründen, die ihn gegen das Oberkommando im Norden mißtrauisch machten, scheint derjenige, daß er sich selbst die Fähigkeit nicht zutraute, eine Armee von 300000 Mann zu leiten, der wichtigste. Man könnte sagen, dieser Grund mußte durchschlagen, denn er war nicht der Ausfluß zartfühlender Bescheidenheit, die nur den energischen Widerspruch wecken und übertriebene Lobreden herausfordern soll. Das würde mit dem ganzen Charakter Benedeks nicht im Einklang stehen. Vielleicht ahnte er, der sonst verächtlich von „Bücherhelden" sprach, doch wohl, daß man aus den Büchern manches lernen kann, ja lernen muß, wenn man Armeen führen will. Vielleicht hat er sich auch dunkel erinnert, daß selbst Friedrich der Große und Napoleon aus Büchern manches gelernt haben. Moltke kannte er noch nicht, sonst hätte er gewußt, daß dieser aus den Büchern der Kriegsgeschichte die Grundlagen seiner Auffassung des Wesens vom Kriege geschöpft hat. Nach dem Kriege hat er allerdings seine Ansicht etwas geändert, denn im Herbst 1866 soll er sich geäußert haben: „Wie hätten wir gegen die Preußen aufkommen können! Wir haben wenig gelernt und das sind studierte Leute!" (Friedjung). Die souveräne Verachtung der Büchergelehrsamkeit ist selbst in unserer, so ausgesprochen auf das Praktische gerichteten Zeit zurückgetreten, wenn aber dem theoretischen Studium eine steigende Bedeutung beigemessen würde, so wäre es von Vorteil. Man kann nicht oft genug das Wort zitieren: „Vom Wissen bis zum Können ist ein großer Schritt, vom Nichtwissen zum Können ein noch größerer." Vielleicht ist sich also der Feldzeugmeister seiner inneren geistigen Hilflosigkeit bewußt gewesen. Das kann unmöglich ein Vorwurf für den Armeekommandanten sein, sondern mehr für diejenigen, die ihn dem Kaiser so warm als Führer auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz empfahlen und ihn trotz seines Widerstrebens durchsetzten. Man wußte wohl keinen Besseren. Das Mißtrauen Benedeks gegen mehrere seiner Korpsführer war vielleicht berechtigt, aber auf Grund allgemeiner Bemängelungen dieser Art konnte er nicht wohl den Oberbefehl ablehnen. Noch weniger stichhaltig erscheint der Grund, der Kriegsschauplatz sei ihm unbekannt; welcher Feldherr kennt den Kriegsschauplatz genau? es gibt doch Karten, man muß sie allerdings lesen können und dazu gehört Übung, ernste Arbeit in einem langen Soldatenleben, etwas Anlage zum „Bücherhelden", die dem Feldzeugmeister so verächtlich erschienen.

Im ganzen aber, das kann auch eine Kritik ex post wohl sich zu sagen erlauben, sprach sehr viel gegen die Berufung Benedeks. Wie so oft im öffentlichen Leben war das hohe Bewerten der vox populi kein glücklicher Gedanke, auch nicht unter dem Gesichtspunkte, den der bayerische Minister Pfordten ausgesprochen haben soll, Benedek an der Spitze einer Armee wiege 40000 Mann auf, ein Wort, das in Wien auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein scheint. Man fragt wohl mit Recht, woher der bayrische Minister seine Sachkenntnis hatte?

Die Annahme seiner Bedingungen — so führt Alter aus — erfüllte Benedek erneut mit Hoffnungen auf sein Soldatenglück. Er war eine impulsive, sanguinische Natur. Aber schon in den nächsten Tagen erhielten seine Wünsche einen Dämpfer, als ihm untersagt wurde, zu seiner Armee zu reisen, um die Grenze zu besichtigen. Das käme einer Kriegsdrohung gleich, die Preußen mit der Mobilmachung beantworten würde. Als sich Benedek ferner gegen den auf strikter Defensive beruhenden Feldzugsplan, den die Generale Krismanic und Henikstein ausgearbeitet hatten, erklärte und auf eine Offensive gegen Schlesien drang, wurde ihm erwidert, daß die Rolle des Angreifers coûte que coûte aus diplomatischen Gründen Preußen überlassen — wohl besser zugeschoben — werden müsse. Als er den Feldzugsplan (Henikstein-Krismanic), demzufolge die Armee bei Olmütz konzentriert, dann nach Böhmen geführt und hier der Kampf aufgenommen werden solle, bekämpfte und auf die Offensive in Richtung Breslau drang, wurde ihm erwidert, der Sachsen und Bayern wegen müsse der Feldzug unbedingt nach Böhmen verlegt werden. „Da stieg in Benedek eine Ahnung der kommenden Dinge auf und ausdrücklich lehnte er, indem er sich dem Beschlusse des Marschallrates unterwarf, jede Verantwortung für den Feldzugsplan ab. Er wußte, daß der Angriff seine Stärke, kluge Verteidigung seine Schwäche war."

Der Leser muß sich fragen, warum Benedek, wenn er nur unter der Bedingung völliger Selbständigkeit den Oberbefehl übernommen hätte und ihm diese auch wenige Tage vorher in formeller Weise zugesichert war, nicht schon diesen Augenblick benutzte, um vom Oberbefehl zurückzutreten. Es muß ihm also entweder mit dieser Offensive nicht so ganz Ernst gewesen sein, oder er hat die Verwirklichung dieses Gedankens sich vorbehalten, bis er auf dem Kriegsschauplatze als selbständiger Höchstkommandierender sich den Beeinflussungen eines „Marschallrates" entrückt wußte. Die Erklärung, daß für einen von ihm nicht gebilligten Feldzugsplan er die Verantwortung ablehnte, konnte allerdings den Feldzeugmeister weder

vor seinem Kriegsherrn noch vor der Nachwelt entlasten. Allerdings war es ein hartes Verlangen, den Höchstkommandierenden so plötzlich und unvermittelt vor eine Frage dieser Bedeutung zu stellen. Wir wissen nicht, inwieweit Benedek in seiner nebenamtlichen Stellung als Chef des Generalstabsquartiermeisterstabes sich mit den Fragen des jetzt bevorstehenden Krieges schon beschäftigt hatte, vermutlich gar nicht; dagegen kennt man heute die zahlreichen Denkschriften und Entwürfe, die der General von Moltke vor den großen Entscheidungskriegen verfaßte, um alle Fragen von Bedeutung zu durchdringen, seine Vorschläge darauf zu gründen und die Entscheidung des Königs Wilhelm zu erbitten. Nach Moltkes Meinung war ein fehlerhafter erster Aufmarsch im Laufe eines ganzen Feldzugs kaum wieder gut zu machen. Man braucht nicht zu erörtern, ob der erste Aufmarsch der Österreicher in Mähren oder in Böhmen oder in zwei Gruppen angezeigt gewesen wäre. Den Feldzeugmeister Benedek aber plötzlich vor die Entscheidung über einen solchen Feldzugsplan zu stellen, war unbillig. Wenn aber einflußreiche Vertrauensmänner die Einleitung und Grundzüge eines Feldzuges festlegten, so hätte man diesen auch die Durchführung übertragen müssen, nicht aber einem General, der sich nun mit den Plänen anderer abfinden sollte. Eine Armee von 250000 Mann (zwei Korps waren noch detachiert) ist eben kein gemischtes kleines Truppenkorps, mit dem man hierhin und dorthin marschiert.

Der weit ausgedehnte preußische Aufmarsch ist schon oft und sehr gründlich Gegenstand von Erörterungen gewesen, so daß sich schwerlich etwas Neues über ihn sagen läßt. Es genügt, ein Wort seines Urhebers anzuführen, daß der Aufmarsch, wenn er auch vielleicht nicht der beste gewesen sei, doch für seinen Zweck ausgereicht hätte. Feldmarschall Graf Schlieffen hat in seinen unter der Überschrift „Cannae“ veröffentlichten Betrachtungen bewiesen, welchen Einfluß die Eisenbahnlinien auf die erste Versammlung der preußischen Truppen ausüben mußten. Die erste Versammlung, oder wie hier Verteilung der Streitkräfte, war aber noch nicht der Aufmarsch, sondern nur seine Einleitung. Durch den Vormarsch in Richtung auf Gitschin sollte er seine Fortsetzung finden. Daß man dabei die Österreicher treffen werde, weil sie Böhmen nicht ohne Schwertstreich preisgeben, den Weg nach Wien nicht freilassen, die Verbindung mit den sächsischen Truppen, die Möglichkeit einer Vereinigung mit den Bayern nicht gänzlich aus den Augen verlieren würden, war in hohem Grade wahrscheinlich. Der Gang der Ereignisse hat diese Annahme bestätigt. Von der preußischen Heeresleitung wurde auch nicht verkannt, daß dieser erste Teil des Auf-

marsches und die Versammlung von nur zwei, später vier Armeekorps in Schlesien gewisse Gefahren in sich barg, die man aber durch die schnellere Marschbereitschaft und schnelles Ergreifen der Initiative mit Recht hoffte beseitigen zu können. Wenn Benedek seine Offensive nach Schlesien hätte antreten können, so würde er mit seinen sechs bei Olmütz versammelten Armeekorps die vier preußischen bei Neiße getroffen haben. Ob sich der Vormarsch zwischen Oder und Gebirge glatt und rasch abgespielt hätte, ob er die preußische II. Armee hätte überwältigen können, ob endlich die I. Armee nicht rechtzeitig zur Aufnahme oder Unterstützung erschienen wäre, kann dahingestellt bleiben. Wie die Skizze 1 Seite 239 andeutet, waren Zahl und Gliederung der Straßen für den Vormarsch mit den sechs bei Olmütz versammelten Armeekorps nicht gerade günstig, und ob der österreichische Generalstab die sich daraus ergebenden Schwierigkeiten beseitigt hätte, darf nach seinen Leistungen bei dem Vormarsch von Olmütz nach Josefstadt bezweifelt werden.

Als Benedek am 26. Mai in Olmütz seine Tätigkeit als Oberbefehlshaber begann, fand er dort als seinen Generalstabschef den Generalmajor Krismanic. Benedek hatte seinen, auf dem italienischen Kriegsschauplatze erprobten John mit sich nehmen wollen, war aber der Einwendung zugänglich gewesen, daß, wenn schon der Oberbefehlshaber auf dem böhmischen Kriegsschauplatze fremd wäre, wenigstens der Generalstabschef dort bekannt sein müsse. Außerdem wurde aber — nach Alter — zum „nominellen“ Generalstabschef und Stellvertreter des Armeekommandanten der Feldmarschallleutnant Baron Hennikstein, seit 1864 Generalstabschef der Armee, ernannt. „Seine eigentliche Bestimmung soll gewesen sein, über Benedek eine Art Kontrolle zu üben, auf ihn im Sinne der Wünsche der Wiener Kreise einzuwirken und gegebenenfalls bestimmend in die Operationen einzugreifen. Was an diesen, allerdings ganz plausibel klingenden Angaben wahr und was Kulissentratsch ist, läßt sich aber heute nicht mehr feststellen.“ Nach Lettow und nach dem durch Friedjung veröffentlichten Briefwechsel ist aber Henikstein dem Benedek befreundet gewesen.

Man kann die Bemerkung nicht wohl unterdrücken: ein höchst merkwürdiges Oberkommando. Der Feldherr übernimmt eine Aufgabe, die ihm gar nicht liegt und die er nicht billigt. Man versichert ihn der größten Unabhängigkeit, aber schon bei der ersten Darlegung seiner Absichten fällt man ihn in den Arm. Als Chef des Generalstabes erhält er einen Mann, den er nicht wünscht, und man teilt ihm weiter noch einen „nominellen“ Chef zu, der sein

Stellvertreter und gleichzeitig sein Aufpasser sein soll. Man sollte glauben, die Quelle, aus der Alter geschöpft hat, wäre gefärbt, wenn nicht der ganze Charakter der Veröffentlichungen und der weitere Verlauf der Dinge mit so vielen durchaus glaubwürdigen Einzelheiten bedeckt wäre, daß Zweifel ausgeschlossen sind. Der General v. Verdy hat in seinen Denkwürdigkeiten gesagt, daß während des ganzen Feldzuges 1870/71, in dem es doch auch an ernsten Krisen nicht gefehlt hat, im dienstlichen Verkehr des leitenden Generalstabes es niemals zu einer auch nur leichten Mißstimmung oder nennenswerten Meinungsverschiedenheit gekommen sei, so zwar, daß nicht einmal ein lautes, aufgeregtes Wort gefallen wäre. Bei der klassischen Ruhe des Chefs, seinem in sich abgeklärten Wesen ist das zwar nicht verwunderlich, doch ein selten erreichtes Ideal. Aber ohne eine weitgehende Übereinstimmung der Ansichten, ohne volles Vertrauen zwischen Höchstkommandierendem und Generalstabschef läßt sich eine Armee von acht Armeekorps und fünf Kavalleriedivisionen kaum leiten, wenn der Höchstkommandierende nicht gerade ein Napoleon ist. Dazu kam, daß die ganze österreichische Nordarmee eigentlich eine ungefüge Masse war: sechs Korps bei Olmütz, das I. Armeekorps Clam Gallas mit einer Kavalleriedivision gegen die böhmisch-sächsische Grenze bei Jungbunzlau zur Aufnahme der sächsischen Truppen entsendet. Es fehlte die Gliederung in Armeen. Die Erteilung gesonderter Aufträge, die Gewährung entsprechender Freiheit des Handelns war ausgeschlossen, auch wohl noch nicht in Übung.

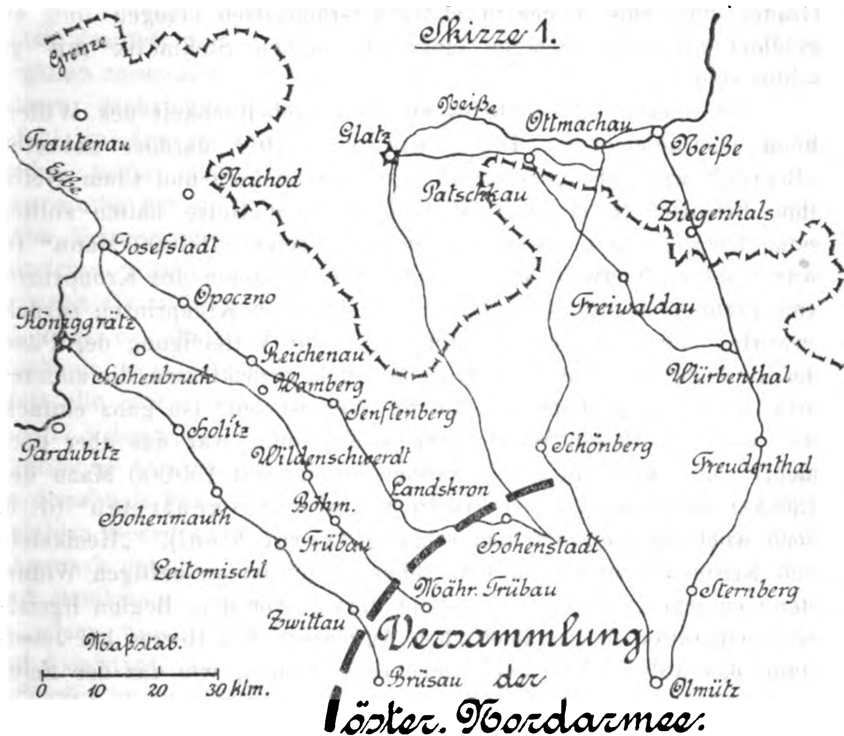
Benedek wollte zunächst seine Armee in völlig kriegsmäßigen Zustand versetzen und dann die Offensive, und zwar nach Schlesien, antreten. Aus Wien wurde er aber zum möglichst baldigen Vormarsch nach Böhmen gedrängt, und als er sich weigerte, erschien am 6. Juni der Flügeladjutant Oberstleutnant v. Beck mit einem Schreiben, dessen wichtigste Stelle lautete: „Se. Majestät befehlen, alle jene Vorbereitungen zu treffen, welche geeignet sind, einem Angriff der Preußen entgegenzukommen, und wünschen, daß für den Schutz der sächsischen Truppen vorgesorgt und diese unter keiner Bedingung geopfert werden. Se. Majestät legen besonderes Gewicht darauf, daß die Königlich Sächsischen Truppen durch eine rasche Offensive der Preußen nicht von der kaiserlichen Hauptarmee abgeschnitten werden."

Ob Benedek dem Oberstleutnant v. Beck offen erklärt hat, er wolle nicht nach Böhmen, sondern nach Schlesien zur Offensive gegen die preußische Armee antreten, geht aus den Mitteilungen Alters nicht hervor. Dieser sagt nur, er hätte sich über diese

Offensive heftig mit Krismanic und Hennikstein herumgestritten und am 12. Juni nach einer scharfen Auseinandersetzung Krismanic den bestimmten Befehl erteilt, die Dispositionen für den am 18. Juni anzutretenden Marsch an die schlesische Grenze sofort auszuarbeiten; statt dessen hätten aber diese beiden Gehilfen den Befehl für den Marsch nach Böhmen ausgefertigt. Bei Lettow und in seinen Quellen ist über diesen Beweis offenkundiger Auflehnung des Generalstabschefs gegen seinen Kommandierenden, als ob dieser überhaupt nicht ernst zu nehmen wäre, keine Andeutung zu finden. Es ist schwer begreiflich, daß nicht schon in diesem Augenblick eine reinliche Scheidung zwischen den Generalen stattgefunden hat. Es scheinen andauernd Machinationen hinter den Kulissen stattgefunden haben, denn am 17. Juni erhielt Benedek ein Telegramm des Kaisers (schon bei Lettow erwähnt): „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen dringend notwendig. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginn des Vormarsches zu bestimmen.“ Wenige Stunden später erschien wieder der Oberstleutnant von Beck, und am Abend wurde der Befehl zum Marsch nach Böhmen, beginnend am 19. Juni, und zwar an die obere Elbe in der Gegend von Josefstadt, erteilt.

Für diesen Marsch standen drei Straßenzüge zur Verfügung, nämlich über Landskron—Reichenau—Josefstadt, über Mährisch-Böhmisch-Trübau — Wildenschwerdt — Wamberg — Hohenbruck — Josefstadt, und über Zwittau—Leitomyschl—Hohenmauth—Holitz—Königgrätz (s. Skizze 1). 6 Armeekorps mit 4 Kavalleriedivisionen der Armeegeschützreserve, dem Armeemunitionspark und den Brückenequipagen auf diesen Straßen möglichst schnell ohne Marschstockungen und starke Ermüdung der Truppen zu bewegen, war eine Aufgabe, die zwar der Überlegung bedurfte, die aber auch zu damaliger Zeit, wo die Bewegung starker Massen weniger Gegenstand des Studiums und der Übung war als heute, wohl hätte gelöst werden können. Dadurch aber, daß man auf die nördliche Straße über Landskron—Reichenau das X., IV., VI. und II. Armeekorps verwies, gestaltete sich der Marsch zu einem sehr schwierigen, zeitraubenden, der die Truppen zu stundenlangem Warten verurteilte, ernste Verpflegungsschwierigkeiten zeitigte und das Vertrauen der Truppen in die Fähigkeiten des Oberkommandos jedenfalls nicht hob. Es wurde in Staffeln marschiert, der Trains glaubte man sich durch die allgemeine Wendung entledigen zu können, daß sie auf Nebenwegen marschieren sollten, was aber nicht gelang. Trotzdem war am 26. Juni abends die Mehrzahl der Korps an der oberen Elbe verfügbar und gefechtsbereit: 6 Armeekorps, 4 Kavalleriedivisionen

um Josephstadt; zwei Armeekorps waren unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen an die Iser entsendet mit dem Auftrage, „die Preußen nach Möglichkeit aufzuhalten, im Falle eines überlegenen Angriffs aber auf Josefstadt sich langsam zurückzuziehen.“ Die Iserarmee sollte den Rücken der gegen den Kronprinzen von Preußen operierenden Hauptarmee decken. In dem gleichen Befehlsschreiben wurde dem Kronprinzen von Sachsen — die betreffenden



Sätze hat Krismanic in das Konzept Benedeks eingefügt — mitgeteilt, Benedek wisse noch nicht, wohin er seine Offensive richten werde; ein Umstand, der viel kritisiert und fast einstimmig als ein Zeichen jener Unentschlossenheit gedeutet wurde, der der katastrophale Ausgang des Feldzuges zuzuschreiben sei. Tatsächlich aber ist dieser Passus des Befehlsschreibens nicht ein Zeichen von Unentschlossenheit, sondern ein Zeichen der Uneinigkeit, die in jenen Tagen im österreichischen Hauptquartier herrschte.“ (Alter.)

Die Lage der österreichischen Armee war am 26. Juni keineswegs eine ungünstige für die Offensive, sei es nach Norden gegen den Kronprinzen, sei es nach Westen gegen die I. Armee des Prinzen Friedrich Karl, und die Meinungen, in welcher Richtung sie

anzutreten gewesen wäre, sind geteilt. Welche Erfolge ihr beschieden gewesen wären, wenn diese Offensive nach klarem, einheitlichem, festem Willen geführt wurde, kann die nachträgliche Kritik nicht sagen. Es scheint aber, daß diejenigen, die von einer entschlosseneren Führung der Österreicher einen endgültigen Sieg erwarten, über das Ziel hinausschießen. Nicht allein ein Feldherr ersten Ranges gehörte dazu, sondern auch beste Führer mittleren Grades und eine Armee in anderen Grundsätzen erzogen und aus gebildet als in denjenigen einer ungesunden Stoßtaktik mit geschlossenen Kolonnen.

Vor allem aber fehlte es an einer Einheitlichkeit des Willens beim Oberkommando. Hören wir, was Alter darüber schreibt: „Benedek war entschlossen, während die Sachsen und Clam Gellas ihm Friedrich Karl nach Möglichkeit vom Halse halten sollten, seine Überlegenheit auszunützen und mit seinen 180000 Mann“ (er war wohl noch etwas stärker) „die 120000 Mann des Kronprinzen von Preußen anzugreifen. Gelang es ihm, den Kronprinzen zurückzuwerfen, dann wollte er drei Korps zur Verteidigung der Pässe des Riesengebirges unter Gablenz Oberbefehl zurücklassen, die anderen drei Korps in Eilmärschen an die Iser werfen“ (so ganz einfach, wie es nach diesen Worten scheinen könnte, war das aber doch nicht) „und dort mit der Iserarmee vereint mit 150000 Mann den 130000 Mann des Prinzen Friedrich Karl entgegentreten“ (d. h. doch wohl ihn angreifen und schlagen, vernichten!). „Henikstein und Krismanic setzten diesem kühnen Offensivplan heftigen Widerstand entgegen. Krismanic bestand darauf, vor dem Beginn irgendeiner Operation den methodischen Aufmarsch des Heeres bei Josefstadt, das Aufschließen der Armee zu vollenden, wie das der Feldzugsplan vorsah. Henikstein vertrat die Intentionen der Wiener Kreise und drang darauf, unter Zurücklassung von zwei Korps in den Riesengebirgspässen sofort mit vier Korps an die Iser zu marschieren, um die Sachsen und Clam Gallas zu degagieren und zuerst den Prinzen Friedrich Karl, der von der Hauptarmee um drei Tage entfernter stand als der Kronprinz von Preußen, zu schlagen. Über den Streit um drei einander diametral entgegengesetzte Aktionspläne — Benedek verlangte die Offensive gegen Osten, Henikstein gegen Westen, Krismanic die vollkommene Passivität — verging die kostbare Zeit. Der Streit der Meinungen, der bei dem heftigen Temperament Benedeks wiederholt zu stürmischen Auftritten führte, wurde noch geschürt durch mehrere Telegramme aus Wien, die zu entscheidenden Operationen drängten und den Feldherrn nachdenklich daran mahnten, die Sachsen aus ihrer exponierten Lage zu

befreien." (In Wien wollte man also die Offensive nach Westen gegen den Prinzen Friedrich Karl.) „Aber Benedek hielt an seinem Entschlusse fest. Am 26. Juni telegraphierte er dem Kronprinzen von Sachsen: ‚Oberkommando sogleich nach Münchengrätz verlegen. Münchengrätz um jeden Preis festhalten.' Zugleich erteilte er Krismanic den Befehl, sofort die Marschdispositionen für den Aufbruch der gesamten Armee gegen den Kronprinzen von Preußen auszuarbeiten und in seinem, Benedeks, Namen dem Kaiser darüber zu berichten." (Nach den früheren Erfahrungen hätte sich Benedek sofort mit seinen Organen zusammentun und selbst die Maschine in Bewegung setzen müssen, es handelte sich um die entscheidende Tat. Ein Abmarschbefehl in der angegebenen Richtung war doch keine schwierige Sache, wenn schon die Armee sehr eng zusammengedrängt war; man mußte nur die Angelegenheit nicht als eine Art von geheimnisvoller Schwarzkunst betrachten, die nur nach tagelangem Brüten zu entwirren wäre.) „Unmittelbar darauf wurde Benedek von einem heftigen Unwohlsein befallen, das ihn zwang, bis zum Abend des 27. Juni das Bett zu hüten. Diese Befreiung von der scharfen Kontrolle des Feldherrn nützten Henikstein und Krismanic aus. Statt alle sechs Korps gegen das Riesengebirge in Marsch zu setzen, schob Krismanic nur die Korps Gablenz und Ramming gegen Trautenau beziehungsweise Nachod vor und zog die anderen näher an Josefstadt heran. Gleichzeitig arbeitete er, den Intentionen und Befehlen Benedeks direkt entgegengesetzt, die Dispositionen für den Abmarsch der vier bei Josefstadt stehenden Korps an die Iser aus, und Henikstein berichtete in Benedeks Namen, aber durchaus nicht in seinem Sinne an den Kaiser: ‚Diese Maßregel (die Konzentration bei Josefstadt) ist nur eine zeitweilige Sistierung der beabsichtigten Offensive gegen die Iser und werde ich zu dieser übergehen, sobald der Aufmarsch der Armee vollendet ist.' Benedek hatte weder von dem Bericht noch von der Arbeit Krismanics Kenntnis und war überzeugt, sein Befehl werde ausgeführt."

Sicher ist, daß Benedek am 27. Juni mit Überlegenheit die aus dem Gebirge heraustretenden preußischen Kolonnen anfallen konnte. Ob er in Erwägung aller Umstände einen nachhaltigen Erfolg erzielt hätte, läßt sich nachträglich schwerlich sagen. So wie die Sache verlief, führten die Dispositionen des österreichischen Oberkommandos infolge der fehlerhaften Maßregeln des preußischen I. Armeekorps zu einem Erfolge Gablenz' bei Trautenau, während der General Steinmetz bei Nachod das österreichische Korps Ramming schlug. Während man bisher glaubte, die am 26. Juni getroffenen Maßregeln wären aus einer ungenauen Kenntnis der Lage oder aus

einem unklaren Willen des Oberkommandos entsprungen, hatten die Teilniederlagen am 27. Juni in dem Ungehorsam und der Eigenmächtigkeit des Generalstabschefs und in der vermutlich durch andauernden Ärger veranlaßten Krankheit des Feldzeugmeisters ihren Grund. Alter schreibt weiter:

„Gegen Mittag drang der Kanonendonner von Trautenau und Nachod an das Lager Benedeks, der, von schweren Kolikkrämpfen zu vollständiger Bewegungslosigkeit verurteilt, gegen sein Schicksal raste und tobte. Sehr kaltblütig nahmen dagegen Henikstein und Krismanic die Sache. Henikstein, der bekanntlich im Falle einer Erkrankung Benedeks diesen zu vertreten bestimmt war, ließ die ihm von dem Adjutanten v. Müller überbrachte Aufforderung des Feldherrn, sich sofort auf das Schlachtfeld zu begeben, einfach unberücksichtigt, und Krismanic beantwortete die dringende Bitte des Geniechefs Baron Pidoll, mit ihm nach dem Mittagsmahl auszureiten, um die etwaigen Feldbefestigungen zu bestimmen, mit den phlegmatischen Worten: ‚Da weiß ich etwas Besseres zu tun: ich lege mich schlafen‘, was er auch tat.“ (Schon bei Lettow mitgeteilt; man sollte meinen, die bloße Neugier hätte die Generale nach den Schlachtfeldern führen sollen.) „Nach 7 Uhr abends trat kurz vor der Siegesnachricht von Trautenau die Depesche Rammings über seine Niederlage bei Nachod ein.

„Sofort beschied Benedek Krismanic zu sich und verlangte wütend Rechenschaft darüber, warum Ramming von den Korps, die seinen Dispositionen zufolge dicht hinter dem Korps Ramming hätten stehen müssen, nicht unterstützt sei. Jetzt erst erfuhr er, daß sein Befehl nicht ausgeführt worden war, und fuhr Krismanic an: „Dafür verdienen Sie Kriegsrecht — nein, Stockprügel!“ „Die beleidigten Remonstrationen Krismanic' schnitt er kurz ab, indem er Befehl erteilte, sofort 3 Korps, das II., IV und VIII., gegen die Grenze vorzuschieben, um einem neuen Vorstoß der Preußen mit Übermacht entgegentreten zu können; 70000 Mann Infanterie dachte er am Morgen des 28. gegen die 30000 Mann Steinmetz' zu konzentrieren. Krismanic lehnte es ab, zum Angriff gegen Steinmetz zu schreiten und vertrat seine Ansicht, gegen den Kronprinzen schwächere Kräfte zurückzulassen und mit der Hauptmacht sofort nach Gitschin abzumarschieren. Dem wiederholten Befehl Benedeks setzte Krismanic ein kaltblütiges „Nein!“ entgegen, und erst als Benedek, außer sich, drohte, ihn wegen Ungehorsam kriegsrechtlich erschießen zu lassen, fügte er sich und expedierte die notwendigen Befehle. Henikstein aber sandte ohne Wissen Benedeks und dessen Absichten direkt entgegengesetzt an den Kronprinzen von Sachsen

das berühmte Telegramm: „Armeehauptquartier 29. Juni Miletin, 30. Juni Jicin“, das in dem Moment den Abmarsch an die Iser ankündigte, in dem der Feldherr den entscheidenden Kampf gegen Osten (Nordosten) beschlossen und vorbereitet hatte. Um 1⁰ nachts traf im Hauptquartier der Ordonnanzoffizier des Generals Gablenz, Hauptmann Gaupp, ein, der das Auftauchen der preußischen Garde in der rechten Flanke des Korps Gablenz meldete und um Verstärkung bat. Benedek ließ Henikstein und Krismanic zu sich rufen — der erstere erschien sofort, der letztere erst auf wiederholten, im schärfsten Tone gehaltenen und von Drohungen begleiteten Befehl — und befahl, das bei Miletin stehende III. Korps habe im Eilmarsch (!) nach Dolan abzugehen, das bei Dolan lagernde IV. Korps unverzüglich aufzubrechen und zu Gablenz zu stoßen. Beide Generale widersprachen dem Befehl des Feldherrn und es kam zu einer Szene von beispielloser Heftigkeit. Henikstein und Krismanic forderten in demselben heftigen Tone, in dem Benedek darauf bestand, bei Skalitz zu kämpfen, den Abmarsch an die Iser und verweigerten rundweg die Ausgabe der von Benedek gegebenen Befehle. Dem Streit, dessen Lärm bis in das Adjutantenzimmer drang, machte ein von Henikstein produziertes Schriftstück (?!), das auch Benedek als maßgebend anerkennen mußte (wo war die dem Feldzeugmeister zugesicherte Freiheit des Handelns?), und das den schleunigsten Abmarsch an die Iser in den bestimmtesten Ausdrücken forderte, ein plötzliches Ende. Benedek entließ beide Generale, seine seelische Energie war vollständig zusammengebrochen. Befehle ergingen nicht, alles was geschah, war, daß Henikstein Gablenz zwei Bataillone sandte.“

Wir sind in diesem Abschnitt den Enthüllungen Alters mit größerer Ausführlichkeit gefolgt. Der 27. Juni war der entscheidende Tag, an dem vielleicht noch das Schicksal des Feldzuges zugunsten Österreichs gewendet werden konnte, wenn zahlreiche günstige Momente zusammentrafen. Der Generalfeldmarschall Graf Schlieffen hat die zahlreichen Fehler, welche sich die preußischen Generale zuschulden kommen ließen, mit schonungslosester, belehrender Offenheit zergliedert. Man kann hierbei unmöglich das Bibelwort vergessen: „Herr, unser Wissen ist Stückwerk allzumal.“ Die Fehler unserer Gegner waren immerhin noch größer und folgenschwerer, bei ihnen kam das Unglück mehr von oben. Bis dahin hatte man in allen kriegsgeschichtlichen Darstellungen immer gelesen, daß Benedek den Angriff gegen die Armee Friedrich Karls und Herwarths nach Westen geplant oder daß er überhaupt keinen klaren Plan gehabt hätte. Aus den jetzigen Enthüllungen erfahren wir, daß er

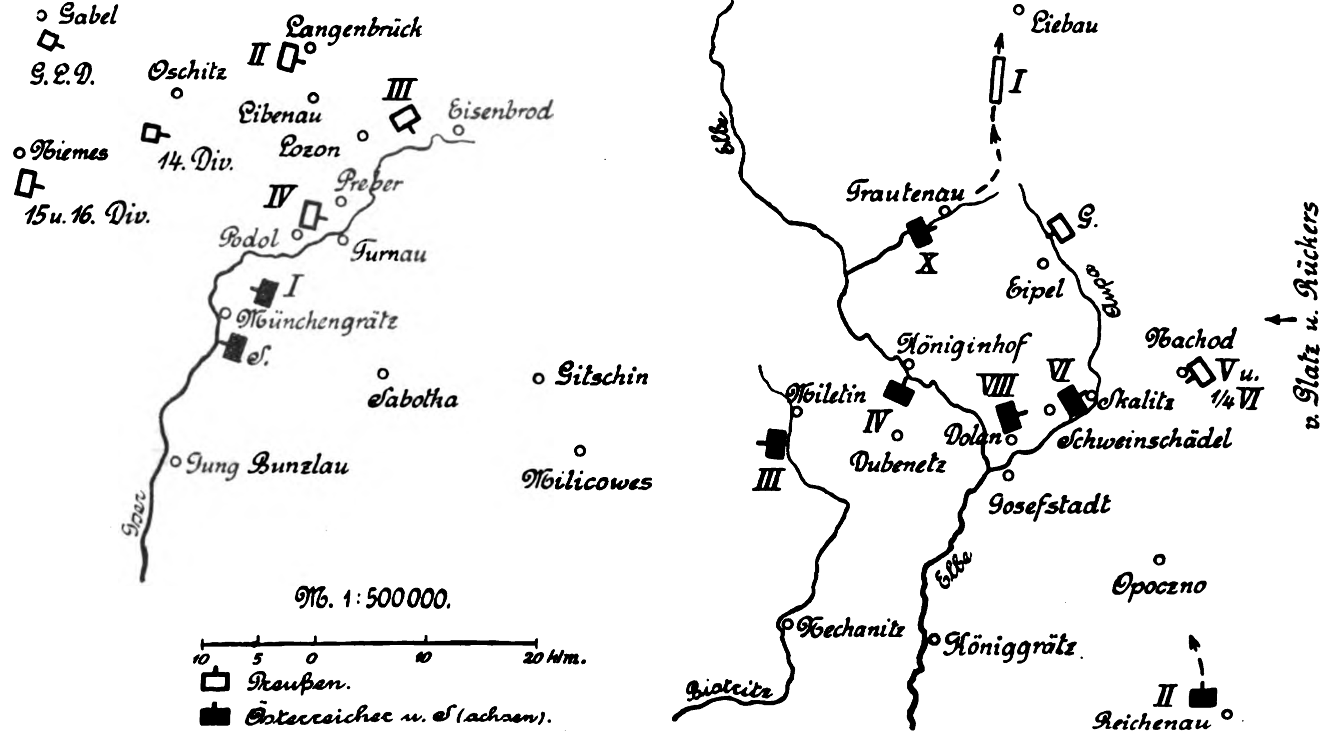
ganz richtig einsah, bei der Nähe der Armee des Kronprinzen von Preußen müsse er erst diesen in das Gebirge zurückwerfen, ehe er an eine Offensive nach Westen denken könne. Lettow hat sich die größte Mühe gegeben, die widerspruchsvollen Befehle des österreichischen Oberkommandos in ein logisches Bild zu bringen. Mehrfach sagt er allerdings „ignoramus". Jetzt erkennt man, daß der unglückliche Benedek ein Opfer des Ungehorsams und gefährlicher Intriganten, von denen man nur annehmen kann, daß sie höheren Orts sich gedeckt wußten, geworden ist. Das kann den Feldzeugmeister zwar nicht völlig entschuldigen, aber doch wesentlich entlasten. Es ist nicht jedermanns Sache, sich gegen Intrigen und Doppelzüngigkeit zu wehren, manche gerade, offene Soldatennatur ist diesen Unterströmungen schon zum Opfer gefallen. In diesem Falle aber trug doch die eigene Hilflosigkeit des Feldherrn, wenn es sich um operative Fragen handelte, sein Mangel an Schulung gerade in den Aufgaben, die hier der Lösung harrten, vor allem aber seine unzulängliche Tatkraft, wenn es sich um die Beseitigung unbequemer und unfähiger Gehilfen handelte, viel zu seinem Unglücke bei. Überall, auch in der neuesten Veröffentlichung Alters, wird anerkannt, daß das Nachrichtenwesen beim Oberkommando gut arbeitete und man über die Verteilung der preußischen Streitkräfte zutreffend unterrichtet war. Die Skizze 2 deutet den Stand der Truppen am 27. Juni abends an, der entscheidende Augenblick, wenn man noch versuchen wollte, durch eine Offensive das drohende Netz der Umfassung zu zerreißen. Danach standen:

Die österreichische Hauptarmee mit dem Stabe des Oberkommandos in Josefstadt:

VI.	Armeekorps	(Baron Ramming) bei Skalitz (geschlagen),
X.	„	(Baron Gablenz) bei Trautenau (siegreich),
VIII.	„	(Erzherzog Leopold) aus der Gegend von Königinhof auf dem Marsche nach Dolan, wo es am 28. morgens eintraf, und das VI. Korps bei Skalitz ablösen sollte,
IV.	„	(Festetics) bei Königinhof,
III.	„	(Erzherzog Karl) bei Miletin,
II.	„	(Graf Thun) noch im Anmarsch bei Reichenau, außerdem 4 Kavalleriedivisionen.

An der Iser bei Münchengrätz befanden sich:

I. Armeekorps (Graf Clam Gallas) mit einer Kavalleriedivision,	gemeinsamer Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen.
Sächsische Truppen (Kronprinz Albert von Sachsen)	


Skizze 2. Die beiderseitigen Streitkräfte am 27. Juni Abends. (ohne Kav. u Div. Korps).
Gabel
G.L.D.
Niemes
15 u. 16. Div.
Oschitz
14. Div.
Langenbrück
II
Liebenau
Lozon
III
Eisenbrod
IV
Preper
Podol
Turnau
I
Münchengrätz
S.
Sabotka
Gitschin
Jung Bunzlau
Milicowes
Iser
M. 1:500000.
10 5 0 10 20 Km.
Preußen.
Österreicher u. Sachsen.
Elbe
Liebau
I
Trautenau
X
G.
Eipel
Aupa
Nachod
V u. 1/4 VI
v. Glatz u. Rückers
Königinhof
Miletin
IV
VIII
VI
Skalitz
Dolan
Schweinschädel
Dubenetz
III
Josefstadt
Elbe
Opocno
Nechanitz
Königgrätz
Bistritz
II
Reichenau

Dem gegenüber standen die preußischen Truppen:

II. Armee	V. Armeekorps mit $^1/_4$ VI. bei Nachod (siegreich),
	Gardekorps bei Eipel,
	I. Armeekorps im Rückmarsch auf Liebau (geschlagen),
	$^3/_4$ VI. Armeekorps zwischen Glatz und Rückers,
I. Armee	IV. Armeekorps bei Podol und Preber,
	III. „ „ Lozon und Eisenbrod,
	II. „ „ Liebenau und Langenbrück,
	Kavalleriekorps „ Reichenberg
Elbarmee	14. Division bei Oschitz,
	15. und 16. Division bei Niemes,
	Gardelandwehrdivision bei Gabel.

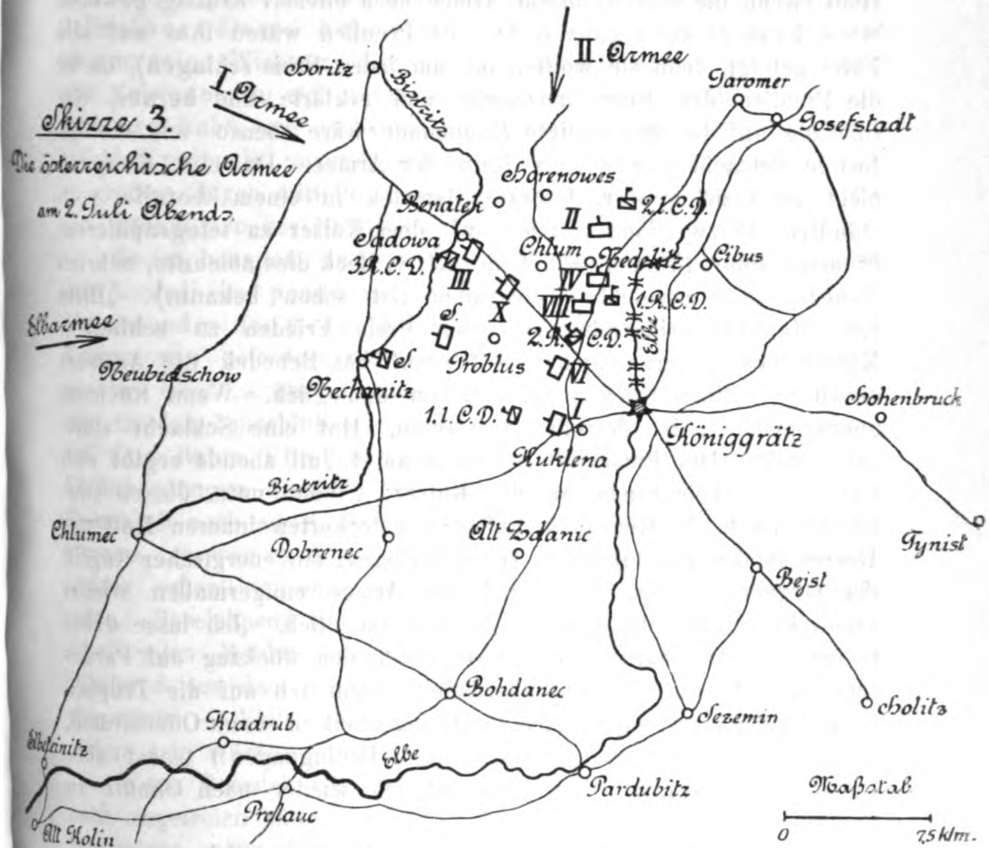
Allerdings war das VI. Armeekorps (Ramming) geschlagen, das X. Armeekorps (Gablenz) aber hatte gesiegt und die übrigen Korps waren nur insoweit in ihrer Leistungsfähigkeit etwas vermindert, als die fehlerhaften Marsch- und Verpflegungsanordnungen nachteilig gewirkt hatten. Eine feste, geschickte Hand konnte noch vieles ändern und bessern. Entscheidend war der taktische Sieg. Durch die Kräfteverteilung war die Lage für die österreichischen Waffen günstiger als für die preußischen, denn es war möglich, mit 5 Armeekorps — das rechtzeitige Eintreffen des noch bei Reichenau-Opoczno befindlichen Armeekorps blieb zweifelhaft — gegen $2^1/_4$ preußische Armeekorps — auf das I. preußische Armeekorps war kaum zu rechnen — die Offensive zu ergreifen. Bei den unübersichtlichen Geländeverhältnissen stellten sich allerdings der einheitlichen planvollen Verwendung Schwierigkeiten entgegen, die nur von einem klaren, tatkräftigen Willen und von gewandten Unterführern zu überwinden waren. Ob diese Vorbedingungen auf die Österreicher zutrafen, kann dahingestellt bleiben. Sicher ist dagegen, daß ihre Infanterie in einer jede Feuerwirkung verachtenden Taktik erzogen war, daß man lediglich in der Bajonettattacke geschlossener Massen das Mittel zum Siege suchte und daß diese Angriffe vor dem preußischen Hinterlader blutig zerschellen mußten. Ob die große Überlegenheit an Zahl, die von den Österreichern gegen die II. Armee ins Feld geführt werden konnte, diese Nachteile auszugleichen vermochte, ist zweifelhaft, wahrscheinlich vielmehr, daß auch hier wie in späteren Gefechten die überlegene preußische Taktik und Bewaffnung über kritische Lagen hinweggeholfen hätte, die ein kühner Wagemut der oberen Führung zur Erreichung großer Erfolge nicht hätte vermeiden können.

Am 28. Juni morgens soll Benedek seinen beiden Generalstabschefs erklärt haben, er hätte sich entschlossen, mit der Hauptmacht nach Gitschin aufzubrechen. Vorher wollte er „sich aber noch die Stellung bei Skalitz ansehen, um sich zu überzeugen, daß man ihn um den sicheren Sieg bringe“. Wenn man wirklich den Abmarsch noch versuchen wollte, es war aber am 28. morgens schon zu spät, hätte man ihn sofort ins Werk setzen müssen. Das geschah aber nicht, vielmehr wurde Gablenz am 28. bei Soor, der zur Unterstützung von Ramming vorgegangene Erzherzog Leopold bei Skalitz geschlagen. „In heftigster Weise stellte ihn — den Erzherzog Leopold — Benedek wegen seines offenbaren Ungehorsams zur Rede, enthob ihn von dem Kommando seines Korps und befahl ihm, die Armee sofort zu verlassen.“ Es wurde deshalb am 28. abends der am Morgen beschlossene Marsch an die Iser wieder aufgegeben, aber vergessen, den dort stehenden Truppen einen entsprechenden, klaren Befehl zu geben. Inzwischen waren diese beiden Korps zwar schon nach Sobotka und von da nach Gitschin zurückgegangen. Sie nahmen aber den Kampf dort noch am 29. nachmittags an. Als sie am späten Nachmittage den Befehl zum Abmarsch erhielten, traten sie ihn unter dem Eindruck einer empfindlichen Niederlage an. Dieser Rückzugsbefehl hatte nämlich besondere Zufälle erlitten, deren Einzelheiten Alter wie folgt schildert: Das betreffende Schreiben wurde versehentlich erst gegen Mittag in Dubenetz dem Major Grafen Sternberg zur Überbringung gegeben. Als dieser auf dem Ritt zum Kronprinzen von Sachsen erfuhr, daß der letztere am Abend in dem Schlosse Milicowes (s. Skizze 2) erwartet würde, machte der Graf Sternberg es sich dort bequem und ritt erst weiter, als er dort den Kanonendonner des Gefechts von Gitschin hörte. Als die Sachsen und Österreicher nun das Gefecht abbrachen — so ganz freiwillig war allerdings der Abbruch nicht mehr — gestaltete sich der Rückzug namentlich für Clam Gallas recht ungünstig. „Als Clam Gallas sich bei Benedek meldete, befahl ihm dieser nach einem heftigen Zornesausbruch, den Säbel abzuliefern und sich als Arrestant zu melden, da er über ihn wegen Ungehorsams und Feigheit Kriegsrecht beantragen werde. Erst als Oberst von Tegetthof, auf den Benedek große Stücke hielt, sich ins Mittel legte, erhielt Clam Gallas seinen Säbel zurück.“ An demselben 29. Juni wurde das zur Flankensicherung gegen den Kronprinzen von Preußen herausgeschobene IV. Korps (Festetics) bei Schweinschädel geschlagen. Durch alle diese Ereignisse wurde der Feldzeugmeister, wie es scheint, völlig der Entschlußkraft beraubt. Telegraphische Meldungen an den Kaiser nach Wien sollen willkürlich von Krismanic und Henikstein geändert

sein. Benedek neigte der Ansicht zu, ohne einen entscheidenden Kampf hinter die Elbe zurückzugehen. „Als Benedek am 1. Juli morgens in Königgrätz eintraf — so erzählt Alter —, fand er dort den Oberstleutnant v. Beck, Flügeladjutanten des Kaisers, vor. Es fand dort zunächst mit ihm eine lange Unterredung statt . . . Die Frage Becks, was er zu tun gedenke, beantwortete Benedek dahin, er wolle sich der drohenden Umklammerung durch die Preußen entziehen, sein Heer nach Olmütz zurückführen und dort raillieren . . .“ Dann wurden die beiden Generalstabschefs zugezogen . . . „v. Beck entwickelte den Gedanken, das Heer hinter die Elbe zu führen, in dem Raume Pardubitz—Kolin Aufstellung zu nehmen und dort den Preußen die Schlacht anzubieten.“

Dieser Ausdruck, die „Schlacht anzubieten“, ist ein in den Meldungen, Berichten und Vorschlägen für die Operationen oft wiederkehrender. Er wird manchmal ergänzt durch eine Bemerkung, daß Offensivstöße bei günstiger Gelegenheit nicht ausgeschlossen oder im Auge behalten seien. Tatsächlich soll dieses „die Schlacht zu bieten“ wohl nur heißen, den Angriff des Gegners erwarten, von ihm das Gesetz annehmen. Das ist immer nicht ohne Gefahr, besonders aber, wenn ein Feldherr die inneren Operationslinien genommen hat und nur durch den erfolgreichen Angriff sich den drohenden Umfassungen entziehen kann. Ob es am 2. Juli noch möglich gewesen wäre, mit dem österreichischen Heere einen Linksmarsch in eine Stellung Pardubitz—Kolin auszuführen, darf man bezweifeln, dazu waren doch die preußischen Kolonnen zu nahe und zu lebhaft entschlossen, eine Entscheidung herbeizuführen. — Skizze 3 deutet die Verteilung der österreichischen Streitkräfte am 2. Juli abends an. Für einen Abmarsch in die Linie Pardubitz—Kolin war diese Aufstellung recht ungeeignet, denn es stand den Österreichern nur die eine durchgehende Straße Königgrätz—Bejsk—Sézemin—Pardubitz auf dem gesicherten linken Elbufer zur Verfügung. Es gab noch einen zweiten Weg von Königgrätz, der aber in Sézemin sich mit vorerwähnten vereinigte. Auf dem rechten Elbufer führte noch die große Straße Jaromer—Kuklena—Bohdanec nach Pardubitz, die aber, wollte man unbequeme Nachhutgefechte vermeiden, kaum benutzbar war. Nachhutgefechte hätten nach den zahlreichen Reibungen und Hin- und Hermärschen den inneren Halt der Truppen noch mehr beeinträchtigt. So kam also eigentlich nur eine Straße auf dem linken Ufer mit einer kurzen Nebenstrecke in Frage. Die Entfernung auf der Hauptstrecke Königgrätz—Bejsk beträgt 35 km, also einen starken Marsch. Von Pardubitz nach Prelauc führte nur eine Straße, von Prelauc nach Elbeteinitz zwei, von da nach Kolin wiederum

nur eine. Ob die österreichische Operationskanzlei der Nordarmee das noch etwa 230000 Mann starke Heer auf diesen Straßen, im halben Flankenmarsch vom Feinde, hätte bewegen können ohne erhebliche Stockungen und Kreuzungen, ist wenig wahrscheinlich. Es bestand höchstens die Möglichkeit, die Glückschance, daß die



ebenso mangelhaft verwendete, wie wenig leistende preußische Kavallerie den Abmarsch zu spät erkannt hätte. — Wenn also Benedek dem Vorschlage zum Abmarsch in die Linie Pardubitz—Kolin abgeneigt war, so erscheint sein Führerinstinkt größer als der Scharfsinn seiner Berater.

Nach Alter hat der Feldzeugmeister gegen den Plan eingewendet: „eine Schlacht bei Pardubitz—Kolin sei genau so aussichtslos wie eine solche bei Chlum—Sadowa“ und vertrat den Plan, nach zwei Rasttagen am 3. Juli nach Olmütz aufzubrechen. v. Beck sprach sich entschieden gegen den kampflosen Rückzug und

speziell gegen den Rückmarsch nach Olmütz aus und befürwortete die Richtung nach Wien, da man Wien nicht ohne Deckung lassen dürfe und dem Kaiser die Schmach einer Flucht aus seiner Residenz um jeden Preis ersparen müsse. Benedek vertrat dagegen die Ansicht, der Rückzug nach Olmütz degagiere eo ipso die Hauptstadt (wenn die österreichische Armee noch offensiv kräftig gewesen wäre, hatte er darin ganz recht; die Preußen wären ihm auf alle Fälle gefolgt, denn sie wollten ihn um jeden Preis schlagen), da er die Preußen dem Heere nachziehe und erklärte rund heraus, der Rückzug auf die unbefestigte Hauptstadt wäre ebenso wie die sofortige Schlacht der sichere Ruin der Armee. Da eine Einigung nicht zu erzielen war, forderte Benedek in einem Anfalle vollständiger Verzweiflung v. Beck auf, dem Kaiser zu telegraphieren, er möge sofort Frieden schließen. Als v. Beck dies ablehnte, schrieb Benedek das berühmte Telegramm (ist schon bekannt): „Bitte Ew. Majestät dringend, um jeden Preis Frieden zu schließen. Katastrophe unvermeidlich." — Hierauf hat Benedek die Antwort erhalten: „Einen Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug unausweichlich, ist derselbe anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?" Der Entschluß Benedeks am 1. Juli abends ergibt sich aus seinem Telegramm an den Kaiser: „Wenn unter diesen Umständen (d. h. in Rücksicht auf den gelockerten inneren Halt des Heeres infolge der erlittenen Teilniederlagen) ein energischer Angriff des Gegners erfolgt, bevor sich die Armee einigermaßen wieder erholt hat, wäre die Katastrophe unvermeidlich. ‚Ich lasse daher morgen die Armee ruhen und setze am 3. den Rückzug auf Pardubitz fort. Werde ich nicht überflügelt, kann ich auf die Truppen wieder zählen und ergibt sich die Gelegenheit zu einem Offensivstoß, so werde ich ihn machen', (sehr viele Bedingungen!) ‚sonst aber trachten, die Armee so gut wie möglich wieder nach Olmütz zu bringen.'"

Im Laufe des 2. Juli wurde andauernd, namentlich von Henikstein, auf Benedek eingewirkt bei Königgrätz stehen zu bleiben, angeblich ohne Erfolg. Krismanic erhielt den Befehl, die Dispositionen für den Rückzug am 3. Juli auszuarbeiten, eine Sache, die man mit großer Umständlichkeit behandelt zu haben scheint. Aber Krismanic ging an sie nicht heran. Benedek ließ außerdem die Gegend von Pardubitz erkunden, angeblich um festzustellen, ob sie als Kantonnierungsraum für die in Aussicht genommenen Rasttage geeignet wäre. Bei einer am 2. Juli mittags stattfindenden Besprechung mit den Korpskommandanten wurden nur Fragen des inneren Dienstes besprochen. Ein schlecht gewählter Augenblick

da schon die eisernen Würfel zum entscheidenden Wurf geschüttelt wurden.

„Der Entschluß, die Schlacht bei Königgrätz anzunehmen,“ so schreibt Alter, „wurde Benedek erst am Abend des 2. Juli aufgedrängt. Nach 7 Uhr abends traf im Hauptquartier ein Kurier ein und überbrachte Benedek ein Schriftstück. Der Inhalt und der Schreiber dieses Schriftstückes sind unbekannt, bekannt ist nur seine Wirkung: Benedek ließ um 8 Uhr abends Henikstein und Krismanic zu sich rufen und eröffnete ihnen, daß er sich entschlossen habe, am nächsten Morgen die Schlacht anzunehmen und befahl Krismanic, unverzüglich die Schlachtdispositionen, die er ihm in großen Zügen mitteilte, auszuarbeiten und die Dispositionen für den Rückzug in der Richtung Olmütz nicht zu vergessen.“

Es ist bekannt, daß der Entschluß zum entscheidenden Angriff am 3. Juli im preußischen Hauptquartier erst in den späten Abendstunden des 2. Juli gefaßt und danach die Befehle an den Kronprinzen befördert wurden. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie bei Benedek nur allmählich und immer noch zögernd die Wage sich zu dem Entschluß neigte, die österreichische Armee zum Kampfe auf dem linken Ufer der Elbe zu belassen mit den schwierigen Flußübergängen dicht hinter sich, wenn man erwägt, daß dieser Entschluß auch am 3. Juli sich vielleicht noch wieder hätte ändern können, so war es doppelt vorteilhaft, daß die preußische Heeresleitung schnell entschlossen das sich bietende Glück beim Schopfe faßte. Bezeichnend ist, daß auch diesmal, wie so oft, die entscheidenden Meldungen von einzelnen zur Erkundung entsandten Offizieren aus den höheren Stäben und nicht von der Kavallerie eingingen. — Viele glauben, daß das in späteren Kriegen ganz anders sein würde.

Wenn Benedek wirklich am 3. Juli den Rückzug nach Olmütz noch angetreten hätte, so wäre er zwar ohne eine entscheidende Niederlage, aber doch nur unter Verlusten und arger Mitnahme seiner Truppen möglich gewesen. Auch dieser Abmarsch war ein Ausweg von zweifelhaftem Wert. Das Unklare in den Entschlüssen, das Hin und Her in den Direktiven aus Wien, von denen Benedek glaubte, sich völlig freigemacht zu haben, wurde verhängnisvoll. So lange der Feldzeugmeister dem Kaiser berichten mußte, von ihm Weisungen empfing, konnte von einer Unabhängigkeit keine Rede sein; denn die weit ab von dem Kriegsschauplatze, fern von den Ereignissen ihre Ratschläge gebenden Personen hatten doch das Ohr ihres hohen Herrn, sie entwarfen doch die Weisungen an den Feldherrn. Dieser Feldherr war von ihnen erwählt, obgleich er

sich selbst seinen Aufgaben nicht gewachsen fühlte. Nun wollten die Ratgeber ihm von Wien aus helfen. Sie hätten sich sagen sollen und können, daß ihre Ratschläge, auch wenn sie durch einige Sachkenntnis gestützt worden wären, nur unter dem unmittelbaren Eindruck des Krieges und der stündlich wechselnden Lage möglich sind. Das schlimmste für den Feldzeugmeister war das geradezu unmögliche Verhältnis zu seinen beiden Gehilfen Krismanic und Henikstein, wie es zwar im ganzen bekannt, aber durch die vorliegenden Veröffentlichungen in ein so grelles Licht gerückt wird. Im militärischen Dienst, namentlich auf dem Schlachtfelde, altern die meisten Menschen schnell; es wird nur selten Generale geben, die etwaigen Widerstand in ihrer nächsten Umgebung in größter Ruhe überwinden, die, man kann sagen, den kleinen häuslichen Ärger gar nicht empfinden. In einem Stabe muß eine gewisse Kongruenz der Anschauungen herrschen, sei es aus Überzeugung, sei es aus Gehorsam oder Unterordnung vor einer überragenden Persönlichkeit. Daß Benedek dies nicht viel früher erkannte und nicht danach viel schneller handelte, daß er sich in ganz nutzlosen und überflüssigen Kämpfen mit seinen beiden Stabschefs aufrieb und verzehrte, fällt ihm zur Last. Diejenigen Persönlichkeiten freilich, die ihm in Wien diese Suppe eingebrockt hatten und die deshalb in erster Linie an dem Zusammenbruch schuldig waren, sind nicht gebührend zur Rechenschaft gezogen worden.

Wie über alle unglücklichen Feldherren, ist auch über Benedek eine kriegsgerichtliche Untersuchung geführt worden, die Alter durch Wiederholung der schon bekannten Niederschlagungsorder in folgender Weise erwähnt:

„Wohl wurde am 4. Dezember die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen Benedek auf Befehl des Kaisers eingestellt, aber man konnte sich doch nicht enthalten, ihn öffentlich zu verurteilen, ihn zu stigmatisieren. Am 8. Dezember erschien in der amtlichen Wiener Zeitung eine angeblich in der Präsidialkanzlei des Generalstabes konzipierter, vom Erzherzog Albrecht und John begutachteter Artikel, der Henikstein und Krismanic mit der Begründung, sie hätten nur die Befehle des Feldherrn ausgeführt, von jeder Schuld freisprach, über Benedek aber resümierend urteilte: ‚Der Verlust des Vertrauens seines kaiserlichen Herrn, die Vernichtung seines militärischen Rufes vor Mit- und Nachwelt, die Erkenntnis des unermeßlichen Unglücks, das unter seiner Führung die Armee und durch deren Niederlage die ganze Monarchie getroffen hat, müssen für den ehrliebenden und hochsinnigen Mann, als der Benedek sich

stets bewährt hat, eine schwerere Sühne sein als jede Strafe, die ihn bei einer Fortsetzung des gerichtlichen Verfahrens hätte treffen können.'"

Benedek hat dieses harte Urteil, wie das seiner Zeitgenossen stumm, in voller Resignation auf sich genommen und keinerlei Rechtfertigung versucht, obschon er diesen Versuch hätte machen können. Er hat damit wie ein vornehmer Mann und wie ein echter Soldat gehandelt, der bereit ist, die Sache über die Person zu stellen, nicht nur bereit, sondern der danach auch handelt. Daß dem unparteiischen Beobachter dabei manche Gedanken über das geringe Maß von Dankbarkeit, von gerechter Behandlung in diesem irdischen Jammertale aufsteigen, ist eine Sache für sich. Der glückliche Soldat, der sieggekrönte Feldherr ist Gegenstand der Bewunderung aller Zeiten. Er ist der größte, gefeiertste Künstler. Erfüllt der Feldherr die auf ihn gesetzten Erwartungen nicht, entgeht er keinesfalls der härtesten Verurteilung. Am härtesten verurteilen ihn meist diejenigen, welche an seinem Sturz, an seinem Unglück die meiste Mitschuld tragen. Friedjung hat bei Veröffentlichung der nachgelassenen Papiere Benedeks auch sein am 15. Juni 1873 niedergeschriebenes Testament allgemein bekanntgegeben. In diesem heißt es:

„Ich war immer ein pflichtergebener, treuer und braver Soldat, war und bin ein zwar formloser, aber demütiger Christ. Schaue mit ruhigem Gewissen meinem Ende entgegen. Ich erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich keine Memoiren oder Selbstbiographie hinterlasse."

„Ich habe auch niemandem Daten geliefert, um über meine Soldatenwirksamkeit und meine Erlebnisse zu schreiben. Alle meine Vormerkungen und Reflexionen über den Feldzug 1866 und über das unter Anrufung meiner Unterthanen- und Soldatentreue mir aufgedrungene Kommando der Nordarmee habe ich selbst verbrannt. Am 19. November 1866 habe ich dem damaligen Armee-Oberkommandanten F. M. Erzherzog Albrecht sub Pers Nr. 22 schriftlich versprochen, ‚auch fernerhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen'."

Hieran schließt sich im Testament ein sehr bitterer Angriff auf die oben angeführte Kundgebung, mit welcher die Untersuchung gegen Benedek abgeschlossen wurde.

Ein langjähriger Adjutant und Vertrauter Benedeks hat bezüglich Vernichtung der Papiere erklärt: „Nur ein Schriftstück hätte Benedek nicht verbrennen sollen." Was war das für ein Schrift-

stück? Wurde ihm etwa die Annahme der Schlacht bei Königgrätz direkt befohlen?

Von Benedek selbst können die neuen Enthüllungen danach weder direkt noch mittelbar stammen, aber um die Vorgänge haben doch viele Personen gewußt, es kann also nicht verwundern, wenn allmählich das Dunkel, das über einzelnen Vorgängen liegt, sich erhellt und damit der wahre Sachverhalt klargestellt wird. Das ist nur geeignet, bei jedem Soldaten reges Mitgefühl an dem tragischen Geschick des unglücklichen Führers der Nordarmee zu erwecken. Moltke soll die Aufforderung, über die Feldherrngaben Benedeks ein Urteil abzugeben, mit den Worten zurückgewiesen haben: „Wenn wir besiegt worden wären, würde man Benedek um seine Meinung über mich fragen!“ Und nach der Schlacht bei Königgrätz äußerte er: „Ein besiegter Feldherr! O, wenn der Laie nur eine entfernte Idee hätte, was das zu bedeuten hat! Der Abend von Königgrätz im österreichischen Hauptquartier! O, wenn ich mir den vorstelle! Solch ein verdienstvoller, tapferer, umsichtiger General wie Benedek!“ (Friedjung.)

Benedek ist unversöhnt mit seinem Kaiser aus dem Leben gegangen. Friedjung faßt sein Urteil in die Worte zusammen: „Er wurde wohl deshalb ohne alle Rücksicht fallen gelassen, weil man seine Ehrenhaftigkeit kannte und mit unfehlbarer Sicherheit darauf rechnete, er werde dulden und schweigen.“ Seiner Bestimmung gemäß ist er ohne alle militärischen Abzeichen zu Grabe getragen worden. Unter den Beileidsbezeugungen verdient ein eigenhändiger Brief des Fürsten Bismarck an Frau v. Benedek erwähnt zu werden, in dem es heißt: „In dankbarer Erinnerung an Ihre mir bei früheren Gelegenheiten bezeugte Teilnahme, erlaube ich mir, der meinigen bei dem schweren Verluste, der Sie betroffen hat, herzlichen Ausdruck zu geben. Möge es Ihrem Schmerze Trost gewähren, daß nicht Österreich allein den Heimgang des Waffengenossen Radetzkys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden.“ Ob Bismarck den wahren Grund des Unglücks dieses braven Mannes schon kannte?

Auch nach den neuesten Enthüllungen ist noch nicht das letzte Wort über seine Führertätigkeit gesprochen, weil man weder das Schreiben kennt, das ihn zu dem Abmarsch gegen den Prinzen Friedrich Karl veranlassen sollte (S. 243), noch dasjenige, was ihm am 2. Juli abends zuging und das ihn zum Festhalten der Stellung auf dem rechten Elbufer bewog (S. 251). Mögen diese Schreiben früher oder später der Öffentlichkeit übergeben werden, sie haben

einen rein geschichtlichen Wert. Daß andere Operationen einen wesentlich anderen Gang der Ereignisse herbeigeführt hätten, daß der Feldzug mit einem Siege der kaiserlichen Armee geendet hätte, ist wenig wahrscheinlich. Österreichs geschichtliche Aufgabe in Deutschland war wohl abgeschlossen, Preußen berufen, an seine Stelle zu treten, und König Wilhelm hatte die richtigen Männer als seine Gehülfen gewählt.

Die uns vorliegende Veröffentlichung Alters und alle etwa noch kommenden sind aber schon deshalb so lehrreich, weil sie die schneidende Ungerechtigkeit erhärten, daß man Benedek für einen Zusammenbruch verantwortlich machte, an dem ihm nur eine geringe Schuld zuzusprechen ist.

XVI.

Physiologische Erscheinungen im Festungskriege auf Grund des Kampfes um Port Arthur.

Von

Johann Hanika, Oberleutnant, Lehrer an der k. u. k. Artillerie-Kadettenschule in Traiskirchen.

(Schluß.)

Im Anschlusse an die Verteidigungsartillerie seien nun die Belagerungsgeschütze, deren Wirkung den Verlauf des Angriffes wesentlich beeinflußt, beurteilt:

Bis zum 18. August wurden vom Angreifer 386 Geschütze in Stellung gebracht. Unter diesen befanden sich 44 mittel-, 198 kleinkalibrige Kanonen, ferner 120 mittel- und 24 kleinkalibrige Mörser bzw. Haubitzen. Die Zahl der Flach- verhielt sich zur Zahl der Steilbahngeschütze wie 1,7 : 1. Interessant und lehrreich ist die Tatsache, daß der Verteidiger in betreff der auf den Landfronten verfügbaren Geschütze stärker als der Angreifer war. Von einer Überlegenheit der Verteidigungsartillerie darf aber dennoch nicht gesprochen werden, da diese, bedingt durch Rücksichten auf die Sicherheit des Platzes, auf den ganzen Gürtelumfang verteilt ist. Daraus entnehmen wir, wie schwer die rationelle Verwertung der Festungsgeschütze erscheint, daß ihre Vereinigung in dem vom

Hauptangriffe getroffenen Abschnitte schon von Haus aus ins Auge gefaßt werden muß. Der Fortsgürtel soll nicht nur einen Raum sichern, sondern, und das wäre in erster Linie zu fordern, innerhalb desselben eine dem Gegner überlegene Ausnützung der Kampfmittel ermöglichen.

Von Ende September bis zum Schlusse der Belagerung wurde die Angriffsartillerie auf 536 Geschütze verstärkt. Unter denselben gab es 80 mittel-, 294 kleinkalibrige Kanonen, 18 groß-, 120 mittel- und 24 kleinkalibrige Mörser und Haubitzen. Das Verhältnis der Flach- zu den Steilbahngeschützen stieg auf 2,3 : 1.

Schon nach kurzer Betrachtung ist zu erkennen, daß der von den Japanern improvisierte Belagerungsartilleriepark (der eigentliche soll auf hoher See vom Wladiwostoker Kreuzergeschwader versenkt worden sein) den modernen Anforderungen nicht entspricht und daß seine unzureichende Wirkung jedenfalls eine Hauptursache des Mißlingens der jäh wiederholten Angriffe gewesen war.

Man kann daher folgende Gesichtspunkte aufstellen:

1. Die Zahl der verfügbaren schweren Mörser oder Haubitzen war zu klein;
2. Diese wurden erst spät, vielleicht notgedrungen, auf das Angriffsfeld herangezogen;
3. ihre Wirkung reichte zur Bekämpfung der russischen Gürtelforts nicht aus;
4. das Gesamtverhältnis der Kanonen zur Zahl der Haubitzen ist unzweckmäßig;
5. der Artilleriepark war aus vielen Geschützarten zusammengesetzt;
6. der Munitionsnachschub mußte daher (Punkt 5) sehr schwierig sein und stockte bisweilen ganz.

Zu 1: Der Festungsangriff soll eine breite Lücke in den Fortsgürtel schlagen. Die innerhalb der angegriffenen Front liegenden Werke müssen niedergekämpft und sturmreif gemacht werden. Wenn in der zuletzt genannten Hinsicht Artillerie, Pionier und Mineur zwar Hand in Hand arbeiten, müssen wir erstere doch befähigen, das Möglichste zu leisten. Auf der Angriffsfront zeitgemäß ausgebauter Festungen werden 3, 4 auch 5 bombensichere oder mindestens sehr widerstandsfähige Stützpunkte liegen. Aus der Erfahrung ist zu schließen, daß man, falls jeder derselben durch 1 bis 2 Mörserbatterien bekämpft wird, auf einen baldigen Schießerfolg nicht rechnen könne. Man muß zur Bekämpfung eines Werkes mindestens eine aus 12—16 schweren Mörsern bestehende Gruppe einsetzen und

die Batterien möglichst so aufstellen, daß das Ziel unter verschiedene, auch schiefe Schußrichtungen komme.

Zu 2: Zur Zeit als die großen Augustangriffe artilleristisch vorbereitet wurden, waren die schweren Mörser noch nicht auf dem Gefechtsfelde. Sechs treffen im September, die übrigen später ein. Die Berichte über die Kämpfe um den Hohen Berg betonen zum ersten und letzten Male ihre entscheidende Wirkung. Ein jedes der zum Schlusse genommenen Werke Nordkikwauschan, Erlungschan und Sungsuschan fiel erst nach der Sprengung. Die Japaner dürften, wie aus verschiedenen Anzeichen hervorgeht, sowohl die materielle Widerstandsfähigkeit der Werke als auch die Stärke des Verteidigers hinsichtlich der Zahl und der moralischen Eigenschaften unterschätzt haben; sie dachten demgemäß ohne ihre schwersten Wurfgeschütze auskommen zu können.

Wir ziehen aber aus den Ereignissen vor Port Arthur die Lehre, die schweren Mörser möglichst an die Spitze der Geschütztransporte zu stellen, da sie zur Bekämpfung der Werke, der Gerippunkte der Verteidigung, ohnehin die meiste Zeit benötigen werden. Ferner erkennen wir, daß hinsichtlich ihrer Organisation, der Bereithaltung des Materials und der Munition, ferner in betreff des Fuhrwerks- oder Automobiltransportes sowie der Rekognoszierung geeigneter Batteriebauplätze und des Batteriebaues alles bis ins Kleinste geregelt sein muß, damit sie ohne Verzug zur Feuertätigkeit gelangen. Sie verdienen im Interesse der Beschleunigung des Angriffes auf Sperren ganz besonderer und taktischer Fürsorge, da sie, falls die Wirkung des Einzelschusses entspricht, zum Bahnbrecher für den Infanterieangriff werden.

Zu 3: Hierbei berufen wir uns auf den im ersten Hefte des Jahres 1908 in den Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens erschienenen Aufsatz des Geniestabsmajors Otto Ritter Ellison von Nidlef „Der schwere Belagerungsmörser und seine Wirkung“:

„Zieht man die Ergebnisse der Beschießung einzelner Werke Port Arthurs aus der 28 cm-Küstenhaubitze, dann die Daten einzelner Schießtafeln und die bei Schießübungen erhaltenen Resultate in Betracht, so ergibt sich, daß in betreff des Zerstörens bombensicherer Decken und Panzer eine Trefferdichte von 6 bis 10 pro qm Deckenfläche erforderlich ist, um stellenweise Durchschläge zu erzeugen oder Panzergeschütze zu demontieren. Unter Zugrundelegung dieser Ansätze resultieren so gewaltige Munitionserfordernisse (40000 bis 200000 Schuß und mehr), daß von einem raschen Niederkämpfen

moderner Werke mit den heute üblichen Angriffsgeschützen nicht die Rede sein kann."

Major Ellison weist an der Hand schlagender Zahlen einerseits die unzulängliche Wirkung der schweren Wurfgeschütze und anderseits die ganz unverhältnismäßige Überlegenheit eines 30 und 36 cm-Mörsers nach. In seinen Angaben, die freilich nur auf theoretischem Wege ermittelt wurden und deshalb für die Praxis nur beschränkte Gültigkeit haben, steckt jedenfalls ein sehr ernst zu würdigender Kern. Er hat gezeigt, wo es der schweren Artillerie fehlt und angedeutet, wie die äußerst nötige Wirkungssteigerung zu erreichen wäre. Man würde aber über das Ziel schießen, wollte man sie in Bausch und Bogen verlangen. Die Heeresleitungen wissen, welche Festungen und Sperren in Betracht kommen und sind über die Anlage und Bauart derselben mehr oder minder orientiert. Aus ihrer Widerstandsfähigkeit muß der Maßstab für die Leistungsfähigkeit der schwersten Geschütze herauskonstruiert werden. Die Japaner haben sich bezüglich der Niederkämpfung der Werke Port Arthurs getäuscht. Die Täuschung hätte verhängnisvoll werden könen. Es wurden nahezu 100000 Mann geopfert und den Feldoperationen bis Anfang Januar 1905 4 Infanterietruppendivisionen und 2 Landwehrbrigaden entzogen.

Zu 4: Was hinsichtlich der Haubitzen beim Verteidiger gesagt wurde, gilt noch ausgesprochener für den Angreifer. Flachbahnfeuer kann den wichtigsten, von ihm zu beschießenden Zielen auf die Dauer keinen großen Schaden antun. Forts, Schanzen, Batterien und Schützengräben sind nur durch Steilfeuer erfolgreich zu bekämpfen. Hinter den steilhängigen Intervallverteidigungsstellungen liegen schußtote Räume zur gedeckten Bereithaltung und Verschiebung der Reserven. Was Wurffeuer bedeutet, beweist die Geschichte der um den Hohen Berg in der Zeit vom 26. November bis zum 6. Dezember ausgefochtenen Kämpfe. Die Erschütterung des Verteidigers wird erst nach der Mitwirkung der schweren Haubitzen, welche nicht nur die Kuppen, sondern auch die rückwärtigen Hänge beschießen konnten, bemerkbar. Was Wurffeuer bedeutet, würde auch das Gefecht um die Nanschan-Höhen bewiesen haben, falls die Russen sie ernsthaft verteidigt hätten.

Zu 5 und 6: Von den Japanern wurden bis zum 18. August 10 und später 14 verschiedene Geschützarten verwendet. Daß dadurch sowohl der große Munitionsnachschub aus der Heimat, als auch die Dirigierung der einzelnen Munitionsstaffel auf dem Angriffsfelde und dadurch in letzter Linie die taktische Feuerleitung und Verwertung der Geschütze äußerst erschwert werden mußte, liegt

auf der Hand. Können wir auf europäischen Kriegsschauplätzen einerseits auf ein leistungsfähiges Nachschubwesen rechnen, so dürfen wir anderseits nicht vergessen, daß viel größere Lasten zu transportieren sein werden.

Das japanische Geschützfeuer kann mit Rasalen verglichen werden, die vor den großen gewaltsamen Angriffen zu einem Orkan anschwellen, tagelang über den Verteidiger dahinbrausen, aber nach eingetretenem Mißerfolge infolge innerer Mattigkeit absterben, bis neue Munitionsvorräte sie abermals zu stürmischer Tätigkeit entfachen. Und was war die Folge einer solch unkontinuierlichen Feuerwirkung? Der Verteidiger gewann immer wieder Zeit, die entstandenen Schäden wenigstens halbwegs auszubessern und sich zu erholen. Nach den Kämpfen um den Hohen Berg soll der Munitionsvorrat so gesunken sein und der Nachschub derart gestockt haben, daß jedes mittel- und großkalibrige Geschütz nicht mehr als 5—10 Schüsse im Tage abgeben konnte.

Auf Grund des Vorstehenden könnten wir das artilleristische Resümee in folgende Punkte zusammenfassen:

1. Da die von den Angriffs- und Verteidigungsgeschützen zu lösenden Aufgaben bis auf die Bekämpfung der permanenten Gürtelstützpunkte übereinstimmen, sollen diese tunlichst gleichartig sein.
2. Für Angriffszwecke genügt ein schwerer Mörser, die 15 cm-Haubitze und eine weittragende 10 cm-Rohrrücklaufkanone. Zwecks Angriffes auf moderne Festungen könnte man für die früher erwähnten Geschützarten das Verhältnis 1 : 2 : 1 oder 2 : 6 : 2 fordern. Es sei jedoch betont, daß es mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der im Kriegsfalle in Betracht kommenden Festungen ein für allemal gültige Normen für die Zusammensetzung des Belagerungsartillerieparks nicht gibt. Das Feuer der Feldhaubitzen, deren Vermehrung zu wünschen ist, wird eine willkommene Verstärkung der Wirkung der Angriffsgeschütze sein.
3. Die Verteidigungs- und Angriffsgeschütze wären im Interesse der Schußfeldverbreiterung, was die mittleren Kaliber anbetrifft, möglichst unabhängig von Unterlagen zu machen.
4. Jedes Verteidigungsgeschütz soll auch beweglich verwendbar sein.
5. Die Geschosse sollen zur Not auch bei den nicht widmungsgemäßen Geschützen gleichen Kalibers ausgenützt werden können.

In der Theorie des Festungskrieges wird der Begriff der Fern- und Nahkampfperiode bis heute festgehalten und gelehrt. Es wäre ein müßiges Beginnen, den Verlauf des nächsten europäischen Festungskampfes auch nur annähernd vorausbestimmen zu wollen; zuweilen hat es aber doch den Anschein, als ob den Fernkampfmitteln der Verteidigung eine allzu große abwehrende Kraft zugeschrieben werden würde. Trotz aller Rücksicht auf die Fernhaltung des Gegners (wo diese erreichbar ist) wird man bei Neukonstruktionen der Kampfmittel, wo es nur immer geht, besonders auf eine kräftige Nahkampfwirkung Bedacht nehmen müssen.

Wer unbefangenen Blickes die freilich recht eigenartigen Verhältnisse vor Port Arthur würdigt, wird eine typische Fernkampfperiode kaum herausfinden können. Es gab eigentlich nur einen Nah- und einen allernächsten Kampf. Die Angriffsinfanterie konnte meist in einem Zuge bis in den Bereich der kleinen, ja der kleinsten Gewehrschußdistanzen herangehen und kam erst dort, freilich auf sehr lange Zeit, zum Stehen.

Nach der Eroberung der Wolfsberge schritten die Japaner unverweilt an die Vorbereitung des ersten großen Angriffes auf den Gürtel der Festung. Sie waren überzeugt, daß Port Arthur durch gewaltsamen Ansturm zu nehmen sei. Schon Mitte Juni wurde von Japan die Manchu-Maru-Expedition ausgesandt, um Mitgliedern des Reichstages, den fremden Marineattachees und anderen Gelegenheit zu geben, den Fall der russischen Festung zu sehen. Am 19. August empfing General Nogi die Berichterstatter mit den Worten: .... „Ich kann Ihnen gratulieren, daß sie gerade im rechten Augenblicke gekommen sind, dem Abschlusse eines siegreichen Feldzuges beizuwohnen."

In den Kämpfen vom 7.—9. August werden die Takuschan- und Sjaguschan-Höhen, in den Gefechten vom 13.—15. August die Eckberge den Russen entrissen. Der vom 19.—24. August währende, gegen die Nordost- und Nordwestfront gerichtete Hauptangriff verläuft bis auf die Einnahme der Ost- und Westpanlunschan-Redouten ergebnislos, endet mit einem erfolgreichen Ausfalle der Russen und einem Verluste von nahezu 20000 Mann. Norregaard schreibt in seiner bildlichen Art: „Bei Port Arthur, wie überall sonst, hatten die Japaner jeden Schritt bis in die kleinsten Einzelheiten überlegt. Wenn die Zeit gekommen war, brauchte der General nur ein Wort zu sagen, um die ganze Maschinerie in Gang zu setzen und die Räder begannen sich zu drehen, die Zähne griffen ineinander ein und die großen Walzen konnten ihren Zermalmungsprozeß beginnen. Dieses Mal hatten sie sich mit Rücksicht auf die Stärke und Härte

des Stoffes, der durch die Walzen gehen sollte, verrechnet. Hier wurde ein Zahnrad verbogen, dort brach eine Achse, der Druck auf verschiedene Maschinenteile war zu groß gewesen. Die Maschinerie kam in Unordnung und mußte stoppen, um einer gründlichen Reparatur unterworfen, ja teilweise umgebaut zu werden, ehe man weitere Fortschritte machen konnte."

Das gleiche könnte man mit Bezug auf die September- und Oktoberangriffe wiederholen. Keiner brachte dem ungeduldig wartenden Japan den ersehnten entscheidenden Erfolg. Sind deshalb gewaltsame Angriffe ein für allemal aussichtslos geworden?

Der Zwang, sie auszuführen, um schleppende Belagerungen zu vermeiden, kann sich im Kampfe auf europäischen Kriegsschauplätzen gleichfalls einstellen. Aber auch ohne Zwang wird man sie meist vom Beginne an ins Auge fassen; denn der rasch eintretende Erfolg erhöht die Wirkung auf Sieger und Besiegte, macht gebundene Kräfte frei und ermöglicht der obersten Befehlsstelle den dauernden Erfolg der gefaßten Absichten. Auch weiterhin wird es wagemutige Naturen geben, die, sobald nach ihrer Auffassung nur einige günstige Aussichten für das Gelingen vorhanden sind, Menschen und Material für gewaltsame Angriffe opfern. Brunners Wort aus dem Jahre 1881 gilt heute noch immer. Er schreibt, „daß die Zeit der gewaltsamen Angriffe noch nicht vorüber zu sein braucht, sondern daß die Taktik und Technik der letzteren noch wesentlicher Verbesserungen fähig sind. Daß es mit dem Anrennen à la Plewna nicht geht, ist klar, ebenso, daß der Sturm auf gründliche Studien und ebensolche gründliche Kenntnisse basiert, wohl überdacht, berechnet und sorgsam durchgeführt werden muß. Das Probieren, ob es geht, ist Menschenschlächterei rohesten Stils und unverantwortlich in einer Zeit, in der man doch endlich beginnt, den Krieg zu studieren und die Kriegsführung zur Wissenschaft zu machen."

In betreff des letzten Satzes kann man jedoch einen gewissen Widerspruch nicht unterdrücken. Brunner dachte wohl nur an das Probieren, dem jede reelle Grundlage fehlt. Da im Kriege fast niemals Gewißheit vorhanden ist, ferner für die Entschlußfassung die individuellen Ansichten und Charaktereigenschaften maßgebend sind, und durch Zaghaftigkeit bei weitem mehr Mißerfolge als selbst durch unüberlegte, aber zähe Kühnheit bedingt wurden, muß letzterer auch fernerhin das volle Recht gewahrt bleiben.

Was für die Steigerung der artilleristischen Wirkung zur Förderung gewaltsamer Angriffe geschehen könnte, fand im Früheren bereits Erwähnung. An dieser Stelle sei noch auf die 5,3 cm Kruppsche Bombenkanone in Sappenlafette hingewiesen.

Ihre Konstruktion stammt aus dem Jahre 1909 und wurde durch das Streben hervorgerufen, die Wirkung der schweren Wurfgeschütze im Kampfe mit bombensicheren Werken zu ergänzen. Das Rohr liegt in einer schmalspurigen, auf einer Bettung zu verwendenden, jedoch auch fahrbar zu machenden Lafette. Das Geschütz ist leicht. wiegt in der Feuerstellung samt der Bettung nur 480 kg und kann durch die Annäherungsgräben in die Sturmstellung getragen werden, Das Geschoß besteht aus einer dünnwandigen, mit Sprengstoff gefüllten, 85 kg schweren Bombe, die nach dem Laden außerhalb des Rohres auf diesem aufsitzt, mit einer in die Bohrung eingeführten Stange verbunden ist und durch diese gegen das Ziel geschleudert wird. Unmittelbar nach dem Schusse trennt sich die allein weiterfliegende Bombe von der Führungsstange. Das Rohr kann von $+ 43^{0}$ bis $+ 80^{0}$ erhöht werden und erzielt mit ersterem Schußwinkel die größte Schußweite von etwa 300 m. Das Geschoß wirkt nicht durch die Auftreffenergie der Masse, sondern durch den Stoß der Sprenggase. Im Falle das Gefüge sehr widerstandsfähiger Ziele durch die Beschießung aus schweren Wurfgeschützen bereits gelockert wurde, dürfte vermutlich eine recht günstige Wirkung eintreten.

Zu den kühnsten, zähesten, erfolg- aber auch verlustreichsten Angriffen der Japaner zählen die Stürme auf den Hohen Berg. Die gemessenen, aus Tokio im November eintreffenden Befehle, Port Arthur um jeden Preis zu nehmen oder wenigstens die feindliche Flotte zu vernichten, bringen jedes Bedenken zum Schweigen und erpressen von der Angriffsinfanterie das Äußerste, was Menschen nur leisten können. Die kühl abwägende Heeresleitung fordert nach Ansicht der schon im September und Oktober gegen den Hohen Berg angesetzten Truppen Unmögliches. Ihre Angriffskraft wurde in den früheren Stürmen teilweise verbraucht, die Infanterie der 1. Division hatte Nerven bekommen. Die vom 17. November an in Dalni gelandete 7. Division wurde daher nicht sofort in die Front geschickt, sondern in Shuanglaikon zurückgehalten, bis sie wirklich in der Gefechtslinie gebraucht werden würde. Die Leute bekamen keine Erlaubnis, irgendwelche Verbindung mit den anderen Truppen zu unterhalten, die sie mit den Schilderungen der furchtbaren Festung, der harten Kämpfe, der unüberwindlichen Schwierigkeiten, der Gefahren und Leiden und all der grauenvollen Bilder, die ihrer warteten, hätten einschüchtern können. Mit unbefangenem Sinne, ungeschwächtem Eifer und voller Begeisterung sollten sie ins Gefecht gehen. Ihre jugendlich lange verhaltene Kraft sollte wie

ein warmer Strom frischen Blutes durch das ganze vom Feldzuge erschöpfte Heer rinnen und ihm neue Willenskraft einflößen. Durch diese letzte Verstärkung wurde die Belagerungsarmee auf fast 100 000 Mann gebracht.

Die Zähigkeit der Japaner im Angriffe wurde von den Russen in der Verteidigung noch überboten. Todesmutig wehrt sich die aus 5 sehr schwachen Kompagnien bestehende Besatzung des Hohen Berges. Sie reicht nicht aus. General Stössel befiehlt, sämtliche Nichtkombattanten, auch die Offiziersdiener, in die Kampflinie zu ziehen. Alle nur irgendwo verfügbaren Reserven werden eingesetzt. Sie treffen ein, Kompagnie auf Kompagnie, tropfenweise, verschiedensten Regimentern angehörend; alle Verbände mischend, verlängern sie die Verteidigung von einem Tage bis zum anderen, vom Morgen bis zum Abend, schließlich nur um Stunden, bis endlich keine Verstärkung mehr vorhanden ist, allgemeine Ermüdung eintritt und die fortgenährte Überlegenheit der Japaner den Erfolg an sich reißt. Diese hatten mit einem Verluste von 10000 Mann den dringend nötigen Aussichtspunkt errungen.

Es begann die Agonie Port Arthurs!

Aus einem am 1. Dezember an General Stössel gerichteten Briefe ersehen wir, wie General Kontradenko zur Zeit der eben geschilderten Kämpfe die Situation beurteilt hat: „Jetzt, solange Port Arthur sich noch hält, darf man unsere Mißerfolge auf den anderen Kriegsschauplätzen nicht als besonders erniedrigend ansehen. Aber wenn zu diesen der Verlust der Festung und der darin befindlichen Flotte sich gesellen sollte, ist der Feldzug unwiderruflich verloren und unser militärischer Echec wird das Ansehen des Reiches schädigen. Auf einen rechtzeitigen Ersatz Port Arthurs durch unsere Armee oder Flotte kann man kaum rechnen. Als einzig ehrenvoller Ausgang erscheint jetzt, vor dem Falle der Festung, der Friedensschluß, welcher, solange Port Arthur noch in unseren Händen ist, zweifellos auf einer den nationalen Ehrgeiz nicht verletzenden Grundlage zu erreichen sein wird. Sehr wahrscheinlich ist es, daß Se. Majestät die Situation in einem etwas anderen als dem tatsächlichen Lichte geschildert erhält. Ein aufrichtig wahrer, der Untertanentreue entsprechender Bericht kann das Vaterland vor einem großen Unglück bewahren. Deshalb glaube ich, können Sie, als der höchste Vertreter der Staatsgewalt und als Sr. Majestät Vertrauter, in einer chiffrierten Depesche dem Kaiser über die Situation im Fernen Osten melden. Diesen Brief habe ich nur mit Rücksicht auf ihre stets herzlichen Beziehungen zu mir und in der

festen Überzeugung verfaßt, daß ein solcher Schritt für das Wohl Rußlands unerläßlich ist."

Die Ereignisse folgen sich nun in einem rascheren Tempo. Am 18. Dezember fällt Nordkikwanschan, am 28. Dezember Erlungschan, am 31. Dezember Jungsuschan, am 1. Januar das große Adlernest. Die Kämpfe um die genannten Werke haben den Minenangriff, den man in Anbetracht der zerstörenden Artilleriewirkung kaum mehr für nötig hielt, wieder zu Ehren gebracht. Durch die Kapitulation am 2. Januar wurden die heldenmütigen und denkwürdigen Kämpfe beendet.

Aus dem Kampfe um Port Arthur können die mannigfachsten Lehren abgeleitet werden. Es kommt ein jeder zu mehr oder weniger individuellen Erkenntnissen. Die Widersprüche werden, solange es verschiedene Temperamente und Auffassungsgrade gibt, kein Ende nehmen. Eines möchte ich ganz besonders betonen: „Befestigungen, die von herzhaften Besatzungen verteidigt werden, sind widerstandsfähiger als je." Dieser einfache Satz muß, wenn er als richtig anerkannt wird, von schwerwiegendster Bedeutung sowohl für den Festungskampf an und für sich, als auch für die große Kriegsführung sein.

Wer denkt heute nicht an die vor dem Russisch-Japanischen Kriege herrschenden, vielfach übertriebenen Vorstellungen von der Infanterie- und Artilleriefeuerwirkung. Man kann mit gutem Rechte von einer Zeit der Feueranbetung sprechen. Vor der Durchführung des Infanterieangriffes sollte die beiderseitige Artillerie miteinander abgerechnet haben. Man glaubte öfter, als dies nun gerechtfertigt erscheint, an die Möglichkeit, den Gegner aus der Stellung herausschießen zu können. Viele sahen im Bajonette nur ein Drohmittel und keine oft zu verwendende Waffe. Sperren und Festungswerke sollten in kurzer Zeit unter der Wirkung schwerer Geschütze zusammenbrechen. Um ein Beispiel für viele anzuführen, lese man, was General Langlois noch im Jahre 1908 im „Temps" über die Niederkämpfung beständiger Sperrforts schrieb. Er sprach die Ansicht aus, daß eine mit 3 Feldbatterien und 12 schweren (15 cm-) Feldhaubitzen ausgerüstete feindliche Brigade das Fort in jeder Minute mit 144 Geschossen überschütten und dadurch an jeder Lebensäußerung hindern könne. Unter dem Schutze dieses Geschoßhagels, der die Ausgänge aus den Innenräumen des Werkes in die Kampfstellungen durch Mauertrümmer verlege und das Ganze in eine undurchsichtbare Rauchmaske hülle, sollen Infanterie und Pioniere vorgehen, die Hindernisse auf das Glacis, den Graben über-

schreiten und in den Stützpunkt eindringen. Vor den Kämpfen um Port Arthur hätte man sich mit einer solchen Anschauung noch abfinden können. Heute geht dies nicht mehr. Durch ein Artilleriemassenfeuer in der Art, wie es der französische General fordert, könnten im besten Falle nur die offenen Kampfstellungen eines Forts niedergehalten werden. Starke Beton- und Panzerdecken brechen auch unter dem dichtesten Hagel der Feld- und 15 cm-Haubitzgeschosse nicht zusammen. Unter Umständen dürften sich Störungen im Drehvermögen der Panzertürme und Panzerlafetten sowie Beschädigungen der herausschauenden Rohrköpfe ergeben. Das ist alles! Die Ausgänge aus dem Fortsinneren in die offenen Artillerie- und Infanteriekampfstellungen werden in der Regel geschützt angelegt. Für die verhältnismäßige Verkehrssicherheit wird der Ingenieur auch durch die Anordnung entsprechend vieler Verbindungen vorgesorgt haben. Trichter im Boden und herumliegende Mauertrümmer kann man doch nicht als schwer zu überwindende infanteristische Bewegungshindernisse ansehen. Der Angreifer ist weit schwieriger daran. Vor dem Drahtgeflecht auf dem Glacis kommt er sicher das erstemal zum Stehen. Durch die herausgesprengten oder herausgeschnittenen Sturmgassen strömt eine dichtgedrängte Menge. Selbst den Fall angenommen, daß es gelungen sei, das ganze Hindernis in kürzester Zeit gangbar zu machen, stoßen die Sturmabteilungen nun auf den Graben, dessen Bestreichungsanlagen kaum gelitten haben dürften. Niedermähendes Maschinengewehr- und Geschützfeuer schlägt ihnen aus diesen entgegen. In der Zeit, die der Angreifer zum Überschreiten der Glacishindernisse und des kräftig verteidigten Grabens braucht, sollte es der Fortsbesatzung, die in den letzten Augenblicken der Sturmabwehr nicht mehr von der feindlichen Artillerie beschossen wird, unmöglich sein, rechtzeitig die Kampfstellungen zu erreichen? Wir glauben das nicht. Wahrlich, in solch kurzer Zeit kommen General Langlois und jene, die mit ihm einer Meinung sind, nicht über permanente, sturmfreie Werke hinweg. Würde es sich dann überhaupt verlohnen, solche zu errichten? Aber auch die amtliche italienische Auffassung, wonach Sperrforts meist nur durch belagerungsmäßiges Vorgehen zu nehmen sein werden, trifft den Nagel nicht auf den Kopf. Es ist ja von vornherein völlig unbestimmt, welcher Angriffsart dieses oder jenes Werk zum Opfer fallen wird. Die Dauer des Angriffes hängt nicht nur von der taktischen Lage im näheren und weiteren Bereiche der Sperre, der Kampfwillig- und -tüchtigkeit der Besatzung und der Widerstandsfähigkeit der Bauart, sondern auch von der Wirksamkeit der vom Feinde ins Feuer ge-

setzten Geschütze ab. Ein Fort, das den belagerungsmäßigen Angriff erzwingen kann, da es der Gegner in seinen operativen Maßnahmen unterschätzte, wird ein anderes Mal durch gewaltsames Vorgehen bezwungen werden, weil es durch die Wirkung der rasch und in ausreichender Zahl herangeschafften allerschwersten Mörser und Haubitzen erschüttert wurde. Enthalten wir uns daher jeder vorgefaßten, schwer zu begründenden Meinung. Wenn wir wissen und glauben, daß tapfer verteidigte, permanente, sturmfreie Werke schwer einzunehmende Angriffsobjekte sind, wissen wir genug! Gestehen wir ihnen nun überdies entsprechenden Einfluß auf die Kriegsführung sowohl im großen als auch im kleinen zu, dann werden wir einerseits sowohl für ihre technische und personelle Ausgestaltung und anderseits für die rascheste Inkampfsetzung möglichst wirksamer Angriffsmittel sorgen.

Die Anschauung des Generals Langlois war leicht zu widerlegen. Sie wurde überhaupt nur erwähnt, da sie dank seiner Autorität leicht Glauben findet und wahrscheinlich bei vielen auch Glauben gefunden hat. Die Unterschätzung der kleinen, kaum merkbaren Sperrforts an Flußlinien, Eisenbahnen und Talstraßen im Gebirge ist auch ganz leicht zu erklären. Das beurteilende Auge bleibt eben zu oft an der Flußlinie, Eisenbahn usw. hängen. Man betrachtet die Sperre häufig nur als eine selbständige feindliche Kampfgruppe, und bringt sie, da dies in allgemeiner Form auch gar nicht möglich erscheint, nicht mit den übrigen Operationen in Zusammenhang. Ihre Wirkung und Einflußnahme reicht viel weiter als die Schußweite der Kanonen. Die Kämpfe um wichtige Sperrforts, dieser kleinen von wenigen hundert Menschen verteidigten Stützpunkte des Gegners, können sowohl im positiven als auch im negativen Sinne entscheidenden Einfluß selbst auf die Bewegung großer Kolonnen, Heeresgruppen und Armeen haben.

Trotz der im Verlaufe des Russisch-Japanischen Krieges wahrzunehmenden Erscheinungen herrscht in der Kriegführung der großen Militärstaaten auch weiterhin das Element der Bewegung und das Streben nach rascher Entscheidung vor. Die Mobilmachung der Kaders und sonstigen Formationen, die Aufstellung der Trains und Heeresanstalten und die Versammlung gehen auf Grundlage sorgfältig ausgearbeiteter Pläne vor sich. Der einfache Mobilmachungsbefehl setzt einen gewaltigen Mechanismus in Gang, in welchem unzählige Rädchen automatisch und ihrer Bestimmung gemäß arbeiten. Die versammelten Armeen bedecken einen großen Raum entlang der Grenze. Diese wird durch den sofort nach der Verlautbarung des Mobilmachungsbefehles in Tätigkeit tretenden Grenz-

sicherungsdienst gesperrt, um die feindliche Aufklärung und Ausspähung der eigenen Kräftegruppierung zu verhindern. In gleicher Weise verfährt der Gegner. Auch er hat alle Sorge der Erlangung der raschesten Kriegsbereitschaft zugewendet. Vielleicht ist hierbei der eigene Vorsprung recht groß; dann umso besser. Unter Umständen könnte er nur wenige Tage betragen, ja fast Null sein. Daher gilt es, frühzeitig die Initiative an sich zu reißen. „Die Größe der modernen Heere erfordert jedoch für alle operativen Bewegungen erheblichen Zeitaufwand und meistens umfassende Vorbereitungsmaßregeln. Will man daher das, was man vom Feinde erfährt, operativ ausnutzen, so kommt es darauf an, frühzeitig über die Maßregeln des Gegners unterrichtet zu sein. Wer die ersten und besten Meldungen erhält, hat heute einen sehr viel größeren Vorteil als früher, da man mit kleineren Heeren oft noch in unmittelbarer Nähe der feindlichen Armee Bewegungen und Umgruppierungen der Kräfte mit Erfolg ausführen konnte. Heute erscheint dies wohl nur noch in seltenen Fällen und bei entsprechender Tiefengliederung möglich und dieser Umstand ist es, der die frühzeitige und ausgiebige Aufklärung, sowie die erfolgreiche Verschleierung zu einem der wichtigsten Faktoren des Erfolges gemacht hat. . . . . Da wird gleich vom ersten Tage an das höchste von der Kavallerie gefordert; nicht nur der gute Wille, sondern das Können. Von dem, was die Truppe zu Beginne leistet, wird zum nicht geringen Teile der Ausgang der ersten großen Waffenentscheidungen abhängen“ [1]).

Es ist nun ohne weiteres zu erkennen, daß wer ein hindernisreiches oder sonst zu Befestigungen geeignetes Grenzgelände durch Fortifikationen sperrt, günstigere Vorbedingungen zur Verschleierung der eigenen Kräftegruppierung und Aufklärung der feindlichen Maßnahmen besitzt. Gewiß ist eine Sperrfortslinie nicht imstande, einen hermetischen Abschluß der Reichsgrenze zu bewirken, selbst dann nicht, wenn die Entfernungen zwischen den einzelnen, oft weit auseinander liegenden Werken durch eigene Sicherungstruppen bewacht werden. Nur ein ganz unbegründeter Optimismus könnte das Durchschleichen kühner Aufklärungsorgane in Frage stellen. Das Einbrechen schneidig geführter Kavalleriekörper, die eine den verschiedenartigsten Verhältnissen angepaßte gute Kampforganisation besitzen, darf auch nicht aus dem Bereiche

[1]) von Bernhardi, Reiterdienst, Berlin 1910. Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

der Möglichkeit gelassen werden. Aber alles dies wird wesentlich erschwert.

In erster Linie erscheint die Bewegungsfreiheit der Kavallerie ganz bedeutend eingeschränkt. Permanent gesperrte Defileen kommen überhaupt nicht in Betracht. Das Passieren des übrigen Intervallgeländes kostet Kämpfe mit den dort befindlichen Abteilungen des Gegners. Dieselben hätten im freien Felde, falls die einbrechende Kavallerie genügend gefechtskräftig war, entweder zurückgedrängt oder nach dem taktischen Schlage umgangen werden können. Im Anschlusse an Sperrforts dürften sich kavalleristische Einleitungskämpfe wahrscheinlich anders gestalten. Da erstere die sicheren Stützpunkte des Grenzabschließungsdienstes sind, werden sich die geschlagenen Truppen auf sie zurückziehen. Sie dann von diesen abzudrängen, erscheint unmöglich. Ihre Umgehung ist nur auf einer Seite durchführbar. Der nach solchen Erfolgen in das Feindesland eindringende Kavalleriekörper läßt sie hinter sich. Die Intervalle waren nur für die Dauer des Kampfes offen. Sie schließen sich hinter dem Rücken des Gegners oder können nur durch unmittelbar nachrückende Truppen offen gehalten werden. Aber auch diese sind, im Falle sie den Hauptkräften der Armee vorangehen, Mißerfolgen ausgesetzt, weil die Sperrforts sie in operativer Hinsicht beengen.

Da die stets sich ändernde Wirklichkeit des Krieges auf dem Papiere nur minder zu beherrschen ist, kommt vorstehenden Erwägungen nur ein beschränkter Wert zu. Vielleicht gelingt es in einem besonderen Falle, den Einfluß der Sperrforts auf ein Minimum herabzudrücken. Gibt man dies einerseits zu, so darf doch anderseits die Möglichkeit des Eintretens des gegenteiligen Falles auch nicht geleugnet werden.

Aus dem bisherigen wurde erkannt, daß Sperrforts im Verschleierungs-, Aufklärungs- und Grenzsicherungsdienste eine wesentliche Rolle spielen könnten.

Betrachten wir im weiteren ihre Tätigkeit inmitten der großen Heeresbewegungen.

Alle Welt weiß es heute, welche Bedeutung dem ersten großen Erfolge im Kriege zukommt. Seine moralische Wirkung kann für den ganzen Feldzug entscheidend werden. Aber abgesehen von den jederzeit unbestimmbaren Größen der seelischen und geistigen Kräfte, gebieten es reelle operative Gründe, dem Gegner frühzeitig das Heft aus der Hand zu reißen. Gilt dies für jede Offensive, so wird es, im Falle zwischen den kriegführenden Teilen in militärischer Beziehung annähernd Gleichgewicht herrschen sollte,

ganz besonders zu beachten sein. Wir predigen hier Dinge, die, wie aus der den Krieg vorbereitenden Tätigkeit der Heeresleitungen zu erkennen ist, überall bekannt sind. Wenn wir dennoch Gemeinplätze wiederholen, so geschieht es nur, um die zuweilen noch immer unterschätzte Bedeutung der Sperren als operative Elemente deutlich hervorzukehren.

Die rasche Mobilmachung und Versammlung der Streitkräfte hat den Zweck, diese in kürzester Zeit an den Feind zu bringen, um diesen dort, wo man ihn findet, zu schlagen. Man muß sonach imstande sein, alle zwischen den eigenen und feindlichen Armeen befindlichen Hindernisse schnellstens zu forcieren, um Herr des eigenen Willens zu bleiben und dem Gegner keine Gelegenheit zu geben, unsere Maßnahmen erfolgreich zu durchkreuzen. Stellen wir uns nun vor, daß der Feind alle wichtigen Einbruchswege durch Sperrforts unterbunden hätte, so ist es klar, daß unter solchen Umständen die rascheste Kriegsbereitstellung des Heeres nicht genügt, um günstige Vorbedingungen für das Erkämpfen des Sieges in der ersten großen Entscheidungsschlacht zu schaffen. Wir müssen der Friedensarbeit die Krone aufsetzen, haben dafür zu sorgen, daß das fertige Instrument auch vollwertig zu gebrauchen sei und nichts die Wucht der zielbewußten Vorbewegung bremse.

Die versammelten marschbereiten Heere bedecken der Breite nach einen großen Raum. Selten wird die Vorrückung in der Versammlungsgruppierung und geradeaus nach vorwärts erfolgen können. Die Gruppierung der Heereseinheiten im Versammlungsraume ist das Ergebnis gründlicher Friedensarbeit des Generalstabes. Nun macht sich der Einfluß des Gegners bemerkbar. Nehmen wir an, daß es den Aufklärungsorganen und den Kavalleriekörpern trotz der Sperrfortslinie und der Grenzschutztruppen gelungen sei, in das Feindesland einzudringen und frühzeitig wertvolle Meldungen zurückzusenden. Die oberste Führung faßt auf Grundlage der erhaltenen Nachrichten ihre Entschlüsse. Hierbei werden in den meisten Fällen Kräfteverschiebungen, Direktions- und Frontänderungen nötig sein. Manche Räume erhalten eine ganz besondere Wichtigkeit. Andere verlieren teilweise ihre Bedeutung. Es ist nötig, in einer bestimmten Richtung überlegene Heeresmassen heranzuführen. In ihrem Vormarsch muß Einklang herrschen; sie sollen zu gewissen Zeiten angegebene Ziele erreichen. Hunderttausende Menschen wälzen sich gegen die Sperrfortslinie heran. Da Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie nicht an Wege gebunden sind, wird man sie an manchen Stellen, wenn es geht und die Rücksichten auf die Trains es zulassen, durchbrechen. Im anderen Falle sollen die winzigen

Stützpunkte des Feindes nach kurzen kräftigen Angriffen einfach gestürmt werden. Welche Zeit werden nun solche Angriffe gebrauchen, um zum Erfolge zu führen? Was kann innerhalb ihrer Dauer beim Gegner geschehen? Sollen jene Armeekolonnen, Armeegruppen und Heeresteile, die auf ihrem Wege keinen fortifikatorischen Widerstand fanden oder diesen rasch bewältigen konnten, auch weiterhin in der Vorrückung verbleiben. Gibt das Vordringen vereinzelter Kraftteile dem Feinde nicht die Möglichkeit, die Überlegenheit gegen sie heranzuführen und sie in ihrer Vereinzelung zu schlagen oder zurückzuwerfen? Soll man, wenn die Störung des Zusammenhanges in der Heeres- und Kolonnenbewegung verhängnisvolle Folgen nach sich ziehen könnte, die nicht gebundenen Streitkräfte verhalten, bis eine breite Lücke in die Sperrfortslinie geschlagen ist, die wichtigsten genommen sind und der Vormarsch in entsprechender Gruppierung angetreten werden kann?

Alle diese Fragen dürften erst vor dem Feinde halbwegs befriedigende Antwort finden. Sie nehmen auf dem Papiere kein Ende. Jede Änderung der gegnerischen Handlungsweise löst neue aus. Trotz der im Kriege herrschenden Unsicherheit wäre es verhängnisvoll, die Hände untätig in den Schoß zu legen oder sich mit Tröstungen über die möglicherweise bevorstehenden Schwierigkeiten hinwegzutäuschen. Der ersten Frage kann man überdies auch schon im Frieden etwas näher auf den Leib rücken. Da sie außerdem die Grundlage für alle anderen ist, scheint ihre Erörterung wichtig zu sein.

Welche Zeit werden Angriffe auf die Werke der feindlichen Sperrfortslinie beanspruchen? In allgemeiner Form ist es schwer, Anhaltspunkte dafür abzuleiten. Die Heeresleitungen sind besser daran, da sie bestimmte Ziele vor Augen haben, und diese durch den Vergleich mit eigenerseits maßgebenden Absichten, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit operativ abzuschätzen vermögen. Aber widersprechende Anschauungen bestehen auch in hohen, gut unterrichteten Kreisen. Ich erinnere hier nur an die Meinung des Generals Langlois und die italienische amtliche Darlegung. Wir kennen eben nur die materielle Ausgestaltung der Sperren, hinsichtlich der Mauer- und Panzerstärke, des Grundrisses, der Profile, Armierung, der Grabenbestreichung und auch der Munitionsausrüstung. Unbekannt ist uns die Widerstandsfähigkeit, die ein tapferer, zur Aufopferung bereiter Verteidiger den Forts zu geben vermag. Die Zertrümmerung des treffbaren Mauerwerkes braucht die Übergabe der Sperre noch nicht herbeizuführen. Eine herzhafte Besatzung macht sie, solange die Grabenbestreichungsanlagen

unbeschädigt sind, zu einem uneinnehmbaren Bollwerk. Der Autor hat den Ansichten, die über die Brechung des toten Widerstandsvermögens der Sperrforts geäußert werden, lange und stete Aufmerksamkeit zugewendet und gehört, wie bei applikatorischen Übungen und Kriegsspielen gesprochen wurde. Er hat die über den Kampf um Port Arthur verfügbaren Quellenwerke besonders in dieser Richtung studiert. Und trotz der um der Geschichte angehörenden blutigen Wahrzeichen gibt es noch immer Theoretiker, die unter Zuhilfenahme allerlei gelehrter Dinge die Widerstandsdauer der Sperrforts berechnen zu können glauben. Der eine fand, daß sich ein Werk nur stunden-, der andere, daß es sich 2, 8, 14 Tage lang halten dürfte. Der Verfasser war Ohrenzeuge, als ganz ernsthaft auf Grundlage der Friedens- und der um das Vierfache vergrößerten Kriegsstreuung die Zeit ermittelt wurde, welche 8—15 cm-Haubitzen brauchen, um eine permanent eingewölbte und sonst sehr widerstandsfähige viergeschützige Batterie des Gegners durch das vollständige Einwerfen der Decken außer Gefecht zu setzen. Man fand, daß dies in drei Tagen geschehen sei! Wird sich der wechselvolle Krieg durch solche Zahlen am Gängelbande führen lassen? Die Gelehrsamkeit, die mit solchen Daten prunkt und Minderwissende zum Schaden der Sache blendet und irreführt, muß unbedingt versagen. Der Russisch-Japanische Krieg beweist deutlich, welche Enttäuschungen der Angreifer in der Artilleriewirkung erlebte. Wir werden dies gleichfalls berücksichtigen müssen. Was nun für den großen Festungsangriff gilt, gilt naturgemäß auch für den Angriff auf Grenzsperren, und für letzteren noch mehr. Muß nun einerseits in Anbetracht der Lage des eigenen Versammlungsraumes mit der Wirksamkeit gewisser Grenzsperren sicher gerechnet werden, so ist anderseits das rascheste Niederkämpfen derselben im Hinblicke auf die Stetigkeit der Kolonnenbewegung vielleicht die Grundbedingung des Gelingens kühner operativer Pläne. Der Kampf mit ihnen wird meist das Gepräge der Dringlichkeit haben. Wir enthalten uns aller Zahlenangaben und sagen schlicht und einfach, daß derjenige, der seine schwersten Geschütze in Tätigkeit bringt, früher einen Erfolg ernten wird. Es klingt fast ironisch, daß zur Niederringung der kleinsten Stützpunkte des Gegners die größten Kaliber herangeführt werden sollen, doch die Forderung ist begründet. Im Kampfe mit operativ bedeutsamen Sperren ist kein überhaupt noch fortbringbares Kampfmittel wirksam genug. Im Falle diese in der entsprechenden Qualität nicht vorhanden wären, müßten sie eben geschaffen werden. Man spare nicht mit Summen und begnüge sich nicht mit dem Einwande, daß

dieselben, da der Angriff auf Sperren etwas Festungskriegähnliches an sich hat, nicht gut verwertet seien. Sie dürften, soweit menschlicher Vorausblick auf dem Gebiete des Krieges ein Urteil abgeben kann, reichliche Zinsen tragen. Die Angriffe auf Sperrforts zählen zu den Grundlagen der großen Offensive, die um so wirksamer sein dürfte, je rascher die fortifikatorischen Anfangswiderstände überwunden wurden. Wer daher weitreichende, jenseits der Reichsgrenze liegende Ziele verfolgt, jedoch für das Freihalten der zu diesen führenden Wege nicht mit allen möglichen operativen, organisatorischen und technischen Mitteln vorsorgt, baut ein Gebäude auf Sand. Er räumt dem Gegner schon zu Beginn des Krieges Vorteile ein, deren Tragweite selbst bei gegebenem beiderseitigen Stärkeverhältnis niemand abzuschätzen vermag. Es hat sonach auch der Starke alle Ursache, in dieser Hinsicht jedes Versäumnis zu vermeiden. Bei dieser Gelegenheit sei noch eines Umstandes Erwähnung getan.

Wer erinnert sich nicht der Spannung, die alle Welt zu Beginne des Russisch-Japanischen Krieges ergriff. Atemlos verfolgte man den Verlauf der Ereignisse. Welch' gewaltigen Eindruck hätte es gemacht, wenn sich zu den anfangs rasch einander folgenden Gefechten zur See baldigst entscheidende Operationen auf dem Lande gesellt hätten. Es wäre unbillig und voreilig, Fehler der japanischen Kriegführung aufdecken zu wollen. Diese hatte mit bedeutenden Schwierigkeiten in betreff des Transportes auf dem Meere, der Versammlung der Truppen auf dem asiatischen Festlande und der Bewältigung des Nachschubes zu kämpfen; anderseits war sie jedoch, da sie wußte, daß außer dem russischen Gegner kein anderer in Betracht kam, in grundlegender Beziehung besser daran, als wir es wahrscheinlich sein werden. Alle Kriegsvorsorgen konnten in einer einzigen bestimmten Richtung durchgeführt werden. Vom obersten Kriegsherrn bis zum letzten Infanteristen herab erkannte jeder das Ziel. Vergleichen wir die Lage, wie sie zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges bestand, mit jener, die sich kurz nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch die österreichisch-ungarische Monarchie ergab. Klarheit im ersten, viele Möglichkeiten im zweiten Falle. Wir haben sie alle in betreff der Wahrscheinlichkeit eines Erfolges oder Mißerfolges beurteilt. Wenngleich die bezüglichen Debatten oft etwas phantastisch klingen, so entbehrten sie doch nicht einer gewissen Begründung. Im Hinblicke auf die bis zum äußersten gesteigerte Spannung und die vorliegenden politischen Zweifel, empfanden es alle, wie schwierig es selbst dem Starken fällt, Herr der Situation

zu bleiben und seine Überlegenheit so zu verwenden, wie man es gerne möchte, daß er seine Kräfte teilen muß, um auf einer Seite abzuwehren, zu beobachten. Jede auf dem entscheidenden Kriegsschauplatze im Anfange erlittene Niederlage kann neue Gegner auf den Plan führen. Hingegen wird die rasch von Erfolg zu Erfolg getragene Offensive manch heimlich Zuwartenden zur Ruhe zwingen. Von welch großem Gesamteinflusse müßte es sein, wenn es gelänge, die Sperrforts, auf die der Feind in mancher Hinsicht rechnet, überfallsartig zu nehmen, und welch niederschlagende Wirkung würde sich im anderen Falle ergeben, wenn der von uns selbst, von unseren Freunden und von der Welt erwartete Siegeszug ins Stocken käme. Also auch diese Betrachtung führt zur Erkenntnis, daß sich zur Niederkämpfung einer Sperrfortslinie an der Reichsgrenze jeder Aufwand lohnt. Ohne ein rasches erfolgreiches A gibt es noch weniger ein rasches erfolgreiches B.

Nach dieser Darlegung ergibt sich, daß der Offensive gegen die Sperrfortsangriffe Vorsorge treffen muß, die es ihm, sagen wir, um sicher zu gehen, gestatten soll, mit einem Überschusse an Wirkung zu arbeiten. Keinesfalls darf man auf Grundlage der durch das Vorhandensein der feindlichen Befestigungen erlangten Daten sagen: Das eine Sperrforts ist granatsicher; es genügt daher, der wahrscheinlich zum Angriffe auf diese ausersehenen Kraftgruppe Kanonen und Wurfgeschütze mittleren Kalibers beizugeben. Dies hieße auf die Verläßlichkeit und Schnelligkeit der Wirkung verzichten und die Wichtigkeit eines Sperrfortsangriffes verkennen. Man kann sich außerdem in der Schußsicherheit der Werke täuschen. Gerade die allerschwersten Wurfgeschütze sind noch gut genug, gegen sie eingesetzt zu werden. So führt eine Kette logischer Schlußfolgerungen von den großen operativen Betrachtungen bis zur Widmung jeder großkalibrigen Wurfbatterie der schweren Artillerie des Feldheeres.

Bisher standen wir stets auf der Seite des Angreifers. Wir müssen die Sache auch vom gegenüberliegenden Standpunkte aus betrachten, da im Kriege die Rollen des Angreifers und Verteidigers sowohl örtlich als auch der Zeit nach wechseln können. Für den Verteidiger gäbe es ein einfaches Mittel: „Die Befestigungen in technischer Hinsicht ganz auf der Höhe der Zeit zu halten, und in betreff der baulichen Widerstandsfähigkeit der Leistung der schwersten Geschütze des möglichen Angreifers vorauszueilen.“ Dieses Mittel ist zu einfach, um verwirklicht werden zu können. An und für sich betrachtet, fällt es der heutigen Betoneisen- und Panzerkonstruktion nicht schwer, Deckungen herzustellen, die unter

dem Feuer der schwersten Wurfgeschosse längere Zeit auszuhalten vermögen. Nun, wer die Mittel hat, kann die Technik vollwertig in seinen Dienst stellen, aber an ersteren fehlt es in der Regel, da selbst der, der über große Summen verfügt, diese vorwiegend für die Feldarmee verwendet. So bleibt also nichts übrig, als die meist fehlende technische Widerstandsfähigkeit so weit als möglich durch die moralische Widerstandsfähigkeit der Besatzung zu steigern. Die in der Literatur zuweilen erhobene Forderung, Grenzfestungen mit erstklassigen Truppen zu besetzen, ist im Prinzipe gerechtfertigt. Daß die Heeresleitungen möglicherweise anders verfahren, müßte gleichfalls als begründet anerkannt werden. Diese kommen auf dem Wege eines Kräftevergleiches zur Erkenntnis, welche Heeresverbände sie zu den Operationen im freien Felde heranziehen müssen und welche sie für Festungen widmen können. Sie werden aber Grenzsperren auf alle Fälle mit einem ausgesuchten, verläßlichen Verteidiger versehen, und diesen unter einen rücksichtslosen, tatkräftigen und Nerveneindrücken unzugänglichen Kommandanten stellen. Einer solchen Maßregel haftet nichts Bedenkliches an, weil die Sperrbesatzungen im ganzen nur einen winzigen Bruchteil der Offensivstreitkräfte bilden und eine nachteilige Schwächung derselben kaum bemerkbar sein dürfte. Die Verteidiger der Grenzforts und ihre Kommandanten sollen es wissen, daß sie auf Ehren- und Vertrauensposten stehen, daß es vor ihrem Tode ohne vollständige Erschöpfung aller Kampfmittel keine Übergabe gibt.

Bis jetzt wurde der operative Einfluß der Grenzsperren und Sperrfortslinien erwogen; es sei im Anschlusse auch ihrer taktischen Wirksamkeit mit einigen Worten gedacht. Wir sind durch die napoleonischen und die letzten europäischen Feldzüge verwöhnt, so daß wir meist nur an Bewegungskriege denken, und in Kämpfen um befestigte Positionen nur Ausnahmefälle erblicken wollen. Da nun der jüngste große Krieg fast ausschließlich das Gepräge des Positionskampfes trug, war man allseits bemüht, Gründe zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung aufzusuchen. Diese sind sattsam bekannt. Manche davon, wie die schwierigen Wege- und Nachschubsverhältnisse, werden sich auf europäischen Kriegsschauplätzen nur in minderem Grade einstellen. Wenn uns überdies die rasche Mobilmachung und Versammlung unserer Heere zu raschem Handeln zwingt, ist es doch schon von vorherein nötig, das Auge offen zu halten, und die Möglichkeit abendländischer Stellungskämpfe in gangbarem, wegereichem Gelände nicht grundsätzlich zu leugnen. Seitlich eingeengte Geländeabschnitte, die durch die in der Feldbefestigung geschulten Truppen leicht verstärkt werden können,

finden sich auch in den für uns in Betracht kommenden Gebieten, und wenn diese seitliche Einengung durch Festungen oder Sperren bewirkt wird, dürften sie sich um so öfter geltend machen. Ich denke, besonders was den Kampf zwischen zwei starken Militärstaaten anbetrifft, nicht an Stellungskämpfe, in denen die Entscheidung gesucht wird, wohl aber an solche als Mittel zum Zweck. Das Aneinanderreihen der Armeen und Heereskörper in einer Position gliche, und wäre diese die stärkste, einer überall schwachen Kordonstellung, die eine ungeheuere Länge haben müßte. Hingegen kann der in der Erlangung der Kriegsbereitschaft etwas zurückgebliebene oder sonst in irgendeiner Beziehung schwächere Gegner einen durch Grenzforts verstärkten Raum befestigen, um Teile des Feindes zu binden und an anderer Stelle diesem überlegen zu sein. Solche Positionen könnten, selbst wenn der Widerstand nur wenige Tage dauert, ihre Aufgabe erfüllt haben. Man sieht also, daß der taktische Einfluß günstig angelegter Grenzsperren so weit reichen kann, daß sie sogar großen Operationen eine ganz bestimmte Charakteristik aufprägen.

Es mag sein, daß der Verfasser, im Streben, die Bedeutung der Sperren hervorzukehren, zuweilen etwas weit gegangen ist, doch ein Zuviel für das, was den Beginn und den Fortgang einer geplanten Offensive verbürgt, gibt es eigentlich nicht. Die Japaner büßten ihr Zuwenig vor Port Arthur mit dem langsamen Verlauf der Operationen im Felde. Schließlich aber ist es der Mensch mit seinen soldatischen Eigenschaften, der das Zünglein an der Wage, die Sieg und Niederlage trägt, zum Ausschlage zwingt.

Wer die Ereignisse, von den dem Ostasiatischen Kriege vorangegangenen diplomatischen Verhandlungen und der Mobilmachung der Streitkräfte angefangen, einerseits bis zur Kapitulation Port Arthurs und anderseits bis zur Katastrophe bei Mukden, verfolgt und hierbei bemüht ist, die Ursachen und deren Folgen zu erkennen, wird die Erfolge weniger auf die mechanische Wirkung der guten japanischen Führung, Taktik, Bewaffnung und Heeresorganisation, als auf die durchgreifende patriotische und militärische Erziehung des ganzen Volkes zurückführen. Der gute Soldat, wie er uns vorschwebt, steckt in erster Linie im Herzen, in der Gesinnung und dann erst in den physischen Fertigkeiten des Marschierens und Schießens, so wichtig diese auch sein mögen. Die kurze Dienstzeit reicht gerade aus, den jungen Männern manuelle Geschicklichkeiten beizubringen. Die moralische Aus-

bildung des Soldaten muß schon bei dem Kinde in der Schule beginnen. Diese soll der Armee vorarbeiten, das patriotische und militärische Denken wecken und fördern, durch geregeltes Zusammenwirken des Lehrers, Seelsorgers, Arztes und Turnmeisters Geist und Körper harmonisch entwickeln und stählen. Erst nach der vereinten Tätigkeit der Armee und Schule wird von einem Volksheere im wahrsten Sinne des Wortes gesprochen werden können. Dann wird im Laufe der Zeit ein jeder Mann Soldat, ob er des Kaisers Rock trägt oder nicht; dann gewinnt die Armee an innerer Tüchtigkeit, es gewinnt jeder einzelne und damit die Gesellschaft und der Staat. Die auf dem Gebiete der militärischen Jugendausbildung erzielbaren Fortschritte sind wichtiger als alle anderen, sie wirken bei allen Gelegenheiten, im Glück und Unglück, sie erobern Festungen, führen zum Siege und zum Schlachterfolg.

XVII.

Meinem Sohne, als er Regimentskommandeur wurde.

Von
v. Gersdorff, Generalmajor z. D.

Mein lieber Sohn!

Die Nachricht Deiner Beförderung hat den Vater beglückt und ihn mit Dank gegen Gott erfüllt, der es mir Alten gönnte, Dich, den er dereinst dem eigenen Berufe zuwies, in die Stellung des Regimentskommandeurs einrücken zu sehen.

Erinnerst Du Dich wohl der Mahnungen, die Dein Vater Dir auf den Lebensweg mitgab, als Du als Junker in das Regiment eintratest? Ich ermahnte damals meinen lieben Jungen an tägliche Pflichterfüllung nach besten Kräften und Vermögen, an die Regelung all seines Tun und Lassens einzig nach den Geboten des Gewissens; die Zukunft möge er dann getrost dem lieben Gott und dem Soldatenglücke überlassen.

Ich schloß meine Mahnung mit Theodor Storms schönen Worten:

„Um etwas zu werden, scheu keine Arbeit, scheu kein Wachen,
Aber hüte deine Seele vor dem Karrieremachen.“

Nun erntest Du den Erfolg, den Du Dir allein, nächst der Gnade Deines Königs, zu verdanken hast.

Dein Vater hat Dir bereits das Vermächtnis in langer Dienstzeit gesammelter Erfahrungen auf den Weg gegeben. Es erübrigt nunmehr noch, das Kapitel der besonderen Pflichten eines Regimentskommandeurs hinzuzufügen.

Der französische Marschall Belle-Isle schrieb seinem Sohne, als dieser das Kommando eines Regiments erhielt:

„Erinnere Dich stets daran, daß es nicht zu Deinen Gunsten geschah, als man Dir ein Regiment anvertraute. Du erhieltest dessen Kommando zum Besten des Dienstes und Deiner Untergebenen. Deine höchste Sorge sei mithin die Ehre und der Ruhm des Staates, dem Du dienst!"

„Gelingt es Dir, die Liebe des Regiments aus solchen Beweggründen zu erwerben, dann werden alle Deine Untergebenen ohne Ausnahme wetteifern, Deine Befehle und Wünsche zu erfüllen. Dein Verdienst wird darum vollkommen sein, weil er Deiner Selbstlosigkeit entspringt."

Ein schweizerischer Oberst schrieb Ende des vorigen Jahrhunderts in gleichem Falle seinem Neffen:

„Behandle Deine Soldaten menschlich, da sie gleich Dir Menschen sind. Ungerechte Strafen erzeugen Mißmut. Bediene Dich nie roher Ausdrucksweise, um Deine Untergebenen zu lenken, Du besitzt bessere Mittel hierzu. Niemals mögest Du ihnen etwas vorenthalten, was ihnen von Rechts wegen zusteht. Höre ihre Klagen geduldig an, falls sie begründet sind. Sei ihnen gegenüber stets gerecht, fehlen sie, so sei die Strafe dem Vergehen angemessen. Irrtümer entschuldige, es wäre eine Verfehlung, Irrtümer Vergehen gleich zu achten. Verachte Deine Soldaten nicht, sie sind Deinesgleichen, sie zu verachten hieße, Dich selber entwürdigen. Vornehmheit hat den Mann von Wert stets zu begleiten, indessen, wenngleich es zwischen dem Offizier und dem Soldaten Unterscheidung gibt, die Kluft ist nie so groß, daß sie Anlaß geben könnte, die Untergebenen erniedrigend zu behandeln. Wenn Du Deine bevorzugte Stellung Deinem eigenen Verdienste zuschreiben darfst, um so mehr vergiß nie daß Du willensfreie Männer befehligst, ohne deren Hilfe Du nichts erreichen kannst, daß Du somit von Ihnen abhängst. Sie können in Deiner Hand sowohl die Begründer Deiner Siege wie Deiner Niederlagen werden. Hast Du es verstanden, ihre Zuneigung zu gewinnen, so ist kein einziger unter ihnen, der nicht willig sein Blut für Dich verspritzen sollte."

Besseres, als diese Regeln wüßte ich Dir nicht auf den ferneren Weg zu geben.

Indessen, es empfiehlt sich dem Regimentskommandeur noch die Kenntnis gewisser Grundsätze, insbesondere solcher, die auf die Leitung der Offiziere abzielen.

Die Leitung des Offizierkorps ist darum die vornehmste Pflicht des Regimentskommandeurs, weil der Geist der Offiziere der Geist der Truppe ist.

Vor allen und in allen Dingen sei Dir als leitender Grundsatz stets gegenwärtig: „Unsere Offiziere sind vornehme Männer, die auf vornehme Behandlung Anspruch erheben. Erfüllt einer oder der andere unter ihnen die dem Offizier eigene Gesinnungspflicht nicht, so besitzen wir Mittel, die Ehre des Standes zu wahren."

Indessen die Pflicht vornehmer Behandlung enthebt den Kommandeur nicht, auf das Offizierskorps in seinem Sinne einzuwirken. Er achte in erster Linie auf sich selbst. Nur mit vollkommen reinem Gewissen kann der Regimentskommandeur guten Einfluß ausüben und Macht über seine Offiziere gewinnen.

Es liegt nicht in meiner Absicht, Dir die Allerhöchsten Bestimmungen über den Offiziersersatz zu wiederholen. Es liegt mir nur am Herzen, Dich vor gewissen Irrwegen zu bewahren, die auch unter sonstiger Befolgung dieser Vorschriften bei der Wahl der Junker betreten werden können.

Gar nicht genug kann der Regimentskommandeur darauf Bedacht nehmen, welcher Art die häusliche Erziehung der Junker ist, die er in das Regiment aufnimmt. Denn die häusliche Erziehung bleibt durch das ganze Leben maßgebend für die Gesinnung, auf die es ankommt. Ferner hat sich der Regimentskommandeur zu hüten, junge Leute als Junker anzunehmen, die die königliche Gnade deshalb anrufen müssen, weil ihnen die vorgeschriebene wissenschaftliche Reife fehlt. Ungenügende allgemein-wissenschaftliche Vorbildung der Junker verbietet sich bei dem zeitigen Stand der Bildung unserer Soldaten; ferner geht es nicht an, daß der Offizier auf niederer Bildungsstufe stehe als der Einjährig-Freiwillige, sein Untergebener. Zudem macht Bildung frei, erhöht die Gesittung.

Einer Versündigung des Regimentskommandeurs gleicht es, wenn er Fahnenjunker in das Regiment aufnimmt, deren finanzielle Mittel zur Bestreitung ihres Lebens im Offizierkorps nicht ausreichen. Hier trägt der Regimentskommandeur, nicht der Untergebene, die Schuld an den wirtschaftlichen Mißständen, die entstehen müssen.

Daß dem zukünftigen Offizier eine feste Gesundheit, besonders ein gutes Auge, zur Seite stehe, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Junge Leute anzunehmen, die diesen Anforderungen nicht genügen, gleicht gleichfalls einer Versündigung des Regimentskommandeurs, der die Schuld trägt, wenn später vorzeitige Entlassungen die Zukunft der Betroffenen bedrohen.

Oftmals vernimmt man die Meinung, der Ausgleich der finanziellen Verhältnisse im Offizierkorps sei bei der Annahme der Junker besonders maßgebend.

Dem widerspreche ich! Vielmehr kommt es darauf an, daß der Wohlhabendere sich nach der Lebensweise seiner minderbegüterten Kameraden richte. Junker nur deshalb abzuweisen, weil sie reich sind, wäre unbillig.

Der Regimentskommandeur versichere sich stets vor der Annahme eines Junkers des Einverständnisses seines Offizierkorps. Denn die Offiziere sind es, nicht der Kommandeur, die mit ihm später auskommen müssen.

Mir scheint es, als ob denjenigen, die der Meinung sind, das Hasardspiel sei ein nimmer aus der Armee zu bannendes Übel, nicht viel an dessen Ausrottung gelegen sein könne.

Hören wir einen hervorragenden Regimentskommandeur hierüber:

„Man mute mir nicht zu, in meinem Regiment unkameradschaftliche Offiziere zu dulden, wie es Hasardspieler sind."

„Falls man die Spieler und diejenigen, welche das Spiel dulden verabschiedet, hört das Jeu in kürzester Zeit in der Armee auf." (Oberst von Rosenberg als Kommandeur des 3. Husarenregiments.)

Das Hasardspielen ist gesetzlich nicht verboten, indessen, der Allerhöchste Kriegsherr hat es seinen Offizieren aus guten Gründen untersagt. Spieler verweigern dem König den schuldigen Gehorsam. Gehorsam aber ist die vornehmste Pflicht des Soldaten, ohne Gehorsam kein kriegerischer Geist!

Ungehorsam ist ferner das unerlaubte Tagen von Zivilkleidern.

Dem guten Geiste bist Du es schuldig, weder das Spiel noch das unerlaubte Ziviltragen der Offiziere zu dulden. Erziehe und ermahne Deine Offiziere zu gegenseitiger kameradschaftlicher Erziehung und Kontrolle. Dies ist das beste Mittel, Spiel und Schulden zu vermeiden, den Gehorsam jeder Art zu üben und jüngere Kameraden auf der Bahn eines geordneten, sittlichen Lebenswandels zu erhalten.

Der lange Friede beginnt bereits Einfluß auf die Gesinnung der Armee zu nehmen. Findet man doch solche, die die Ansicht

des ewigen Friedens vertreten. Dies ist dazu angetan, den Endzweck aller militärischen Tätigkeit zu verrücken. Mit den Friedensgedanken geht der Hang zur Verweichlichung Hand in Hand. Erlebt man doch, daß junge Offiziere der Infanterie zu Pferde steigen, um den Anstrengungen des Dienstes aus dem Wege zu gehen. Nur die Minderzahl der jungen Kavallerieoffiziere reitet heute noch ihre Pferde zu; im Biwak erlebt man zuweilen bei den Offizieren ein Wohlleben, das weder als gutes Beispiel wirken kann noch kriegsgemäß ist. Wir erinnern ferner an den Hang zur Mode und zu weibischem Luxus. Diesen Kennzeichen der Entfernung vom wahren Geiste des Soldaten hat der Regimentskommandeur mit allem Ernst entgegenzuwirken.

Die besten Mittel hierzu finden sich in der Beschäftigung mit Sport und Jagd. Wohlverstanden Sport und Jagd nur als Nebenbeschäftigung. Die Ansicht, jeder Jäger und jeder Sportsmann sei an und für sich schon ein guter Soldat, ist grundfalsch. Der königliche Dienst hat die Hauptbeschäftigung des Offiziers zu sein und zu bleiben, schon darum, weil er für seine Arbeit im Dienste vom Staate bezahlt wird.

Mit voller Hingebung wird vorzugsweise der Offizier dem Dienste obliegen, der durch kriegswissenschaftliche Beschäftigung sich den Endzweck seiner Arbeit stets vor Augen hält. Darum schon sind die Kriegswissenschaften vom Regimentskommandeur im Regiment nach Kräften zu fördern. Von ihm ist als Mindestmaß zu beanspruchen, daß er es verstehe, einen jeden seiner Offiziere theoretisch und praktisch in seiner zeitigen Dienststellung zu befestigen und für die nächsthöhere Stelle gehörig vorzubereiten.

Der unvermeidlichen Verschuldung seiner Offiziere hat der Regimentskommandeur vorzubeugen. Ich meine jede Verschuldung, die ihre Begründung in der Differenz zwischen den dienstlichen Bezügen und der Zulage einerseits und den Bedürfnissen des außerdienstlichen Lebens im Regiment anderseits findet. Letztere hat der Kommandeur streng nach den geringsten Einkünften seiner Offiziere zu regeln. Nach diesen Einkünften haben sich die Wohlhabenderen zu richten; hierin besteht die wahre Kameradschaft. Anderseits ist es von wohlerzogenen jungen Leuten wohl zu verlangen, daß sie neidlos Enthaltsamkeit üben, falls sie einmal nicht alles mitmachen können.

Abzüge und sonstige Geldopfer ohne dringende Not den Offizieren aufzuerlegen, halte ich für die verkehrteste Art eines Regimentskommandeurs. Geschenke außerhalb des Regiments sollten ein für allemal verpönt sein.

Der Kommandeur hat weiter dafür zu sorgen, daß möglichst alle unverehelichten Offiziere am Offizierstisch teilnehmen. Von den Leutnants und Oberleutnants ist zu fordern, daß sie besonders regelmäßig am Tisch teilnehmen und daß sie sich dann und wann ein Vergnügen außerhalb des Kasinos im Interesse der Kameradschaft versagen.

Wenn irgend möglich, ist die Hauptmahlzeit auf den Abend zu verlegen. „Tages Arbeit, abends Gäste.“ „Plenus venter non studet libenter.“ Ich habe bei Tafeln des Mittags manches Unheil entstehen sehen; in der Nacht sind alle Katzen grau.

Es gleicht einer Unsitte, wenn im Offizierskasino noch der Weinzwang besteht. Als ob ein gutes Glas Bier manchem fragwürdigen Weine nicht vorzuziehen sei. Ferner ist es falsch zu dulden, daß der Offizier im Kasino seine Rechnung nicht bar und sofort begleicht. Solches Verfahren ist geeignet, junge, unerfahrene Offiziere zu verleiten, über ihre Verhältnisse zu leben; es wird ja „angeschrieben.“ Das Geld, das der Offizier in der Tasche führt, hat ihm voll anzugehören, und soll nicht zum Teil bereits verausgabt sein.

Selten sind die finanziellen Verhältnisse der verheirateten Offiziere gleich. Es versteht sich indessen, daß innerhalb einer Körperschaft, wie sie das Offizierkorps bildet, auch das Leben der Offiziersfamilien einigermaßen gleichartig sein soll. Dies ist mit der persönlichen Freiheit des einzelnen ganz gut verträglich. Kein Kamerad wird es dem anderen verübeln, wenn der wohlhabendere seinen Hausstand seinen Finanzen entsprechend einrichtet und erweitert. Der Stein des Anstoßes beginnt erst bei der Üppigkeit, die zudem dem Wesen des Kriegers widerspricht. Der vornehme Mann kann sich heutzutage nur durch einfache Sitten auszeichnen, die indessen ganz wohl mit einer angemessenen Behaglichkeit zu paaren sind.

Nun zum Schluß noch eine Geschichte! Vor Jahren saß ich eines Tages am Kamin meines Klubs im Gespräch mit dem greisen Feldmarschalleutnant Fürsten von Windischgrätz, der seinerzeit das berühmte österreichische Reiterregiment seines Namens befehligt hatte. Unsere Unterhaltung berührte das Verhältnis der Offiziere zu den Frauen ihrer Kameraden. Der alte Herr wies darauf hin, er habe seinen Offizieren stets geboten: „Liebt die Frauen eurer Kameraden — aber wie die Schwestern.“

Dies besagt alles!

Lieber Sohn! Der Offiziersstand genießt in der Bevölkerung darum eine bevorzugte Stellung, weil das Volk in ihm den Träger unbefleckter Ehre und der guten Sitte erblickt.

Dein König, der Dich an die Spitze eines Regiments stellte, legt Dir die Verpflichtung auf, fleckenlos zu erhalten, was Du von Deinen Vätern erbtest.

Nur wenn unser Offizierkorps sich auch fernerhin durch tägliche Arbeit an sich selbst den alten Anspruch auf Achtung zu erhalten weiß, ist es in der Lage, die Pflicht der Vaterlandsverteidigung in vollem Maße zu erfüllen. Denn der beste Soldat ist der ehrenfeste Soldat.

Daß es so werde, daran hast Du nunmehr als Regimentskommandeur einen besonderen Anteil zu nehmen.

Mit Liebe Dein alter

Vater.

XVIII.

Moderne russische Kriegslisten.

Von

Richter, Generalmajor z. D.

Die Kriegslist setzt entweder dann ein, wenn Waffengewalt nicht zum Ziele führte, oder wenn sie dem Feinde Tatsachen vortäuschen soll, seine Aufmerksamkeit ablenken, ihn zu unrichtigen Maßnahmen veranlassen und dadurch den Waffenerfolg erleichtern. Das älteste Beispiel ersterer Art findet sich in der Eroberung Trojas; das Eindringen in die Stadt, das jahrelange Belagerung und Tapferkeit der Helden nicht erreichten, gelingt durch die plumpe List mit dem hölzernen Pferde. Zu letzterer Art zählen Scheinbewegungen, Hinterhalte, Ausstreuen falscher Nachrichten, Unterhalten des Wachtfeuers nach Abziehen der Truppen, Verkleidungen usw.

Die Zahl der angewandten Kriegslisten ist groß und aus ihrer Verschiedenartigkeit kann man auf die unerschöpfliche Erfindungsgabe des menschlichen Geistes schließen. Ihr Erfolg ist dann am wahrscheinlichsten, wenn der Täuschung schnell die wirklich beabsichtigten Maßregeln folgen können; er wird sich daher im kleinen Kriege häufiger einstellen, als bei dem Ringen von Massenheeren, das zu schneller Entscheidung drängt. Ferner werden sie ihren Zweck zu Beginn eines Krieges öfter erreichen, besonders wenn

die Kriegführung beider Parteien eine so verschiedene ist, daß jede von ihnen in den Maßregeln der anderen zunächst etwas Ungewohntes, Fremdartiges erblickt. Die meiste Anwartschaft auf Gelingen bietet sich alsdann da, wo sich die als List angewandte Handlung als ein dem Verhalten des Gegners eigentümlicher, gewissermaßen natürlicher Vorgang darstellt. Leicht einzusehen ist, daß dieses Hilfsmittel ebenso Veränderungen unterliegt, wie die Kriegführung selbst. Es gibt Arten, die dauernde Zugkraft besitzen, andere, die verbraucht sind und deshalb ausschieden, schließlich neu auftauchende oder auf die Verhältnisse der Neuzeit zugestutzte. Von letzteren beiden soll hier die Rede sein.

Sehr erfinderisch in Vorspiegelung falscher Tatsachen sind die Japaner im letzten Feldzuge gewesen, und da ihre bezüglichen Maßregeln meist sich zwanglos in die jedesmalige Gesamthandlung einfügten und als ein berechtigtes Glied dieser erschienen, erreichten sie ihren Zweck so oft die Täuschung neu und eigenartig war. Sie machten häufigen Gebrauch von den Köderbatterien, die aus großer Entfernung die feindlichen Stellungen mit Geschossen betasteten, um eine Antwort herauszulocken und so Anhaltspunkte über Verteilung der gegenüberstehenden Kräfte zu gewinnen. Das Mittel gelang so lange, bis es zur Regel geworden war und die Russen mit Hilfe von Entfernungsmessern den großen Abstand und somit den Zweck des Feuers erkannten. Diese Art der Erkundung dürfte aber wieder versucht werden und, wenn dem Feinde weniger deutlich gemacht, zuweilen auch Erfolg versprechen. Russischerseits wird nun als Gegenmaßregel empfohlen, ein derartiges Fernfeuer durch den Verteidiger entweder überhaupt nicht erwidern zu lassen oder damit außerhalb der Stellung aufgefahrene Batterien oder Züge zu betrauen. Es soll also der List eine Gegenlist entgegengesetzt werden, die nur eine anfängliche Täuschung verursachen dürfte, sofern und solange der Angreifer Lage und Ausdehnung der Hauptstellung des Verteidigers nicht zu erkunden vermochte. Eine gewisse Bedeutung wäre dem Verfahren nur dann zuzuerkennen, wenn jene Batterien usw. sehr weit vorwärts oder seitwärts herausgeschoben werden konnten. Muß ihnen zum Schutz eine Infanteriebedeckung beigegeben werden, so bilden sich schwache Vor- und Seitenstellungen, deren Wert als solche zu beurteilen wäre; andernfalls dürfte der Erkundung die Ermittelung nicht schwer fallen, daß es sich nur um wenige, mit besonderem Auftrage betraute Geschütze handelt. Vermutlich wird sich der Angreifer zur Entwickelung seiner gesamten Artillerie dadurch nicht verleiten lassen. Einen gewissen Zeitverlust kann es ihm kosten, der unter Um-

ständen dem Verteidiger Gewinn bringt. Die Anwendbarkeit des Verfahrens wird jedenfalls sehr vom Gelände beeinflußt. Den Vorzug scheint das Nichterwidern des Erkundungsfeuers zu verdienen, wodurch die Absicht des Angreifers, Anhaltspunkte für sein Vorgehen zu erlangen, vereitelt wird.

Künstliche Masken haben im Russisch-Japanischen Kriege eine gewisse Rolle gespielt. In hervorragendem Maße haben sie sich im Artilleriekampf während der Schlacht bei Taschitschao bezahlt gemacht. Die Japaner erkannten nicht, daß die Batterien des Oberstleutnants Paschtschenko etwa 500 m hinter dem Höhenkamm standen, auf welchem Geschützeinschnitte ausgehoben waren, und verfeuerten ihre Munition wirkungslos gegen diese Maske.

Durch auf einer Höhe angelegte Geschützeinschnitte wird sich in Zukunft so leicht kein Gegner mehr täuschen lassen, da die Artillerie, wenn nicht zu offenem Auffahren gezwungen, die Höhe grundsätzlich als Deckung benutzen wird. Aber in offenem Gelände können auf einige hundert Meter der Stellung vorgelegte Erdarbeiten das feindliche Feuer ablenken. Voraussetzung ist, daß der Abstand zwischen beiden nicht erkannt wird und die Vorstellung erhalten bleibt, die Geschütze ständen zu den Erdarbeiten in unmittelbarster Beziehung. Dann läßt sich nach vorliegenden Erfahrungen mit viel Wahrscheinlichkeit annehmen, daß das Einschießen nach den Masken erfolgt und die dahinter stehende Artillerie nicht oder nur wenig leidet. Der Militärbezirkskommandant im Kaukasus, General Graf Woronzow-Daschkow, empfiehlt solche Anlagen 300—400 m vor der Feuerstellung und man wird mit ihrem Wiedererscheinen rechnen dürfen, sofern es die Gefechtslage gestattet.

Von dem nämlichen General wird in befestigter Stellung befindlichen Batterien empfohlen, sich mehrere Stellungen zur Verfügung zu halten, einmal um sie wechseln zu können, wenn sich der Feind eingeschossen hat, sodann um den Gegner über den beabsichtigten Platz zu täuschen. Mit dem Wechseln einer Stellung, gegen die sich der Feind eingeschossen hat, ist es eine eigene Sache. War sie verdeckt gewählt und das Feuer gegen sie eingestellt, weil von ihr aus nicht mehr geantwortet wurde, so mag die Ausführung gelingen. Können aber die auf Abfahren abzielenden Bewegungen der Batterie wahrgenommen werden, so dürfte die Verwirklichung der Absicht nur unter erheblichen Verlusten ausführbar sein, wahrscheinlich sogar ganz verhindert werden. Was die Täuschung über die in Wirklichkeit beabsichtigte Stellung anlangt, so setzt das eine vom Feinde aus wahrgenommene, ihm absichtlich vorgeführte Erkundung an einem nicht in Betracht kommenden Platze voraus.

Ob der Trug lange seine Schuldigkeit tut, wenn die Aufnahme des Feuers unterbleibt, sei dahingestellt. Sicherer würde der Zweck erreicht, wenn in der nicht besetzten Stellung Geschütze und ihr Feuer angedeutet würden in ähnlicher Weise, wie dies zuweilen erfolgreich im Russisch-Japanischen Kriege geschah.

Der in diesem Feldzuge auf russischer Seite begangene Hauptfehler bestand in dem Verharren in der reinsten Defensive. Er soll nun mit aller Macht in das Gegenteil verwandelt und den Truppen das Bewußtsein von der Überlegenheit des Angriffs anerzogen werden. Der Militärbezirkskommandant von Moskau, Generalleutnant Hörschelmann, geht darin so weit, daß er den Begriff „Rückzug“ ganz aus der Militärsprache ausmerzen und durch „Hineinlocken“ ersetzt wissen will. Er denkt sich den Vorgang so, daß der eine Gegner dem anderen die Überzeugung beibringt, gewisse Truppenbewegungen von ihm seien rückläufige; stößt dieser zur Ausbeutung der ihm günstigen Lage nach, so soll gegen ihn von Front und Flanke der vernichtende Schlag geführt werden. Das Vorbild dazu soll Suworov in der Schlacht an der Trebbia geliefert haben. An deren letztem Tage, am 19. Juni 1799, kam es allerdings zweimal dazu, daß die in entstandene Lücken vorstoßenden Franzosen unter Beihilfe von Truppen über den Fluß zurückgeworfen wurden, die sich in Ausführung von Flankenbewegungen befanden und teils auf Befehl, teils aus eigenem Antrieb die Front zum Angriff auf den Gegner wiederherstellten. Das eine Mal war die Lücke dadurch entstanden, daß Suworow, eine Umfassung seiner Flanke befürchtend, Bagration befohlen hatte, sich rechts zu ziehen, das andere Mal dadurch, daß General Fürst Liechtenstein mit einem Dragonerregiment und den Grenadieren der Division Frelich zur Unterstützung des rechten Flügels befehligt war. Waren die Lücken auch tatsächlich geschaffen, so doch aus ganz anderen Gründen, als um den Gegner in sie zu locken und dann über ihn herzufallen.

Das Wahrnehmen von Truppenverschiebungen wird heutigen Tages durch die größere Rauchfreiheit des Gefechtsfeldes erleichtert, anderseits durch die Geländeausnutzung und die größeren Entfernungen erschwert. Das Erkennen einer vorhandenen Lücke setzt bereits eine gewisse Annäherung voraus, noch mehr aber das Vorgehen zur Ausbeutung des sich anscheinend bietenden Vorteils. Die weittragenden Waffen flankierender Abteilungen könnten das Unterfangen leicht im Keime ersticken, während sie anderseits die Möglichkeit bieten, die beim Gegner stattfindenden Bewegungen aus der Ferne mit Feuer zu überschütten, ohne sich auf einen Vorstoß einzulassen. Abgesehen davon würde es ein gefährliches Wagnis bedeuten, im

Gefecht stehende Truppen, und um solche könnte es sich hier wohl nur handeln, zu Bewegungen nach seitwärts oder rückwärts in der Absicht zu befehligen, sie im gegebenen Augenblick wieder Front machen zu lassen und gegen den Feind zu führen. Das Maß ihrer Bewegungen müßte doch mit dem Folgen des Gegners in Einklang gebracht werden; zögert dieser, so kommen die marschierenden Truppen weiter ab, als mit dem Plane vereinbar. Auch läßt sich nicht so leicht wie auf dem Exerzierplatze aus einer dem Feinde abgekehrten Bewegung ein erfolgreicher Vorstoß gegen ihn durchführen. Kurz, das „Hineinlocken“ hat schwere Bedenken gegen sich, und es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß diese Kriegslist kaum mehr zur Anwendung gelangen wird. Auch dürfte der Begriff „Rückzug“ schon deshalb aus dem militärischen Wörterbuche nicht zu streichen sein, weil er nicht selten aufgezwungen ist und die Vorgänge sich dann ganz anders als beim „Hineinlocken“ abspielen. Man kann die Offensive der Truppe eindringlichst einschärfen und anerziehen, wird aber nicht unterlassen dürfen, auch die Möglichkeit eines Rückzuges in Aussicht zu nehmen und das dabei zweckentsprechende Verfahren zu üben.

Gleichviel, ob und mit welcher Aussicht auf Erfolg die erwähnten Kriegslisten zur Anwendung gelangen, empfiehlt es sich, von ihrem möglichen Erscheinen Kenntnis zu nehmen. Wem sie im Ernstfalle entgegentreten, durchschaut sie um so eher, wenn er von ihrem beabsichtigten Gebrauch und Zweck weiß, er fällt ihnen nicht so leicht zum Opfer und kann seine Gegenmaßregeln treffen. Das geeignetste Mittel, Fallen zu erkennen und ihnen aus dem Wege zu gehen, besteht in vielen Fällen in einer sorgsam betriebenen Erkundung. Deshalb ist es auch aus diesem Grunde nicht ohne Bedeutung, den Wert dieses Ausbildungszweiges zu betonen und die beteiligten Offiziere und Mannschaften mit dem Erkennen feindlicher Listen möglichst vertraut zu machen.

XIX.

Prinz Friedrich Karl von Preussen.[1]

Von

Graf von Haslingen, Generalleutnant z. D.

Dem im Augustheft dieser Jahrbücher besprochenen ersten Bande der Denkwürdigkeiten ist nunmehr der zweite gefolgt, der eine um so größere Bedeutung hat, weil in ihm die Feldherrntätigkeit des Prinzen eingehend dargetan wird und weil ihm ein interessanter, die Persönlichkeit scharf kennzeichnender Abschnitt über die Friedensjahre angefügt ist.

Somit können wir füglich diesen Band in zwei gesonderte Abschnitte zerlegen, deren umfangreichster naturgemäß derjenige ist, der die kriegerischen Erlebnisse der Jahre 1866 und 1870/71 umfaßt.

Wir glauben im Interesse des Andenkens des Prinzen es vorweg sagen zu sollen, daß uns sein Bild immer sympathischer erscheint, nachdem wir diesen Band durchstudierten. Mag der Eindruck heldenhafter Größe und hervorragender Feldherrneigenschaften hier und da durch die Schilderung der Ereignisse eine Trübung erfahren; menschlich näher wird uns aber gerade durch die eigenen Aufzeichnungen der Prinz gebracht. Wie oft ist er verkannt, wie oft ganz falsch beurteilt worden. So mutet es uns wohltuend an, daß er stets wahr gegen sich selbst blieb; er war ein Mensch mit seinen Fehlern und Schwächen und wollte nichts anderes sein. Hat man ihm anderes nachgesagt, hat man ihn den „rauhen" Prinzen genannt und sein Auftreten für Stolz gehalten, in seinem Innern war ein Zug, der uns anheimelt. Er erkannte sich selbst und scheute sich nicht, dies wenigstens sich selbst zu gestehen.

Wir finden, daß die Darstellung der kriegerischen Handlungen durch den Verfasser oft in übertriebener Weise zugunsten des prinzlichen Feldherrn ausfällt. Es bedurfte dessen kaum, und die kriegsgeschichtliche Kritik macht sich unserer Meinung nach besser ganz von dem Vorwurfe frei, als wolle sie irgend etwas beschönigen. Sie tut besser, mit der Kritik nicht zurückzuhalten, denn nur zu oft wird die wohlmeinende Absicht nur ungenügend erreicht und dann,

---

[1]) Denkwürdigkeiten aus seinem Leben von Wolfgang Foerster, Hauptmann im Großen Generalstabe. Zweiter Band 1866—1885. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

meinen wir, wäre es vielleicht besser gewesen, die Tatsachen allein reden zu lassen und dem Leser selbst die Kritik anheimzugeben.

Wir müssen es als richtig bezeichnen, daß die Persönlichkeit des Prinzen eine zurückhaltende war. Daraus folgte, daß von einem frischen Wagen und Handeln nur dann die Rede bei ihm war, wenn alle Umstände dafür sprachen. Oft genug wurde auf diese Weise die kostbarste Zeit verpaßt, und der Prinz mußte es sich eingestehen, er habe einmal wieder anders gehandelt, als er es sich vorgenommen. Aber dieses Wägen hatte zur Folge, daß für die gestellte Aufgabe keine unzureichenden Kräfte eingesetzt wurden. Ein hohes Gefühl der Verantwortung wohnte ihm inne, stets machte er sich klar, daß er der Armee wegen da sei. Alle Fälle, die eine übelwollende Kritik zum Beweise des Gegenteils heranzog, zerfallen vor einer unparteiischen Beleuchtung in nichts. Auch die Vorwürfe, der Prinz habe zu wiederholten Malen verspätet das Schlachtfeld erreicht, wichtige Entscheidungen seien auf diese Weise ohne sein Zutun getroffen worden, entkräftet die Forschung als hinfällig, wenigstens als übertrieben. Wir dürfen sie aber nicht unerwähnt lassen, weil gerade hier mit Anklagen von verschiedensten Stellen nicht zurückgehalten wird. Wir wollen uns hierbei erinnern, wie oft das Nachrichtenwesen versagt, wie oft gerade die höchsten Kommandobehörden nicht ausgiebig genug von wichtigen Ereignissen in Kenntnis gesetzt werden. Die Truppe kämpft und meint, der höhere Führer werde schon davon unterrichtet werden.

Ob die Schlacht von Königgrätz die Schlacht des Prinzen war, oder ob der vom Glück sehr begünstigten, den schnellen Entscheidungsstoß führenden Zweiten Armee der Lorbeer des Tages zuzusprechen sein möchte, wer will das entscheiden! Das aber dürfte klar sein, daß es für die Erste Armee außerordentlich schwer war, in der Front festzuhalten und nicht selbst zur Offensive überzugehen. Das, was uns über Königgrätz am meisten interessiert, sind des Prinzen Schlußbetrachtungen und im besonderen darüber, daß „jeder seine eigene Art hat, zu befehlen . . . meine Generale und Truppen, die ich im Frieden an mich gewöhnt habe, kennen sie usw.“ Auch, daß der Armee vor 1866 die Kriegsgewohnheit fehlte, muß als richtig zugegeben werden.

Wie heimelt es uns rein menschlich an, wenn wir später bei Vionville uns in die Seele des verantwortlichen Feldherrn versetzen. Wie oft hat er mit seinen eigenen Auffassungen brechen müssen. Bei Vionville handelte es sich darum, den Feind festzuhalten. Generaloberst Frh. von der Goltz sagt richtig: „In dem Prinzen Friedrich Karl lebte eine kraftvolle Soldatenseele!“ Diesen festen Willen, den

Feind zu schlagen, wo er ihn fände, betätigte bei St-Privat Prinz Friedrich Karl durchaus und „er hat den Absichten der obersten Heeresleitung," wie Verfasser betont, „obwohl sie ihm zurzeit noch unbekannt waren, in glücklichster und verständnisvollster Weise entsprochen".

Die Zeit vor Metz war dem Prinzen eine schwere Prüfung, denn er fühlte sich außerstande, Großes zu leisten, und hat sich nur ganz allmählich mit seiner Aufgabe abgefunden. Später sagt er, Untätigkeit sei der größte Fehler, den eine Armee begeben könne. Und doch wurde die Offensive der Zweiten Armee nach dem Falle von Metz nicht mit der Energie geführt, wie sie wohl allseitig erwartet wurde. Aber auch dieser Vorwurf ist hinfällig, wenn wir neuerdings hören, daß eine weiter in das Innere des Landes vorgetriebene Offensive starke, nicht oder noch nicht verfügbare Kräfte zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen erheischt hätte[1]). Allerdings schreibt König Wilhelm dem Prinzen am 25. November 1870: „Zunächst kommt es darauf an, den Feind bei Orleans zu schlagen . . ." Aber an anderer Stelle findet sich der Satz: „Vorsicht ist jedenfalls nötig, denn ein Echec jetzt Deinerseits (des Prinzen) entscheidet fast über die ganzen errungenen Vorteile dieser Campagne, während Dein Sieg den Krieg beendigen könnte." „Es gehört", so sagt der Prinz an einer Stelle seines Tagebuches, „Erfahrung im Kriege und Erfahrung in der Kommandoführung, gute Nerven oder wie man es sonst nennen mag, dazu, die Dinge, in denen man nicht klar sieht, erst reifen zu lassen und nicht übereilte Entschlüsse zu fassen. Man sieht noch nicht klar. Es kann allerlei, es kann nichts sein. Also abwarten, sagt die Erfahrung. Der Neuling im Geschäft würde vielleicht sagen: handeln, Entschlüsse fassen. Nein, es ist noch nicht Zeit dazu."

Wir können dem Verfasser zustimmen, daß „es ein hervorstechender Zug in der Heerführung des Prinzen Friedrich Karl ist, daß er stets danach strebte, große, entscheidende Schläge zu führen und dazu alle irgend verfügbaren Kräfte heranzuziehen." Freilich gelang dies nicht immer, und des öfteren entzog sich der Gegner noch rechtzeitig dem vernichtenden Schlage. So kam es, daß der Loirefeldzug ein „unvollkommenes Ergebnis zeitigte." Wenn man

---

[1]) Kriegspolitik in der Neuzeit. Studien von Oberst Frh. von Freytag-Loringhoven. Seite 252. „Die deutsche Heeresleitung hat im zweiten Teile des Krieges 1870/71 die abnehmende Kraft einer tief in das feindliche Gebiet führenden Offensive, trotz der anfänglichen großen Überlegenheit, die sie besaß, schließlich nicht minder zu empfinden gehabt, als seinerzeit mehrfach Napoleon."

den Prinzen für diesen mangelnden Enderfolg verantwortlich macht, so bleibt trotz der Übermacht der Franzosen und ihres exzentrischen Rückzuges nach der Einnahme von Orleans doch als Unterlassung bestehen das Fehlen jeder Verfolgung, und auch der sonst zum Beschönigen geneigte Verfasser gibt zu, daß „die Operationsweise den Stempel großer Vorsicht trägt".

Am 9. Februar 1871 spricht der Prinz davon, daß „auch ich zu fühlen anfange, daß ich des Krieges müde werde." „Es ist nur zu natürlich, daß eine übergroße geistige und zuweilen auch körperliche Anspannung nicht allzulange vorhalten kann." Verfasser betont, es habe diese Stimmung „keineswegs zu einer Schwächung der Energie seiner Kriegführung geführt".

Immerhin unterliegt es keinem Zweifel, daß die allgemeine Stimmung in jener Periode des Krieges, wenn auch gerade keine kriegsmüde, so doch eine solche war, die den Unmut über mangelnde entscheidende Erfolge zum Ausdruck brachte. Wer vor Metz oder Paris gelegen hat, wird diese Stimmung verstehen; wievielmehr mußte sie dort die Gemüter bedrücken, wo man vergeblich versuchte, den Feind zu schlagen, und jedesmal entzog derselbe sich unseren Absichten.

Es ist vielfach der Kavallerie die Schuld hieran zugeschoben worden; wir glauben, in dieser Periode, wo es sich um den Volkskrieg handelte, mit Unrecht.

Eigentümlicherweise hat Prinz Friedrich Karl, der 1866, wir dürfen es getrost sagen, keinen richtigen Gebrauch von seiner Kavallerie gemacht, sie anfangs hinter den Infanteriedivisionen marschieren ließ und später ihnen keine weitreichenden Ziele steckte, so daß er oft genug Befehle auf Grund mangelnder oder unzureichender Nachrichten geben mußte, auch 1870/71 die Kavallerie nicht so verwendet wie es angezeigt gewesen wäre. Wohl nahm er zum Beginn der Operationen die Kavallerie vor die Front seiner Armee, aber sie war nicht imstande, ihm ausreichende Orientierung über den Verbleib des Gegners zu verschaffen. Ganz besonders trat dies hervor, als die Armee „fächerförmig" südlich Metz die Mosel überschritt in der Meinung, der Feind werde erst an der Marne standhalten. Als er endlich noch in Metz festgestellt wurde, da war es zu spät, die äußeren Korps noch rechtzeitig heranzuziehen. Und was hat die deutsche Kavallerie in der Aufklärung in den Schlachten vor Metz geleistet? Sehr spät traf die Meldung ein, daß die Franzosen noch nicht abmarschiert seien, wie man annahm. Eine Gefechtsaufklärung war am 16. August so gut wie gar nicht vorhanden, sie brachte am 18. erst spät die wichtige Meldung davon, wie weit

nach Norden sich der rechte französische Flügel ausdehne. Auf diese Aufklärungstätigkeit der Kavallerie mußte die deutsche Heeresleitung zeitweise fast ganz verzichten. Es scheint am Platze, dies einmal wieder zu betonen, da ein Heerführer unmöglich für Unterlassungssünden seiner untergebenen Kavallerieführer verantwortlich zu machen ist. Aber anderseits bleibt der Vorwurf bestehen, daß der Prinz auch nur in wenigen Fällen großzügige Aufgaben der Kavallerie gesteckt hat. Er war trotz seiner Vorliebe für seine roten Husaren im Grunde doch kein eigentlicher Reitergeneral. Selbst wenig passioniert und talentiert für das Reiten, er hat bekanntlich noch in späteren Jahren Reitstunde bei einem seiner Adjutanten genommen und legte die größeren Wegestrecken von einem Quartier zum anderen zumeist zu Wagen zurück, was auf die Truppe stets einen wenig günstigen Eindruck hinterließ, hat er auch erst allmählich die Verdienste des für die Armee so hoch bedeutungsvollen Kavalleriegenerals von Schmidt entsprechend zu bewerten verstanden.

Wäre des Prinzen Sinn mehr auf „wagen“ statt auf „wägen“ gerichtet gewesen, die Kavallerie würde auch mehr wie geschehen zur Verfolgung ausgenützt worden sein. Daß diese bei Königgrätz unterlassen wurde, wird auch durch die Äußerung des Prinzen über die Gründe hierfür nicht erklärt. Sie versagte nach Beaune la Rolande und nach der Einnahme von Orleans, weil man den Feind überschätzte. Erst zu spät und auf unmittelbare Weisung aus dem Großen Hauptquartier wurde die Verfolgung aufgenommen. Daß die Infanterie nach 1870/71 dringend eines neuen Gewehres bedürfe, sah der Prinz richtig ein.

Für seinen Weitblick in taktischer Hinsicht spricht es, daß er im Anschluß an die Schlacht bei Noisseville in seinem Tagebuche vermerkt: „Bei Nacht muß man sich, auch mit Bajonett, der Positionen bemächtigen, die man bei Tage defensiv behauptet.“

Während 22 Jahren sammelte der Prinz fleißig Notizen, die er, vor wichtigen Entscheidungen, wie z. B. vor der an der Loire, durchzulesen pflegte. „So hat mir“, fügt er hinzu, „früherer Fleiß schon oft genützt und mein aufgeschriebenes Wissen läßt mich dann können.“ Mag hier auch viel Theorie mit unterlaufen, immer ist es doch von Wert festzustellen, wie der Prinz aus der Erfahrung heraus zu lernen sich fortgesetzt bemüht hat. Manchmal führt das Studium der vorangegangenen Ereignisse ja auch zu Trugschlüssen, wie z. B. als der Prinz, an eine „französische Bistritz“ glaubend, wähnte, die Franzosen würden die „Mosellinie aktiv verteidigen“.

Wir können unmöglich die kriegerische Tätigkeit des Prinzen

zum Abschluß bringen, ohne seiner Stellung und Einwirkung auf die Truppe zu gedenken.

Dem Prinzen ist oft der Vorwurf gemacht worden, er habe sein geliebtes III. Armeekorps den anderen vorgezogen. In seinen Tagebuchblättern findet sich immer wieder die Anerkennung von dem hohen kriegerischen Wert der ihm unterstellten Truppen, nicht nur seines Korps. „Ich bekam“, so äußerte sich der Prinz, „erst Hoffnung und Zuversicht gegen Frankreich durch meine Soldaten.“ Am 10. August kann General v. Alvensleben dem Prinzen schreiben: „Welch ein Korps haben Eure Königliche Hoheit herangebildet!“ Und wahr ist, was Verfasser sagt: „Die Schlacht von Vionville ist und bleibt trotz der opferfreudigen und unendlich dankenswerten Unterstützung durch das X. Armeekorps und Teile des VIII. und IX. der höchste Ehrentag der Brandenburger, der vom Geiste des Prinzen Friedrich Karl durchtränkten Truppe.“ Wie er seine Soldaten kannte, das geht daraus hervor, daß er ihnen nach dem Falle von Metz zuruft: „Ich erkenne gern und dankbar eure Tapferkeit an, aber nicht sie allein. Beinahe höher stelle ich euren Gehorsam und den Gleichmut, die Freudigkeit, die Hingebung im Ertragen von Beschwerden vielerlei Art. Das kennzeichnet den guten Soldaten.“

In späteren Zeiten muß der Prinz mit dem Marschall von Sachsen konstatieren, daß „je länger der Krieg dauert, desto schlechter die Infanterie wird. Es liegt daran, daß der Tatendurst der Führer und der moralische Elan des Soldaten erlahmt. Die Infanterie (es war nach der Einnahme von Orleans) ist in dieser Beziehung lange nicht mehr so wie zu Anfang. Wie anders biß das III. Korps bei Vionville an, als jetzt Truppen und Generale es tun.“ Trotzdem hob sich der Zustand der Truppe und mit ihr der vom Prinzen so hoch bewertete kriegerische Geist bald wieder, so daß er vor Le Mans im Widerspruch mit den Ansichten der Korpsführer den Angriff befahl, denn „ich kenne meine Infanterie, ihre Zähigkeit und Siegeszuversicht. Wo die einmal anbeißt, da erreicht sie Erfolge.“ Und nach der Einnahme von Le Mans: „Ich muß konstatieren, daß der preußische Soldat mehr leistet, als ihm die kühnen Führer zutrauen usw.“

Wir glauben die Besprechung dieses Teiles der Denkwürdigkeiten am besten mit einer Notiz aus dem Feldzugstagebuch von 1866 abschließen zu sollen, die lautet:

„Darum ist meine Meinung, daß bei uns unsere Arbeit im Frieden uns die Schlachten und Feldzüge gewinnt, weniger das Glück und spontane leuchtende Gedanken einzelner Genies.“

„Der Darstellung der Kriegstaten“, sagt Verfasser im Vorwort seines verdienstvollen Werkes — ist ein kurzer Abriß des Lebens während der folgenden Friedensjahre bis zum Tode des Prinzen angefügt.“

Wir bedauern es, daß nicht auch die Zeit zwischen beiden Feldzügen beleuchtet worden ist. Vielleicht liegt hierin eine gewisse Absicht, um zu zeigen, was der prinzliche Feldherr 1870/71 mit der von ihm geschulten Truppe geleistet hat. Immerhin würde es von hohem Werte sein, wenn gerade diese Zwischenzeit zum Gegenstande eingehender Erörterung gemacht würde. Ist es doch unserer Ansicht nach das höchste Verdienst des Prinzen Friedrich Karl, der Erzieher seines ruhmgekrönten III. Armeekorps gewesen zu sein. Daß er am Schluß des Feldzuges 1870/71 nicht wieder an seine Spitze treten konnte, war ihm ein großer Schmerz.

Als Armeeinspekteur und Inspekteur der Kavallerie ist der Prinz energisch für Fortentwickelung der Kavallerie tätig gewesen und wurde hierin von dem bereits rühmlichst erwähnten General v. Schmidt unterstützt. Der Prinz leitete 1881 Manöver zweier Kavalleriedivisionen gegeneinander, fühlte sich aber durch seine Tätigkeit als Armeeinspekteur wenig befriedigt.

In der Vollkraft seiner Mannesjahre ohne eigentliche Lebensarbeit, ist der Prinz „über ein wehmütiges und schmerzliches Gefühl nicht hinweggekommen.“ Hieran änderten die vielen ihm zuteil gewordenen Allerhöchsten Gnadenbeweise nichts. Einige Abwechselung und Erholung boten größere Reisen in das Ausland, so die im Dezember 1871 nach Rußland, die einen amtlichen Charakter trug. Anfang 1872 reiste der Prinz als Privatmann nach Italien und dem Orient, in den folgenden Jahren war dann fünfmal Schweden und Norwegen das Ziel mehrwöchiger Seefahrten. Seine Hoffnung, den Balkanfeldzug wenigstens als Zuschauer mitmachen zu dürfen, verwirklichte sich ebensowenig wie die, an die Spitze der Marine gestellt zu werden. So lag er denn, wie er es selbst nannnte, „brach“.

Wir halten es für außerordentlich dankenswert, daß Verfasser in dem letzten Teile seines Werkes des Prinzen äußeres Leben in offener und anschaulicher Weise schildert. Herrschten doch schon bei Lebzeiten des Prinzen über die Tafelrunde die wunderbarsten Ansichten. Und doch, wer „den Lebensabend dieses Helden“ durchstudiert, der findet viel Schönes und Anheimelndes: Wahre Religiosität, herzliche Freundschaft und Sinn für die Natur und ihre Schönheiten.

Verfasser sagt sehr richtig:

„Er hatte nicht umsonst die vier Phasen des menschlichen Lebens gekostet. Von allen war ihm etwas geblieben: Vom Kinde der Gerechtigkeitssinn, der kein Kompromiß kennt, vom Jünglinge die trotzige Gesinnung, vom Manne die Tatkraft und die Fähigkeit im Ausharren, vom Greise die Weisheit. Und so mischten sich die Elemente in ihm, daß die Natur aufstehen“ konnte und sagen:

„Dies war ein Mann!“

Umschau.

Bolivien.

Geschütz-bestellungen in Frank-reich.

Nach Meldungen französischer Blätter soll Bolivien eine Feld- und fünf Gebirgsbatterien mit dem zugehörigen Schießbedarf bei Schneider le Creusot bestellt haben.

Die Bestellung wäre erfolgt, nachdem die Schneider-Geschütze bei einer Reihe von Versuchen ihre Überlegenheit erwiesen hätten.

Die Unrichtigkeit dieser Nachrichten liegt klar auf der Hand. Vergleichsversuche haben nicht stattgefunden; der Zeitpunkt zu solchen wäre wohl auch wenig glücklich gewählt gewesen, denn bekanntlich sind zurzeit 5 deutsche Offiziere aller Waffen auf dem Wege nach Bolivien, um dort bei der Ausgestaltung der Armee als Instrukteure zu wirken. Man dürfte nicht fehlgehen in der Ansicht, daß größere Bestellungen von Heeresgerät erst erfolgen werden, nachdem diese Offiziere ihre Tätigkeit werden aufgenommen haben. Die oben genannte kleine Bestellung ist augenscheinlich einfach als ein Entgelt für die Gewährung einer in Paris aufgenommenen Anleihe zu betrachten. W.

China.

Arsenal-Errichtung.

Behufs größerer Gleichmäßigkeit in der Beschaffung von Kriegsgerät, und um sich vom Ausland unabhängiger zu machen, soll die Errichtung eines dem Kriegsministerium unterstellten Arsenals geplant sein, für das entweder Fengtai oder Tientsin in Frage kommen soll. W.

Deutschland.

In der Zeit vom 21. November bis 15. Dezember vorigen Jahres fand eine 24tägige Prüfungsfahrt von 12 Armeelastzügen statt. Beteiligt waren leichte Armeelastzüge mit einer Zuglast von je 6 t von Firmen, die für die von ihnen gestellten Musterfahrzeuge das Subventionsrecht für 1911 erwerben wollen. Die Lastzüge waren mit Sandsäcken von 6 t Gewicht beladen.

Ergebnis der diesjährigen Prüfung von Armeelastzügen.

Die Fahrt ging von Berlin über Cottbus, Görlitz, Hirschberg-Schmiedeberg, Landshut, Breslau, Trebnitz, Posen, Schneidemühl, Rostock, Lübeck, Harburg, Bremen, Braunschweig, Magdeburg zurück nach Berlin. Der weitaus größte Teil der Fahrt führte also durch ein Gelände, das einer Kraftwagenfahrt selbst in einem schneereichen Winter wenig und nicht allzu große Hindernisse bietet. Die Schwierigkeit der Prüfungsfahrt lag auf der Strecke zwischen Schmiedeberg und Landshut in der Überwindung des Landshuter Kammes, dessen Paß auf 780 m Höhe liegt. An und für sich ist diese Höhe selbst für das deutsche Mittelgebirge nicht außerordentlich. Wer aber die klimatische Eigenart des Riesengebirges mit seinen Schneestürmen und Schneeverwehungen kennt, wird die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, die namentlich in diesem schneereichen Winter der Kolonne auf ihrem Marsche durch das Gebirge entgegengetreten sind. Schneestürme, daß man die Hand nicht vor Augen sehen kann, und Schneeverwehungen in den eingeschnittenen Gebirgsstraßen von Meterhöhe sind dort nichts Seltenes.

Bereits hinter Cottbus stieß die Kolonne auf ziemlich hohen Schnee, dessen Höhe sich mit dem Vorschreiten im Gebirge mehr und mehr steigerte. Die Kolonne verließ Hirschberg am 24. November morgens 8 ° und traf erst 1 ° nachts in Landshut ein, nachdem jeder einzelne Lastzug in dem meterhohen Schnee und bei dem eisigen Schneesturm, der in kürzester Frist die freigelegte Fahrbahn wieder verwehte, wiederholt stecken geblieben war.

Um die nötige Bodenreibung der Räder in dem Schnee hervorzubringen, waren die Räder mit starken Ketten armiert. Aber selbst Ketten, die unter gewöhnlichen Verhältnissen ausgereicht haben würden, zerrissen und mußten für die Kammfahrt durch neue stärkere ersetzt werden.

Da die Räder aber trotz Ketten, sich drehten ohne zuzugreifen, zogen zeitweilig Mannschaften an Seilen, und schließlich wurden je 6 starke Pferde vor jeden Lastzug gespannt, die im Verein mit der Maschinenkraft die letzte Steigung zur Paßhöhe überwinden halfen. Beim Abstieg reichte der Schnee bis zum Führersitz. Der erste

Bedeutung derselben darf aber in dem vorliegenden Falle nicht überschätzt werden.

Unter den geschilderten Verhältnissen wäre jede mit Pferden bespannte Kolonne völlig liegen geblieben, und auch ein Vorspann, wenn er zu beschaffen gewesen wäre, hätte sie nicht ohne Verspätung über das Gebirge geschafft.

Die Rückwirkung auf die Truppe wäre ebenfalls nicht von zu großer Bedeutung gewesen, weil die Marschleistung derselben bei solchen Witterungsverhältnissen ebenfalls bedeutend hinter der Norm zurückgeblieben wäre. Der Truppentrain, der mit Pferden bespannt ist, die Feldartillerie und gar die schwere Artillerie des Feldheeres würden, wenn sie überhaupt durchgekommen wären, kaum geringere Zug blieb stecken und wurde erst nach mehrstündiger Arbeit frei. Die nachfolgenden Züge passierten die Stelle dann ohne weitere Stockung.

Durch den Nebel, die Schneeverwehungen und die Schwierigkeiten der Kammüberschreitung verzögerte sich der Marsch der Kolonne um einen vollen Tag. Im Kriege kann eine derartige Verzögerung gewiß Schwierigkeiten mancher Art mit sich bringen. Die Verzögerungen erlitten haben. Diese Prüfungsfahrten dienen ja nicht lediglich dazu, die neuen Konstruktionen zu prüfen, sondern auch Erfahrungen zu sammeln, und die letzte Fahrt hat in dieser Beziehung reiche Ausbeute geliefert, so daß in Zukunft derartige Weghindernisse besser und schneller überwunden werden können.

Die Kolonnen aus Lastkraftzügen sind schon jetzt mit einem Reparaturwagen mit Kran und einem zwanzigsitzigen Mannschaftsomnibus ausgerüstet, in richtiger Erkenntnis, daß geringfügige Störungen im Mechanismus auf ununterbrochenen tagelangen Fahrten unvermeidlich sind, und daß diese sofort an Ort und Stelle beseitigt oder wenigstens provisorisch unschädlich gemacht werden müssen, um vielleicht die ganze Kolonne vor längerer Stockung infolge eines unbedeutenden Schadens zu bewahren.

Neuerdings ist zu diesen beiden Fahrzeugen noch ein Sicherheitsbenzintankwagen, der 5000 l faßt, getreten. Die rechtzeitige und ausreichende Versorgung der Kraftwagen mit Benzin ist der wichtigste Faktor, weil davon die Bewegungsfähigkeit der Kolonne und damit die regelmäßige Versorgung der Truppe abhängt. Auf Requisition in Feindesland, die selten und dann kaum in ausreichendem Maße möglich sein wird, ist kein Verlaß. Der Bedarf muß also durch Nachschub aus der Heimat gedeckt werden, und zur Versorgung der Wagen auf dem Marsch dienen die Tankwagen.

Abgesehen von den Schwierigkeiten, die die außerordentlichen Verhältnisse auf einem kleinen Teil der Fahrt verursachten, haben sich die Armeelastzüge auch auf dieser Fahrt ebenso bewährt wie bisher bei den Manövern und den Winterübungen. Bis Magdeburg war nur ein einziger Wagen ausgefallen.

Nach der letzten Fahrt stehen der Heeresverwaltung 400 erprobte betriebsfähige Armeelastzüge zur Verfügung.

Da sich das bisher befolgte System der Subventionsgewährung durchaus bewährt hat, nimmt die Zahl der Lastkraftwagen und der Lastzüge von Jahr zu Jahr zu, so daß Deutschland seinen vollen Bedarf bald gedeckt haben wird. Bahn.

Frankreich.

Bedingungen für die militärischen Flugapparate.

Der Kriegsminister hat soeben einen Wettbewerb für die Lieferung von Flugapparaten für das Heer unter in Frankreich ansässigen Fabrikanten ausgeschrieben.

Die hauptsächlichsten Bedingungen sind folgende:

I. Bedingungen, die durch die Apparate unter allen Umständen erfüllt werden müssen:

1. Sie müssen einschließlich der Kraftmaschinen in Frankreich erbaut sein und zwar mit der größten Sorgfalt und aus ausgewählten Werkstoffen.
2. Sie müssen fähig sein, eine in sich geschlossene Strecke von 300 km Länge ohne Unterbrechung zu fliegen.
3. Sie müssen während dieses Fluges eine Nutzlast von 300 kg tragen können, nicht eingerechnet, die zur Ausführung des Fluges notwendigen Betriebsstoffe, wie Öl, Explosionsstoffe, Wasser u. dgl.
4. Sie müssen mit drei Sitzen ausgerüstet sein, je einen für den Führer, für den Hilfsführer und Mechaniker und den Beobachter.
5. Sie müssen eine mittlere Eigengeschwindigkeit von mindestens 60 Stundenkilometer haben.
6. Sie müssen leicht auf jedem Boden landen und wieder abfliegen können.
7. Sie müssen, verpackt oder nichtverpackt, auf Straßen oder auf der Eisenbahn leicht fortgeschafft und ohne genaue Regulierungen schnell wieder in Dienst gestellt werden können.

Alle Flugapparate, die nicht alle diese Bedingungen vollständig erfüllen, werden von vornherein aus dem Wettbewerb ausgeschieden.

II. Wünschenswerte Eigenschaften. Es ist wünschenswert, daß die Flugapparate

1. mit Steuereinrichtungen versehen sind, die sowohl vom Führer, wie vom Hilfsführer und zwar derart bedient werden können, daß jeder von ihnen, der eine unabhängig vom anderen, den Apparat führen kann;
2. sich durch einen einzigen Handgriff an Bord erheben können;
3. vor dem Beobachter in jedem Gelände ein möglichst großes Beobachtungsfeld haben;

Diese Bedingungen sind nur Hinweise für die Erbauer bei ihren Arbeiten, sie werden aber nicht mit in Betracht gezogen für die Beurteilung im Wettbewerb.

III. Vorstellung der Apparate. Die Apparate müssen, vollständig ausgerüstet und fertig zur Arbeit der Prüfungskommission am 1. Oktober 1911 vorgestellt werden. Die Kommission wird sie danach folgenden Prüfungen unterwerfen:

1. Ob die Apparate den gestellten Bedingungen entsprechen.
2. Die Apparate werden drei Flüge mit voller Ladung von 300 kg und mit vollen Betriebsmitteln ausführen, während der Flüge auf Gelände landen, das den obigen Bedingungen entsprechend gewählt ist. Nachdem die Apparate an diesen Punkten niedergegangen sind, sollen sie sich für einige Minuten erheben und dort von neuem landen.
3. Auf einem Fluge, ebenfalls mit voller Ladung und vollen Betriebsmitteln sollen die Apparate einen bestimmten Punkt umfahren und ohne Unterbrechung an den Ausgangspunkt zurückkehren. Die Dauer dieses Fluges wird festgelegt, um dadurch zu prüfen, daß die Apparate eine größere Geschwindigkeit als 60 km in der Stunde haben.
4. Die Apparate, ausgerüstet wie oben angegeben, sollen sich in zwei Höhenflügen in weniger als 15 Minuten auf eine Höhe von 500 m über den Boden erheben.

Diese Probeflüge sollen im Monat Oktober ausgeführt werden.

Die Wettbewerber können unter gewissen Bedingungen nicht gelungene Proben wiederholen. Während aller Prüfungen wird sich ein Kommissionsmitglied an Bord des Apparates befinden.

Die Klassifizierungsprüfung wird aus einem Fluge von 300 km mit 300 kg Nutzlast hin und zurück ohne Unterbrechung bestehen.

Die Abfahrt wird durch die Prüfungskommission an dem von ihr festgesetzten Tage so geregelt, daß alle fünf Minuten ein

Apparat aufsteigt. Die Reihenfolge wird durch das Los bestimmt. Eine mißglückte Abfahrt kann wiederholt werden, nachdem alle Mitbewerber der Reihe nach aufgestiegen sind. Auf Forderung eines Mitbewerbers kann diese Prüfung ein zweites und ein drittes Mal wiederholt werden. Die Forderung muß aber innerhalb zweier Tage gestellt werden. Den übrigen Mitbewerbern steht es frei, daran teilzunehmen oder nicht, aber die endgültige Klassifizierung wird auf den besten Flug jedes Apparates gegründet.

Der Preis des Wettbewerbes wird dem Erbauer desjenigen Apparates zugesprochen, der in der kürzesten Zeit die oben beschriebene Klassifizierungsprüfung ausgeführt haben wird. Der Preis beträgt 100000 Fr. und wird dem Gewinner gegen Überlassung seines Apparates an den Staat gezahlt.

Außerdem erhält der Erbauer des preisgekrönten Apparates eine Bestellung auf zehn ähnliche Apparate zum Preise von 40000 Fr. für den Apparat mit 60 Stundenkilometer Eigengeschwindigkeit.

Dieser Einheitspreis wird um je 500 Fr. erhöht für jedes Kilometer Eigengeschwindigkeit über die geforderten 60 Stundenkilometer.

Die Erbauer derjenigen Apparate, die als zweiter und dritter klassifiziert sind, werden einen Auftrag auf 6 bzw. 4 ähnliche Apparate ebenfalls zum Preise von 40000 Fr. für jeden Apparat und den obigen Zuschlag für jedes Kilometer Eigengeschwindigkeit über 60 Stundenkilometer erhalten.

Wenn es nur zwei klassifizierte Bewerber gibt, erhält der erste eine Bestellung von 12, der zweite eine solche von 8 Apparaten. Gibt es nur einen klassifizierten Bewerber, so erhält er die Lieferung aller 20 Apparate.

Anschießen eines 30,5 cm-Schiffsgeschützes L/50 von Schneider.

Nach französischen Zeitungsnachrichten soll ein von Schneider geliefertes, für das Linienschiff „Vergniaud“, das am 12. April v. J. von Stapel gelaufen ist, bestimmtes 30,5 cm-Schiffsgeschützrohr L/50 angeschossen worden sein. Bei dem Anschießen sollen leichte und schwere Geschosse von 450 bzw. 650 kg Gewicht verfeuert worden sein bei Gasdrücken bis zu 3800 kg/qcm und einer Mündungsgeschwindigkeit von 800 m.

Über das angeschossene Rohr werden noch folgende Angaben gemacht, die z. T. von den im Weyer 1911 auf Grund von Mitteilungen Schneiders veröffentlichten abweichen. Daher werden beide zum Vergleich hier gegenübergestellt.

		Neueste Angabe	Angaben im Weyer 1911
Kaliber	cm	30,5	30,5
Rohrlänge	Kal.	50	50
Rohrgewicht	kg	55000	56280
Gewicht der beim Anschießen verwandten Geschosse	„	450, 650	440
Mündungsgeschwindigkeit	m	800	870
Mündungsenergie bei dem kleineren Geschoßgewicht	mt	14650	17000
Rohrausnutzung	mkg	267	302

Aus dem kleinen Geschoßgewicht von 450 kg und der Mündungsgeschwindigkeit von 800 m errechnet sich eine lebendige Kraft von 14650 mt und eine Rohrausnutzung von 267 mkg.

Alle übrigen Linienschiffe der „Danton“klasse und auch die 23000 t-Linienschiffe sollen diesen Rohrtyp erhalten.

Bahn.

Mängel bei den 30,5 cm-Kanonen der Panzerschiffe.

Recht bedenkliche Mängel haben sich bei den soeben abgehaltenen Schießübungen des ersten Geschwaders herausgestellt. Deren Hauptzweck waren Spezialschießen der schweren Schiffsartillerie, und hierbei sollten nach einer gewissen Anzahl von Schüssen die beiden Zwillingsgeschütze der 30,5 cm-Türme gleichzeitig mit Gefechtsladungen auf 10000 m Entfernung feuern. Dieser zum erstenmal vorgenommene Versuch ergab schwere Beschädigungen der Kanonen und Türme der meisten Panzer. „Patrie“, „Republique“, „Démocratie“ und „Justice“ mußten gefechtsuntüchtig in den Hafen zurückkehren. Von ihnen sind beide Türme der „Republique“ blockiert und lassen sich nicht mehr drehen. Zwei Geschütze der „Democratie“ sind unbeweglich mit starker Neigung nach unten, während im Gegensatz hierzu zwei Turmkanonen der „Justice“ unbeweglich gegen den Himmel gerichtet sind. Von dem Verhalten der Geschütze der „Suffren“ fehlen noch weitere Nachrichten.

Nicht weniger günstig hat sich die am 6. Februar auf dem Schießplatz der Geschützfabrik Ruelle angeschossene 30,5 cm-Lafette für den Kreuzer „Diderot“ verhalten. Bei dem 6. Schuß einer mit 111 kg verfeuerten 440 schweren Gußeisengranate wurde der Riegel der elektrischen Abfeuerung in Stücke gerissen, wobei einzelne Stücke bis zu 100 m weit flogen. Es soll dies bereits der zweite Unfall dieser Art sein.

W.

Französische Fachblätter haben an der Jahreswende ausgesprochen, das abgelaufene Jahr 1910 scheine bestimmt, die Grundlage einer neuen Entwickelungsära für das französische Heer zu werden. Das kann bedingt zweifellos zugegeben werden. Das abgelaufene Jahr hat auf allen militärischen Gebieten eine ungewöhnliche Tätigkeit gebracht. Radikal durchgreifende Umwälzungen hat die Armee 1910 nicht erlebt, wohl aber die Durchführung einzelner Entschlüsse und die Grundlegung für weitere, die zum Teil mit den Verhältnissen der Offiziere, zum Teil mit den wichtigsten Interessen der Armee in engstem, ursächlichem Zusammenhang stehen. Über die betreffenden Gesetze bzw. Vorlagen ist in den Jahrbüchern bereits eingehend Bericht erstattet worden. 1910 als Grundlage der Weiterentwickelung des Heeres in Frankreich.

An den Armeemanövern im Norden 1911, die, neun Tage dauernd, von dem Vizepräsidenten des oberen Kriegsrats geleitet werden, sind beteiligt: I. und VI. Armeekorps (zu 3 Divisionen), ersteres verstärkt durch eine kriegsstarke Reservebrigade des II. Korps, die Jägerbataillone 8 und 26 und die Zuavenbataillone von Paris, 4. und 5. Kavalleriedivision und schwere Artillerie des Feldheeres. Das I. Korps tritt mit 30, das VI. mit 39 Batterien auf. Korpsmanöver in der Dauer von neun Tagen sind vorgesehen beim VII. (3 Divisionen) und X. Korps, und zwar unter Leitung von Mitgliedern des Oberen Kriegsrats.

Divisionsmanöver von vierzehn Tagen Dauer sind angesetzt für das XI., XII., XIV., XV., XVII., XVIII.; Brigademanöver von zwölf Tagen Dauer beim III., IV., V., VIII., IX., XIII., XVI. Korps.

Große Sonderübungen für Reiterkörper sind in der Dauer von sieben Tagen, und zwar zu Zeiten, die erlauben, sie mit den Manövern anderer Waffen in Einklang zu bringen (z. B. 1. und 7. Kavalleriedivision zwei Tage mit der 39. Division in der Umgebung des Truppenübungsplatzes Mailly unter Leitung des kommandierenden Generals des XX. Korps), in 4 Gruppen zu 2 Divisionen vorgesehen. Und zwar 2. und 3. Kavalleriedivision, 2. Korpskavalleriebrigade, bzw. 6. Division und 1 provisorische aus 2 Korpskavalleriebrigaden und 1 reitenden Abteilung bzw. 1. und 7. Kavalleriedivision bzw. 8. Division und 1 provisorische aus der 7. und 20. Korpskavalleriebrigade und 1 reitenden Abteilung. Sonderübungen werden in den Vogesen, Alpen, in Algerien, Tunesien und bei einzelnen großen festen Plätzen des Ostens stattfinden. Die Kolonialtruppen nehmen an den Manövern der Armeekorps teil. Die Manöverstärke der Kompagnien soll durch Reservisten auf über 150 Mann und die der Eskadron auf über 100 Pferde kommen.

Die Reservebrigade II. Korps bei den Armeemanövern beleuchten wir weiter unten.

Auf ein für die Schulung außerordentlich wichtiges Vermächtnis von 1910, das bei den Herbstübungen dieses Jahres seine praktische Probe zu bestehen haben wird, müssen wir hier gleich näher eingehen. Von dem bändchenweise nach und nach erscheinenden, von einem gemischten Sonderausschuß ausgearbeiteten Exerzierreglement für die Feldartillerie vom 8. September 1910 (Ersatz für das vom 8. Juni 1903) berühren wir hier nur Bändchen IV, Abschnitt V: „Die Artillerie im Gefecht". In der Verwendung der Artillerie bei den Armeemanövern 1910 warf das neue Reglement, für das auch der Kriegsminister bestimmte Fingerzeige gegeben hat, schon seine Schatten im voraus. Abschnitt VI (Ausbildung der bespannten Batterie) des IV. Bändchens behält die Gliederung Divisionsartillere (je 9 Batterien) und Korpsartillerie (12 Batterien) bei. Der die „Artillerie im Gefecht" behandelnde Abschnitt enthält die wichtigsten Grundsätze für die taktische Verwendung der Waffe und weicht in dieser Beziehung doch nicht unwesentlich von dem früheren ab, vor allem auch in einer wieder auflebenden größeren Neigung zur Massenverwendung (die schon bei den Armeemanövern hervortrat), in der sehr viel schärferen Betonung der Artillerie als Hilfswaffe der Infanterie. Nach Weisungen des Kriegsministers an den Ausschuß sollte der Einsatz der vereinzelten Batterien, früher die Regel, jetzt die Ausnahme werden. Das frühere Reglement sagte: „Die Artillerie wird in Batterien bzw. in den Abteilungen eingesetzt", das neue: „Der Einsatz der Artillerie erfolgt in Abteilungen und Regimentern!" Erhalten geblieben ist im neuen Reglement vor allem der Grundsatz, die eigene Artillerie möglichst vor der feindlichen in Stellung zu bringen und die größtmögliche Zahl von Batterien zum Feuern bereit zu halten, aber unter allen Umständen nur so viele feuern zu lassen, als die vorhandenen Ziele unbedingt erfordern, wobei die von einer Batterie zu bekämpfende Frontbreite bis zu 600—800 m und darüber hinaus angenommen wird. Die Artillerie wählt, so sagt das neue Reglement, mit Vorzug verdeckte Stellungen. Batterien, die zum Einnehmen von offenen Stellungen gezwungen sind, werden durch Batterien in verdeckter Stellung vom Feuer der feindlichen entlastet. Diese Weisung deckt sich auch, wie wir sehen werden, mit der französischen Ansicht über die Wirkung von Artillerie gegen Artillerie. Von den in Stellung gebrachten Batterien läßt man nur

so viele feuern, als zur Bekämpfung der sich bietenden Ziele unbedingt notwendig sind. Bei Bestimmung der Zahl der Batterien, auf die die vorhandenen Ziele verteilt werden, sind zu beachten: 1. die Zahl der Batterien, über die man verfügt, 2. die Feuergeschwindigkeit, 3. die Fähigkeit, die eine Batterie besitzt, ihr Feuer auf die geringste Frontbreite bis zu solchen von 600—800 m und mehr zu verteilen. Der Kampf zweier gegenüberstehenden Artillerien gegeneinander wird im allgemeinen zu keiner endgültigen Entscheidung führen. Das volle Niederkämpfen von Artillerie ist ohne übertriebene Munitionsaufwendung nur denkbar, wenn diese Artillerie in offener, nicht zuweit entfernter Stellung steht. Gegen verdeckt stehende Batterien wird man niemals die Sicherheit haben, einen sie kampfunfähig machenden Erfolg zu erzielen. Wenn man sie zwingt, ihr Feuer einzustellen, muß man immer mit einem Wiederaufleben dieses Feuers rechnen. Die Artillerie kämpft gegen den Feind durch zerstörende Wirkung, die immer anzustreben ist, wenn sie nicht übertriebenen Munitionsaufwand verlangt, sie wird aber schwer zu erreichen sein, da der Gegner sich durch Schiebungen, Ausnutzung von Deckungen oder durch vorübergehende völlige oder teilweise Einstellung der Kampfestätigkeit ihr zu entziehen suchen wird. Diese vorübergehende völlige oder teilweise Einstellung der Kampfestätigkeit wird im französischen Reglement „Neutralisierung“ genannt. Für die Verwendung beim Angriff, dessen Begriff das Reglement näher erklärt, bei der Erläuterung die Grundsätze des Begegnungsgefechts zugrunde legend, sagt § 17 zunächst allgemein das Folgende: „Die Artillerie ist durch ihre zerstörende Wirkung nicht imstande, den Gegner zum Rückzug zu zwingen.“ Ihre Rolle beschränkt sich vielmehr darauf, das Vorgehen der Infanterie, die allein den Gegner werfen kann, mit allen Mitteln zu unterstützen. Um der Infanterie das Vorwärtskommen zu ermöglichen, muß die Artillerie die Verteidiger von Stützpunkten und alle Truppen, Infanterie sowohl als Artillerie, die gegen die eigene Infanterie wirken können, hindern, ihr Feuer gegen diese zu richten. Um wirksam zu werden, muß die Unterstützung der Artillerie in bestimmten, nur vom Angreifer vorauszusehenden Momenten und gegen Teile des Verteidigers eintreten, die zum Teil dessen, zum Teil das Verhalten der eigenen Angriffsinfanterie (Einbruchstelle) bestimmt. Jedenfalls verlangt diese Unterstützung dauerndes, enges Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie, engste Verbindung zwischen beiden. Wenn eine Artillerieabteilung den Angriff in einem bestimmten Gefechtsstreifen

unterstützen soll, so setzt sich ihr Führer mit dem Führer der zum Angriff bestimmten Infanterie in Verbindung. Ihre Vereinbarung bildet die Grundlage für die Verbindung, die durch Verbindungspersonal an Offizieren, Unteroffizieren, ev. Winkern der Artillerie und Infanterie erhalten wird. Wenn die Artillerie, so sagt § 29, ihren vielseitigen Aufgaben zeitgerecht entsprechen soll, muß der Feuereinsatz der Batterien mit weit vorausblickender Ökonomie der Kräfte erfolgen, so daß der Führer immer verfügbare Batterien zur Hand hat. Jede Batterie, oder Abteilung, die ihre Aufgaben erfüllt hat oder zu deren Erfüllung nicht mehr unabkömmlich ist, nimmt der Führer wieder in die Hand. (Wir weisen auf die Fingerzeige, betreffend „vorübergehende Gruppierung unter einem Kommando für vorübergehende Kampfaufgaben“ im Bericht über die französischen Herbstübungen, November- und Dezemberheft 1910, hin.) Geht der Angriff vorwärts, so ist es von großer Bedeutung, einen Teil der Artillerie zu sofortigem Vorgehen in die genommene Stellung und zur Verteidigung dieser im Verein mit der Infanterie bereitzuhalten. Dieser wird entweder den verfügbaren Batterien oder denjenigen entnommen, die gerade nur eine Nebenaufgabe haben. Während der Dauer des Angriffes befiehlt der Truppenführer bestimmt die wegzunehmenden Punkte, die Truppe, die damit beauftragt wird, und regelt in dem Maße, wie es ihm der Gegner erlaubt, die Kräftezuwendung für die verschiedenen Angriffe. Grundsätzlich bei ihm oder mit ihm dauernd verbunden ist der Führer der Artillerie an der Quelle der Nachrichten, nimmt an den Erkundungen teil und erhält die Weisungen für die Beteiligung der Artillerie an den Kampfhandlungen. Über die Angriffsziele der Infanterie und die eingesetzten Kräfte unterrichtet, die Wichtigkeit des Angriffs in den verschiedenen Gefechtsstreifen und die vorgesehene Reihenfolge der Kampfhandlungen kennend, verteilt der Artillerieführer entsprechend die Batterien, über die er verfügt. Er bestimmt die Teile, die die Angriffe in den verschiedenen Gefechtsstreifen unterstützen, die, die zunächst Lauerstellung (position de surveillance) zur Beobachtung des Kampffeldes nehmen, und die, die aufgeprotzt Bereitstellung zu seiner Verfügung nehmen sollen, um in vorhergesehenen oder unvorhergesehenen Fällen eingesetzt zu werden.

Auch in der Verteidigung bleibt das Zusammenwirken mit der Infanterie die Hauptaufgabe der Artillerie. Die offensive Kraft des Gegners soll gebrochen werden. Die Tätigkeit der Artillerie richtet sich, wie die der Infanterie, nach derjenigen des Gegners. Auf großen Entfernungen wird das Feuer der Artillerie die feind-

liche Infanterie wahrscheinlich nur zur Annahme lockerer Formen, zur Ausnutzung der Deckungen des Geländes und zu Zeitverlusten zwingen. Wenn aber auf den kleineren Entfernungen die Infanterie des Verteidigers dem Gegner das Vorgehen sperrt, dessen Feuerlinien durch Einrücken von Unterstützungen von rückwärts sich auffüllen, dann bilden sie, sei es, daß sie feuern oder sich bewegen, sehr dankbare Ziele. Sie müssen dann durch Batterien, die so aufgestellt sind, daß sie das Vorgelände beherrschen, mit aller Kraft unter Feuer genommen werden. In der Verteidigung sind die Fingerzeige des neuen Feldartilleriereglements aber ausgiebiger als die der bisherigen und betonen noch nachdrücklicher den Offensivgeist, der auch die Verteidigung durchwehen soll!

Auf dem Gebiet der Organisation hinterläßt 1910, das u. a. auch eine Inspektion des Luftschiffahrtswesens schuf und die Neugliederung der Feldartillerie derart förderte, daß sie schon zum 1. Januar 1911 abgeschlossen werden konnte, neben der weiteren Ausgestaltung der „schwarzen Armee“, die auf Mangins und des Generalgouverneurs Bericht hin mit neuem Nachdruck aufgenommen wird, als Erbschaft vor allem den Rest des Kadergesetzes, den General Brun, nachdem der frühere Gesetzentwurf durch Neuwahlen zur Kammer hinfällig geworden, in der vom Oberen Kriegsrat und Armeeausschuß begutachteten früheren Form wieder vorgelegt hat. Uns vorbehaltend, dieses Kadergesetz zu der Zeit, wenn seine Beratung im Plenum beginnt, eingehend zu berühren, erinnern wir heute nur daran, daß sein Hauptschwerpunkt in der Frage liegt, ob stärkere und weniger, oder schwache und mehr Friedenskompagnien. Der vom Kriegsminister vorgelegte Entwurf entscheidet sich für die Vermehrung der Zahl der Regimenter, im allgemeinen Beibehalt der bisherigen Ziffer von Bataillonen und fallweise Verminderung der Zahl der Vollkompagnien, sowie Sicherstellung von aktiven Führern für Reserveformationen bis zur Kompagnie abwärts durch Cadre complementaires. Das schließt aber nicht aus, daß die für schwache und mehr Friedenskompagnien fechtende Schule ihre Aussicht noch nicht als verzweifelt aufgeben will und ins Treffen führt, daß auch bei sogen. starken Friedenskompagnien (118 Mann im März, 125 gleich bei der Rekruteneinstellung) für die Übung in der Front dauernd nicht so viel Leute übrig blieben, und diese Vorteile den großen Nachteil etwas aufwögen, bei der Mobilmachung Einheiten gewissermaßen improvisieren zu müssen, was bei mehr und schwachen Kompagnien nicht nötig sei. Was das Verschieben von Reserveformationen in die erste Linie betrifft, so

rechnet man heute schon bekanntlich mit je einer Reservebrigade (und 6 Verstärkungsbatterien) bei jedem normalen Armeekorps, strebt aber zu dem Zwecke, für die ersten Entscheidungen überlegene Kräfte zum Einsatz zu bringen, dahin, jedem Korps eine Reservedivision und 10 Verstärkungsbatterien beizugeben, so daß die normalen Korps mit 36—37 Bataillonen, 40 Batterien, ungerechnet die schwere Artillerie des Feldheeres, ausrücken würden. Bezüglich der Aufstellung der kriegsstarken Reservebrigade, die, beim II. Korps formiert, an den diesjährigen Armeemanövern des I. Korps teilnehmen soll, verlangt man in der Armee, daß sie einfach mobil gemacht werde, und zwar mit ihrer großen Bagage, und so auch nach Schulung auf einem Truppenübungsplatze ins Manöver rücken soll. Auch auf die den Kadergesetzentwurf begleitende Begründung des Kriegsministers kommen wir im nächsten Bericht zurück.

Beförderungen 1911. Für die Altersverhältnisse unseres Offizierkorps, die nachgerad bedenklich werden, ist es von Interesse, einen Blick in die jetzt bekanntgegebenen Beförderungsvorschlagslisten für 1911 und den „Annuaire Baron" zu werfen, um festzustellen, daß man in Frankreich bei der Mehrzahl der Offiziere bis zum General aufwärts nicht mehr Grund hat zu den immer wiederkehrenden Klagen über Überalterung als bei uns. Selbstverständlich muß man dabei in Rechnung ziehen, daß die aus dem Unteroffizierstande hervorgehenden Offiziere vielfach erst mit dem 25. Lebensjahr die Galons des Unterleutnants erreichen, und daß sich dadurch an einzelnen Stellen Extreme an Lebensalter ergeben, die sich sofort aufklären, wenn das Dienstalter als Offizier berücksichtigt wird. Wenn wir z. B. auf der Beförderungsvorschlagsliste Hauptleute von 51 Jahren finden, und diese mit 25 Jahren Unterleutnant geworden sind, so bleiben 26 Jahre Offizierdienstzeit, die auch bei uns Hauptleute gut und gerne heute erreichen.

Die Beförderungsvorschlagslisten 1911 für die französische Infanterie weisen auf:

	Vorgeschl. 1910	Vorgeschl. 1911	Mehr	Weniger
Oberstleutnants zu Obersten	51	56	5	—
Major zu Oberstleutnants	79	85	6	—
Hauptleute zu Majoren	152	133	—	19
Leutnants zu Hauptleuten	173	149	—	24

Ende 1910 waren von den auf den Beförderungslisten 1910 Stehenden noch nicht befördert: 11 Oberstleutnants, 25 Majore, 54 Hauptleute und 17 Leutnants, die nun an der Spitze der Vorschlagsliste für 1911 erscheinen. Neu sind für 1911 also eingetragen:

Oberstleutnants zu Obersten . .	56—11 = 45
Majore zu Oberstleutnants . . .	85—25 = 60
Hauptleute zu Majoren	133—54 = 79
Leutnants zu Hauptleuten . . .	149—17 = 132

Von den zu Obersten vorgeschlagenen Oberstleutnants gehören acht den Stäben und den Schulen, je einer dem Eingeborenendienst Marokko und dem Rekrutierungsdienst, 32 dem Truppendienst an. Vier sind 56 Jahre alt (wir haben auch solche), 8 zwischen 48 und 50 Jahren, 36, also weit in der Mehrzahl, sind zwischen 2 und 3 Jahren im Dienstgrad, 19 sind im Besitz des Generalstabsbrevets, 38 aus St. Cyr, 7 aus dem Unteroffizierstand herangezogen.

Von den 60 neu zu Oberstleutnants vorgeschlagenen Majoren gehören 31 dem Truppendienst an. Der älteste ist 56, der jüngste 43 Jahre alt, die Mehrzahl hat 49—51 Jahre auf dem Buckel. Im Dienstgrad ist die Mehrzahl 5—6 Jahre. Das Generalstabsbrevet haben 28, aus St. Cyr sind 51, aus dem Unteroffizierstand 9 herangezogen.

Von den 79 neu zu Majoren vorgeschlagenen Hauptleuten der Beförderungsliste 1911 sind die beiden ältesten 51 und ist der jüngste 33 Jahre alt — Extreme, die es bei den bei uns heute für die Beförderung zu Majors Heranstehenden nicht gibt, die Mehrzahl steht im Alter zwischen 42 und 44 Jahren, ist also jünger als die „Nichtspringer", die heute bei uns vor der Beförderung stehen. Der älteste ist 15, der jüngste 7, die Mehrzahl etwa 11 Jahre im Dienstgrade. Das Generalstabsbrevet haben 33, aus St. Cyr sind 59, aus dem Unteroffizierstande 20 herangezogen. Von den 132 neu zu Hauptleuten vorgeschlagenen Leutnants (unsere Oberleutnants) ist der älteste 39, der jüngste 29 Jahre alt, die Mehrzahl steht zwischen 33 und 35 Jahren, ist also sehr viel günstiger daran als unsere zur Beförderung in Frage kommenden „nicht springenden" Oberleutnants. Offizierdienstzeit haben die ältesten 13, der jüngste 9 Jahre, die Mehrzahl zwischen 11 und 12 Jahren. Bei uns sind die „nicht springenden" Oberleutnants nahezu 17 Jahre Offizier, stehen also wesentlich schlechter. Dabei spricht man in Frankreich auch im Parlament von einer unerträglichen Krisis der Oberleutnants und schlägt Abhilfsmittel vor. Wer dauernd Glück hat, kann in Frankreich

in 23 Jahren Offizierdienstzeit vom Unterleutnant zum Oberst aufrücken, der größte Pechvogel braucht 38, die mittlere Linie 32 Jahre, d. h. wesentlich geringere Zeit als bei uns. Bei der Artillerie liegen die Verhältnisse ein wenig besser, dank der Neubildungen und bei der Kavallerie so wie bei der Feldartillerie. In den höheren Dienstgraden vom Hauptmann aufwärts ist gegen frühere Jahre zweifellos eine Beschleunigung der Beförderung eingetreten, man nähert sich mehr dem im Gesetz für den Verbleib in jedem Dienstgrade vorgeschriebenen Minimum. Was das Aufrücken der Leutnants zu Hauptleuten betrifft, so klagt man in Frankreich zwar darüber, daß bis zum Hauptmann über 13 Jahre Offizierdienstzeit erforderlich sei. Der bei uns bis zum Hauptmann nötigen Offizierdienstzeit gegenüber hat man aber, wie oben bewiesen, keinen Grund zur Klage, da die Mehrzahl der französischen Oberleutnants rascher in die Hauptmannsstellung gelangt. Von dem Kadergesetz erwartet die Begründung des Kriegsministers eine Beschleunigung der Beförderungen, die Fachpresse rechnet aber nur 6 Monate heraus. Das Kolonialbudget 1911 sieht die Bildung von 3 Regimentern schwarzer Tirailleurs voraus.

Ein neuer Generalissimus.

An Stelle des bisherigen Generalissimus Trémeau ist durch Erlaß vom 10. Januar der General Michel zum Vizepräsidenten des oberen Kriegsrats und damit zum designierten Generalissimus ernannt worden. Prüft man den Erfolg des bisherigen Generalissimus auf dem Gebiet des Schulemachens für die höhere Führung, so kann man diesen nicht als sehr groß bezeichnen. Der neue wird in dieser Beziehung dank der Einrichtung des „Zentrums für die höheren militärischen Studien“ freiere Bahn haben. Am 30. Januar 1850 geboren, ist Michel Schüler von St. Cyr gewesen, Ursprungswaffe Kavallerie, hat vielfach dem Generalstab angehört und im Truppendienst vom Major aufwärts meist Infanterietruppenteile kommandiert. Am 22. Dezember 1907 wurde er, bis dahin kommandierender General des II. Korps, Mitglied des Oberen Kriegsrats und hat im Jahre 1909 als solcher die Manöver des XVII. Korps, 1910 für Trémeau die Armeemanöver in der Picardie geleitet. Zur Bewertung dieser Leitung verweisen wir auf den Sonderbericht im Novemberheft 1909 sowie im November- und Dezemberheft 1910. War Michel durch die Übernahme der schon von Trémeau ausgearbeiteten Anlage der Armeemanöver 1910 gebunden — was ihn aber doch von dem Vorwurf, durch neue Lagen nicht genügend Abwechslung gebracht, die Führer nicht oft genug vor neue Entschlüsse gestellt zu haben, sowie einer gewissen Bindung der Führer, nicht entlasten kann —, so wird er für die diesjährigen Armeemanöver in

Norden für Anlage und Leitung volle Freiheit haben und dabei zu zeigen vermögen, was er kann. 18

Griechenland.

Artillerievermehrung.

Griechenland soll, wie aus Athen gemeldet wird, eine Vermehrung seiner Artillerie um einige Batterien beabsichtigen. Schneider-Creusot und Krupp sollen für die Lieferung in Frage kommen. Ersterer habe der Regierung einen Kredit von 8 Millionen, letzterer einen solchen von unbegrenztem Umfange angeboten. Die unter dem Vorsitz des Kronprinzen stehende Ankaufskommission werde demnächst die Wahl zwischen dem französischen oder dem deutschen Material zu treffen haben.

Grenzbefestigungen.

Ein deutscher Fachmann soll zur Ausarbeitung von Plänen für die thessalische Grenzbefestigung und zum demnächstigen Bau dieser Anlagen berufen werden. W.

Großbritannien.

Umänderung der 30,5 cm-Rohre L/35 Marke VIII.

Nach einer Mitteilung des „Naval and Military Record" sollen die 30,5 cm-Rohre L/35 Marke VIII des zurzeit im Dock liegenden Linienschiffes „Hannibal", das 1896 von Stapel gelaufen ist, derart umgearbeitet werden, daſs die Rohre ein und desselben Turmes unter sich ausgetauscht werden können, und daſs auſserdem die Lage der Rohre in den Wiegen so geändert werden kann, daſs z. B. die obere Rohrseite nach unten zu liegen kommt. Hierdurch soll in weitgehender Weise dem bei diesem Rohrmodell nach längerem Schieſsen auftretenden geringen Senken des Rohres in der Mitte des langen Feldes entgegengearbeitet werden.

Diese in hohem Grade interessante Mitteilung wird dadurch noch wertvoller, daſs damit von neuem festgestellt wird, daß sich die 30,5 cm-Rohre L/35 Marke VIII schlecht verhalten und im langen Felde durchgebogen haben.

Über die Vorkommnisse selbst ist seinerzeit berichtet worden.

Abermalige Vergrößerung des Kalibers der schweren Schiffsartillerie.

Die Liverpooler Daily Post teilt mit, daß das schwerste Schiffsgeschütz, das bisher für die englische Marine gefertigt sei, 13,5" oder 34,3 cm Seelenweite habe. Darin liegt wiederum eine Bestätigung der hier mehrfach ausgesprochenen Behauptung, daß man in England mit der Steigerung des Kalibers über 30,5 und 33 cm bereits bei 34,3 cm angekommen ist.

Neuerdings soll nun in der irrigen Voraussetzung, daß wir in Deutschland bereits ein 14"ige 35,5 cm-Kanone besäßen, in dem ununterbrochenen Wettstreit um das wirkungsvollste Geschütz in

England ein noch wirkungsvolleres als das vermeintliche 35,5 cm gebaut worden sein. Daraus muß gefolgert werden, daß dasselbe ein größeres Kaliber als 14" oder 35,5 cm hat.

Obwohl bisher sehr wenig über dieses neue englische Geschütz bekannt geworden ist, soll die großbritannische Admiralität demselben ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet und in Aussicht genommen haben, die beiden Linienschiffe, die soeben auf Stapel gelegt sind, damit möglicherweise zu armieren. **Bahn.**

Italien.

Die Aufgaben des Kriegsministers für 1911.

Auch bei Italien erscheint es zweckmäßig, die Aufgaben des Kriegsministers für 1911 aus den Errungenschaften bzw. der Hinterlassenschaft von 1910 zu entwickeln. Spingardis fruchtbare Tätigkeit 1910 hat für 1911 eine breite Grundlage geschaffen, das für 1911 durchzuführende Programm ist aber nicht weniger ausgiebig. Man darf wohl sagen, daß 1910 zum Teil wenigstens den Rahmen gezimmert für die moderne Großmachtarmee, 1911 diesen zu umkleiden hat. Nachdem 1909 die Neugliederung der Alpentruppen, der Kavallerie und Gebirgsartillerie gebracht, auch die Oberleutnants mit 15 Jahren Offiziersdienstzeit zu Hauptleuten hatte aufrücken lassen, was sich 1910 wiederholte, folgten 1910 das Gesetz, betreffend den Stand der Unteroffiziere, die neuen Bestimmungen für den Nachweis der Eignung von Oberstleutnants zu Obersten durch Führung von Detachements gemischter Waffen, die zweijährige Dienstzeit mit ergänzenden Bestimmungen für die Leute I. Kategorie, die bei dem starken Wachsen der Rekrutenkontingente in dem Rahmen der Budgetstärke keinen Raum mehr finden können, dagegen mit den Leuten II. Kategorie desselben Jahrgangs bei den nächsten Übungen geschult werden sollen, ein Gesetz, das bei der Kavallerie nicht ganz befriedigende Resultate zu ergeben scheint. Ferner das Gesetz, betreffend Kontrolle und Einbeorderung der Leute des Beurlaubtenstandes, das für die Bereitschaft der Armee von großer Bedeutung ist, das Gesetz, betreffend Einrichtung des oberen technischen Kursus für die Artillerie und des technischen Dienstes dieser Waffe, das in Etappen, zum Teil sofort, zum Teil nach Maßgabe der verfügbaren Mittel des Budgets durchzuführende Gesetz, betreffend Neugliederung der Armee, des Verwaltungspersonals, des Verwaltungs- und Rechnungswesens der Truppenteile und Institute. Dann die Schaffung der Stäbe für die 4 neu errichteten Armee-Oberkommandos, für die auch 4 Generale sofort bestimmt und deren Aufgaben und Befugnisse durch Erlaß festgelegt wurden, endlich die Vorlage des Gesetzentwurfs, betreffend Bewilligung eines Sonder-

kredits von 50 Millionen für die Umbewaffnung der Feldartillerie. In seinem Finanzexposé, das den Darlegungen des Ministers des Äußeren über die auswärtige Politik folgte, wies der Schatzminister bei den militärischen Forderungen an die Finanzkraft des Landes u. a. auch darauf hin, daß die Ergänzung der Landesbefestigung in absehbarer Zeit ebenso wie die Kasernen, neue Mittel verlangen würden, bei der Marine sich größere Ausgaben ergäben sowohl für die durch die Durchführung des Schiffsbauprogramms sehr nötige stärkere Indienststellung als auch für Neubauten und Schiffsersatzbauten.

Das Kriegsbudget 1911/12 (dem aus dem Überschuß im Staatshaushalt 19 Millionen zufließen) weist, von den Giroteilen und rein figurativen Ausgaben abgesehen, folgende Ziffern auf:

Ordinarium:		
Allgemeine Ausgaben . . .	3 764 100 Lire	
Pensionen	38 796 900 „	
Ausgaben für das eigentliche Heer	293 791 200 „	
Zusammen Ordinarium		336 351 200 Lire
Extraordinarium:		
Allgemeine Ausgaben		211 256 Lire
Ausgaben für das Heer:		
Handwaffen und Munition . .	1 250 000 Lire	
Mobilmachungsvorräte . . .	4 150 000 „	
Feldartillerie	14 938 350 „	
Material der Eisenbahnbrigade	250 000 „	
Pferde für Kavallerie, Artillerie und Maschinengewehrformationen	2 000 000 „	
	22 588 350 Lire	
Befestigungen und Armierung:		
Küstenartillerie	3 938 400 Lire	
Straßen	100 000 „	
Küstenbefestigungswerke . .	6 956 000 „	
Sperrforts	7 956 000 „	
Armierung von Befestigungen	11 000 000 „	
	29 950 400 Lire	
Militärische Gebäude einschl. Neubauten in Messina	6 965 400 Lire	
Zusammen Extraordinarium		59 715 000 Lire
Im ganzen verlangt also der Voranschlag für das Kriegsbudget		396 066 200 Lire

Noch 1907/08 verlangte der Voranschlag des konsolidierten Budgets nur rund 270 Millionen, so daß in vier Jahren eine Steigerung des Kriegsbudgets um rund 127 Millionen eingetreten ist, d. h. um weit über ein Drittel.

Dem Parlament liegen folgende Gesetzentwürfe vor, von denen wir einige, dem Inhalt nach, wenigstens in großen Linien zeichnen müssen. 1. einer, betreffend die Reform der Zentralverwaltung, Vereinfachung und Beschleunigung der Geschäfte mit sich und den Verwaltungsgeschäftsgang mit dem bei den Truppen am 1. Juli 1911 in Kraft tretenden in Einklang bringend. 2. einer, betreffend Fortfall des Nachweises des Heiratsgutes der Offiziere, die vor 25 Jahren aber nicht, und auch dann nur mit königlicher Genehmigung, heiraten können. 3. einer, betreffend die nationalen Schießgesellschaften und die physische Vorbereitung auf den Heeresdienst. 4. einer, betreffend Einbeorderung der Leute des Beurlaubtenstandes. Der Zweck der verlangten Neuerung ist der, die Leute während der Zugehörigkeit zu der zum Heere I. Linie rechnenden Mobilmiliz zweimal üben zu lassen, zumal bei zweijähriger Dienstzeit, um in den Mobilmachungseinheiten sofort marschbereite Truppenteile zu haben. Der Zentralausschuß des Senats zur Beratung dieses Gesetzentwurfs wollte im Bericht Pedotti zunächst für die Übungen eine bestimmte Minimaldauer vorschreiben, ist dann aber dazu gekommen, in einer besonderen Tagesordnung den Kriegsminister zu ersuchen, die Übungen so lange als möglich dauern zu lassen, um 1. das im aktiven Dienste Gelernte wieder aufzufrischen und die Manneszucht zu befestigen, 2. daß auch die Leute ihren neuen Verband, dem sie im Kriege angehören, kennen lernen und anderseits die Offiziere ihre Leute. Wir weisen hier auch gleich auf die wichtige Frage der aktiven Stämme für die Mobilmiliz hin, deren Aufstellung auch eine der wichtigsten Aufgaben des Kriegsministers für 1911 sein wird. Bei der Beratung des Heeresreformgesetzes hatte der Kammerbericht Saluzzos verlangt, daß die Einheiten der Mobilmiliz durch Gesetz festgestellt werden sollten. Der Minister siegte aber, mit Rücksicht auf den ihm bei den wachsenden Rekrutenkontingenten zu deren vollen Ausnutzung zu belassenden Spielraum, ob, so daß die Festsetzung der Einheiten durch königlichen Erlaß erfolgen soll. Nach dem Gesetz von 1897 sollte die Mobilmiliz für die Mobilmachung aufstellen: 35 Infanterieregimenter (105 Bataillone), 20 Bataillone Bersaglieri, 38 Alpenkompagnien, 30 Eskadrons Kavallerie, 63 fahrende, 15 Gebirgsbatterien, 78 Kompagnien Festungsartillerie, 24 Train-, 54 Genie-,

4 Genietrainkompagnien. Nach der Begründung des Gesetzes, betreffend die Neugliederung der Armee, sind an Stämmen für die Mobilmiliz vorgesehen bei jedem Infanterie- und Bersaglieriregiment (96 + 12 = 108) 1 Stabsoffizier, 3 Hauptleute, 3 Leutnants, 12 Unteroffiziere, 6 Oberkorporale und Korporale, 79 Gemeine. Die Mobilmiliz kann bei den heutigen Kontingenten nach prozentualen Abzügen auf 400 000 Mann geschätzt werden. Bei jedem Alpenbataillon 1 Hauptmann, 1 Leutnant, 4 Unteroffiziere und Korporale, 26 Gemeine. Rechnet man mit den Bedarf für 36 Infanterieregimenter, 12 Bersaglieribataillone, d. h. für 12 Landwehrdivisionen, so sind für jedes von diesen die Kommandeure (Oberstleutnants der aktiven Regimenter), die 3 Bataillonskommandeure, 9 von 12 Hauptleuten, 9 Leutnants, 36 Unteroffiziere und Korporale, 237 Mann aktiven Stammes vorhanden, und diese Stämme können bei Einbeorderung der Mobilmiliz und auch der II. Kategorie aufgefüllt werden. Als Stamm für 60 Mobilmilizbatterien für die 12 Divisionen sind 24 Depotbatterien bei den Divisonsartillerieregimentern anzusehen, und der erhöhte Pferdeetat der Batterien ist für diese Formationen auch förderlich. Der Kriegsminister stellte bei der Bildung dieser Stämme die Bedingung, daß die Frontstärke der Infanteriekompagnie und fahrenden Batterie nicht unter 90 Mann, der Festungsartillerie und Geniekompagnie nicht unter 100 Mann sinke. 5. einen Gesetzentwurf, betreffend Beitreibungen. 6. Vorkehrungen für Feldartillerie. 7. Herabsetzung des aktiven Pflichtdienstes für Karabinieri auf drei Jahre mit einer Million Mehrausgabe, die aber auf das Budget des Ministers des Innern entfallen muß. 8. Gleichstellung des Generalinspekteurs des Sanitätswesens mit den kommandierenden Generalen. 9. Aufhebung des Korps Invaliden und Veteranen. Erwähnen wir weiter kurz, daß der Kriegsminister an Stelle des im Februar vorigen Jahres vorgelegten und dann wieder zurückgezogenen Gesetzentwurfes, betreffend die Beförderungen der Offiziere, einen neuen ausgearbeitet hat, der u. a. auch die durchgehende Patentierung durch die Armee vom Stabsoffizier aufwärts bringt, und ebenso wie ein Gesetzentwurf, betreffend die Verbesserung der Lage der Unteroffiziere, dem Heeresrat vorliegt. 18

Mexiko.

Das „Diario official" meldet, das Parlament habe an Ergänzungskrediten 70000 Pesos für Waffen, Munition und Maschinen für den Gebrauch in den Arsenalen, sowie 32000 Pesos für Kasernenbauzwecke bewilligt. W. Heereskredite.

Norwegen.

Anforderung von Mitteln für Beschaffung neuer Gebirgsgeschütze und zur Vervollkommnung des Feldartilleriematerials.

Im Staatsrat wurde der neue Vorschlag für den Heeresetat auf 15 Millionen Kronen festgesetzt, was einer Erhöhung von ungefähr einer Million kaum gegen das laufende Jahr gleichkommt.

Bei den außerordentlichen Ausgaben wird u. a. eine Forderung von 200000 Kronen für die weitere Anschaffung von Schnellfeuergeschützen für die Gebirgsartillerie und eine solche von 80000 Kr. Zur Vervollständigung des Materials der Feldartillerie gestellt.

Bahn.

Österreich-Ungarn.

Gebirgsgeschützfrage.

Wie hier schon wiederholt mitgeteilt ist, beabsichtigt Österreich-Ungarn, nachdem die Feldkanonen- und Feldhaubitzfrage, sowie die einer Gebirgshaubitze gelöst sind, eine moderne Gebirgskanone einzuführen. Deshalb ist der Hinweis darauf interessant, welche Anforderungen an ein modernes Geschütz für die österreich-ungarische Gebirgsartillerie nach Ansicht des Armeeblattes (Wien) gestellt werden müssen. Danach muß in erster Linie die Feuergeschwindigkeit gesteigert werden, was durch einen selbsttätigen Verschluß, unabhängige Visierlinie und Einheitsmunition zu erreichen ist. Dabei ist ein Rohrrück- oder Rohrvorlaufgeschütz als selbstverständlich wohl vorausgesetzt, denn dies ist die notwendigste Vorbedingung für ein Schnellfeuergeschütz und zwar wird für das Gebirgsgeschütz dem Rohrvorlauf der Vorzug gegeben. Bekanntlich hat das neue französische 65 mm-Gebirgsgeschütz auch Rohrvorlauf. Ebenso hat eine neue von Deport konstruierte Gebirgskanone Rohrvorlauf.

Als zweite Bedingung wird eine Erhöhung der ballistischen Leistung ohne Steigerung des Geschützgewichtes gefordert und zu diesem Zweck eine Herabsetzung des Geschützkalibers erwogen.

Drittens wird eine möglichst geringe Feuerhöhe gefordert. Da für ein Gebirgsgeschütz ein möglichst großes senkrechtes Richtfeld unbedingt notwendig ist, so bietet die Vereinigung dieser sich entgegenstehenden Bedingungen bei einer Rohrrück- oder Rohrvorlaufkonstruktion manche konstruktive Schwierigkeiten. Zur Lösung derselben werden verschiedene Mittel vorgeschlagen:

1. Das Zurückverlegen der Schildzapfen. Eine Konstruktion, die bekanntlich Krupp bei seinen Steilfeuergeschützen mit ständig langem Rücklauf anwendet und die auch die französische 15 cm-R-Haubitze hat.
2. Ein veränderlicher Rohrrücklauf. Die Nachteile, die diese Konstruktion gegenüber dem ständig langen Rohrrücklauf mit zurückversetzten Schildzapfen hat, sind bekannt.

3. Ein Rohrerhöhungssockel, der das senkrechte Richtfeld um 10° erhöht.
4. Eine gekröpfte umstellbare Lafettenachse, die bei großen Rohrerhöhungen die Feuerhöhe durch Hochstellen der gekröpften Achse vergrößert.

Den unter 3 und 4 genannten Konstruktionen wird in jenem Artikel der Vorzug gegeben.

Die übrigen für die Konstruktion eines Gebirgsgeschützes nicht minder wichtigen Fragen, ob Luftdruck- oder Federvorholer, ob senkrechtes Pivot oder Verschiebbarkeit der Lafette längs der Achse für die feine Seitenrichtung, ob ein Schutzschild angebracht werden soll oder nicht, sind leider nicht entscheidend behandelt, so daß man auf die Ansicht des Verfassers jenes Artikels daraus nicht schließen kann. • Bahn.

Neue Vorschläge für Einheitsgeschosse.

In der dem „Wiener Fremdenblatt“ beigegebenen „Vedette“ vom 7. Januar d. J. findet sich ein Aufsatz des Hauptmanns Berger über Einheitsgeschosse. Nachdem die auf letztere hindrängenden Gründe kurz gestreift worden sind, spricht der Verfasser unter Vermeidung jeglicher Beweisführung den beiden bekannten deutschen Typen, sowohl dem Brisanzschrapnell Ehrhardt-van Essen, als auch dem Kruppschen Granatschrapnell eine längere Lebensdauer ab und erwärmt sich für den von den Franzosen eingeschlagenen Weg, den diese mit einer verhältnismäßig einfachen Änderung ihres bisherigen Schrapnells betreten haben „sollen“. Es folgt eine kurze Beschreibung der verschiedenen mit Hilfe eines Dreifachzünders erstrebten Wirkungsarten — im Grunde genommen genau die gleiche Sache wie bei den deutschen Typen! —, an der Durchführbarkeit der Konstruktion ist nach Ansicht des Verfassers „nicht zu zweifeln“, und die heikle Zünderfrage wird nur flüchtig gestreift; die hier auftretenden Konstruktionsschwierigkeiten sind den großen Vorteilen gegenüber „ohne weiteres in Kauf zu nehmen“.

Leider ist dies aber nicht so „ohne weiteres“ möglich! Wäre die Zünderfrage gelöst, so hätten wir wohl von dem Moment dieser Lösung an Einheitsgeschosse. Aber auch dem nichtartilleristischen Leser wird es ohne weiteres einleuchten, daß nur einem kleinen mechanischen Kunstwerk die Arbeit zugemutet werden kann, die ein als „Fertigzünder“ auf das Geschoß geschraubter Zünder leisten soll, indem er durch eine kurze Bewegung der Hand befähigt wird, nach Wunsch entweder im Aufschlag zu springen oder in der Luft entweder zu explodieren (Schrapnell) oder zu detonieren (Granate). Bei dem 10,5 cm-Kaliber der leichten Haubitze ist dies gelungen,

und auch für das kleinere Kaliber der Feldkanone hat die Feinmechanik Zünder geschaffen, die ihre Kriegsbrauchbarkeit erwiesen haben, aber zunächst noch so teuer sind, daß man der Masseneinführung noch nicht nähertreten konnte.

Nachdem der Verfasser noch kurz die alte Streitfrage gestreift hat, ob man eine Haubitze mittleren (etwa 12 cm-) Kalibers oder zwei besondere (leichte und schwere) Haubitzen verwenden solle, schließt er seine Ausführungen, indem er folgende 4 Typen von Geschossen vorschlägt:

a) das mit einem Sprengstoff — Verf. spricht daneben immer noch von der alten Kolophonium- oder Schwefel-Kugellagerung! — ausgefüllte, einen Dreifachzünder besitzende Schrapnell für die Feld-, schweren und Festungskanonen;

b) ein dem Haubitzgeschoß 05 — Verf. sagt vorher ganz richtig, daß dessen Inneneinrichtungen geheim gehalten sind! — nachgebildetes Projektil für alle Haubitzen und für die leichten und mittleren Kaliber der Küsten- und Schiffsartillerie, — Verf. sagt nicht, wie er das geheim gehaltene Geschoß „nachbilden" will —;

c) die Minengranate für das schwere Wurfgeschütz der Land- und Küstenartillerie und

d) die Panzergranate für die schweren Küsten- und Schiffskanonen.

W.

Rufsland.

Befestigungen im finnischen Meerbusen.

Wie in der „Umschau" vom Januar 1911 mitgeteilt ist, beabsichtigt die russische Regierung, den Finnischen Meerbusen durch Anlage von zwei Festungen daselbst gegen das Eindringen feindlicher Flotten abzusperren. Nachdem in dem Marineetat für das Jahr 1911, der mit rund 260 Millionen Mark abschließt, die ersten Raten für den Bau dieser Festungen ausgeworfen sind, verlautet über Anlage und Armierung derselben, daß die südliche Festung auf einer Landzunge östlich von Reval errichtet und mit 20 30,5 cm-, 40 25 cm-Flachbahngeschützen, 40 20 cm-Haubitzen und 70 kleinkalibrigen Schnellfeuergeschützen armiert werden soll. Einige der schwersten Rohre sollen in Panzertürmen aufgestellt werden. Die nördlichere Festung soll wahrscheinlich auf Sweaborg, der bereits schwach befestigten Insel vor Helsingfors, errichtet werden. Die Luftlinie zwischen beiden Befestigungen beträgt hier nur etwa 40 km, so daß schwere Geschütze von beiden Seiten her die Durchfahrt in ihrer ganzen Breite bestreichen können.

Die Befestigungen von Wladiwostock sollen verstärkt werden. Der Kriegsminister General Suchomlinow soll im Frühjahr Wladiwostock und andere Punkte an der Küste des Stillen Ozeans, deren Befestigung in Aussicht genommen ist, besichtigen. Befestigung von Wladiwostock.

Der Personaletat der Flotte soll im laufenden Jahre um 5000 Mann erhöht werden, da drei neue Schlachtschiffe und zwei Panzerkreuzer in das dauernd in Dienst gehaltene Geschwader eingereiht werden sollen. Auch diese Maßnahme zielt, wie die oben gemeldete über die Befestigungen am Finnischen Meerbusen, auf einen erhöhten Schutz Petersburgs und Kronstadts ab. Vor allem soll der Seeverkehr nach diesen Hafenplätzen wirksamer kontrolliert werden. Verstärkung der Flotte.

Für die Ausgestaltung der Arsenale hat die Duma schon in dem Etat für 1910 60 Millionen Mark bewilligt; namentlich soll das Arsenal zu Livadia in der Krim vergrößert werden. Für die zu Kronstadt im Bau liegenden vier Dreadnoughts werden für 1911 etwa 57 Millionen Mark angefordert, da sie demnächst von Stapel laufen und 1913 ausgerüstet werden sollen. Bahn.

Der „Russkij Inwalid" brachte im Januar eine ausgezeichnete mit einem Rückblick auf das militärische Jahr 1910 verbundene Schilderung der Verhältnisse des russischen Heeres zu Beginn des Jahres 1911 als das Ergebnis der Reformen des vergangenen Jahres. Wir lassen hier das Interessanteste dieses zusammenfassenden Überblickes folgen.

Nicht mit Unrecht heißt es darin, daß in der Weiterentwickelung der beabsichtigten und im Jahre 1909 zum Teil schon begonnenen Umbildungen das Jahr 1910 charakterisiert wird durch eine Reihe großzügiger Maßnahmen, was die Verstärkung der Armee anlangt, wie die Verbesserung der Organisation ihrer höchsten Leitung und Verwaltung, die Verbesserung ihres Personals und ihrer Versorgung mit dem für ihre kriegerische Leistung Notwendigen.

Wenn früher die oberste Verwaltung der Armee sich durch einen Mangel an Einheitlichkeit auszeichnete, so hat man sich nun endlich entschlossen, den Kriegsminister zu dem einzigen verantwortlichen Vortragenden vor dem Kaiserlichen Kriegsherrn in allen militärischen Angelegenheiten zu machen. Wir wissen nicht, wie weit den Gerüchten zu trauen ist, die in den letzten Tagen in der russischen Presse verbreitet wurden und die sich mit der Erschütterung der Stellung des Kriegsministers Suchomlinow beschäftigten. Sollten die Gegner der festen Zügelfaust etwaige Mißgriffe, die in

einem so ausgedehnten und komplizierten Ressort auch unter dem tüchtigsten Minister nicht ausgeschlossen sind, benutzt haben, um zu intrigieren? Der neuen Bestimmungen über die Stellung der „Generalinspekteure" haben wir in unserem letzten Berichte Erwähnung getan, ebenso der Aufhebung der Oberverwaltung sämtlicher Kasakenheere und der Übertragung des Vorsitzes in dem „Alexanderkomitee für die Verwundeten" an den Kriegsminister.

Es ergibt sich heute also für die Organisation der Zentrale der ganzen Verwaltung der Armee folgendes Bild, wie es sich allmählich im Laufe des Jahres gestaltete:

An ihrer Spitze steht mit dem ausschließlichen Vortragsrecht beim Kaiser der Kriegsminister, neben ihm sein „Gehilfe". Die Erledigung der zum Ressort des Kriegsministeriums gehörenden Angelegenheiten ist verteilt zwischen einzelnen kollegialen obersten Institutionen, den Hauptverwaltungen des Kriegsministeriums und den Generalinspektoren. Die obersten kollegialen Institutionen sind: Der Kriegsrat, das Alexanderkomitee für die Verwundeten und das Obermilitärgericht. Außer diesen ständig wirkenden Institutionen versammeln sich zeitweise zur Erledigung der ihnen überwiesenen Angelegenheiten: Die oberste Attestationskommission, um über die Besetzung der höchsten Stellungen in der Armee ihr endgültiges Urteil abzugeben, und das Obermilitärkriminalgericht.

Die Hauptverwaltungen des Kriegsministeriums sind die folgenden: Die Kanzlei des Ministers, der Hauptstab und die Hauptverwaltungen des Generalstabes, die der Intendantur, der Artillerie, des Ingenieurwesens, der Militärlehranstalten und des Militärgerichtswesens. Endlich gehört zum Kriegsministerium die Veterinärverwaltung der Armee.

Die vier unter dem Kriegsminister stehenden Generalinspekteure sind: Der Generalinspekteur der Kavallerie, der Artillerie, des Ingenieurwesens und der Militärlehranstalten. Außerdem hat das Schießwesen bei den Truppen einen Inspekteur, der ebenso wie die Verwaltung der Remontierung der Armee dem Kriegsministerium zugeteilt ist.

Parallel mit dieser Reform der Zentralverwaltung der Armee gingen umfassende Umformungen der Militärintendantur, ebenso wie des Militärsanitätswesens. Man reorganisierte die Verwaltung der Militärbezirke und vereinigte die Erledigung aller die Pflege der Gesundheit der Truppen betreffenden An-

gelegenheiten in den Verwaltungen des Militärsanitätswesens der Militärbezirke.

Besonders einschneidende Veränderungen betrafen aber die Heranbildung und die Besserung der Verhältnisse im Offizierkorps und Unteroffizierkorps der Armee.

Das Bildungswesen wurde einer durchgreifenden Reform unterzogen, um, wie es wörtlich in dem Bericht heißt, „nicht nur die wissenschaftliche Bildung der zukünftigen Offiziere zu erhöhen, sondern auch in ihnen die für ihren schweren und verantwortungsvollen Dienst notwendigen Eigenschaften zu wecken“. Man führte die angewandte, praktische Methode des Unterrichts ein, deren Ziel die Entwickelung nicht des Gedächtnisses, sondern der lebensvollen Anschauungen sein soll. Hierdurch war man zu der Umarbeitung aller Unterrichtsprogramme gezwungen. Hiermit stand in Verbindung die Durchführung der Verwandlung der Junkerschulen in Kriegsschulen, d. h. der einheitlichen militärwissenschaftlichen Bildung der Offizieraspiranten.

Die sehr brennend gewordene Unteroffizierfrage erheischt bei den größeren Ansprüchen an die Leistungen des Soldaten unter gleichzeitiger Verkürzung der Dienstzeit dringend Berücksichtigung. Der Etat an Kapitulantenunteroffizieren war bisher in der russischen Armee ganz ungenügend.

Sehr groß war die Zahl der neuen Reglements und Vorschriften, die der Armee in Verfolg der angebahnten Reformen in dem Laufe des Jahres 1910 übergeben wurden. Es seien hier nur erwähnt: Das Reglement für den inneren Dienst, die Feldpioniervorschrift, die Turnvorschrift, die Vorschriften über Zureiten der Remonten, die Verbesserungen der Schießvorschrift. Um das System der Ausbildung der einzelnen Waffengattungen einheitlicher zu gestalten, wurde das Recht der selbständigen Kommandeure, unter besonderen Verhältnissen Zusätze oder Neubearbeitungen der amtlichen Reglements und Vorschriften zu schaffen, eingeschränkt. Für die in Ausnahmefällen dringend erforderlichen Erlasse besonderer Instruktionen wurden bestimmte Vorschriften gegeben. Ausgearbeitet, aber noch nicht bestätigt wurde eine Vorschrift, die einen im Dienstleben der russischen Armee besonders wunden Punkt betraf, nämlich das Schreibwesen und die Geschäftsführung.

Sehr rege war das Interesse der Heeresleitung, die Traditionen ruhmreicher Persönlichkeiten und Ereignisse in den Reihen der Armee zu befestigen. Unter den in dieser Richtung erlassenen Verordnungen seien erwähnt: Der „Generalissimus“ Ssuworow soll für alle Zeit in den Listen der 8. Kompagnie des Leibgarderegiments

Ssemenow geführt werden. Ebenso der „Held des letzten Krieges“. Rjäbow, in den Listen des 68. Borodinskischen Infanterieregiments, in dem er seine dienstliche Laufbahn begann. Mehrere Truppenteile erhielten hervorragende Chefs, so den Großfürsten-Thronfolger das Leibgarderegiment Moskau, das Leibgardegrenadierregiment zu Pferde und die 1. Transbaikalische Kasakenbatterie. Die deutsche Kaiserin wurde Chef des Leibgarderegiments Grodno, in dessen Listen gleichzeitig der Kaiser Wilhelm eingetragen wurde. Die Offizierreitschule erhielt bei Gelegenheit ihres hundertjährigen Bestehens die Rechte der alten Garde.

Um leichter jüngere und geeignete Persönlichkeiten in die maßgebenden Stellungen bringen zu können und die für die Armee so nachteilige Überalterung vieler Offiziere zu vermeiden, wurde ein Gesetz über die Altersgrenzen in den einzelnen Chargen erlassen. Um aber die infolge dieses Gesetzes verabschiedeten Offiziere nicht in eine materiell ungünstige Lage zu bringen, falls sie vor dem Erlaß des neuen Pensionsgesetzes aus der Armee scheiden sollten, wurde das Gesetz über die Zuständigkeit der Pensionszulagen für diese Offiziere einstweilen in seiner Geltung verlängert. In der viel angefeindeten Intendantur wurden für deren Beamte besondere ehrengerichtliche Bestimmungen eingeführt. Das Gehalt der Offiziere der Festungsartillerie und des Militärtopographenkorps wurde mit Rücksicht auf ihren ganz besonders schwierigen Dienst erhöht, ebenso das der Militärgeistlichkeit.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Tätigkeit der Heeresleitung im vergangenen Jahre ist aber die Anbahnung des neuen Gesetzes über die Wehrpflicht und die Wehrsteuer und der Intendanturreform. Hieran schließen sich die Veränderungen im Militärgefängniswesen, die Reform in dem Programm für die militärtechnische Heranbildung, ferner die ihrem Ende nahe Fertigstellung der Zivilversorgung der Kapitulantenunteroffiziere.

Die Veränderungen in dem Gesetze über die Ableistung der Wehrpflicht verdienen besondere Aufmerksamkeit.

Als im Jahre 1874 unter Kaiser Alexander II. die für Rußland Epoche machende Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beschlossen wurde, hatte das Reich bei der Stärke der damaligen Armee einen solchen Überschuß an dienstbrauchbaren Wehrpflichtigen, daß man im weitesten Sinne des Wortes auf die persönlichen Interessen des einzelnen Rücksicht nehmen konnte. Man befreite eine große Anzahl Wehrpflichtiger wegen ihrer häuslichen Verhältnisse und mit Rücksicht auf ihre Bildung und Beschäftigung, von der persönlichen Ableistung der Dienstpflicht oder verkürzte diese bis auf eine jede

gründliche Ausbildung unmöglich machende Zeitdauer. Ja man ging so weit, die Angehörigen ganzer Volksstämme und die Bewohner ganzer Gouvernements und weiter Gegenden von der Dienstpflicht zu befreien.

In den mehr denn drei Jahrzehnten seit dem Inslebentreten jenes Gesetzes haben sich die Verhältnisse des Reiches völlig verändert. Das andauernde Anwachsen der Heeresstärke, die allmähliche Verkürzung der Dienstzeit erforderten auch eine andauernde Vermehrung der Rekrutenzahl. Im Laufe der seit dem Jahre 1874 verflossenen Zeit vermehrte sich die Zahl der Wehrpflichtigen, die alljährlich das dienstpflichtige Alter erreichten, nicht einmal um das Doppelte, während die Verstärkung der Armee und Marine jährlich mehr als die dreifache Zahl der vor 36 Jahren geforderten Rekrutenzahl erforderte. Hieraus ergab sich die Tatsache, daß bei der überaus großen Zahl der gesetzlich von der persönlichen Ableistung der Wehrpflicht Befreiten es immer schwieriger wurde, die erforderliche Zahl der in physischer Beziehung völlig tauglichen Wehrpflichtigen zu beschaffen.

Die Zahl der gesetzlich Befreiten betrug im Durchschnitt etwa 45 % aller Gestellungspflichtigen. So kam also keineswegs auch nur annähernd ihre volle Zahl zur Aushebung, sodann nur wenig mehr als die Hälfte des Jahreskontingents. Aber auch hiermit sind nicht die Gründe für die ungenügende Ergänzung der Armee mit Rekruten erschöpft, dafür sei nur nebenbei bemerkt, daß auf die unrichtige Zusammensetzung der Aushebungskommission sowie die nicht sachgemäße Verteilung des Rekrutenkontingents auf die einzelnen Teile des Reichs hieran Schuld trug.

In dem neuen Heeresergänzungs-Gesetzentwurfe hat man nur eine einzige Befreiung von der Dienstpflicht aufrechterhalten: die des einzigen arbeitsfähigen Mitgliedes einer Familie und für alleinstehende Witwen, die Kinder zu versorgen haben. Während bisher die Erreichung einer gewissen Stufe der Schulbildung Anrecht auf zum Teil sehr bedeutende Verkürzung der Dienstzeit gaben, gewährt dies in Zukunft nur noch ein Anrecht, bei dienstlicher Eignung zum Offizier befördert zu werden und denen, die die Reife für die Universität besitzen, nachdem sie die Prüfung zum Offizier der Reserve abgelegt haben, schon nach Abdienung des zweiten Jahres (anstatt des dritten Jahres) zur Reserve beurlaubt zu werden. Die Freiwilligen zweiter Kategorie mit den ihnen zugebilligten Vorrechten gibt es in Zukunft nicht mehr und die der ersten Kategorie dienen nicht mehr, wie früher, ein, sondern zwei Jahre.

In die Aushebungskommissionen treten ferner eine beträchtliche

Zahl von Truppenoffizieren. Die Verteilung der Auszuhebenden in bestimmter Zahl auf die verschiedenen Aushebungsbezirke fällt fort, es werden alle, die dienstbrauchbar befunden, dem Kriegsministerium zur Verfügung gestellt. Sehr groß waren die Veränderungen in den höheren Stellungen der russischen Armee. So wurden zu Oberkommandierenden der Truppen in einem Militärbezirk ernannt die Generale Brilewitsch, Martson, Dubassow, Letschitzkij, Swjetschin, Kossow; zu Gehilfen des Oberkommandierenden im Militärbezirk oder zum Kommandierenden General eines Armeekorps die Generale Martos, Pokotilo, Kondratowitsch, Mühnewitsch, Baron Rausch von Traubenberg, Schwank, Schkinskij, Sujew, Powalujuk und von Krusenstern. Neu besetzt wurden die Stellungen des Divisionskommandeurs und der Inspekteure der Artillerie des Korps in 47 Fällen, ferner wurden 77 Brigaden neu besetzt, sowie 169 Regimenter und Artilleriedivisionen. Von den hervorragenden oder bekannten Generalen, welche die russische Armee im Jahre 1910 durch den Tod verlor, seien genannt: Der Oberkommandierende im Militärbezirk Wilna, General Herschelmann, einer der besseren Führer im letzten Kriege und bekannt durch seine energische Tätigkeit in der Revolutionszeit, die dem Reichsrat angehörenden Generale Krschiwitzkij und Baron Taube, das Mitglied des Kriegsrates General Rüdiger, die Mitglieder des Alexanderkomitees für die Verwundeten, die Generale Fürst Eristow und General Kirejew.

Wir haben in unseren letzten Berichten der Bewegung gedacht, die sehr maßgebende Kreise ergriffen hat: der Förderung des militärischen Jugendunterrichtes, eine Bewegung, die wohl bereits aus dem Stadium des phantastischen Patriotismus teilweise in das des Strebertums, um „oben“ zu gefallen, übergegangen ist. Auf der anderen Seite wurde die Eitelkeit der in der Uniform paradierenden Jugend in oft unrichtiger Weise unterstützt, namentlich als man zur Schaffung von eigenen „Jugendregimentern“ überging. In letzter Zeit beginnt sich eine gewisse Ernüchterung bemerkbar zu machen. Auch weist man sogar von solcher Seite, die dem Grundgedanken dieser Bewegung zuerst sympathisch, ja fördernd gegenüberstand, auf die Gefahren hin, die es für den Staat haben kann, wenn man in einer Jugend, die, wie die Studenten- und Schülerexzesse beweisen, den revolutionären Einflüssen in hohem Grade unterworfen ist, bewaffnete Organisationen schafft. Im Dezember hatte freilich noch der Kriegsminister Suchomlinow in einer besonderen Konferenz sich mit Wärme des Projektes der Jugendwehren angenommen. Es schwebte ihm anscheinend die Idee des englischen Systems des Generals Badlu-Powell vor. Der Kriegs-

minister ging sogar so weit, die Teilnahme der Jugendwehr an den Maiparaden der Truppen in Aussicht zu stellen. Inzwischen hat man im Unterrichtsministerium eine neue Anleitung für den Unterricht im Turnen und in militärischen Übungen für die Schulen ausgearbeitet, das zurzeit der Begutachtung einer besonderen Kommission unter Vorsitz des Professors Chlopin unterliegt.

Das Marineministerium plant die Herausgabe eines Sanitätsberichtes über den Russisch-Japanischen Krieg. Es ist dies ein Unternehmen, das für alle Armeen Interesse hat. Man muß annehmen, daß der Bericht auch für die Landarmee veröffentlicht werden wird. Hier lagen diese Verhältnisse sehr im argen. Die zahlreichen Schriften und Berichte von Ärzten und Laien, die ihre persönlichen Erfahrungen veröffentlichten, mögen sie auch noch so einseitig wiedergegeben sein, geben ein düsteres Bild, das im allgemeinen von den fremden Ärzten und Hilfslazaretten bestätigt wird. Man lernt aber aus negativen Erfahrungen bekanntlich oft mehr als aus allezeit guten Tagen.

Das große, geheimnisvolle Flottenbauprogramm, wofür die Riesensumme von 1500 Millionen Mark gefordert wurde, ist noch nicht beraten worden. Doch wurden dem Marineministerium von der Duma statt der zur Deckung einer Schuldenlast geforderten 80 Millionen unter Anrechnung auf jene Summe 30 Millionen Rubel zur Bezahlung der Schulden an die Werften bewilligt. Nach der „Retsch“ soll ferner im Ministerrat ein Ergänzungskredit von 324 Millionen Mark zur Durchführung der Vermehrung der Schwarzemeerflotte eingebracht sein; anscheinend infolge der Vermehrung der türkischen Flotte.

Die Forderung für vier Panzerschiffe zu je 7 Millionen Rubel wurde seinerzeit sehr energisch in der Duma bekämpft. Infolge von Verhandlungen der Regierung mit den Oktobristen sind diese nunmehr bereit, die Summe zu bewilligen, d. h. die Fortsetzung des Baues der Panzerschiffe zu ermöglichen. Man hat sich aber nicht für spätere Zeiten festlegen wollen und daher die 28 Millionen nur im Wege des außerordentlichen Kredites genehmigt.

C. v. Zepelin.

Türkei.

Gebirgsartillerie.

Ein deutsches „Tageblatt“ brachte ein unter dem 17. Januar datiertes Pariser „Privattelegramm“, nach dem man „infolge der freundlicheren Haltung der türkischen Regierung demnächst für die französische Industrie einen bedeutenden Auftrag auf Gebirgsgeschütze mit Sicherheit zu erwarten habe“.

Der augenscheinlich franzosenfreundliche Berichterstatter geht in seiner Annahme, daß die französische Geschützindustrie den türkischen Wettbewerb so gut wie gewonnen habe, weiter als die französischen Blätter selbst. Denn der „Temps" sowohl wie der „Figaro" berichten nur, daß Pichon der Kammer mitgeteilt habe, daß Grund zur Hoffnung vorliege (il y a lieu d'espérer), daß die ersehnte Geschützbestellung demnächt erfolgen werde.

Nicht uninteressant ist es, hierbei zu beobachten, wie die französische Presse unter allen Umständen Propaganda für die heimische Industrie macht. So behauptete der „Temps" in einer Erinnerung an den internationalen Wettbewerb in Konstantinopel Anfang 1910 schlankweg, die französischen Geschütze wären die besten gewesen und hätten ihre technische Überlegenheit in einer Weise gezeigt, daß darüber kein Wort mehr zu verlieren sei (d'une façon indiscutable). Ohne nähere Angaben wird weiter behauptet, daß „certains dispositifs heureux du matériel français" die Versuchskommission völlig bezaubert hätten. Eine ausländische Konkurrenzfirma hätte dann diese „dispositifs heureux" schleunigst nachgeahmt und neue Versuche mit derart vervollkommneten Geschützen beantragt. Das wären „façons de faire plus que surprenantes", und man glaube gern, daß die türkische Regierung sich dadurch nicht werde fangen lassen. Kommentar überflüssig. W.

Munitionsbestellung bei Krupp.

Für die in Deutschland gekauften Torpedoboote hat das türkische Flottenkomitee bei der Firma Krupp 17000 Kisten Munition bestellt. W.

Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Unfall mit dem Linienschiff Delaware.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß an Bord der „Delaware" eine Explosion stattgefunden habe, durch die 8 Personen getötet wurden. Nähere Nachrichten über die Art des Unglücksfalles fehlen bisher. Die „Delaware" ist ein erst im Februar 1909 vom Stapel gelaufenes Schlachtschiff von 224000 Tonnen Wasserverdrängung und ist neben ihrem Schwesterschiff, der drei Monate vorher zu Wasser gelassenen „North Dakota" mit 21,6 Seemeilen das schnellste Linienschiff der Vereinigten Staaten. Die Bestückung beider genannten Schiffe besteht aus 10 30,5 und 14 12,7 cm-Kanonen von 45 bzw. 50 Kaliber Rohrlänge, zu denen noch 2 4,7 und 4 3,7 cm-Schnellfeuergeschütze treten. W.

Küstenbefestigungen.

Nach einer Botschaft des Präsidenten Taft an den Kongreß sollen die Befestigungen an den Küsten der Vereinigten Staaten selbst auf das geringste beschränkt werden. Dagegen sollen die

Befestigungen zu Corregidor auf den Philippinen und zu Pearl Harbor auf den Hawaiinseln im weitesten Maße ausgeführt werden. Der Vorschlag, Olongapo und Subig Bay zu Flottenstützpunkten am Stillen Ozean zu machen, ist aufgegeben worden; sie sollen nur als Hilfsstationen behandelt werden. Die Verteidigung der Philippinen soll den Befestigungen zu Corregidor und auf den umliegenden Inseln übertragen werden, die den Zugang zur Bucht von Manila beherrschen und die gegen einen Angriff von der Land- und von der Seeseite widerstandsfähig gemacht werden sollen.

Der Flottenstützpunkt am Stillen Ozean soll nach Pearl Harbor auf den Hawaiinseln verlegt werden. Dies bedingt starke Befestigungen bei Pearl Harbor und die Einrichtung einer bedeutenden militärischen Station nächst Honolulu.

Der Präsident erwartet, daß alle diese seitens des Kriegsdepartements über diesen Gegenstand angestellten Erwägungen durch die Zustimmung des Kongresses bestätigt werden.

In betreff des Panamakanales wird seitens des Befestigungsausschusses empfohlen, die Werke in Panama mit acht 14"igen (35,5 cm-), zwölf 6"igen (15 cm-) Kanonen und vierundzwanzig 12"igen (30,5 cm-) Mörsern zu armieren. Die Besatzung soll in Friedenszeiten aus 12 Kompagnien Küstenartillerie bzw. -infanterie, einer Batterie Feldartillerie und einer Schwadron Kavallerie bestehen.

Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Von Th. Lindner. Siebenter Band. Stuttgart und Berlin 1910. J. G. Cotta.

Der vorliegende Band umfaßt die Zeit vom Nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg bis zum zweiten Pariser Frieden. Also eine der gewaltigsten Epochen der Geschichte. Sie ist erfüllt mit Blut und Eisen, denn der Kriegstempel war damals nur selten geschlossen.

Ich nahm angesichts dieser Tatsache den Band mit einer gewissen Spannung in die Hand, da bei aller Meisterschaft Lindners in lichtvollem Zusammenfassen geschichtlicher Komplexe er im Stile einer neuen historischen Richtung den Einfluß des Krieges auf die Völkerentwickelung hier und da nicht genügend bewertete. Ich habe diesem

Empfinden auch beim Besprechen früherer Bände Ausdruck gegeben. Desto angenehmer war diesmal die Enttäuschung. Der gewissenhafte historische Kritiker erwies sich denn doch stärker als der Geschichtsästhetiker. Und so ist auch für den Militär der siebente Band höchst bemerkenswert, weniger was die Schilderung der kriegerischen Ereignisse betrifft, die meines Erachtens wiederum zu knapp ausgefallen ist, um ein einigermaßen zutreffendes Bild von dem Gang der Operation zu geben, als wegen der treffenden Urteile geschichtsphilosophischer Art. Sowohl was den Zusammenhang zwischen Krieg und Volksgeist betrifft, als eine geradezu glänzende Schilderung Napoleons. Es ist ihm am Schlusse des Buches ein ganzer Abschnitt gewidmet, und der allein würde schon genügen, um Lindners ebenso geniale wie psychologisch tiefgründige Art, historische Persönlichkeiten im Rahmen ihrer Zeit zu charakterisieren, in das Licht zu stellen.

Auch möchte ich nicht versäumen, ganz besonders auf Sätze hinzuweisen, die den Abschnitt beschließen, der sich zusammenfassend mit „Deutschland, Österreich und Preußen" in der Zeit nach dem Tode Friedrichs des Großen bis zum Jahre 1806 beschäftigt. Sie sind nicht allein ewigwahr, sondern sie enthalten eine gewisse Mahnung für die Gegenwart. „Im Besitze von goldenen Geistesschätzen hatten die Deutschen das Eisen nicht mehr geachtet, selbst der bewunderte Ruhm Friedrichs des Großen gab ihnen kein Verständnis für seine Notwendigkeit. Jetzt zwang sie Frankreich, das dunkleMetall aus den verlassenen Schächten wieder hervorzuholen, um das Gold ihres Volkstums zu verteidigen." Keim.

Taktische Detaildarstellungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege. Im Auftrage des k. u. k. Chefs des Generalstabes bearbeitet von Oberst Claudius Czibulka. 4. Heft. Inhalt: Der Kampf der 1. japanischen Gardebrigade gegen die Truppen des russischen rechten Flügels im Treffen bei Ljaudiasan, 26. August 1904. 64 S. 5. Beil. Wien, Verlag der Streffleurschen Zeitschrift, L. W. Seidel & Sohn. Preis 2,40 Kr.

Die Taktischen Einzeldarstellungen sollen die im gleichen Verlage erscheinenden Einzelschriften über den Krieg ergänzen. Sie sind eine wahre Fundgrube für taktische Einzelheiten. Mit besonderem Fleiße sind alle die an verschiedenen Stellen verstreuten Einzelheiten zu einem gemeinsamen Bilde verarbeitet. Die Darstellung des ersten Gefechts, abgeschlossen im Juni 1909, behandelt, unterstützt durch vortreffliche Karten, auf 36 Seiten ein Gefecht im Gebirge (Kriegsgesch. Einzelschriften, Heft 41/42, S. 99), das die Ausführuugen in Heft 25 von Streffleurs Einzelschriften ergänzt. Das Gefecht gewinnt ein ganz besonderes Interesse durch das selbständige Eingreifen des Regiments 140 unter dem Obersten Martynow gegen die linke Flanke der zur Umfassung ansetzenden 1. japanischen Gardebrigade; wir möchten ganz besonders verweisen auf den Einfluß, den das Eintreffen einer

unrichtigen Meldung auf die Entschlüsse eines so tatkräftigen Führers ausübt, bekanntlich ist es der Verfasser des auch ins Deutsche übertragenen, durch sein freimütiges Urteil bekannten Buches über die russischen Niederlagen, gegenwärtig Kommandeur der Schützenbrigade in Lodz. Das Regiment näherte sich mit einer Eskadron und einer Batterie dem von der 1. japanischen Gardebrigade umfaßten rechten Flügel des III. sibirischen Armeekorps. Obwohl der Batterieführer sich weigerte, griff Oberst Martynow an, warf die gegenüberstehenden japanischen Truppen zurück (nach japanischen Quellen sollen zwei Kompagnien aufgerieben worden sein); jetzt schien der Zeitpunkt für einen allgemeinen Angriff des rechten Flügels gekommen zu sein, bereits gingen Teile der Nebentruppen vor, als Oberst Martynow die Meldung eines Leutnants des Jagdkommandos erhielt, daß sich in seiner rechten Flanke bei Ejulintsi japanische Infanterie versammele, daß nördlich dieses Dorfes im Tal ein feindliches Kavallerieregiment stehe. Wie oft werden ähnliche Lagen bei den Übungen gestellt. Ejulintsi ist etwa 3 km entfernt und durch einen Höhenzug von 300 m relativer Höhe vom Gefechtsfelde getrennt. Ohne die Richtigkeit dieser Meldung durch das Jagdkommando nachzuprüfen oder sich die Frage vorzulegen, ob angesichts der Niederlage des linken japanischen Flügels die neuen Truppen nicht alle Offensivgedanken aufgeben würden, stellte Martynow nicht nur den Angrift ein, sondern ließ zwei Bataillone eine Verteidigungsstellung nehmen und marschierte am Abend etwa 2 km zur Unterkunft nach Pawschugu zurück. Das russische Generalstabswerk berichtet zwar die Tatsachen, erwähnt aber nicht diese Meldungen (II, 1, S. 272). Es ist sehr bezeichnend, daß von diesem ersten Erfolge das Generalkommando nichts erfuhr, so die Lage nicht ausnützen konnte. Weit schlimmer, als man auf russischer Seite ahnte, war die Lage auf japanischer Seite, der energische Führer vermochte seine zerschossenen Bataillone zu sammeln, und, obwohl diese sich verschossen hatten, beabsichtigte er nicht freiwillig zu weichen, sondern es auf einen Kampf mit dem Bajonett ankommen zu lassen. Nun, der Angriff erfolgte nicht. Sieht man die japanischen Gefechtsberichte durch, so scheinen sich nur 2 Eskadrons des 2. Kavallerieregiments und vielleicht eine Gardekompagnie in Ejulintsi zum Flankenschutz befunden zu haben.

Das zweite Gefecht, der Kampf um den Tempelhügel (Terrajama) am 11. Oktober 1904 hat auf Grund englischer Quellen in den Jahrbüchern 1908 eine eingehende Darstellung erfahren, die jetzt aber erheblich erweitert wird. Nach dieser neuen Darstellung hat dieser ungemein vom Glück begünstigte Angriff — die russischen Batterien, die ihn hätten flankieren können, gingen rechtzeitig zurück — viel von seinem Nimbus verloren, er gelang trotz der Art seiner Durchführung. Im Begriff zu stürmen, erfolgte ein russischer Gegenangriff gegen die Flanke. Interessant sind die Gegenmaßregeln des japanischen Führers, der sich in Ausführung seines Planes nicht stören läßt (S. 53).

Die Art der Befestigung und Besetzung des Tempelhügels ist typisch für die russische Art der Befestigung und ihrer Tiefengliederung. Die Niederlage der Truppen in der vorgeschobenen Stellung lähmt auch die Tätigkeit der übrigen Truppen. Die nach französischem Muster angesetzten Gegenangriffe gegen die in den vorgeschobenen Stellungen befindlichen Japaner haben keinen Erfolg. Vielfach leugnet man die Möglichkeit des Durchbruchs, der Angriff der 15. Brigade ist nichts anderes als ein solcher, nur entgehen die Russen den letzten Folgen durch einen rechtzeitig angetretenen Rückzug. Wir sind hier erheblich eingehender bei der Besprechung geworden, als es sonst üblich ist, wir hielten es aber für unsere Aufgabe, auf diese vortreffliche Schrift hinzuweisen, die für den Truppenoffizier ungemein viel des Lehrreichen bietet. Balck.

Gebirgs- und Kolonialartillerie. Von R. Wille, Generalmajor z. D. Berlin 1910. Verlag von R. Eisenschmidt. 13 M.

Über Gebirgs- oder Kolonialartillerie verfügen fast alle Militärstaaten. Beide Arten besitzen vielfache Übereinstimmung in ihren Entwürfen und sind Verschiedenheiten hauptsächlich durch die Anordnung ihres Transportes hervorgerufen. Für Kolonialzwecke wird möglichst die Wirkung vorangestellt werden; für den Gebirgskrieg ist es der Transport auf Tragtieren, der den Konstrukteur an enge Gewichtsgrenzen bindet und die Wirkung beschränkt. Die Gebirgskanonen sind im Russisch-Japanischen Kriege vielfach verwendet, unter anderem auch, durch Mannschaften gezogen, zur Unterstützung des Infanterieangriffs im Nahkampf, wenn Feldkanonen nicht mehr vorgeschafft werden konnten. Freilich mußten sie, von letzteren bekämpft, unterliegen. Dies für sie ungünstige Verhältnis bleibt als Folge des notwendig leichteren Gewichtes und der damit verbundenen geringeren ballistischen Leistungen auch dann bestehen, wenn selbst durch weitere Ausgestaltung des die Lafette erheblich entlastenden Vorlaufsystems eine Wirkungssteigerung ermöglicht werden sollte. Immerhin sind die Leistungen der modernen Gebirgsgeschütze in den letzten Jahren wesentlich gewachsen nach Gesamtschußweite, Brennzünderbereich, Geschoßkonstruktion und Feuergeschwindigkeit. Solche sind es auch nur, die Generalmajor Wille in sein Werk aufgenommen hat, und zwar nicht bloß die bei verschiedenen Armeen eingestellten, sondern auch Entwürfe in- und ausländischer Waffenfabriken. Es ist eine sehr reichhaltige Musterkarte von Systemen, unter denen sich auch das für Vorlauf eingerichtete französische Gebirgsgeschütz C/06 als ersteingeführtes seiner Art befindet. Daß dieser Typ seinem Ursprunge nach eine deutsche Erfindung ist, sei nebenbei bemerkt.

Der Verfasser hat den umfangreichen Stoff mit umfassender Belesenheit gesammelt, als bedeutender Fachmann gesichtet und mit beurteilenden Betrachtungen versehen. Den Text erläutern zahlreiche und sehr deutliche Abbildungen.

Außer eingehender Beschreibung des Gerätes finden sich Angaben über die Leistungsfähigkeit, Gewichte usw. und, soweit es sich um eingeführte Geschütze handelt, auch über die Zusammensetzung der Batterien. Für alle, die sich mit Fragen über Gebirgs- oder Kolonialartillerie beschäftigen wollen oder müssen, bietet das Werk reiches und, soweit nach Lage der Verhältnisse möglich, zuverlässiges Material. Die Buchhandlung hat es in vornehmer Ausstattung erscheinen lassen.

Rr.

P. G. Dubois, colonel commandant le 47[e] régiment d'artillerie, **„Le tir indirect dans l'artillerie de campagne."** Avec 52 figures dans le texte. Paris. Henri Charles-Lavauzelle, editeur militaire.

Was der indirekte Schuß für die Feldartillerie bedeutet, darüber wird heute wohl in allen Armeen kaum noch ein Zweifel bestehen. Die Vervollkommnung der Waffen und die dadurch hervorgerufene Änderung in der Taktik haben — wie es in der Einleitung der Duboisschen Studie heißt — dieser Frage eine hohe Bedeutung gegeben.

Der Verfasser weist darauf hin, daß noch vor wenigen Jahren ein Batteriechef — welches auch seine Aufgabe auf dem Gefechtsfelde war — ohne Bedenken zwischen einer verdeckten und offenen Stellung wählen konnte. Der indirekte Schuß galt bis vor kurzem noch für ein Kunststück, das nur Virtuosen sich erlauben konnten. Heute ist das anders. Heute ist die Notwendigkeit erkannt, daß auch die Artillerie sich wie die anderen Waffen — ja mehr wie diese — den Blicken und der Wirkung des Gegners nach Möglichkeit entziehen muß. Ausgenommen in gewissen Phasen des Kampfes, wo einzelne Batterien zur direkten Unterstützung oder Begleitung des Angriffes offen auftreten müssen, wird die Artillerie, so oft nur möglich, sich decken und indirekt schießen. Daher müssen heute alle Offiziere, auch einzelne, besonders ausgewählte Unteroffiziere, den indirekten Schuß in der Praxis vollkommen beherrschen.

Oberst Dubois geht von der richtigen Anschauung aus, daß alles geschen müsse, um den indirekten Schuß möglichst von jeglichem rechnerischen Beiwerk freizumachen und in der Anwendung einfach zu gestalten. Er meint, es dürften dabei nur mesures et lectures notwendig sein, qui ne demandent aucune tension d'esprit. Man müsse daher das größte Interesse daran haben, alle calculs nach Möglichkeit durch die Anwendung einfacher mechanischer Hilfsmittel zu ersetzen, indem man Tabellen aufstellt, aus denen alle für das Schießen aus verdeckter Stellung wichtigen bzw. notwendigen Werte unmittelbar entnommen werden können.

Dieser Vorschlag hat zweifellos viel für sich, ist ja auch keineswegs neu und bei uns bereits vielfach in die Praxis übertragen — vergleiche: „Hilfsmittel für Feuervorbereitung und Schießen der Feldartillerie", München 1910, Verlag Oldenbourg. Nur glaube ich, daß der Verfasser in dieser Richtung zu weit gegangen ist und zum Teil

Tabellen aufgestellt hat, die für die Feldartillerie sicherlich entbehrt werden können. Diese vielen Tabellen bedeuten gewiß keine Vereinfachung, sondern vielmehr wieder eine Belastung und Komplizierung des indirekten Schießverfahrens. Wir wollen aber doch alles vermeiden — der Verfasser ja auch —, das nur den Anschein erwecken könnte, als sei das Schießen aus verdeckter Stellung umständlich und schwierig.

In der Studie werden zunächst verschiedene Probleme des indirekten Schusses entwickelt und hierbei drei Hauptfälle unterschieden: le tir derrière une crête, le tir derrière un masque, le tir en terrain courbe, und daran anschließend werden im letzten Kapitel einige theoretische Fragen besprochen, deren Lösung für die Ausführung des indirekten Schusses von besonderem Interesse sind.

Ich muß natürlich hier davon absehen, auf diese interessanten Erörterungen näher einzugehen, und kann dies auch um so mehr, als ja General Rohne im Novemberheft 1910 der Artill. Monatshefte die Hauptprobleme aus der Duboisschen Schrift an der Hand von Abbildungen ganz ausführlich und klar erläutert hat. Immerhin möchte ich aber doch auf einiges aus der Studie, das für uns auch in der Praxis von besonderem Interesse ist, noch kurz hinweisen.

Es läßt sich nicht ohne weiteres im Gelände angeben, wie weit man hinter der Krete einer Deckung bleiben muß, damit das Geschütz bzw. die Bespannung oder Feuererscheinung dem Blick des Gegners entzogen ist, ob und wie weit man von einer Stellung aus den vorliegenden Hang der Deckung bestreichen kann bzw. wie groß der tote Winkel jenseits der Karte ist, wie weit man von einer Maske von bestimmter Höhe entfernt bleiben muß, um gegen ein Ziel in einer geschätzten oder gemessenen Entfernung über die Maske hinweg noch wirken zu können usw.

Über all dies und mehr noch geben hierfür errechnete Tabellen raschen Aufschluß.

Der Verfasser sagt am Schluß, daß eine theoretische Studie über die Artillerie nur insoweit praktisches Interesse bietet, als sich daraus für den Gebrauch des Geschützes auf dem Gefechtsfelde klare, feststehende Grundsätze ergeben. Er zieht daher aus seinen theoretischen Erörterungen Schlußfolgerungen für die Praxis bezüglich der Bestimmung der Elemente des indirekten Schusses, der Anwendung eines gemeinsamen Hilfszieles und der Hauptgrundsätze für die Verwendung der Artillerie im indirekten Feuer.

Die Studie ist leicht faßlich geschrieben und bietet dem Artillerieoffizier des Anregenden und Lehrreichen sehr viel. Leider fehlen für die angewendeten mathematischen Formeln meist die notwendigen Ableitungen, so daß die Formeln — wenn auch einfach — doch wohl vielen nicht verständlich sind. Die Schrift enthält neben allgemein Bekanntem manches Neue, was wir in der Verwendung unserer

Waffe in verdeckter Stellung sehr vorteilhaft verwerten können. Ihr Studium kann daher wärmstens empfohlen werden. Seeger.

Les mission à la guerre d'un chef de section. Par A. Massacrier, lieutenant. Paris 1910. Berger-Levrault & Cie. 1,25 Frcs.

Der Verfasser, der bereits mehrere Schriften über Infanterieausbildung (z. B. Les exercises à double action dans la compagnie) geschrieben hat, bespricht in etwa 100 Aufgaben in vorliegendem Werkchen die Tätigkeit des Zugführers im Kriege. Dienst und Sicherung in der Ortsunterkunft, Marschsicherung, Marschzucht, Verpflegung, selbständige Aufträge aller Art, Gefechtsführung in Angriff und in der Verteidigung, Tätigkeit bei Nacht im Aufklärungsdienste und auf Vorposten, Gesundheitspflege, Krokieren, Munitionsergänzung und Feldbefestigung werden ausführlich behandelt und mit kleinen Beispielen und praktischen Hinweisen belegt.

Die bei Behandlung aller Aufgaben innegehaltene Gliederung ist recht zweckmäßig. Vorangestellt sind die reglementarischen Grundsätze, die für den Einzelfall gültig sind. Hierauf wird die Art der Durchführung besprochen, wobei jedesmal, wenn es nötig ist, die Art des Geländes und die Zusammensetzung des Zuges (4, 3 oder 2 Gruppen) in Rücksicht gezogen ist, schließlich folgen praktische Bemerkungen, unter denen auch Erfahrungen des Russisch-Japanischen Krieges aufgenommen sind. Das Buch ist zur Kenntnis der praktischen Anwendung der französischen Vorschriften zu empfehlen, es ist namentlich bei dem Unterführerunterricht bei uns zu benützen. Balck.

Geldwirtschaft und Vermögensanlage, ein Ratgeber für Offiziere, Beamte und ähnliche Berufsstände. Von v. B. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr. 1910. 1,80 M.

Das Büchlein, das auf 94 Seiten eine Fülle belehrender und anregender Ratschläge aus dem Gebiete der Geldwirtschaft, soweit sie für den Privatmann in Betracht kommt, bietet, ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel des Selbstunterrichts in finanziellen Fragen, denen der Nichtfachmann meist rat- und hilflos gegenübersteht. Nicht mit trockenem Doktrinarismus werden die Fragen des Bankverkehrs, des An- und Verkaufs von Wertpapieren an der Börse, des Scheckverkehrs, des Postscheckverkehrs, der Arten von Wertpapieren und deren Sicherheit u. a. m. behandelt, sondern in lebendiger, frischer Darstellung wird das Interesse des Lesers gefesselt. Die Anlage von Geldern für die Heiratserlaubnis der Offiziere wird eingehend erörtert. Das Studium dieses Kapitels kann unzweifelhaft manche Weiterungen und Ärgerlichkeiten verhindern. Zahlreiche vorzügliche Beispiele erläutern die Darstellung der einzelnen Abschnitte, wie auch Abbildungen, z. B. eines Rentenbriefes, einer Schuldverschreibung, einer Aktie, des Talons einer Aktie, ferner die Wiedergabe des Wortlautes eines Wechsels, eines Schecks u. a. m. Auch wer Geldgeschäften bisher nicht fern-

gestanden hat, wird in dem Buche viel Neues, Interessantes und Belehrendes finden. Wohl einer der größten Vorzüge aber ist der reiche Inhalt an guten Ratschlägen und wohlgemeinten Warnungen, die von ebenso großer Welterfahrung und finanzieller Umsicht, wie von einer menschenfreundlichen und vornehmen Gesinnung des Verfassers Zeugnis geben.

Das Büchlein kann nicht allien den Offizieren und sonstigen Angehörigen des Heeres, sondern allen Berufskreisen und Ständen angelegentlichst empfohlen werden. Eine Belehrung in finanziellen Fragen ist heutzutage nicht nur für die Besitzenden, sondern bei der einschneidenden Wirkung unseres modernen Geldverkehrs für die weitesten Kreise zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden.

Geh. Kriegsrat Endres-München.

Geschichte des 6. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 49. Von Rudolph, Oberstleutnant beim Stabe und Seydel, Hauptmann und Kompagniechef, beide im Regiment. Mit Bildern und Karten im Text und auf Anlagen. Berlin 1910. Verlag R. Eisenschmidt.

Eine Jubiläumsgabe ist dieses Buch, wie der Regimentskommandeur sagt: „Ein Denkmal schuldigen Dankes den Männern, die dem Regiment zu Anerkennung, Ehre und Ruhm verholfen haben; eine Mahnung für das gegenwärtige und alle kommenden Geschlechter, sich der Vergangenheit des Regiments würdig zu zeigen und nach wie vor in pflichttreuer Arbeit allezeit einzustehen für König und Vaterland, für Kaiser und Reich.“

Aus den Anfängen des Regiments ist von Interesse die Zeit von 1862—1865 an der russisch-polnischen Grenze; die Feldzüge 1866 und 1870/71 sind an der Hand eines ganz vortrefflichen Kartenmaterials und übersichtlicher Skizzen flott und anschaulich dargestellt.

Nicht ohne allgemeines Interesse ist eine Instruktion für den markierten Feind zum Korpsmanöver 1869, welche charakteristisch ist für Anlage und Durchführung eines Manövers damaliger Zeit.

Hübsch und treffend geschildert ist die Armee vor dem Kriege 1870/71, ebenso wie manche Szenen aus den Schlachten von Gravelotte und Champigny, aus den Gefechten bei Frasne und bei Portarlier. In diesen Schilderungen kommt neben dem tapferen Verhalten vieler Angehöriger des Regiments, die vorbildlich wirken für alle Zeiten, so mancherlei zur Darstellung, was uns immer mehr dahin führen muß, den inneren Halt der Truppe an die Spitze unserer ganzen Diensttätigkeit zu stellen. Nicht ohne Absicht und nicht ohne Nutzen ist es, wenn in der Geschichte eines Regiments davon die Rede ist, wie nur zu leicht im Gefecht ein „Abbröckeln einzelner Schwächlinge“ vorkommt, wie eine Zeit längeren Stillstehens und Stillhaltens, wie z. B. die vor Paris ungleich höhere Anforderungen an die Truppe wie an jeden einzelnen stellt als ein flotter Bewegungskrieg. Sehr richtig

heißt es: „Und den festen Halt gibt der Truppe einzig und allein der in der Selbstzucht geübte Offizier, der, mit sich selbst fertig, Mittel und Wege zu finden weiß, seine Leute zu geduldigem Ausharren anzuhalten usw."

Hervorzuheben sind in der Regimentsgeschichte kurze Abhandlungen über die Friedensarbeit, über Garnisonverhältnisse und eine Offizierstammliste, die wir in dem gewählten Umfange stets als eine wertvolle Anlage eines solchen Werkes ansehen, das Alten wie Jungen Freude bereiten wird. 63.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Februar.) Die Bedeutung der Seeherrschaft. — Erkundungsdienst durch Drachenflieger bei den französischen Armeemanövern 1910.

Revue d'infanterie. (Februar.) Der rechte preußische Flügel bei Rezonville (Forts.) — Die neue rumänische Schießvorschrift für die Infanterie. — Die Operationen des 10. Korps gegen Tours. — Eine englische Stimme über die Verwendung der Flugmaschinen und der lenkbaren Luftschiffe im Kriege (Schluß).

Journal des sciences militaires. (Februar.) Die Organisation der Infanterie in bezug auf den Krieg und das neue Kadergesetz. — Die taktische Verwendung der Maschinengewehre (Schluß). — Bericht über die Militärvorlage für 1911. — Die Handfeuerwaffen der hauptsächlichsten Staaten und ihre Munition.

Revue d'histoire. (Februar.) Der Feldzug in Chaouia (Forts.). — Gedanken Napoleons über die Verteidigung Italiens 1809. — Der Feldzug 1813: Die Friedensverhandlungen (Forts.). — Der Krieg 1870/71: Die erste Loire-Armee.

Revue d'artillerie. (Januar 1911.) Artilleriezugpferde. — Fesselballon oder fliegender Drachen.

Revue du génie militaire. (Januar.) Ordioni: Die Wasserverhältnisse in der Umgegend von Bizerta. — Duchêne: Abschätzung eines gegebenen Aeroplans (Schluß). — Ein Mittel, die Maurerarbeit im Winter ununterbrochen fortzusetzen. — „Lusochromin". — Eine Bambushängebrücke (nach „The Royal engineers journal").

Kavalleristische Monatshefte. (Februar.) Zur Psyche der Reiterattacke. Rasches Absitzen zum Gefecht zu Fuß. — Distanzritte. — Ordonnanzritte. — Pionierzüge der Kavallerie. — Behandlung und Dressur des Pferdes.

Rivista di artiglieria e genio. (Dezember.) Bianchi: Die ballistische Formel von Siacci und die „neue Formel" (von Charbonnier.) — Grisolia: Arbeitsgeschwindigkeit bei Telegraphenlinien. — Regii: Theorie der Rohrrücklaufgeschütze ohne hydraulische Bremse. — Verzocchi: Studie eines Verschlußsystems und einer Kartusche ohne

Metallhülse für Schnellfeuerkanonen. — Dell'Oro Hermil: Über die Feldartillerievorschrift. — Giubbilei: Ein Vorläufer unserer Reitkunst. — Gleiche Taktik für Feld- und Festungskrieg (nach Ludwig in den „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde"). — Die Geniewaffe im Feldzug von Melilla. — Entwürfe für das Beschießen von Flugzeug. — Notizen: Österreich-Ungarn: Das Ingenieuroffizierkorps; Flieger; Funkentelegraphie. — China: Artillerie- (Maschinengewehr-)transport auf einrädrigen Karren. — Frankreich: Manöver; Übungen des Genie im Festungsangriff; Entfernungsmesser; Verbrauch von Lebelgewehren; Kavalleriesäbel. — Deutschland: 13 cm-Belagerungskanone; Ballongeschütze; Organisation der Ingenieurkorps der Pioniere und der Verkehrstruppen; Anleitung zum Kampf um Festungen; Funkentelegraphische Verbindung im Ballon. — Rußland: Feldhaubitzen und -mörser. — Spanien: Prüfungskommission für Geniegerät. — Vereinigte Staaten: 35 cm-Kanone; selbsttätige Pistole.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (Heft 1.) Beschießen lenkbarer Luftfahrzeuge. — Einfluß des autogenen Schneidverfahrens auf die Materialbeschaffenheit verschiedener Eisensorten. — Die Artillerie im Russisch-Japanischen Kriege. — Einige Versuche über die Genauigkeit der Fernrohrvisuren.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. **Nr. 2.** Das Buch des Obersten Gertsch. — Fortschritte. **Nr. 3.** Gefechtsmäßiges Schießen. — Schonung des Pferdematerials in den Militärkursen. **Nr. 4.** Distanzritte. — Gefechtsmäßiges Schießen. — Die deutsche Armeelastzugprüfungsfahrt. **Nr. 5.** Die Lehren des Russisch-Japanischen Krieges nach Oberst Gertsch. — Unnötige Ausgaben.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. (Heft 1.) Manöverrückblicke und sonstige Erfahrungen. — Über vergleichende Spreng- und Sensibilitätsversuche mit den in der Schweiz gebräuchlichen Sprengstoffen. — Kampf um Festungen. — Die norddeutsche Pferdezucht. — Adua und Isandula.

Wajennüj Ssbornik. 1911. Januar. Nikolaj Nikolajewitsch Obrutschew (mit Bildern). — Die Grundgedanken der heutigen Taktik und Strategie. — Die Heranbildung und die Auswahl zum Führer. Theorie und Praxis der Arbeit der Aufklärungseskadrons. — Die Psyche der Kämpfer während des Gefechtes. — Zwei Anschauungen über die Ausbildung der Truppen. — Nächtliche Übungen der Kavallerie. — Die Ausbildung der Jugend für den Kriegsdienst. — Unser „Patjäschnüje". Eine gelehrte Kritik. — Die zweite internationale Ausstellung für Luftschiffahrt zu Paris. — Die Opfer der Aviatik. — Im Lande der aufgehenden Sonne. — Reiseskizzen. — Montenegro.

Russkij Inwalid. 1911. (November.) — Die reichen Offiziere. — Die Arbeit der Verabschiedeten. — Die Lehrkommandos. — Die Divisionsintendanten. — Fuß- und reitende Artillerie. **Nr. 11.** Aus dem Fernen Osten. — Die Aufklärungseskadrons. — Die Ergänzung der Intendantur. — Die Sanitätsoffiziere. **Nr. 13.** Die Erfahrungen

mit der Jugendwehr. — Die Schmiede des Kriegsruhmes. — Der Druck des Schreibwesens. **Nr. 16.** Die Beschäftigungen mit der Landwirtschaft bei den Truppen. — Die Automobile bei den Feldtruppen. **Nr. 18.** Die finnländische Frage unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna. — Den Andenken nicht nur der Gefallenen. — Fragen der Kavallerie. — Das Intendanturehrengericht. — Das Schwimmen in der Armee.

Morskoj Ssbornik. 1910. (Dezember.) Aus der Lebensgeschichte des Admirals Makarow. — Der Feldzug des Jahres 1854 in der Ostsee. — Die Psychologie der Befehlsführung. (Übersetzung aus dem Englischen.) — Die strategische Geographie des Meeres. (Aus der „Rivista Militare Italiana" übersetzt.) — Die Taktik der Kielwasserkolonne. (Aus der Marine-Rundschau übersetzt.) — Zur Frage der Aufstellung der Hilfsschiffsartillerie. — Bemerkungen über die Schiffsturbinen. — Die Marineturbinen verschiedener Systeme. — Von Wladiwostok nach Alaska.

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 12. (1910.) Die weitere Entwickelung des Schlachtschiffes. — Das autogene Schweißen und Schneiden von Metallen. — Die französischen Flottenmanöver 1910. — Der englische Parlamentsbericht über die Ausgaben der sieben größten Seemächte. — **Nr. 1. (1911.)** Über Tauchboote. — Untergang des japanischen Unterseebootes Nr. 6. — Neuerungen auf dem Gebiete des Kreiselkompasses. — Vergleichswerte zwischen Capital-ships. — Die Verwendung von Luftfahrzeugen in der Kriegsmarine. — Vorschrift für die Behandlung von Heizöl an Bord der Vereinigten Staaten Kriegsschiffe. — Die neue Spezialität „Timoniers T. S. F." in der französischen Kriegsmarine. — Die allerneuesten automobilen Torpedos. — Der Dampfer „Olympie" der White Star Line. — Sprengversuche gegen „Puritan" mit „explosive gelatine". — Über moderne Feuerlöschfahrzeuge und ihre Einrichtung. — Die Schiffsdivision zu vier Schlachtschiffeinheiten. — Aufflug mit einem Zweidecker von Bord eines Kriegsschiffes aus. — Die Armierung von Schlachtschiffen. — Neubezeichnung der italienischen Marinegeschütze.

Army and Navy Gazette. Nr. 2651. Die neuen Simonstown-Docks. — Seegehende Unterseeboote. — Der amerikanische Marinebesuch. — Konferenz über Seeausbildung. — Der verstorbene Admiral Sir H. Ráwson. **Nr. 2652.** Alter und Kommando. — Die Entwickelung der britischen Kreuzer. — Die „Acorn"-Zerstörer. — Das vierte Kreuzergeschwader. — Schiffe und Mannschaften. — Die Ausbildung der britischen Seeleute. **Nr. 2653.** Feuerkontroll-Periskope. — Das „Victocy"-Museum. — Deutsche Unterseeboote. — Die japanische

Marine. **Nr. 2654.** Der Panamakanal. — Motormaschinen für Kriegsschiffe. — Australische Verteidigung. — Der deutsche Marinevoranschlag. **Nr. 2655.** Aeroplane für die Marine. — Kolonialer Marinefortschritt. — Docks und Dreadnoughts. **Nr. 2656.** Britische Zerstörerstärke. — Der König und seine Flotte. — Spionage im Jahre 1860. — Die Gesundheit in der Marine. **Nr. 2657.** Eine Marine-„Rundschau". — Prinz Louis in Dartmouth. — Die Königsmedaille. — Das „Elfin"-Unglück. — Die niederländische Verteidigung. **Nr. 2658.** Marinespione „zum Lachen". — Mr. Lloyd George und die Marine. — **Nr. 2659.** Das Marinejahr. — Die Marinebeförderungen. — Die Admiralreden. — Marinestationen. **Nr. 2660.** Die Weltdreadnoughts. — Die kombinierten Manöver. — Der „Neptune" und „Dreadnought". **Nr. 2661.** Die Invasionsfrage. — Zerstörerkonstruktion. — Docks in Portsmouth. — Admiralitätskontrakte. — Marinehilfskreuzer. — Das gesunkene deutsche Unterseeboot.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Gertsch,** Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/05. II. Teil, Text und Karten. Bern 1910. Ch. Künzi-Locher. 6,50 M.

2. **v. Winning,** Erinnerungen eines preußischen Leutnants aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71. Heidelberg 1911. Carl Winters Univ.-Buchhandlung. 2,20 M.

3. **Brunzlow,** Ausbildung der Rekruten der Infanterie im Gelände. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 1,40 M.

4. **Immanuel,** Nachtübungen. Anleitung und Ratschläge zur Ausbildung der Infanterie. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 1,75 M.

5. **Graf Bigot de St. Quentin Schriften,** herausgegeben von Kerchnawe. I. Bd. Von einem deutschen Soldaten. 4. Aufl. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn. 2 Kr.
II. Bd. Unserer Armee. 2. Aufl. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn. 3 Kr.

6. **Frey,** L'aviation aux armées et aux colonies. Paris 1911. Berger-Levrault. 3,50 Fr.

7. **Guerre Russo-Japonaise,** Leçons tactiques: Le Combat de Tkaouan-Jauselin, 31. Juli 1904. Paris 1910. L. Fournier. 2,50 Fr.

8. **Touraier,** Le Général Victor Ferrier. Notice Biographique. Paris. L. Fournier. 1 Fr.

9. **Hermann v. Tresckow,** General der Infanterie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I. Ein Lebensbild von Dr. Thilo Krieg. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 4 M.

10. **Lindner-Koelsch,** Anschauungsunterricht für die Ausbildung zum Gefecht. Für alle Waffen. Neuausgabe der „Gefechtsbilder für den Anschauungsunterricht in der Feuerleitung". Neu-Ulm 1910. J. W. Helb.

11. **Hardy,** Le Musée de l'Armée (Section des Armes et Armures). Paris 1911. Berger-Levrault. 3 Fr.

12. **Reven,** Die Fremdenlegion. Stuttgart. Robert Lutz. 1,50 M.

13. **Dislokationskarte** der russischen Armee im europäischen Reichsteile nebst Armeeeinteilung. 2. Aufl. Berlin. R. Eisenschmidt. 1,50 M.

14. **Montaique,** Etudes sur la guerre. Paris 1911. Berger-Levrault. 8 Fr.

15. **Rohrbach,** Die Bagdadbahn. 2. Aufl. Berlin 1911. Wiegandt & Grieben. 1,50 M.

16. **Veltzes** internationaler Armeealmanach. 5. Jahrgang. 1910/11. Wien 1911. A. Edlingers Verlag. Geb. 9 M.

17. **Schaefer,** Kolonialgeschichte. 3. Aufl. Leipzig 1910. G. J. Goeschen. Geb. 0,80 M.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber), Potsdam.

XX.

Moltkes Strategie zwischen Metz und Sedan in deutscher und französischer Beleuchtung.

Moltke bezeichnet in seinem Aufsatze über „Strategie" als deren Aufgabe die „Bereitstellung der Streitmittel" und dann die „kriegerische Verwendung der bereitgestellten Mittel, die Operationen".

I. Die Bereitstellung der Streitmittel.

Hierüber ist für den Feldzug von Sedan nur wenig zu sagen, da es sich nicht um eine große, längeren Zeitraum umfassende Vorbereitungstätigkeit handelt, vielmehr um eine erst durch die Lage vor Metz geschaffene nicht vorherzusehende „neue Basis für neue Maßregeln."

Um so bewundernswerter ist die Schnelligkeit, mit der schon am Tage nach der großen Schlacht des 18. August die grundlegenden Anordnungen getroffen wurden. Nach der ganzen Sachlage mußte die Art des Neuaufmarsches freilich eine durchaus einfache sein; sie ergab sich aus der augenblicklichen Aufstellung der Korps und Divisionen, nachdem die 3. Armee in ihrem bisherigen Vormarsch angehalten, das Garde- und XII. Korps aus der Reihe ihrer Mitkämpfer vom 18. August herausgezogen und zusammen mit dem IV. Armeekorps aus dem bisherigen Verband losgelöst waren.

Besonders zu bemerken ist, daß nicht die mehr bereite 3. Armee die neue Operation vereinzelt eröffnete, ferner, daß Moltke entsprechend der Streiterzahl (rund 200 000 Mann) wieder eine Gliederung in zwei Armeen eintreten ließ, wobei für die neugeschaffene Maasarmee ein eigener Stab gebildet wurde, sowie daß an den Heerteil, der nunmehr gegen einen im freien Felde stehenden, erst aufzusuchenden Feind zu operieren hatte, die Zuteilung von Kavallerie eine besonders reichliche war.

Am meisten hervorzuheben ist aber, wie „unter unanfechtbar richtiger Abmessung der deutschen Gesamtkräfte“[1]) Moltke es erreichte, für die neue Operation eine Streitmacht zur Verfügung zu stellen, die von vornherein die Zahlenüberlegenheit hatte, gegenüber dem, was der Feind ihr voraussichtlich entgegenstellen konnte. Damit war ein überaus wichtiger Faktor sichergestellt, die sicherste Stütze, wenn nicht Voraussetzung der Offensive, die allein die völlige Niederwerfung des Gegners und damit die Erreichung des Kriegszweckes ermöglicht.

II. Die Operationen.

Der strategische Leitgedanke Moltkes ist in knappster Form in dem Satze des Befehles vom 19. August enthalten: „Es ist erforderlich, daß die Armeen den Weitermarsch gegen Paris in gleicher Höhe fortsetzen, um den eventuell in Châlons sich versammelnden Neuformationen in genügender Stärke entgegentreten zu können.“ Hierzu ergänzt der Befehl vom 26. August, daß die 3. Armee links der Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen im allgemeinen um eine Etappe vorauszubleiben habe, um den Feind, wo er standhält, in Front und rechter Flanke anzugreifen und nördlich von Paris abzudrängen.“

In diesen Worten kommt zum Ausdruck, daß Moltke, wenn er auch Paris als das „Kriegsobjekt“ durchblicken läßt, doch als sein „Operationsobjekt“ die feindliche Armee ins Auge faßt. Diese gilt es vor allem zu schlagen; dazu setzt er die „Offensive“ fort, für die er sich der „Überlegenheit“ an Kraft versichert hat. Von Anbeginn aber zielt Moltke darauf ab, gegen diesen Feind eine „volle Entscheidung“ zu erlangen; er kommt auf seinen früheren Gedanken zurück und will den Feind in umfassendem Angriff schlagen, dabei von Paris „abdrängen“ und zwar gegen Norden, um ihm die Möglichkeit der Wiederstärkung aus den reicheren Hilfsquellen des südlichen Frankreich zu entziehen.

Damit sind in der Tat die Grundlinien der ganzen Operation gezeichnet, zu deren Durchführung indessen noch Moltkes „strategische Kunsttechnik“ erforderlich war.

Bei der stets hervortretenden Harmonie zwischen Moltkes Wollen und der auf dem operativ-technischen Gebiete liegenden Möglichkeit der Ausführung ist eine getrennte Betrachtung der einzelnen Elemente der Moltkeschen Strategie nicht angängig, vielmehr erforderlich, sie im Verfolgen des zeitlichen Verlaufes der Ereignisse aufzusuchen.

[1]) Moser, Strategischer Überblick über den Feldzug 1870/71.

Der Vormarsch gegen Westen.

Im Hinblick auf einen später zu erwähnenden Vorwurf Palats[1]) muß betont werden, daß Moltke, wie aus dem Generalstabswerk hervorgeht, mit voller Klarheit als das Operationsobjekt in der Tat die Armee Mac Mahons, nicht Paris gewählt hat. Dem Vormarsch wurde die Richtung auf die Hauptstadt nur gegeben, weil es natürlich erschien, in dieser Richtung das Ziel zu treffen, die feindliche Armee, die augenblicklich einzige, die noch zur Verteidigung der Hauptstadt, des Kriegsobjektes, vorhanden war.

So läßt auch die am 23. August an die 3. Armee ergangene Weisung, die mit einem Abzug des Feindes von Châlons rechnet, durchblicken, daß Moltke vermutete, Mac Mahon werde alsdann auf Paris zurückgehen. (Aufklärung südlich Châlons!; links herausziehen des VI. Armeekorps.) Noch am 24. August, wo schon der bei Metz aufgefangene Brief den Gedanken an die Möglichkeit eines Entsatzversuches erweckt hatte, inzwischen aber zunächst einmal die Versammlung des französischen Heeres bei Reims gegeben schien, tritt in dem am Abend entworfenen Befehl Moltkes[2]) zutage, wie er die Vormarschrichtung Paris beibehält, immer noch nur, weil er damit rechnet, daß der Feind am wahrscheinlichsten von Reims noch weiter auf Paris zurückgehen werde, und weil das Einhalten der Richtung auf Paris auch günstig schien, um durch Einschwenken nach rechts von Süden her, den Gedanken des Abdrängens durchführen zu können, falls der Feind beabsichtigte, die Haupstadt durch eine Flankenstellung zu decken, eine Vermutung, zu der Moltke bei seiner eigenen häufigen Beschäftigung mit „Flankenstellungen" besonders hinneigte.

Schließlich tritt am 25. August in der gänzlichen Unsicherheit, ob sich der Feind von Reims gegen Paris oder gegen die Maas wenden werde, deutlich hervor, daß sich Moltke darauf vorbereitete, sowohl in nördlicher wie in westlicher Richtung die Operationen fortsetzen zu können, wie er ausschließlich die im freien Felde stehende Armee als Ziel im Auge hatte und nur auf Paris zu gehen gedachte, wenn er dort sein Operationsobjekt, die Armee Mac Mahons, zu suchen hatte. Denn das war durchaus der weniger wünschenswerte Fall, wie Scherff[1]) im Anschluß an das Generalstabswerk sagt, „da auch eine unter den Mauern von Paris über die dorthin zurückgegangene französische Armee gewonnene Schlacht bei der Unmöglichkeit, mit den nur verfügbaren Kräften die Festung

[1]) Palat, La stratégie de Moltke.
[2]) Mil. Korr. 1870, Nr. 203.

Paris in genügendem Maße einzuschließen, doch nur einen höchst fraglichen Erfolg für das Endziel des Krieges abgegeben hätte."

Die strategische Durchführung des Vormarsches entspricht ganz dem klaren Erfassen des Zieles. Es tritt dabei besonders hervor, was Moltke als das Wesentliche für die Führung großer Massen bezeichnet: die Anordnung getrennter Märsche unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung.

Die Operationsfront war, um zur Erleichterung des Marsches möglichst viele Straßen zu gewinnen, so breit gehalten, als es noch möglich war, ohne einen Flügel auch bei etwaigem Vorstoß des Feindes der Gefahr auszusetzen, geschlagen zu werden, ohne daß der andere einzugreifen vermöchte. Es zeigt sich daher im Vormarschbefehl vom 22. August eine besonders genaue Abstimmung der Ausdehnung der Operationsfront nach der Entfernung vom Feinde. Die Frontbreite betrug am 28. August, wo das deutsche Heer noch etwa 90 km von dem bei Châlons vermuteten Feind entfernt war, 80 km (Jeandelize—Gondrecourt); am 26. August sollte sie sich — 30 km östlich Châlons — auf 45 km verengen (St-Menehould-Vitry). Auf diese Weise wurde in der Tat erreicht, worauf Moltke in seinen strategischen Betrachtungen über „Marschtiefen" ausging, daß jedem Korps, beim Garde- und XII. Korps wenigstens anfangs sogar jeder Division eine eigene Straße zugewiesen werden konnte; nur bei der 3. Armee blieben aus der dichten Ausgangsstellung westlich Toul heraus die beiden bayerischen Korps hintereinander, während dem VI. auch hier durch einen am 23. August erfolgten Hinweis Moltkes eine eigene Straße gegeben wurde.

Ganz entsprechend sollte nach dem Entwurf vom 24. August, als es schien, daß die Entscheidung nicht früher wie bei Reims fallen werde, die an diesem Tage noch 60 km breite Front statt am 26. erst am 28. August in der Linie Suippes—Châlons—Coole auf 45 km verengt werden.

Und noch am 25. August, als neben dem Entwurf zum Abmarsch auf Damvillers Moltke auch die Maßregeln überdachte, die zu treffen waren, wenn der Feind von Reims auf Paris zurückwiche, zeigte sich, wie er die dann erforderliche zügige Vorwärtsbewegung erhalten wollte durch Vermeidung jeder den Marsch erschwerenden Versammlung, indem das deutsche Heer, wenn nun die Entscheidung auf 100 km vorwärts hinausgeschoben war, in 75 km breiter Front, rechts über Reims, links über Arcis s. A. vorrücken und erst zwei Tage-

[1]) Scherff, Kriegslehren, 5. Heft.

märsche östlich der Hauptstadt wieder auf 35 km Front zusammenschließen sollte. (Penchard—Guignes.[1])

Die in diesen Marschanordnungen zum Ausdruck kommende Strategie Moltkes ist so klar, daß sie auch den französischen Werken einwandfrei erscheint, von Scherff aber erwählt ist, um daran die richtige „strategische Geschlossenheit“ zu erläutern.

Durch diese drei Abschnitte in den Vormarschanordnungen gegen Châlons, Reims, Paris zieht sich als bemerkenswert hindurch, daß jedesmal nicht in den Feind hinein, sondern bis auf etwa 30 km an ihn heran disponiert wird, um das Heer stets noch in der Hand und für Verwendung je nach Umständen gelenkig zu erhalten. Darin liegt das Gewinnen einer letzten Etappe zur Vermeidung vorzeitiger Versammlung, falls Weitermarsch nötig wird, anderseits einer gewissen Ausgangsstellung für Anbahnung der Schlacht, in der nach der Frontausdehnung alle, also überlegene Kräfte zur Verwendung gelangen können.

Solange Moltke dabei rechnet, auf einen versammelt „stehenden“ Feind zu stoßen, ist auch schon die Umfassung auf dem Schlachtfeld aus dem Parallelmarsch der deutschen Kolonnen heraus durch Vorstaffeln des linken Flügels operativ eingeleitet. Diese Form fiel mit der Front Suippes—Châlons—Coole fort, da Moltke, wie aus dem ganzen Befehl zu erkennen ist, hier für wahrscheinlicher hielt, der Bewegung des Feindes auf Paris folgen zu müssen.

Die Voraussetzung, um bei solchen getrennten Märschen eine rechtzeitige Versammlung zur Entscheidung zu ermöglichen, war nur unvollständig vorhanden; denn wenigstens bei der Maasarmee fehlte es an der Aufklärung durch weit vorgeschobene Kavallerie, die früh genug Nachrichten bringt, um das Zusammenziehen der Kräfte zeitgerecht anzuordnen. So lag in der Tat am Abend des 25. August die Möglichkeit vor, daß der rechte Flügel doch „vereinzelt geschlagen“ würde, indem das „französische Heer fast in der rechten Flanke der nach Westen gekehrten Heeresfront der Deutschen stand“[2]).

War die Verwendung der Kavallerie auch zunächst Sache der Armeen, so hat sich Moltke doch bei der 3. Armee des Vorschiebens der Kavallerie in genügender Breite und weit vor Front und Flanke selbst versichert, während dies bei der Maasarmee unterblieb, anscheinend da bei deren verspäteter Einsendung des Marschtableaus der äußere Anlaß zu einem Eingriff fehlte. Belehrt durch die Er-

[1]) Großer Generalstab, Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik. „Heeresbewegungen und Märsche“, S. 25.

[2]) Generalstabswerk, S. 1298, 1299.

fahrungen gerade dieser Operation, würde die oberste Heeresleitung künftig in ihrem eigensten Interesse wohl von vornherein bestimmte Weisungen für die Aufklärung erteilen.

Immerhin hätte ein Anlaß dazu vorgelegen, als Moltke am 24. August 7 Uhr vormittags dem Oberkommando der Maasarmee Mitteilung machte über die am 23. August im Großen Hauptquartier eingegangene Nachricht, daß „Napoleon sich mit einem Teil seiner Streitkräfte bei Reims befinde“, sowie über den bei Metz aufgefangenen, auf Entsatz rechnenden Brief. Hinsichtlich der Aufklärung wurde diesmal aber nicht so nachdrücklich befohlen wie an die 3. Armee, und wir würden gerne die Schlußworte des Befehls an die Maasarmee in den Vordergrund rücken und an die Stelle der „wünschenswerten“ „Beobachtung gegen Reims“ eine bestimmte Forderung setzen.

In dem am 24. August von Moltke entworfenen Befehl zum Weitermarsch bis Suippes—Châlons—Coole trägt der die Kavallerieaufklärung betreffende Schlußabsatz der unsicher werdenden Lage voll Rechnung. Da aber in der Nacht zum 25. August weitere Nachrichten einliefen, die auch einen Abmarsch nach der rechten Flanke in den Bereich der Möglichkeit rückten, erschien die Bestimmung der neuen Marschziele verfrüht und wurde der Befehl mit Recht zurückgehalten. Es hatte freilich mit dieser Anordnung noch Zeit, da ja die Linie St-Menehould—Vitry erst am 26. August erreicht werden sollte. Es wäre indessen wohl gut gewesen, wenn dadurch nicht auch die Abfertigung der wichtigen Anordnungen zur Aufklärung unterblieben wäre, anstatt daß in der am 24. August bereits gespannten Lage überhaupt kein Befehl ausgegeben wurde.

So wurde erst am 25. August 11⁰ vormittags die bestimmte Forderung an die Kavallerie gestellt, „Vouziers und Buzanzy zu erreichen“.

Die Mängel in der Aufklärungstätigkeit werden von den deutschen wie den französischen Quellen mit Recht betont. Das französische Generalstabswerk weist einerseits auf die befremdende Tatsache hin, daß hier zum ersten Male seit Beginn des Feldzuges der Aufklärungskavallerie bestimmte Ziele gegeben wurden, während es an anderer Stelle doch auch mit der Anerkennung nicht zurückhält, daß Moltke dadurch die Kavallerie „aufgeweckt“ habe. Er hat in der Tat aus dem eigenen, nachgerade dringenden Bedürfnis heraus das entscheidende Wort für die Loslösung der großen Kavalleriekörper von den Marschkolonnen der Korps gesprochen. An dem Verhalten, zu dem sich der Kronprinz von Sachsen am

Morgen des 26. August veranlaßt sah, sollte sich freilich erweisen, daß die Forderungen an die Kavallerie schon zu spät ergangen waren.

Der Abmarsch auf Damvillers.

Unter solchen Umständen, wo von den eigenen Aufklärungsorganen nur negative, aber keine den Verbleib des Feindes wirklich feststellenden Meldungen eingingen, wo man hiefür ganz auf die — möglicherweise absichtlich irreführenden — Nachrichten aus dem feindlichen Lande angewiesen war, mußte die Schwierigkeit der Verfolgung des operativen Zieles mit jeder Etappe vorwärts zunehmen. Schließlich mußten sich für die weitere Entschlußfassung die denkbar schwierigsten Verhältnisse ergeben, denen nur mehr ein Moltke mit der Schärfe seines Denkens, mit der Stärke seines Charakters und mit seiner überragenden strategischen Kunsttechnik gewachsen war.

So mußten vom 24. August an mehr und mehr gleichzeitig zwei ganz entgegengesetzte Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden, die deutscherseits ebenso verschiedene Gegenmaßregeln erforderten, wollte man das Operationsobjekt mit einem entscheidenden Schlage treffen.

Zunächst war es freilich vollberechtigt, in der Bestätigung der Räumung Châlons und dem Abmarsch der Franzosen nach Reims mehr deren Rückzug, allerdings nicht gerade auf Paris, zu sehen, als wie lediglich auf den bei Metz aufgefangenen Brief hin vom Feinde die Umgehung des deutschen rechten Flügels zu erwarten, ein Unternehmen so kühn, daß es zu seiner Durchführung einer besonders tüchtigen, nicht aber großenteils aus Neuformationen zusammengesetzten Armee bedurfte, so kühn auch, daß es, rechtzeitig entdeckt, den Feind selbst den größten Gefahren aussetzte.

Eine Änderung im bisherigen Vormarsch erschien daher nicht geboten; es wurde dessen Fortsetzung über St-Menehould—Vitry hinaus entworfen. Wenn nach dem Generalstabswerk am Vormittag des 24. August die Beschleunigung der Vorbewegung notwendig erschien, in dem Befehl am Abend aber doch ein Ruhetag auftritt, der zwar Verpflegungsvorbereitungen zum Zwecke um so zügigeren Durchschreitens der unwirtlichen Champagne dienen sollte, — so dürfte dies doch zeigen, wie die Möglichkeit eines Entsatzversuches schon nicht mehr aus dem Auge verloren wurde, und zunächst die Klärung der Lage durch die ebenfalls in jenem Befehl vorgesehene Verfügung über die Kavallerie abgewartet werden wollte.

Noch in der Nacht vom 24. zum 25. August drängte sich durch die über London, also aus einer zweiten unabhängigen Quelle ein-

laufende Nachricht, daß Mac Mahon die Vereinigung mit Bazaine suche, eine erhöhte Beachtung dieser Möglichkeit auf. Der entworfene Befehl wurde daher — leider ganz — zurückgehalten; es konnte doch dahin kommen, daß die darin vorgesehenen Anordnungen mit denen man ja ohnehin noch etwas warten konnte, wieder rückgängig gemacht werden mußten; dies hätte aber nur einen ungünstigen Eindruck machen können, unter dem das Vertrauen in die Sicherheit der Heeresleitung litt.

Palat meint wohl, daß Moltke auf das Londoner Telegramm hin überhaupt schon den Entsatzversuch als gegeben hätte erachten müssen, indem er ihm den nicht berechtigten Vorwurf macht, daß in den Erwägungen des Strategen in erster Linie die Psyche seines Gegners, dessen politische Verhältnisse hätten in Rechnung gestellt werden müssen. Ein solcher Versuch, soweit er nicht die Grundlinien der Politik eines Staates betrifft, wie es bei der Abfassung von Kriegsplänen auch von Moltke eingehend berücksichtigt wurde, könnte aber, wo es sich um die Einschätzung „augenblicklicher“ Volksstimmungen handelt, denen die militärische Leitung nicht einmal zu gehorchen braucht, bei der Unberechenbarkeit solcher Verhältnisse nur zu leicht zu falschen Ergebnissen und einer durchaus unangebrachten Abhängigkeit vom Gegner führen. Es erscheint daher richtiger, den eigenen positiven Willen in die erste Linie zu stellen und für dessen Durchführung mit realen Größen zu rechnen, wie es Moltke handhabte, ohne daß darin ein „Mangel an der Weite des geistigen Blickes“ [1]) zu liegen braucht!

So stand ihm die Erreichung des bisher ins Auge gefaßten Zieles, den Feind unter Abdrängung von Paris zu schlagen, obenan. Scherff hebt daher mit Recht hervor, wie man die neu aufgetretenen zwei Möglichkeiten gegeneinander abwägend, sich sagen konnte, daß der Umgehungsmarsch des Feindes um den deutschen rechten Flügel an sich den eigenen Absichten gewissermaßen in die Hände arbeitete, solange er nur nicht zu einer wirklichen Gefahr für die Einschließung Bazaines wurde, während anderseits ein Luftbieb in nördlicher Richtung durch die damit verbundene Zeitversäumnis entscheidend dafür werden konnte, ein Abdrängen des bei Reims oder Laon befindlichen Feindes von Paris nicht mehr zu erreichen und dort verstärkten Widerstand zu finden.

Es ist daher durchaus verständlich, daß Moltke sich nur langsam von der Auffassung losringen konnte, den Feind in westlicher Richtung suchen zu müssen. Deswegen verkannte er nicht die

[1]) Palat, S. 380, 381.

Möglichkeit und die Größe der Gefahr, die in einem Entsatzversuch lag, was ihn aber nur veranlaßte, sich darauf vorzubereiten, nach beiden Richtungen gefaßt zu sein.

Dies zeigt der Befehl vom 25. August 11° vormittags der auf das Londoner Telegramm hin die erste abändernde Maßnahme enthält: die Verlegung des deutschen Vormarsches um einen Straßenzug nördlicher wie bisher. Indem man direkt auf das Ziel, den noch bei Reims vermuteten Feind losging, wurde wenig eingebüßt, um wenn nötig in der alten Richtung auf Paris weiter zu marschieren, und es war für den rechten Flügel doch schon Raum gewonnen, wenn es galt, mit ihm noch weiter nördlich auszugreifen, um einen Marsch des Feindes von Reims gegen die Maas zu verhindern.

Es ist dabei zu bemerken, wie schon hier, entgegen der sonstigen Gewohnheit allen drei Korps der Maasarmee von Moltke bestimmt die Marschziele einzeln angegeben werden, wie das Generalstabswerk sagt, „um Marschstockungen zu vermeiden“. Es war aber jedenfalls sehr wertvoll auch für den Fall, daß ein Abmarsch nach der rechten Flanke anzuordnen war, den die oberste Heeresleitung selbst in die Hand nehmen mußte, wozu sie mit bestimmten Grundlagen mußte rechnen können.

Die Bereithaltung für beide Fälle zeigt sich in diesem Befehl aber auch darin, daß Moltke den schon am Abend vorher geplanten Ruhetag in ihn übernommen hat, der, wie Verdy[1]) sagt, „wohl weniger einem Bedürfnis der Armee als dem Zeitgewinn dienen sollte, um ausreichenden Einblick in die tatsächliche Lage zu erlangen“.

In der Tat konnte mit zunehmender Spannung der Lage ja immer mehr jeder Schritt vorwärts in falsche Richtung führen, einem etwaigen Entsatzversuche freie Bahn geben. Scherff weist aber berechtigt darauf hin, wie Moltke den Unterschied gegenüber den ähnlichen Verhältnissen von 1814 wohl beachtete. Die Gefahr, die im Rücken entstehen konnte, indem hier wieder zwei feindliche Armeen im freien Felde ständen, war freilich so groß, daß deren sichere Hintanhaltung schließlich von entscheidenderer Bedeutung wurde als selbst bedeutende Nachteile, die entstehen konnten, wenn der Vormarsch gegen den etwa doch auf Paris zurückgehenden Feind unterbrochen wurde. Trotzdem war es aber, wie Verdy ausführt, bei der in jeder Beziehung bedeutenden Schwierigkeit eines Abmarsches in nördlicher Richtung und bei der möglichen moralischen Wirkung eines unnötigen Quermarsches in den Argonnen, ganz ab-

---

[1]) Verdy, Studien über den Krieg. Strategie. 1. Heft.

gesehen von dem damit verbundenen Zeit- und Kraftverlust, zweifellos nicht angängig, eine Entscheidung zu treffen, bevor zuverlässigere Nachricht über den Gegner eintraf, wenn diese nur den Strategen vorausdenkend, auf beides vorbereitet fand.

Das französische Generalstabswerk wird Moltke darin voll gerecht, indem es in den aus dem deutschen Generalstabswerk übernommenen Text die anerkennende Bemerkung einschiebt: „Nur mit gutem Vorbedacht, vollkommen sachgemäß zu handeln, aber alles für eine Schwenkung gegen Norden vorzubereiten, das war das Programm des deutschen Großen Hauptquartiers." Palat vertieft sich offenbar nicht in gleichem Maße in Moltkes Gedanken; übersieht er doch schon das erste Anzeichen von dem Ringen um den Entschluß: das Zurückhalten des Befehles vom 24. August 7° abends![1]) Er scheint auch durch seine — nachträglich freilich leicht fallende — Bewertung der politischen Verhältnisse verblendet zu sein, um die ganze Schwere des Entschlusses innerlich zu würdigen.

Vorausdenkend sich auf alles vorzubereiten, damit ist denn Moltke den ganzen 25. August über intensivst beschäftigt. Noch einmal überdenkt er einen Vormarsch über Reims — Arcis s. A. auf Paris, während anderseits es mehr und mehr darauf ankommen mußte, Klarheit zu gewinnen, welches der äußerste Moment war, bis zu dem der entscheidende Entschluß überhaupt noch hinausgeschoben werden konnte, um zur Abwehr eines Entsatzversuches doch noch recht zu kommen.

In der genauen Prüfung der Lage erkannte der meisterhaft Berechnende, dem Raum und Zeit unzertrennliche Begriffe waren, mit voller Sicherheit, daß die am 23. August bei Reims gemeldeten Franzosen unter Umständen schon Vouziers erreicht haben konnten, also schon der für den 26. August bereits befohlene[2]) Marsch zu weit nach Westen führen müsse, die Verlegung um einen Straßenzug nördlich schon nichts mehr nutzen könne, geschweige denn, daß noch der für den 27. August angesetzte Ruhetag verfließen dürfe.

Aus dieser Erkenntnis reifte der Plan zum Abmarsch auf Damvillers, für den Moltke eine noch näher zu besprechende Marschtafel entwarf. Nach dieser war schon am 26. August die neue Richtung einzuschlagen; noch konnte aber, zunächst jedenfalls bis zum Abend des 25. August, auf bestimmtere Meldungen gewartet

---

[1]) Palat, S. 206: „... si mal orienté sur notre situation qu' à 7 heures du soir il transmet un ordre ...." und S. 208: „Avant même que cet ordre soit parvenu aux IIIe et IVe armées ...." wobei er vom Befehle vom 24. August 7° abends spricht.

[2]) Im Befehl vom 25. August 11 Uhr vormittags.

werden; als den äußersten Zeitpunkt, um den Abmarsch anzutreten — wenn er erforderlich wurde —, erkannte Moltke den Mittag des 26. August, damit noch die Orte erreicht werden konnten, die alsdann für den 26. August bereits geboten waren.

Diese Erkenntnis bereitete den Boden, um den am 25. August abends abermals sich mehrenden Nachrichten vom Entschlusse Mac Mahons, Bazaine zu Hilfe zu eilen, das richtige Gewicht zu verleihen. Es waren im wesentlichen zwar wieder nur „unverbürgte Zeitungsnachrichten“, es bestand „kein Anhalt, auf den man mit Sicherheit seine Pläne aufbauen konnte“, außer dem durch die eigenen Erwägungen gewonnenen.

Auf dieser Grundlage bauten sich die Entschlüsse aber gerade am festesten auf. Und mit voller Ruhe und sicherer Hand vermochte Moltke die Bewegungen zu leiten. Zunächst war es ihm möglich, durch den Befehl vom 25. August 11° abends, soweit nötig, unter unmittelbarer Einwirkung auf die Korps, „die Streitkräfte bis zum letzten Augenblick noch für verschiedene strategische Bewegungen“, den Weitermarsch oder den Rechtsabmarsch, nur „in Bereitschaft zu halten“; auf der gleichen Grundlage erstand aber auch der über alles schwere Entschluß, am 26. August mittags dann zu handeln, auch ohne daß sichere, von Buzanzy—Vouziers erwartete Nachrichten einliefen.

Wir sehen darin in hellstem Lichte die Größe Moltkes; er war dessen fähig auf Grund seines starken, der Verantwortung gewachsenen Charakters und seiner scharfen, kühlen Berechnung. Beide verhinderten ihn durchaus, auch nur um einen Augenblick zu lang, — weit entfernt von jedem Anflug von Eigensinn, — an seiner vorher gefaßten, ihm vertrauteren Meinung festzuhalten, daß die Franzosen in der Richtung auf Paris zu verfolgen wären. Sie ließen ihn auch die größten führungstechnischen Schwierigkeiten in Kauf nehmen, um zu erfüllen, was einmal als Notwendigkeit erkannt war, „Notwendigkeit“ zunächst sogar nur im Sinne der gebotenen Vorsicht inmitten der Ungewißheit.

Betrachten wir im einzelnen die im Entwurf vom 25. August zum Ausdruck kommende Strategie Moltkes!

Als erstes tritt hervor, wie Moltke sich bewußt ist, daß wenn die feindliche Armee sich zum Entsatze Bazaines bewege, die Entscheidung nun ganz und gar dort liege. Er begnügt sich daher nicht mit der negativen Aufgabe, den Entsatzversuch zu vereiteln, sondern er faßt von Anfang an ins Auge, wenn er sich nun in nordöstlicher Richtung zurückwenden muß, die Wirkung gleich aufs höchste zu steigern, den Gegner, der schon seit dem 19. August

sein Operationsziel ist und der sich nun in das gefährliche Unternehmen begibt, zu vernichten. In den für den 29. August gegebenen Marschzielen Marville—Longuyon liegt es, wie Moltke mit aller Energie das Ziel aufzusuchen, unter Umständen gegen die neutrale Grenze zu drücken gedenkt.

Wo es sich um so positive Ziele handelt, ist aber Moltke vor allem bestrebt, den Willen durch die entsprechenden Machtmittel zu unterstützen; er sucht sofort wieder, die numerische Überlegenheit zu erlangen. Da es bei der ausgedehnten, nach Westen gerichteten Front nicht möglich ist, die entfernteren Teile der 3. Armee hiezu rasch zur Verfügung zu haben, begnügt sich Moltke doch noch nicht mit bloßer Abhaltung des Feindes von Metz, sondern weil nun einmal die Entscheidung bei diesem im freien Felde stehenden Gegner liegt, scheut er sich nicht, sogar die Einschließung von Metz zu schwächen, zwar äußerst ungern, wie aus den Befehlen an den Prinzen Friedrich Karl hervorgeht, aber trotzdem, um der Größe des Zieles willen! Rückhaltlos erkennt auch das französische Generalstabswerk an, daß es „sehr weise“ war, dies wie alle übrigen Bedenken gegen den Abmarsch auf Damvillers für „untergeordnet zu erachten gegenüber der Notwendigkeit, dort die Überlegenheit zu erlangen.“

Demnächst ist zu betonen, in welch radikaler Weise Moltke in jenem Entwurfe verfährt, einen Marsch wählend, der sich äußerlich als ein Rückzug darstellt.

Moltke macht nicht den naheliegenden Versuch, den Scherff für die richtigere Maßnahme zu halten scheint[1]), durch rasches Einschwenken vor allem der Maasarmee und durch deren Vorrücken gerade gegen Norden den Feind aufzuhalten, ohne von Anfang an das linke Maasufer aufzugeben und die Mithilfe der Metzer Korps zu beanspruchen. Es „konnte“ gelingen, und das bloße „Schwenken“ vermied die Schwierigkeiten, die naturnotwendig entstehen mußten, wenn die Korps die rückwärtigen Verbindungen ihrer Nachbarkorps kreuzten. Aber nur unterlegene Kräfte waren auf diese Weise zunächst an den Feind zu bringen; die Mittel, um mit absoluter Gewalt den Abmarsch des Feindes auf Metz zu verhindern, waren nicht gegeben; man konnte, wenn der Gegner

[1]) Scherffs Skizze 2 und die dazugehörigen Ausführungen gründen sich auf die „Annahme“, daß schon am 25. August bestimmte Meldungen der Kavallerie über den Feind eingingen. Moltkes Entwurf geht aber von der ganz gleichen Grundlage aus: „Wenn heute am 25. August abends die Nachricht eingeht, daß die Umgehung . . . . bis Vouziers vorgeschritten ist.“ Mil. Korr. Nr. 208.

zügig marschierte, auch überhaupt zu spät kommen. War das Gelingen aber nicht „sicher“, dann stand alles in Gefahr: das ganze Heer befand sich dann in falscher Richtung.

In der Tat fordert Scherffs Vorschlag, die im Marsch auf Dun zu vermutende südliche Kolonne des Feindes mit der Maasarmee anzugreifen, den Schlag einer Überlegenheit heraus. Statt des von ihm erhofften Erfolges, wenigstens den Weitermarsch der halben französischen Armee zu verzögern, konnte es, wenn sich der Feind am 26. August von Vouziers ostwärts bewegt hatte, ebensogut dahin kommen, daß am 27. August die „ganze“ französische Armee sich gegen die vereinigte Maasarmee wandte und sie schlug oder mindestens in der Richtung auf Montfaucon zurückdrängte. Dann war aber das gleiche eingetreten, was Scherff selbst an anderer Stelle befürchtet, daß die deutschen Kräfte auf dem linken Maasufer gegenüber der westlich Dun versammelten französischen Heeresmacht gebannt stünden, während die letztere unter entsprechender Verschleierung einen entscheidenden Vorsprung auf dem rechten Maasufer zu gewinnen vermöchte.

In der vom deutschen Großen Generalstabe in den Studien „Heeresbewegungen und Märsche“ gegebenen Darstellung, die auch das französische Generalstabswerk und Palat übernommen haben, dürfte eine Ablehnung des vielleicht kühneren Scherffschen Gedankens liegen.

Demgegenüber tritt klar ein Grundsatz Moltkescher Strategie hervor, daß Kühnes zu wagen nur berechtigt ist, wenn man des Erfolges sicher sein kann. Moltke bescheidet sich daher hier dazu, sich vorsorglich auf den unangenehmeren Fall einzurichten. Der freilich schwere, radikale Entschluß allein verbürgte aber, mit „Sicherheit“ den Zweck zu erreichen.

Dem gleichen Streben entsprang es, daß das Programm zur Herstellung der Überlegenheit in meisterlicher Berechnung — wiederum im Gegensatz zu den Vorschlägen Scherffs — so aufgestellt war, daß trotz der Dringlichkeit der Lage ein Überspannen der Marschleistungen vermieden wurde; denn dies hätte die „sichere“ Einhaltung des Planes, auf die alles ankam, in Frage stellen können, da die plötzliche Richtungsänderung ohnehin bedeutende marschtechnische Schwierigkeiten ergab, indem auch bei sorgfältigster Anordnung noch Reibungen „möglich“ waren. Lieber als wie zu überspannten Marschanforderungen zu greifen, wählte daher Moltke eine der gedachten Marschlinie des Feindes mehr gleichlaufende Richtung und führte die Kräfte auf einen Punkt, zu dem der Feind selbst auch noch drei Tagemärsche hatte, und der so

weit zurücklag, daß er gleichzeitig die Mitwirkung der Metzer Korps gestattete.

In dem radikalen Entschluß, zu dem sich Moltke bescheidet, in dem Vermeiden einer halben Maßregel, um dagegen mit voller Verlässigkeit eine neue, durch Heranschaffen von Überlegenheit gefestigte Situation zu schaffen, lag allein die Grundlage, um nach aller Unsicherheit der vorausgegangenen Tage die gänzlich verlorene Initiative wiederzugewinnen.

In rein operativ-marschtechnischer Beziehung spiegeln sich in dem Entwurf deutlich die Ansichten wieder, die sich Moltke über die strategische Bedeutung der Marschtiefen angeeignet hat. Es zeigt sich das Streben, für die in Betracht kommenden einzelnen Korps möglichst eigene Straßen zu gewinnen; so durch Herausziehen des Gardekorps auf Montfaucon, der Bayern (I. bayerisches Armeekorps) nach Chaumont, um die gerade Richtung auf Damvillers unter Vermeidung einer vorzeitigen Versammlung möglichst zu entlasten. Das rechte Maasufer konnte dann gleichzeitig von starken Kräften betreten werden, wobei sich vielleicht nurmehr das II. bayerische Armeekorps im zweiten Treffen befand (I. bayerische Armeekorps auf Azannes rechts neben dem IV).

Dem XII. Armeekorps war durch die Marschtafel eine besondere Rolle zugedacht, um durch frühzeitiges Gewinnen des für Erkennen der Absichten des Feindes entscheidenden Punktes Dun sich feste Grundlagen für die weitere Entschlußfassung zu schaffen[1]). Die Erfüllung dieser Aufgabe würde wohl durch größere Marschleistung dieses Korps am 26. August, ähnlich wie es Scherff vorsieht, besser sichergestellt worden sein. Das XII. Armeekorps hätte hierzu, in der neuen Richtung vornweg marschierend, von allen Korps die günstigsten marschtechnischen Verhältnisse gehabt.

Die linken Flügelkorps der 3. Armee treten in der Marschtafel nicht auf. Sie hätten in der Richtung auf Damvillers aber nur als 3. Treffen folgen können und konnten daher, auch schon der Entfernung wegen, dort nicht rechtzeitig verfügbar sein und die Heranziehung der Metzer Korps nicht entbehrlich machen. Sie konnten höchstens zur Ausbeutung eines Sieges bei Damvillers oder dann in Frage kommen, wenn wieder sichere Nachrichten vorlagen und sich dabei herausstellen sollte, daß die Entscheidung noch auf dem linken Maasufer würde fallen können. In beiden Fällen hatten sie, um ein strategisch günstiges Verhältnis herzu-

---

[1]) So das deutsche Generalstabswerk, S. 980. Bei Scherff hat das Vorgehen auf Dun andere Gründe; darüber später.

stellen, ihren Platz links neben der Maasarmee zu suchen. Die Vorbereitung hierzu stand für Moltke jetzt in zweiter Linie und konnte füglich dem Oberkommando der 3. Armee überlassen werden[1]), die mit ihrem geschlossen gebliebenen Teil diese Bewegung eintretendenfalls selbständig für sich auszuführen hatte.

Die Klarheit, mit der der strategische Entwurf vom 25. August erworben war, spiegelt sich wieder in der Art, wie ihn Moltke ins Werk setzte.

Noch war der Entsatzversuch nur wahrscheinlich, nicht sicher. Da Moltke vollkommen vorbereitet und sich gewiß war, den Moment nicht zu versäumen, damit das Notwendige rechtzeitig geschehe, vermochte er durch den Befehl vom 25. August 11° abends sich nur in Bereitschaft zu halten, und in voller Ruhe noch einmal auf zuverlässige Nachrichten zu warten. Aber es ist nur die gebotene Vorsicht, nicht ein schwächliches Abwarten von Meldungen, durch das man in unfrei machende, falsche Abhängigkeit vom Feinde gerät. Daher ist auch die Art bemerkenswert, in der Moltke für zwei verschiedene Fälle einen Befehl an den Kronprinzen von Sachsen gibt, in ihm die Sicherheit, was zu tun sei, aber nicht mindernd, sondern verstärkend. So aber konnte er auch vertrauensvoll die wichtige Entscheidung, ein Handeln ohne genaue Kenntnis vom Gegner, in die Hände des Unterführers legen, die Verantwortung selbst übernehmend. Der Gedanke Palats, daß Moltke sich wohl am besten selbst an die Stelle begeben hätte, an der seiner Meinung nach am frühesten Aufklärung zu erhoffen war, hat entschieden Richtiges. Aber es mag doch nicht nur die von Palat hervorgezogene Rücksicht auf den greisen König gewesen sein, sondern mehr noch der Umstand, daß gerade in der gespannten Lage vermieden werden mußte, daß das Große Hauptquartier sich unterwegs befand und von Meldungen weniger sicher erreicht wurde, gerade in dem Augenblick, in dem vielleicht die entscheidenden Anordnungen zu treffen waren.

Um 12° mittags des 26. August hat Moltke genau, wie er es sich vorgenommen hatte, den Entschluß zum teilweisen Abmarsch auf Damvillers durch direkte Befehle an das Garde-, IV., I. und II. bayerische Armeekorps in die Tat umgesetzt. Auf den schon jetzt gefaßten vollen Entschluß zum Abmarsch nach Norden wird später noch einzugehen sein.

Die am 25. August erworbene Überzeugung, daß das „Not-

[1]) Dem Oberkommando der III. Armee wurde dies in der Tat nahegelegt; s. Mil. Korr., Nr. 209, Anm*).

wendige“ „rechtzeitig“ geschehe, hat aber anderseits dazu berechtigt, nicht auch noch das Gros der 3. Armee in vielleicht unnötiger Weise in eine Richtungsänderung hineinzureißen, solange nicht verlässiger Anlaß dazu gegeben war. Ein solcher bestand aber noch am 26. August mittags nicht!

Es kann daher nicht zugestimmt werden, wenn Palat als das Richtigere andeutet, zwischen dem vollen Abmarsch auf Damvillers, der das Gros der 3. Armee in das ungünstige Verhältnis eines dritten Treffens setzte, und zwischen der reinen Fortsetzung des Marsches gegen Westen einen Mittelweg zu wählen; denn auch dieser bedeutete eine Richtungsänderung, die zur Zeit nicht „notwendig“, aber möglicherweise doch noch später zu bereuen war. Es würde dadurch, wenn es erforderlich geworden wäre, — nicht nur die Rückkehr der 3., sondern ganz besonders die Rückkehr der verstärkten Maasarmee in die alte Richtung erschwert worden sein.

In Moltkes Verfahren liegt dagegen ein „Bereithalten für verschiedene strategische Bewegungen“, wie es Verdy als „zu seiner Meisterschaft gehörend“ bezeichnet. Palat braucht daher, offenbar im Hinblick auf die „Heeresbewegungen“ keinen „Versuch nachträglicher Rechtfertigung“ zu erblicken, wenn der deutsche Große Generalstab dort dem Weitermarsch der 3. Armee beipflichtet. Diesem Eindruck konnte allerdings der dort gewählte Wortlaut[1]) entgegenkommen, der den Anschein erwecken „kann“, als ob der Weitermarsch „hauptsächlich“ angeordnet worden sei, um den Abmarsch nach Norden zu „erleichtern“[2]). Eine solche Auffassung würde aber

---

[1]) S. 27: „.... so konnte man voraussichtlich auch die linken Flügelkorps der 3. Armee noch .... heranziehen. Hierzu jedoch empfahl es sich, diesen Teil der 3. Armee zunächst noch in seiner bisherigen Marschrichtung zu belassen, da eine sofortige Rechtsrückwärtsschwenkung ihn in die dritte Linie .... gebracht haben würde..... Ließ man sie dagegen noch einen Tagemarsch geradeaus marschieren und dann erst die Front nach Norden nehmen, so waren sie zunächst zwar links gestaffelt, aus diesem Verhältnis aber konnte man sie ohne Schwierigkeiten gegen die Rückzugslinie des Gegners vorführen.“

[2]) Dies wäre durch einen „Mittelweg“ in der Tat besser erreicht worden: z. B. V. Armeekorps und württembergische Division über Possesse mit dem Anfang bis Vieil Dampierre; XI. Armeekorps über Changy nach Vanault unter vollem Überschreiten der Straße Vitry—St.-Menehould; VI. Armeekorps nach Thiéblemont. Die tatsächliche Aufstellung nach dem „Weitermarsch“ am 26. August hat den Rechtsabmarsch nicht „erleichtert“, sondern dazu ungünstiger!

etwas unterschieben, was über die im Generalstabswerk[1]) enthaltene einfache und durchaus klare Darlegung der wohlberechtigten Absichten Moltkes hinausgehen dürfte.

Zunächst mußte freilich durch den Weitermarsch des Gros der 3. Armee eine Trennung des Heeres eintreten; diese brauchte aber nicht weiter zu gehen, da am 26. August ja bestimmt eine Klärung der Verhältnisse zu erwarten war; für den 26. August selbst war die Trennung ohne Gefahr.

Es ist aber eine entschiedene Verkennung, wenn Palat in seinem Verdacht, daß deutscherseits etwas zu „rechtfertigen" sei, so weit geht, zu glauben, daß Moltke am 26. August die Absicht gehabt habe, seine Kräfte zu teilen, um mit dem Gros der 3. Armee gegen die Festung Paris anzurennen, mit den übrigen Korps sich gegen Mac Mahons Entsatzversuch zu wenden, auf diese Weise „freiwillig auf die erdrückende Übermacht verzichtend, die den entscheidenden Sieg geradezu garantierte!"

Er sagt mit Recht: „Ein größerer Fehler hätte kaum begangen werden können." Aber auch ein größerer und ungerechterer Vorwurf könnte Moltke nicht gemacht werden! Die auf den Vortrag Moltkes beim König am 26. August mittags sich beziehende Äußerung Blumenthals[2]): „Der 3. Armee wurde es freigestellt, den Marsch auf Paris fortzusetzen, da man sich allein für stark genug hielt," darf zu solcher Auffassung über die Absichten Moltkes nicht ver-

---

[1]) Daß die Bereithaltung für beide Fälle, nicht die „Erleichterung" des Rechtsabmarsches die zugrunde liegende Absicht war, geht hervor aus Generalstabswerk S. 1299: „Der rechte Flügel des Heeres wird angehalten und sogleich gegen Norden gewendet, während der linke die bereits eingeschlagene Richtung auf Reims beibehält, solange noch die Möglichkeit einer Täuschung und somit die Besorgnis vorliegt, daß ein allgemeines Vorgehen nach Norden zu einem Luftstoß führen könne." Generalstabswerk S. 992: „. . . . Die Hauptmasse der 3. Armee stand am 26. August mittags . . . . bereit, entweder mit dem linken Flügel auf Reims weiter vorzurücken oder aber auch mit diesem der Maasarmee nach Norden zu folgen." Generalstabswerk S. 982, Anmerkung**): „Für die weiter südlich stehenden Korps der 3. Armee konnte (!) dagegen in beiden Fällen die Marschrichtung vorläufig ungefähr (!) dieselbe bleiben, weil sie bei Eintritt des Rechtsabmarsches nicht hinter dem übrigen Teil des Heeres folgen, sondern zur Herstellung einer angemessenen Frontbreite auf dem linken Flügel desselben vorgezogen werden sollten". Darin liegt wohl mehr, daß der „Weitermarsch" für die Einleitung der Schwenkung als keine allzu große Zeitversäumnis betrachtet wurde, nicht aber, daß er das beste Mittel war, die Schwenkung zu „erleichtern" und daß er deswegen angeordnet wurde!

[2]) Blumenthals Tagebücher, S. 86.

führen. Es fehlt diesen Worten nicht ein Zug leichten Spottes, und es spricht aus ihnen mehr die Furcht, bei der großen Entscheidung vielleicht „nicht dabei zu sein“.

Moltke würde aber bei seiner bereits dargelegten Klarheit über das Operationsziel und bei seinem stets bewiesenen Streben, Überlegenheit heranzubringen, nie auf die Mitwirkung der 3. Armee verzichtet haben, mindestens zur Vergrößerung eines bei Damvillers errungenen Erfolges, aber auch schon, um die nur höchst ungern verfügte Heranziehung von Korps der Einschließungsarmee entbehren zu können, falls es die vielleicht sich als weniger dringend herausstellende Lage nur irgend gestattete. Moltke sollte sich dieses Verzichts schuldig gemacht haben, er, der doch gerade durch den Entschluß, wenn nötig, zwei Korps der Einschließungsarmee heranzuziehen, bekundete, wie groß er sein Ziel einschätzte!

So hat denn Moltke auch schon am 25. August abends die Absicht der Heranziehung auch der 3. Armee auf St-Menehould ausgedrückt, was Palat vollkommen übersieht.

Wenn diese Korps am 26. August noch „in der befohlenen Art im Marsch bleiben sollten“ [1]), und wenn dieser Standpunkt von Moltke auch noch am 26. August mittags vertreten wurde [2]), da bis dahin gar keine gegenüber früher ändernden, bestimmteren Nachrichten eingegangen waren, so war dies, wie schon dargelegt, entschieden berechtigt. Die gleiche Zurückhaltung, um nicht ungünstige Verhältnisse „unnötigerweise“ in Kauf zu nehmen, äußerte sich gegenüber den Metzer Korps, deren Wegziehen Moltke aufs äußerste hinausschieben wollte.

Wenn nun aber am 26. August mittags in Bar le Duc das Oberkommando der 3. Armee selbst nach Norden drängte, obwohl eigentlich diese Armee das unmittelbarste Interesse daran haben mußte, daß ihr Moltke einen eventuellen Umweg mit allen seinen Nachteilen ersparen wollte, so konnte ja Moltke schließlich nachgeben, um eine Verstimmung zu vermeiden, wie es Verdy durchblicken läßt. Er selbst hätte die überlegene Ruhe und Sicherheit besessen.

So kam es am 26. August mittags zu dem vollen Entschluß zum Rechtsabmarsch des ganzen Heeres. Moltke schlug dabei hin-

---

[1]) „Befohlen“ ist nach Mil. Korr. 205 (25. August 11° vorm.) übrigens die Richtung nicht auf „Paris“, sondern gegen die Armee Mac Mahons bei Reims! Ebenso Generalstabswerk S. 992: „. . . . . bereit, mit dem linken Flügel auf Reims weiter . . . . .“

[2]) Von Blumenthal nur in ungenauer, mehr allgemeiner Ausdrucksweise als „Marsch auf Paris“ bezeichnet.

sichtlich des Gros der 3. Armee in der Tat den von Palat gewünschten Mittelweg ein, indem gestattet wurde, den Rechtsabmarsch schon jetzt einzuleiten. Der Mittelweg wurde, obwohl er nach dem Befehl vom 25. August 11⁰ abends vorbereitet sein konnte, von dem drängenden Oberkommando der 3. Armee zwar nicht ergriffen, worauf Moltke mit Recht gerechnet zu haben scheint[1]).

Als am Abend des 26. August endlich die erste positive Meldung über das Anfühlen des Gegners bei Grand Pré eingelaufen war, erschien die Tatsache, daß die Franzosen von Reims gegen Nordosten abmarschiert waren, sicher, wenn aus diesem einen Antreffen des Gegners auch noch nicht zu erkennen blieb, wie weit dieser Marsch schon gediehen war. Der radikale Entschluß zum Marsch auf Damvillers war daher immer noch geboten; die 3. Armee konnte naturgemäß nur links gestaffelt folgen. (Schluß folgt.)

XXI.

Lehre vom Treffen im Abteilungsfeuer der Infanterie.

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

Seit nunmehr sechszehn Jahren habe ich mich bemüht, die Regeln für das gefechtsmäßige Schießen der Infanterie auf eine wissenschaftliche Grundlage, nämlich die Gesetze der Streuung oder — mathematisch ausgedrückt — der Wahrscheinlichkeitslehre zu stellen. Wohl hatte ich die Genugtuung, daß der Oberstleutnant Freiherr von Zedlitz-Neukirch, ein hervorragender Ballistiker und langjähriges Mitglied der Gewehr-Prüfungskommission, die gleiche Methode der Untersuchung anwandte und, wenn auch in Einzelfragen eine etwas abweichende Ansicht vertretend, in der Hauptsache zu denselben Ergebnissen gelangte. Aber im großen und ganzen war der Erfolg gering, da viele und namentlich sehr einflußreiche Stellen sich diesen Untersuchungen gegenüber sehr ablehnend verhielten und sie als „graue Theorie", ja „gelehrten Unsinn" bekämpften. So blieb der Fortschritt auf diesem Gebiete in Deutschland fast ganz aus, während die Schießvorschriften des Auslandes

[1]) In Mil. Korr. 218 wird für 27. August befohlen, den Marsch auf St-Menehould „fortzusetzen".

auf den längst anerkannten Gesetzen der Wahrscheinlichkeitslehren fußten.

Im Jahre 1904 veröffentlichte Hauptmann Krause als Mitglied der Gewehr-Prüfungskommission eine kleine, viel beachtete Studie: „Die Gestaltung der Geschoßgarbe der Infanterie beim gefechtsmäßigen Schießen" in der er, gestützt auf amtliches Versuchsmaterial, ebenfalls die Wahrscheinlichkeitslehre auf verschiedene schießtaktische Fragen anwendete. Die seitdem erschienenen Schießvorschriften der Infanterie brachten auch manche sehr wertvolle Angaben über die Streuungen im Abteilungsfeuer, zogen aber keine weiteren Folgerungen daraus. Die Schrift Krauses stützte sich auf Versuchsergebnisse, die mit dem Gewehr 88 erreicht waren; sie ist also inzwischen veraltet, war es sogar schon sehr bald nach ihrem Erscheinen und vermochte daher keine tiefgehende Wirkung auszuüben.

Darum es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß der Hauptmann Neithardt in einer soeben erschienenen Schrift: „Die Lehre vom Treffen beim Abteilungsfeuer der Infanterie"[1]) die Gesetze der Streuung und die daraus abgeleiteten Gesetze über die Treffwahrscheinlichkeit von neuem behandelt und sich dabei auf die mit dem S-Geschoß ausgeführten Versuche stützt. In einer Besprechung der neuen Schießvorschrift für die Infanterie (Januarheft 1910) hatte ich unter Hinweis auf das vor dreißig Jahren erschienene Buch des bayerischen Hauptmanns Mieg: „Die Verwendung des Infanteriegewehrs M/71" den Wunsch ausgesprochen, das Kriegsministerium möge der deutschen Infanterie nochmals ein solches Buch spenden. In seinem ganzen Umfange ist dieser Wunsch nicht in Erfüllung gegangen; aber es ist sehr erfreulich, daß die Schrift des Hauptmanns Neithardt nicht nur unter Benutzung amtlichen Materials, sondern mit Genehmigung des Preußischen Kriegsministeriums veröffentlicht werden konnte. Der Verfasser darf als besonders geeignet für die Abfassung der Schrift gelten; er gehört der Bayerischen Militärschießschule an und ist zur Preußischen Gewehr-Prüfungskommission kommandiert.

Über den Inhalt der Schrift brauche ich nicht viel zu sagen; er deckt sich durchaus mit dem, was ich in der zweiten Auflage meiner „Schießlehre für die Infanterie" ausgesprochen habe. Nur wird hier dem Leser nicht die Entwickelung und Begründung, sondern die fertige Lehre gegeben; es sind außerdem einige mir noch nicht bekannte Versuchsergebnisse benutzt. In der Lehre von

---

[1]) Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Großh.

den Trefferreihen ist ein kleiner Unterschied vorhanden. Ich habe die Rechnungen so angestellt, als ob der beabsichtigte Treffpunkt (Zielmitte) zugleich der Haltepunkt wäre, während Hauptmann Neithardt von dem Haltepunkt „Ziel aufsitzen" ausgeht. Die Rechnung, die freilich der Leser nicht auszuführen braucht, ist dadurch erheblich umfangreicher geworden; das Resultat weist nur für Ziele von großer Höhe auf nahen Entfernungen und bei vorzüglichen Schützen mit sehr kleiner Streuung gewisse Unterschiede von meinen Berechnungen auf, die für die Praxis ohne jede Bedeutung sind.

Der Verfasser hat die Trefferreihen und die Treffwahrscheinlichkeit für die verschiedenen Ziele nicht nur für die Streuung, die bei den Versuchen vorlag, errechnet, sondern auch ermittelt, wie sich die Wirkung stellt (unter Annahme einer Streuung, die viermal so groß ist als sie „mittlere Schützen" bei den Versuchen gezeigt haben. Das ist eine Streuung, wie sie wohl kaum im Frieden vorkommt, sich aber der des Ernstfalles sehr nähert. Es ist interessant, daß man bei solcher Streuung das Gelände in ausreichender Tiefe mit einem Visier unter Feuer halten kann. Bei Friedensübungen würde man beim Schießen mit nur einem Visier bisweilen sehr hohe, meist aber außerordentlich wenig Treffer erreichen.

Sehr dankenswert ist die Veröffentlichung der Schußtafel für das S-Geschoß. Die Offiziere, die ballistische Untersuchungen anstellen wollen, haben nunmehr eine zuverlässige Grundlage, auf der sie weiter bauen können.

Wird die Schrift, wie sie es verdient von den Offizieren der Infanterie gründlich studiert — eine Sophalektüre ist sie nicht — so kann sie großen Nutzen stiften. Ich möchte den Regimentskommandeuren empfehlen, besonders geeignete Offiziere zu beauftragen über einige Kapitel Vorträge zu halten und dann an den Vortrag eine Besprechung anknüpfen zu lassen. Dadurch würde sich das Interesse an den schießtaktischen Fragen sehr beleben.

XXII.

Unterstützung der Angriffsinfanterie durch Artillerie.

Von

Richter, Generalmajor z. D.

In Frankreich studiert man die Frage, wie die Lehre vom Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie im Gefecht zweckmäßig für den Gebrauch zu gestalten sei, mit besonderem Eifer. Bekanntlich wird dort in maßgebenden Kreisen die Ansicht vertreten, daß zur Unterstützung der Infanterie für den Angriff besondere Batterien bereitzustellen seien, die als ihren eigensten Gefechtszweck die Aufgabe zugewiesen erhalten, der Infanterie beim Vormarsch entgegenstehende Hindernisse zu bekämpfen; selbst unter Feuer genommen, sollen sie sich dadurch nicht ablenken lassen, sondern unter dem Schutz der Schilde ausharren und ihre Entlastung von den Gegenbatterien [1]) erwarten. Diese sind schußbereit in Lauerstellung gedacht, sollen ihre Tätigkeit gründlich vorbereitet haben und dadurch in der Lage sein, jedes auftretende Ziel schnell und mit ausreichender Wirkung beschießen zu können. Jede Batterie würde eine Frontbreite von etwa 200 m in kürzester Zeit so mit Geschossen überschütten können, daß einer ungedeckt in dem betreffenden Raume erscheinenden Truppe die Freiheit des Handelns verloren ginge. In Stellung befindliche Schildbatterien wären mit Rafales zuzudecken und dadurch sowohl in ihrer Feuertätigkeit als in ihren Bewegungen zu lähmen.

Der Urheber dieser Anschauungen ist General Percin. Der von ihm angeknüpfte Faden ist von zahlreichen Schriftstellern weitergesponnen. In den Manövern und besonderen Übungen wurde der Versuch gemacht, zu ermitteln, wann die Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie einsetzen solle und wie sie rechtzeitig und sicher auszulösen sei. Man hat zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses und des Meinungsaustausches Offiziere von der einen zur anderen Waffe kommandiert, ein Vorgehen, das nach dem Urteil verschiedener Berichterstatter anerkennenswerte Früchte gezeitigt hat,

---

[1]) Das inzwischen erschienene Règlement provisoire de manœuvre de l'artillerie de campagne hat die Bezeichnung „Gegenbatterien" und „Infanteriebatterien" nicht aus dem früheren Reglement übernommen. Hier ist sie der Kürze des Ausdrucks wegen beibehalten.

wie dies auch von General Percin bei den letzten großen Manövern in der Picardie ausdrücklich anerkannt wurde.

Neuerdings ergreift Oberst Lalubin von der Infanterie im Spectateur Militaire 1910, Heft 476—483, unter der Überschrift „Dans quelle mesure l'infanterie peut-elle compter sur l'artillerie pour appuyer son attaque?" das Wort zur Sache. Seine breit angelegten, eingehend begründeten und vielfach auf eigenen Beobachtungen beruhenden Anschauungen verdienen deshalb besondere Beachtung, weil er als Apostat auftritt, der trotz aller Hochachtung vor der Autorität eines Percin weder von den Mitteln zu dauernder Verbindung beider Waffen zwecks Betätigung des Zusammenwirkens viel hält, noch die Wirkung der Infanteriebatterien hierbei hoch einschätzt.

Bekanntlich unterscheidet man in Frankreich eine „liaison par le haut" und eine „par le bas". Durch jene, auch als „moralische" Verbindung bezeichnet, regelt der Führer die Übereinstimmung der Gefechtstätigkeit der verschiedenen Unterabteilungen in einheitlichem Sinne. Durch diese, meist „materielle" Verbindung genannt, sollen sich die für den gegebenen Gefechtszweck zusammengefaßten Truppen der Infanterie und Artillerie zu gemeinsamem Handeln ins Einvernehmen setzen; als Verbindungsglied zwischen beiden Waffen dienen Artillerieoffiziere, die mit der Infanterie vorgehen und deren Bedürfnissen entsprechende Weisungen an ihre Truppe geben. So will man erreichen, daß die Wirkung der Artillerie auf diejenigen Ziele gelenkt wird, die sich der mit ihr verbundenen Infanterie entgegenstellen, und daß das Feuer je nach Dringlichkeit der Lage an- und abschwillt. Daß hierbei die Rechtzeitigkeit und Richtigkeit der Verständigung eine große Rolle spielen müssen, liegt auf der Hand.

Die Einwände, die General Percin selbst in seiner „Liaison des armes" gegen die verschiedenen, der Verbindung dienenden Mittel erhebt, teilt Lalubin mit vollem Recht. Denn Sehzeichen können bei dunstiger Luft und unübersichtlichem Gelände versagen; sie lassen, zu längeren Weisungen gebraucht, leicht Mißverständnisse zu. Das Telephon wird nicht selten Beschädigungen ausgesetzt und deshalb seine Benutzung dann für länger ausgeschaltet sein, auch erschwert das Geräusch der Schlacht wahrscheinlich das Verstehen der aufgegebenen Aufträge. Das verhältnismäßig zuverlässigste Mittel für Verständigung über längere Weisungen bilden Postenketten oder Meldereiter, durch die allein auch die Beförderung der zur Sicherheit schriftlich ausgefertigten Mitteilungen möglich ist. Allein sie arbeiten im Gegensatz zu Sehzeichen und Telephon zu langsam. Soll aber die Gunst des Augenblickes ausgenutzt werden, so kommt es

auf Schnelligkeit der Verständigung an. Der Schöpfer der Verbindungsidee, Percin, hat deshalb auch empfohlen, stets zwei Eisen im Feuer zu haben, um je nach Umständen das eine oder das andere gebrauchen zu können. Immerhin bleibt der Einwand gerechtfertigt, daß, wenn Sehzeichen ausgeschlossen und Telephonleitungen nicht zur Stelle oder beschädigt sind, die Verbindung durch Meldereiter usw. bei größerem Abstande zwischen Infanterie und Artillerie häufig zu spät einsetzen wird. Und auch das Bedenken läßt sich nicht beseitigen, daß die Zuweisung eines in engeren Grenzen gehaltenen Zieles an die weit entfernt stehende Artillerie versagen kann, weil es ihr wesentlich anders erscheint als der vorn befindlichen Infanterie.

Anderseits bleibt die Tatsache bestehen, daß sich die Japaner im letzten Feldzuge der Sehzeichen und des Telephons zur Verständigung der Artillerie über die Vorgänge in vorderster Linie erfolgreich bedient haben, soweit bekannt allerdings nur zu dem Zweck, ein Verlegen des Feuers zu veranlassen, sobald eine Gefährdung der eigenen Infanterie eintreten konnte. Dazu genügten wenige, einfache Zeichen. Ob es gelingen wird, von Fall zu Fall die Unterstützung der Artillerie auszulösen, sobald der Gegner gelähmt oder geblendet werden soll, um dadurch erneutes Vorgehen der Infanterie zu begünstigen, oder sofern das Feuer auf ein Ziel zu verlegen ist, das deren Bewegungen stört usw., dürfte erst der Ernstfall erweisen. Wenn General Percin davor warnt, die Wichtigkeit des Verbindungsmechanismus zu hoch einzuschätzen, und glaubt, daß zwei im Zusammenwirken geübte und von der Notwendigkeit materieller Verbindung überzeugte Truppen das geeignete Verfahren, sich ins Einvernehmen zu setzen, leicht ausfindig machen würden, so werden derart geschulte Truppen in Anwendung der Mittel wohl findiger, aber schwerlich in der Lage sein, dort, wo die gewohnten versagen, die ausnahmsweise für den besonderen Fall geeigneten und erst neu zu schaffenden einzusetzen.

Aus allem geht hervor, daß von der materiellen Verbindung zwar viel, aber nicht alles erwartet werden darf, und daß sie nach dem Grundsatze gehandhabt werden muß: im Kriege verspricht nur Einfaches Erfolg. Das gilt auch von Zuweisung der der Infanterie lästigen Ziele von vorn her. Sie dürfen nicht zu eng begrenzt sein, sollen Mißverständnisse möglichst ausgeschlossen werden. Es läßt sich wohl erreichen, einen bestimmten Abschnitt erkennbar zu machen, nicht ebenso, die Lage eines seiner kleinen Teile kurz und für die entfernte Artillerie zwingend zu übermitteln. Die Forderung, beide Schwesterwaffen so häufig zusammen üben zu lassen, daß sie lernen mit gleichen Augen zu sehen, kann zu keinem kriegsbrauchbaren

Ergebnis führen, weil sich im Ernstfalle bei der Erregung der Nerven häufig ganz andere Eindrücke bilden, als in Ruhe während des Friedens.

Scharf wendet sich Lalubin gegen die Forderung, daß die Angriffsinfanterie, wenn die Verbindung zu ihrer Artillerie erst nach längerer Zeit hergestellt werden kann, ihre Bewegung unterbrechen müsse, bis sich beide Teile völlig ins Einvernehmen gesetzt hätten. Darunter müsse der Offensivgeist der Infanterie leiden und der günstige Augenblick für aussichtsreiches Zugreifen könne verloren gehen. Es gäbe sehr wohl Lagen, in denen die Infanterie, begünstigt durch die Verhältnisse, auch ohne Unterstützung durch Artillerie einen Vorteil wahrnehmen könne und müsse. Unter Umständen werde die Artillerie überhaupt nicht in der Lage sein, die an sich wünschenswerte Hilfe bringen zu können. Die Forderung des grundsätzlichen Zusammenwirkens, gleichviel ob durch die Verhältnisse gerechtfertigt oder nicht, werde durch Manöverkritiken, wie: „Man hat Ihre Artillerie nicht gehört“ oder „Sie haben angegriffen, ohne unterstützt zu sein“, fortlaufend in Erinnerung gebracht und verschärft.

Um seine Ansicht zu stützen, führt Lalubin einen von ihm miterlebten Fall an, in dem angreifende Infanterie in unübersichtlichem Gelände den Verteidiger, als er sich erst zur Abwehr des Vorstoßes anzuschicken im Begriff ist, überfällt; sie habe dazu mit Recht nicht erst die Vorarbeit der Artillerie abgewartet. Ob der Leitende hierzu eine der erwähnten Bemerkungen machte, ist nicht ersichtlich. Tat er es, war er schlecht unterrichtet. Der Führer der Infanterietruppe hätte vor ein Kriegsgericht gehört, wenn er nicht ohne Zaudern zugegriffen hätte. Man wird sich aber auch zahlreiche Lagen denken können, wo sich die Infanterie in Geduld fassen muß, bis die Artillerie verständigt ist und ihre Schuldigkeit getan hat. Der vorn befindliche Kommandeur der Infanterie hat es im übrigen ganz in seiner Hand, je nachdem er die Lage beurteilt, entweder die sich bietende Gelegenheit zu selbständigem Handeln auszunutzen oder die Hilfe der Artillerie auszulösen und ihren Erfolg abzuwarten.

Ob die von Lalubin beanstandeten kritischen Bemerkungen Vorgesetzter nicht deshalb berechtigt waren, weil sie die betreffende Gefechtslage so ansahen, daß sie Unterstützung durch Artillerie für angezeigt hielten, sei dahingestellt. Im allgemeinen scheint aber die Neigung zu bestehen, schematisch ein Zusammenwirken auch da zu fordern, wo es nicht geboten ist. Das erhellt aus den Bemerkungen

des Kriegsministers zu den Armeemanövern 1909[1]). Nach ihnen wird eine grundsätzliche Unterweisung der Unterführer durch den Befehlshaber über die Lage und seine Absichten verlangt, damit sie nicht immer auf Befehle zu warten brauchen und zu selbständigem, den Umständen angemessenem Handeln befähigt sind. Die Vervollkommnung der materiellen Verbindung dürfe nicht zu ängstlichem Abwarten, zum Unterbinden der Selbständigkeit führen, sonst wäre sie schädlich und müsse bedauert werden. Der Berichterstatter fügt hinzu, daß die Armee mit dieser Bemerkung, die der moralischen Verbindung vor der materiellen den Vorrang gibt, sehr einverstanden sei, da die Flut der materiellen Verbindungsmittel die moralische Verbindung in den letzten Jahren etwas in den Hintergrund gedrängt habe.

Ferner lassen die Ausführungen des Verfassers erkennen, daß die Unterstützung der Infanterie durch die Artillerie doch noch mehr Lücken aufweist, als man uns glauben machen will. Auf Grund von Wahrnehmungen in mehreren Manövern behauptet er, daß die Artillerie noch nicht gelernt habe, ihre Tätigkeit nach den taktischen Zwecken zu regeln. An dieser Tatsache sei nicht zu zweifeln, gleichviel, ob sie ihre Ursache in der Gewohnheit, in dem Streben, sich der Sicht zu entziehen, oder im schnellen Verlauf der Manöver habe. Auch für diese Erscheinung wird die Besprechung durch die Vorgesetzten verantwortlich gemacht, weil das Verhalten der Artillerie stets danach beurteilt werde, ob sie sich gezeigt hätte. Ihre Sorge sei deshalb vornehmlich auf Deckung gerichtet und habe zur Folge, daß der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in den Artilleriekampf verlegt werde. Man sähe die beiderseitigen Artillerien erhöhte Stellungen hinter dem Kamm der Erhebungen wählen, sich herumschießen und zu sehr die feindliche Infanterie vernachlässigen. Zuweilen würden auch die Stellungen vor dem Eintritt der eigenen Infanterie ins Gefecht gewählt, wodurch ihre Tätigkeit von derjenigen der Artillerie in Abhängigkeit gerate. Die Zielzuweisung durch die liaison par le bas gehe vielfach, wie schon angedeutet, so ins einzelne, daß sie die Artillerie unmöglich zutreffend erfassen könne, und das Ein- oder Ausschalten ihrer Mitwirkung erfolge mehr schematisch, als nach den Umständen bemessen.

Aus den Behauptungen Lalubins läßt sich so viel entnehmen, daß seine Landsleute bei Anwendung der liaison par le bas in Künsteleien verfallen sind. Das Erforschen aller Einzelheiten hat

---

[1]) Vgl. Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, 1910, Novemberheft, S. 439.

durchaus Berechtigung; geht es aber in das Gebiet der Künsteleien über und nimmt starre Formen an, so ist es nicht mehr kriegsmäßig. Im Ernstfalle nutzen nicht Regeln, sondern ein den Umständen angemessenes Handeln. Dazu gehört allerdings Schulung, vor allem aber praktischer Blick und die Fähigkeit, das als zweckmäßig Erkannte gewandt in die Tat umzusetzen.

In der Schlußkritik zu den Manövern 1909 hat nach dem Spectateur militaire General Trémeau die Bemerkung gemacht: „Wir sind große Theoretiker, aber manchmal weniger gute Praktiker.“ Die vom Spectateur daran geknüpfte Bemerkung: „Es ist höchste Zeit, auch die letztere Qualität sicherzustellen“ erscheint nicht ganz unberechtigt.

Aber selbst dann, wenn die Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie den gewollten Zweck erfüllen könnte, stände es nach Lalubin überhaupt nicht in der Macht der Infanteriebatterien, die erforderliche Unterstützung dann mit Sicherheit zu gewährleisten, wenn sie die Schwesterwaffe am dringendsten benötigt.

Von vornherein entstehen ihm Bedenken darüber, ob sich die Entlastung der Infanterie- durch die Gegenbatterien, wie beabsichtigt, durchführen lassen werde. Befinde sich die feindliche Artillerie in verdeckter Stellung, so könne sie die Infanteriebatterien bearbeiten, ohne darin nennenswert gestört zu werden. Dieser Umstand falle dann besonders schwer ins Gewicht, wenn sich die Infanteriebatterien zu offenem Auffahren gezwungen sahen, was durch die Verhältnisse sehr wohl bedingt sein könne.

Das ist ein Einwand, der als berechtigt anerkannt werden muß, nur fragt es sich, ob er nicht durch eine andere Verwendung der Artillerie gegenstandslos zu machen oder wenigstens stark abzuschwächen wäre. Der Einteilung in Infanterie- und Gegenbatterien haftet unbedingt etwas Starres, Schablonenhaftes an; noch bevor die Verhältnisse genügend geklärt sind, wird über Teile der Artillerie zu bestimmten Zwecken verfügt. Demgegenüber verdient die Entwickelung einer möglichst großen Geschützzahl, um die Feuerüberlegenheit über die feindliche Artillerie zu erlangen, den Vorzug. Der Ausfall dieses Versuches wird die Feuerleitung in den Stand setzen, sich zu entscheiden, welche Kräfte sie zur Erleichterung des Vorwärtskommens der Infanterie einsetzen muß, welche sie zur weiteren Beschäftigung der gegnerischen Artillerie verfügbar behält. Dann erst ist der Augenblick gekommen, wo man bestimmte Batterien mit der unmittelbaren Unterstützung der angreifenden Infanterie beauftragen kann. Es läßt sich annehmen, daß diese Batterien einen schweren Stand haben werden, zumal wenn sie erkennbar sind.

Sie zu entlasten, ist Sache der Feuerleitung, der die Aufgabe um so eher gelingen wird, je größer die Zahl der ihr zur Verfügung stehenden Geschütze von vornherein war, Ausbildung und Material auf beiden Seiten als gleich angenommen.

Der Einwand, daß die anfangs auf 4000—5000 m Abstand aufgefahrenen Infanteriebatterien beim Vorgehen auf nähere Entfernung gefährdet seien, kann doch nur dann als berechtigt angesehen werden, wenn es an ausreichender Deckung fehlt. Bietet sie sich aber, sei es durch das Gelände, sei es durch unsichtige Luft, so werden die Stellungen von vornherein auf wirksamerer Entfernung gewählt werden. Dadurch tritt eine Verkürzung des Abstandes zur Infanterie ein, auch kann sich ein Stellungswechsel vermutlich ohne erhebliche Verluste vollziehen. Je kleiner jener Abstand, desto schneller und sicherer läßt sich die Verbindung mit der Infanterie herstellen, desto leichter sind die dieser gefährlichen Ziele zu erkennen. Ein Gelände aber, das nicht bis an den wirksamen Gewehrbereich — ein näheres Herangehen wird selten nötig sein — einige Deckung bietet, dürfte zu den Ausnahmen gehören. Schließlich besitzt die Artillerie auch in beschleunigter Gangart und geschützweisem Anmarsch ein Mittel, eingesehene Abschnitte ohne allzugroße Gefahr zu durchschreiten. Wesentlich allerdings bleibt es, daß das Einnehmen der neuen Stellung möglichst ungestört vor sich gehen kann.

Immerhin bleibt das Begleiten des Infanterieangriffs eine der schwierigsten Aufgaben. Um sie mit einiger Wahrscheinlichkeit des Gelingens auszustatten, ist vorgeschlagen, die für den Zweck nötig gehaltene Zahl von Batterien frühzeitig nahe dem Angriffsfelde vorzuschieben und sie auffahren zu lassen, sobald ihre Stellung erkundet und ausreichend durch Infanterie gesichert ist. Mag dazu auch das Einschlagen von Umwegen nötig werden und längere Zeit darüber vergehen, wenn nur die Schußbereitschaft unbemerkt vom Feinde erlangt ist, sobald die Nahunterstützung erfordert wird. Ein Erscheinen der Batterien in vorderster Linie, wie es Lalubin zu materieller und moralischer Unterstützung für nötig hält, darf nicht gefordert werden. Die Geschütze, die eine solche Annäherung bei Tage versuchten, würden aller Voraussicht nach nicht weit kommen und eher den umgekehrten als den gewünschten Eindruck auf die Infanterie hervorrufen. Für die Wirkung der Artillerie macht es wenig aus, ob sie auf 2000 oder 1000 m feuert, wenn sie nur Freund und Feind unterscheiden kann. Für das Überschießen der sich zum Sturm heranarbeitenden Angreifer ist ein größerer Abstand sogar vorteilhaft. Sie ist dann immer noch in der Lage, bei günstigem Ausgang des Sturmes schnell in die genommene Stellung voreilen

zu können, um ihre Behauptung sichern zu helfen, bei ungünstigem der zurückflutenden Infanterie einen Rückhalt zu gewähren.

Ob die Begleitbatterien verdeckt oder offen in Stellung gehen, hängt von den Umständen ab. Sofern sie es mit stehenden Zielen zu tun haben und sich Deckung bietet, werden sie diese ausnutzen und darin kaum schlimmer dran sein, als auf größerem Abstande. Offen aufgefahren, wird ihr Schicksal davon abhängen, mit welchem Nachdruck sie durch ihre Artillerie entlastet werden können und ob der Verteidiger gegen die durch Schilde geschützte Besatzung wirksame Geschosse besitzt.

Die Mitwirkung der Artillerie beim Begleiten des Angriffs wird also nicht allgemein so aussichtslos beurteilt werden dürfen, wie es Lalubin tut. Ist doch auch das frühzeitige Bereitstellen von Batterien für den Nahkampf in der Schlacht am Schaho von den Japanern erfolgreich angewendet worden, ein Beispiel, das der Beachtung und des Nacheiferns wert erscheint. Es findet sich in Heft 45/46 der Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften erwähnt, einer Quelle, die wohl als eine der zuverlässigsten über das gewaltige Ringen im fernen Osten gelten darf. Am 14. Oktober 1904 sind drei Feldabteilungen eingesetzt, um das russische Artilleriefeuer von dem Angriff der 11. Infanteriebrigade gegen die Höhen östlich von Wahoputsy abzulenken, während sich einige Batterien bereithalten, das Vorgehen zu begleiten. Im einzelnen ist über ihren Anteil nur gesagt, daß sie zur Sicherung der genommenen Stellung schnell zur Hand waren, woraus jedenfalls hervorgeht, daß sie es verstanden haben müssen, sich heranzuhalten und sich ihre Bewegungsfähigkeit zu sichern.

Wer mit dem Verfasser der Auslassungen im Spectateur seinen Betrachtungen ein weithin deckungsloses Gelände zugrunde legt, das der Angreifer zu durchschreiten hat, während es vom Verteidiger mit ungeschwächtem Feuer überschüttet wird, muß die gleichen Verhältnisse für alle Waffen annehmen. Dann wird man auch der Infanterie nicht die Möglichkeit zugestehen dürfen, sich bei Tage bis zur Sturmstellung an die Einbruchstelle heranzuarbeiten. Erst unter dem Schutz der Nacht wird ihr das gelingen und dann ebenso der Artillerie das Einnehmen vorgeschobener und vorbereiteter Stellungen.

Unbedingt ablehnend verhält sich Lalubin gegen den Wert der Unterstützung während des Sturmes. Die Weisungen der Reglements, die Artillerie könne ihr Feuer mit Schrapnells im Bz so lange fortsetzen, bis sich die vorderen Linien auf etwa 300 m der feindlichen Infanterie genähert haben, hält er wegen der damit verbundenen Gefährdung des Angreifers für undurchführbar. Die liaison par le bas sei zu

unsicher, die Linien beider Gegner an verschiedenen Stellen ungleich weit auseinander und zu schwer zu unterscheiden. In ebenem Gelände hält er 500 m für das Mindestmaß, um Verluste durch eigenes Feuer auszuschließen. Dieser unter den obwaltenden Verhältnissen große Abstand müsse von der Infanterie im feindlichen Gewehr- und Geschützfeuer zurückgelegt werden, das der Verteidiger in dem Augenblick, wo sich die Angriffsartillerie gegen die herangezogenen Reserven wendet, erneut aufleben läßt. Das Einrücken der Reserven könne nicht verhindert werden, da sie bereits nahe in Deckung herangezogen sein dürften und von dort in angelegten Gräben geschützt zur vordersten Linie vorrücken könnten. Der Verteidiger erhalte also einen Zuwachs an frischen Kräften und an Stärke seines Gewehrfeuers zu der Zeit, wo die stürmende, auf sich allein angewiesene Infanterie sich in kritischer Lage befindet; die Unterstützung durch ihre Artillerie setze hier ganz aus, da diese ihre Munition hinter die feindlichen Linien verknalle. Den Einfluß etwaigen Steilfeuers auf die Deckungen des Verteidigers fertigt der Verfasser kurz mit der Behauptung ab, daß es sehr schwer sei, mit der erforderlichen Genauigkeit zu schießen. Könne die Artillerie der zum Sturm ansetzenden Infanterie nicht aus Flankenstellungen vorarbeiten, was doch nur bei nicht angelehnten Truppen ausführbar sei, so wäre für die vorliegende Gefechtshandlung nur von Maschinengewehren die dringend nötige Hilfe zu erwarten.

Die in unserem Reglement für Fortsetzung des Feuers angegebene Grenze von 300 m beruht auf Versuchen, die in dem Russisch-Japanischen Kriege ihre Bestätigung erfahren haben. Die ausgesprochenen Bedenken des Verfassers sind deshalb nicht geeignet, sie in Frage zu stellen. Es muß natürlich alle erdenkliche Vorsorge getroffen werden, daß nicht einzelne Schüsse in die eigene Infanterie fallen, denn deren Lage müßte als verzweifelt gelten, erhielte sie von Feind und Freund gleichzeitig Feuer. Im Russisch-Japanischen Kriege sollen solche Fälle vorgekommen sein. Das darf aber nicht Anlaß geben, die besprochene Art der Unterstützung früher, als in den Geschoßstreuungen begründet, einzustellen und so den Todeslauf der Infanterie über Gebühr zu verlängern. Nebenbei bemerkt sei, daß die Russen den der Anschauung Lalubins genau entgegengesetzten Standpunkt vertreten. In ihrer 1910 erschienenen Anleitung zur Führung des Gefechts durch die Infanterie stellen sie es als besser hin, einige Verluste durch die eigene Artillerie in den Kauf zu nehmen, als das Ziel des Angriffs nicht zu erreichen. Wer aber will die Verantwortung dafür übernehmen, daß nur einige und nicht, wie wahrscheinlich, viele Verluste eintreten? — Die Franzosen halten für das

Bz-Feuer allerdings an dem Abstande von 500 m fest, glauben aber dafür das Az-Feuer unter günstigen Umständen fast bis zum Zusammenstoß in häufigen Fällen fortsetzen zu dürfen.

Gewiß wird der Verteidiger bemüht sein, seine Reserven dicht hinter der vordersten Linie gedeckt bereit zu stellen und ihr Herankommen zu dieser zu sichern. Besitzt aber der Angreifer keine Mittel, um den so verwendeten Reserven beikommen zu können? Ebenso wie er verdeckte Batterien mit Granaten im Bz- oder im Steilfeuer erreichen kann, so doch erst recht Truppen, die des Schutzes der Schilde entbehren, vorausgesetzt, daß ihre Stellung mit annähernder Genauigkeit erkannt oder geschätzt werden konnte. Erst wenn die Truppen in stark eingedeckten Unterständen gesichert wären und es darauf ankäme, diese zu treffen, würde die Genauigkeit des Steilfeuers in Betracht kommen. Für diesen Fall muß zugegeben werden, daß ohne genaue Kenntnis der Lage und ohne genügende Beobachtungsmöglichkeit auf Treffer kaum zu rechnen ist. In der Regel aber wird es genügen, den betreffenden Abschnitt mit Steilfeuer zu bearbeiten. Wer eine durch Haubitzgranaten zugerichtete Stellung von einer der verfügbaren Munitionsmenge angemessenen Ausdehnung zu sehen Gelegenheit hatte, kann sich der Ansicht nicht verschließen, daß ihre Besatzung nicht lange darin ausdauern kann, selbst wenn einzelne Unterstände unberührt geblieben sein sollten. Angemessene Zeit und Munitionsmengen sind allerdings nötig. Sind sie vorhanden, so darf mit einem Hinausschießen des Gegners, einem Sturmreifmachen gerechnet werden. Und wenn Lalubin annimmt, daß im Kampf um Ortschaften durch Artilleriefeuer nur deren Saum unhaltbar gemacht und der Hauptwiderstand erst im Innern, in einzelnen zu Reduits umgewandelten Gehöften oder Gebäuden fortgesetzt werde, so dürften es bei hartnäckiger Gegenwehr auch dann wieder Geschütze sein, die, auf den Straßen gegen das Bollwerk herangeführt, den Verteidiger am schnellsten zur Übergabe zwingen.

Daß seitliches, womöglich bestreichendes Artilleriefeuer die beste Unterstützung für die Sturmtruppen sein würde, ist ohne weiteres zuzugeben. Wie es sich Geltung verschaffen kann, schildert Generalleutnant Sir Jon Hamilton in seinem während des Russisch-Japanischen Feldzuges geführten Tagebuch. Am 26. August 1904 waren zwei japanische Gebirgsgeschütze südlich Kinchorei durch Hirsefelder gedeckt bis auf etwa 1,5 km an den rechten Flügel der Russen herangekommen. Sie entsandten eine Granate nach der anderen in die feindlichen Schützengräben und die Besatzung begann auf der ganzen Linie zu weichen. Also auch hier ein Hinausschießen

und noch dazu mit sehr einfachen Mitteln! Aber solche Gelegenheiten sind selten und bieten sie sich ausnahmsweise, so wird die Wirkung, wenn, wie wahrscheinlich, Schulterwehren angelegt sind, in Zukunft keine so durchschlagende, wie vorstehend geschildert, sein. Immerhin dürfte bestreichendes Feuer mindestens eine stark erschütternde Wirkung ausüben.

So gering, wie von Lalubin veranschlagt, ist die Unterstützung der Angriffsinfanterie durch die Artillerie also nicht einzuschätzen, Taktisches Verständnis für das Zusammenwirken mit der Infanterie, tüchtige Schießausbildung, sorgfältige Erkundung von Ziel und Gelände, vorsichtiges Ausnutzen jeder sich bietenden Deckung und wo möglich überlegenes Material werden der Artillerie noch immer die Möglichkeit verschaffen, sich ihren vollen Anteil am Gelingen des Angriffs zu sichern. Auf die Idee des Verfassers, an ihrer Stelle für den Nahkampf Maschinengewehre zu verwenden, soll hier nicht näher eingegangen werden. Es genüge der Hinweis auf den Grundsatz unseres Exerzierreglements für Maschinengewehrabteilungen, daß diese Waffe niemals die Artillerie ersetzen kann.

Die Forderung des innigen Zusammenwirkens zwischen Infanterie und Artillerie ist nicht leicht zu verwirklichen und es ist dankenswert, wenn erfahrene Offiziere ihre Kräfte zur Lösung des Problems einsetzen und Beiträge dazu liefern. Lalubin hat sich bei seiner Beweisführung offenbar von dem Gedanken leiten lassen, darlegen zu wollen, wie die Infanterie, trotz des besten Willens der Artillerie, alles zu ihrer Unterstützung daranzusetzen, oftmals auf sich allein angewiesen sein und dann außergewöhnlich hohe Opfer zu bringen haben werde. Darüber ist er, wie gezeigt, der Bedeutung der Artillerie nicht voll gerecht geworden. Das geht auch daraus hervor, daß er die durch Geschützfeuer im Russisch-Japanischen Kriege erzeugten blutigen Verluste nach Angaben, die ihm aus der Schlacht von Mukden von seiten der Japaner vorliegen, zu nur 8% der Gesamtzahl angibt. Es kennzeichnet die Schärfe der Beweisführung, wenn aus einem einzelnen, noch dazu nicht verbürgten Ergebnis allgemeine Folgerungen gezogen werden. Seit Jahren ist an der Hand der zuverlässigsten Quellen festgestellt, daß die ersten übereilt mitgeteilten und überhastet verbreiteten Verhältniszahlen der von den verschiedenen Waffen hervorgerufenen Verluste einer starken Richtigstellung bedurften und der auf die Artillerie entfallende Anteil den Russen mit 14%, den Japanern mit 18% anzurechnen sein wird. Daraus ergibt sich gegenüber den vom Verfasser beigebrachten Zahlen eine Steigerung um 100%!

Zum Schluß bleibe nicht unerwähnt, daß Oberst Lalubin die Überschätzung des französischen Feldgeschützes mit vielen seiner Kameraden teilt: „La France tient dans la balistique la tête du progrès. Notre canon de 75 mm fait merveille entre les mains de l'artilleur qui sait en jouer“ oder: „Notre canon de 75 mm est le type le plus perfectionné“. Ein solches, vor den Tatsachen nicht standhaltendes Urteil kann im Ernstfalle leicht zu unangenehmen Überraschungen führen.

XXIII.

Wellington und Blücher am 17. Juni 1815.

Von

J. v. Pflugk-Harttung.

Die Preußen waren bei Ligny geschlagen und wichen nordwärts zurück. Unter solchen Umständen mußte das Verhalten Wellingtons entscheidend werden. Um ihn über die Sachlage zu benachrichtigen, hatte Gneisenau schon in der Nacht vom 16. auf den 17. Juni Blüchers Adjutanten, Major Graf Winterfeld, abgeschickt. Dieser aber vermochte ihn nicht zu erreichen, weil er unterwegs schwer verwundet wurde [1]. Für Wellington war das Ausbleiben jeglicher Nachricht höchst peinlich. Nach Blüchers letzten Meldungen [2]) und nach dem Kanonendonner zu urteilen, schienen die Preußen die Schlacht gehalten zu haben und sich noch in ihrer Stellung bei Ligny zu befinden [3]). Da nun der Kampf auf englischer Seite gut verlaufen war und man hier schließlich sogar Boden gewonnen hatte, so beabsichtigte der Herzog, am anderen Morgen weiter anzugreifen, vorausgesetzt, daß auch Blücher es tun würde [4]). Demgemäß ließ er seine Truppen bei Quatrebras biwakieren und begab sich selber

---

1) Hofmann, Geschichte des Feldzugs 1815, S. 72, 139, 140; Nostitz, Tagebuch, S. 33; Müffling, Aus meinem Leben, S. 238.

2) Pflugk-Harttung, Vorgeschichte der Schlacht bei Belle-Alliance, S. 166. Die letzte nicht ungünstige Depesche war $8^1/_2$ Uhr bei Wellington eingetroffen; vgl. Nineteenth Century, 1893, S. 432.

3) Sagt Müffling, Geschichte des Feldzugs 1815 ausdrücklich.

4) Müffling, A. m. L., S. 239, und an sich wahrscheinlich.

mit seinem Stabe, bald nach Dunkelwerden, in das nahe Genappe, wo das Hauptquartier für die Nacht eingerichtet wurde. Auch jetzt noch wollte er Blücher vorschlagen, am nächsten Morgen gemeinsam gegen den Feind vorzugehen[1]).

Genappe war nicht lange erreicht, als sich das Gerücht verbreitete, die Preußen seien mit beträchtlichem Verluste geschlagen und zögen sich in größter Unordnung zurück. Während der Nacht erhielt Wellington weitere Nachrichten, aber keine sichere Beglaubigung[2]). Um Klarheit zu erlangen, entsandte Müffling schon bei Tagesanbruch Kundschafter, die mit der preußischen Armee in Verbindung treten sollten[3]).

Voller Ungewißheit verließ Wellington früh sein Quartier und ritt wieder nach Quatrebras zur Armee. Auch hier wußte man nichts von den Verbündeten. So schickte auch er Patrouillen nach Osten. Eine kam bis in die Gegend von Sombref und fand alles ruhig. Die Vorposten des Feindes zogen sich sogar bei ihrer Annäherung zurück[4]). Eine andere Patrouille brachte die Meldung, daß die Chaussée von den Franzosen besetzt sei[5]). Da die Zeit drängte und Wellington sich notwendig mit Blücher über das einzuschlagende Verhalten in Verbindung setzen mußte, befahl er Müfflings Adjutanten, dem Leutnant Wucherer, sofort das Hauptquartier Blüchers aufzusuchen und zu berichten, daß der Herzog bereit sei, in der Stellung von Quatrebras zu bleiben und dort die Schlacht noch heute anzunehmen, wenn die preußische Armee ebenfalls wieder vorrücken könne. Sollte dies unmöglich sein, so würde er sich in die Stellung von Mont-St.-Jean begeben und daselbst standhalten, falls er auf ein preußisches Korps zur Unterstützung rechnen dürfe[6]). Dieser Auftrag muß früher gegeben sein, als Wellington genauere Nachricht von dem Rückzug der Preußen auf Wavre erhielt; denn hätte er eine solche gehabt, so mußte er sich

---

1) Auch in dem gleichzeitigen Schlachtberichte Müfflings heißt es: „Von Quatrebras aus sollte am folgenden Tage die gemeinschaftliche Offensive gegen den Feind beginnen". Jahrb. für Armee und Marine, 1906, S. 517.

2) Suppl. Disp., X., S. 526; Nineteenth Century, 1893, S. 432.

3) Müffling, A. m. L., S. 239, spricht ausdrücklich von (mehreren) Adjutanten; es kann folglich nicht oder doch nicht ausschließlich die Sendung Wucherers gemeint sein.

4) Disp., XII, S. 480.

5) Müffling, Geschichte, S. 18. Damitz, I, S. 222, sagt, daß die Patrouillen der Engländer in Entfernung von einer Stunde auf feindliche Kavallerie gestoßen seien.

6) Hofmann, S. 139, 140.

sagen, daß eine Hilfeleistung bis Quatrebras noch an dem gleichen Tage unmöglich, sein Vorschlag also unsinnig sei[1]). Anderseits beweist der Antrag, daß die englische Heeresleitung entschlossen war, die Entscheidungsschlacht vor Brüssel zu liefern, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte; freilich und natürlich auch nur dann, denn Wellington durfte sich allein mit seiner schwächeren Armee nicht der Napoleonischen Übermacht aussetzen. Auf englischer wie auf preußischer Seite herrschte also der Gedanke des Zusammenwirkens, wie König Friedrich Wilhelm ihm schon zu Anfang des Krieges Ausdruck verliehen hatte, als er Gneisenau am 19. März beauftragte: „Sie haben mit dem Lord Wellington, der am Niederrhein und in Belgien kommandieren wird, sich in steter Verbindung zu halten“[2]). Der gleiche Gedanke gemeinsamen Handelns tritt in allen Vereinbarungen der beiderseitigen Oberfeldherren zutage, und noch am 17. Juni äußerte Blücher: „Bin ich erst mit den Engländern vereinigt, wollen wir die Sache schon zu Ende führen[3]).“

Ungeduldig mit großen Schritten ging Wellington auf der Heerstraße hin und her, als um 7½ Uhr einer seiner abgesandten Offiziere, Oberst Gordon[4]), zurückkehrte und meldete, er habe bei Tilly die preußische Nachhut getroffen und von ihr in Erfahrung gebracht, daß Blücher geschlagen sei und sich auf Wavre zurückziehe, wo er sich mit dem bisher noch unberührten IV. Korps zu vereinigen und eine neue Stellung einzunehmen gedenke[5]). Die Bestätigung des Gerüchtes von der preußischen Niederlage bewies Wellington, daß er sich vereinzelt in weit vorgeschobener Stellung befand, ausgesetzt dem Tatzenschlage Napoleons. Bei so augenscheinlicher Gefahr hätte er seines Erachtens unbedingt eine Mitteilung Blüchers von der veränderten

---

[1]) Freilich sagt Wucherer in seinem Schreiben an Hofmann, der Auftrag habe gelautet: „Ich solle sogleich nach Wavre reiten, wo vermutlich das Hauptquartier des Feldmarschalls sein oder zu finden sein würde.“ Aber abgsehen davon, daß hier nur von „vermutlich“ die Rede ist, muß bedacht werden, daß der Brief ungefähr 35 Jahre nach den Ereignissen geschrieben wurde, also nicht in allem gar zu wörtlich genommen werden darf. Wellington kann gesagt haben, in die Richtung von Wavre oder dgl. Blücher befand sich zur Zeit des Auftrages noch gar nicht in Wavre, sondern in Mellery.

[2]) Kriegsarchiv, VI, A. 31, 12.

[3]) Nostitz, Tagebuch, S. 35. Wellington schrieb an Lord Stewart am 8. Mai: „Ich bin geneigt, zu glauben, daß Blücher und ich so fest vereinigt und stark sind, daß der Feind uns nicht viel Schaden zufügen kann.“ VI D., 118, 85. Auch Gneisenaus Brief an Knesebeck enthält ähnliche Gedanken.

[4]) Ich schließe mich hier Houssaye (1815, S. 224, Anm. 4) an.

[5]) Vgl. auch Müffling, Geschichte 19.

Sachlage erwarten müssen. Daß diese nicht übermittelt war, erschien ihm als Rücksichtslosigkeit, vielleicht gar als Mangel an Bundestreue. Nach englischer Quelle soll er sich sehr ungehalten über Blücher geäußert und im ersten Zorn die Absicht gehabt haben, ohne weiteres nun ebenfalls zurückzugehen [1]. Müffling behauptet zugegen gewesen zu sein, als Gordon, den er als den Wellingtonschen Adjutanten Delancy bezeichnet [2], die wichtige Meldung vom Pferde herab machte. Der Herzog sah den preußischen Bevollmächtigten mißtrauisch an, weil er argwöhnte, er habe ihm den Hergang verschwiegen. Da fragte Müffling den Bringer der Botschaft, ob Napoleon verfolgt habe. Auf die verneinende Antwort erklärte er, Blücher scheine weniger schwer geschlagen als bloß zurückgegangen zu sein, um sich mit Bülow zu vereinigen. Immerhin könne Wellington nicht in seiner gegenwärtigen Stellung bleiben. Der Herzog setzte sich auf die Erde, zog eine Karte heraus und sagte, er werde in die vorher bereits ausgewählte Stellung von Mont-St.-Jean gehen. Beide saßen noch in der Unterhaltung am Boden [3], als ein preußischer Offizier auf schaumbedecktem Pferde herangesprengt kam [4]. Es war zwischen 7 und 8 Uhr geworden [5].

Im preußischen Hauptquartiere hatte man gemeint, Graf Winterfeld werde Wellington unterrichten. Als man dessen Verwundung erfuhr oder sich durch die Ereignisse gedrängt fand, wahrscheinlich durch den Entschluß, von Mellery nach Wavre zu marschieren, schickte Gneisenau einen jungen schneidigen Reiteroffizier, den Leutnant von Massow, zu Wellington mit einem Briefe, worin der Ausfall des Tages bei Ligny, die Anstalten für den Rückzug mitgeteilt waren und angefragt wurde, was der Herzog zu tun gedenke, ob er bereit sei, mit den Preußen angriffsweise vorzugehen [6]. Der Brief war gewiß, wie auch sonst, an den preußischen Militärbevollmächtigten, an Müffling, adressiert. Da dieser sich aber gerade mit Wellington im Gespräch befand, so verwies er den Adjutanten an den Engländer, der hierin die Äußerung eines ruhigen Gewissens und fester Zuversicht erkannte. Als der Brief gelesen war, befragte

---

1) Malmesbury, Letters II, 447.

2) Hofmann, S. 135.

3) Müffling, Aus meinem Leben, S. 240.

4) Malmesbury, Letters II, 446.

5) Damitz (I, 221) gibt 7 Uhr; an doch war es wohl gegen 8 Uhr, wenn nicht noch später.

6) Etwas anders bei Müffling, Aus meinem Leben, S. 208; Hofmann, S. 136; Malmesbury, Letters II, 447, und Fraser, Letters, 543. Statt des Briefes ist auch bloß von mündlichem Auftrage die Rede.

Wellington in Müfflings Gegenwart den Offizier über den Zustand der preußischen Armee, und erhielt beruhigende Auskunft. Der Fürst wünsche nur so viel Zeit zu gewinnen, um seine Truppen mit Patronen und Lebensmitteln versehen zu können [1]).

Was sollte nun geschehen?

Nach Müfflings Angabe hat sich der Herzog mit ihm unter vier Augen deswegen beraten [2]). So viel schien sicher zu sein, daß man auf Blücher, wenn nicht heute, so doch morgen rechnen konnte. Nur kannte man die Absichten des Feindes nicht. War es nicht immerhin möglich, daß Napoleon sich noch einmal auf die Preußen warf und Wellington links liegen ließ? Das Ergebnis der Erwägungen bildete die Erklärung des Herzogs, daß der gestrige Tag in seiner Absicht einer vereinten Offensive nichts geändert habe, er gehe nach Mont-St.-Jean und werde dort die Defensivschlacht annehmen, wenn ein oder zwei preußische Korps ihm zu Hilfe kämen. Blieben diese aus, so sei er gezwungen, weiter zurückzuweichen, Brüssel preiszugeben und sich hinter die Schelde zu ziehen [3]).

Inzwischen war Müfflings Abgesandter, Leutnant Wucherer, nach seiner eigenen Angabe mit der Karte in der Hand querfeldein geritten und so nach Wavre zum Hauptquartier gekommen. Er wollte sich sofort dem Fürsten vorstellen. Aber dessen Adjutant, Graf Nostitz, sagte ihm, der Feldmarschall sei nicht zu sprechen, weil er sich eben erst sehr ermattet niedergelegt habe. Die Generale Gneisenau und Grolman waren den eintreffenden Truppen entgegengeritten, also auch nicht zugegen. Deshalb teilte Wucherer seinen Auftrag dem Grafen Nostitz mit, und zugleich, daß ihm die größte Eile empfohlen sei. Die Wichtigkeit der Sache veranlaßte Nostitz, den Fürsten zu wecken. Als derselbe gehört hatte, warum es sich handle, äußerte er: „Lassen Sie dem Herzog sagen, heute könnte ich nicht wieder vorkommen, morgen aber komme ich mit dem frischen Korps und den anderen“. Wucherer ritt wieder zurück, fand Massow noch bei den Engländern und machte dem Herzoge seine Meldung. Wellington erwiderte, er habe das gleiche soeben unmittelbar aus dem preußischen Hauptquartier erfahren.

---

[1]) Müffling, Geschichte, S. 20.

[2]) Hofmann, S. 136.

[3]) Die Angaben schwanken zwischen ein und zwei Korps; Müffling bei Hofmann, S. 137; Müffling, Aus meinem Leben, S. 241; Fraser, Letters S. 543; Ollech, 140; Damitz, S. 221; Suppl. Disp. X, 527.

Auffallend ist hier, daß Wucherer auf einem Pferde, das offenbar tags zuvor den ganzen Tag angestrengt war, von Quatre-Bras nach Wavre hin und zurück meistens auf Landwegen reichlich 50 km geritten sein und doch noch Massow getroffen haben will, also vor 10 Uhr zurückkam. Er müßte danach spätestens um 5 Uhr abgeritten sein, und auch dann ist die Leistung nur schwer möglich, die mancherlei Aufenthalte, zumal am Orte seiner Bestimmung, eingerechnet. Weit leichter erklärte sich alles, wenn Wucherer den Feldmarschall noch in Mellery aufgesucht hätte, welches kaum ein Drittel so weit entfernt liegt, als Wavre.

Nach Reiches und Nostitz' Memoiren biwakierte ein Teil des preußischen Heeres in der Nacht zwischen Tilly und Mellery, in letzterem Orte befand sich auch das Hauptquartier. „Ganz früh" erfolgten von hier die Marschbefehle. Morgens setzte sich das I. und II. Korps in Bewegung, und erreichten Wavre am Vormittage. Hofmann berichtet, daß Blücher schon „vor Tage" nach Wavre aufgebrochen sei[1]), Nostitz, der Blücher mehrere Stunden ruhig schlafen läßt, widerspricht dem nicht. Blücher ritt an den marschierenden Truppen vorbei, kam also früher an als diese. Hierfür zeugt auch Wucherers Angabe, wonach Gneisenau und Grolman den eintreffenden Truppen entgegenritten. Immerhin beträgt die Entfernung von Mellery bis Wavre 17 km, und der an Schmerzen leidende Blücher vermochte sich unmöglich schnell vorwärts bewegen. Er konnte deshalb frühestens um 6 Uhr in Wavre sein. In seinem Tagebuche sagt der Fürst von Thurn und Taxis ausdrücklich: das Hauptquartier traf gegen 6 Uhr früh in Wavre ein[2]). Nun besitzen wir aber von demselben Fürsten abschriftlich einen Brief an Wrede, welcher datiert ist: „Wabre am 17ten Juny, um 5 Uhr morgens"[3]). Danach müßte er und mit ihm wenigstens ein Teil des Hauptquartiers schon um jene Zeit an der Dyle gewesen sein. Doch dem widerspricht der Inhalt des Schreibens. Darin ist nämlich schon auf die Stellungnahme Wellingtons bei Mont-St.-Jean[4]) hingewiesen, was man um 5 Uhr noch nicht in Wavre wußte, sondern erst durch Wucherer erfuhr; ferner heißt es: das I. und II. Korps sei bereits bei Wavre aufgestellt. Dies ließ sich nicht vor mittags 12 Uhr sagen. Es muß also ein Fehler im Datum stecken, und das wird ziemlich sicher bewiesen durch das Tagebuch des Fürsten, worin er verzeichnete: „Am 17. abends ward ein Kurier mit Relation, über das was vor-

---

[1]) Hofmann 135. Vgl. auch VI E. 59, Fol. 18 ff.
[2]) Jahrbücher f. d. deutsche Armee und Marine 1906, S. 616.
[3]) VI D. 118: I, 160.
[4]) Es heißt allerdings: „zwischen Waterloo und Braine le Cond".

gegangen, ins große Hauptquartier abgesandt". Freilich ist der besagte Brief an Wrede gerichtet, der sich aber gerade damals in Heidelberg zur Beratung befand, und selbst wenn er eine Sendung des Blücherschen Hauptquartiers meinen sollte, so wird er sicher den abends abgehenden Kurier benutzt haben. Statt „5 Uhr morgens" ist also „5 Uhr nachmittags" oder „abends" zu lesen. Damit kommt der Brief für unsere Frage in Wegfall und das Ergebnis ist, daß Wucherer tatsächlich Blücher zwischen 7 und $7^1/_2$ Uhr in Wavre gefunden haben kann. Da er dies ausdrücklich sagt, wenngleich 35 Jahre später, so werden wir ihm glauben müssen. Merkwürdigerweise weiß Nostitz in seinem hier recht eingehenden Tagebuche nichts von Wucherers Anwesenheit, obwohl sie wichtig gewesen ist.

Die Rückkehr Wucherers nach Quatrebras kann nicht später als 10 Uhr stattgefunden haben, weil bereits um diese Zeit der Abmarsch des englischen Heeres nach Mont-St.-Jean begann[1]).

---

[1]) Zehn Uhr: VI, 118, I, 170; auch meine Beiträge in den Jahrbüchern für Armee und Marine, 1906; Hervey in, Nineteenth Century, 1893, S. 432; Müffling, Geschichte, S. 19. Vor allem Wellingtons Bericht vom 19. Juni, der ebenfalls 10 Uhr angibt. Disp. XII, 480. Vgl. auch Houssaye, S. 225. Lettow äußert: „Der Herzog konnte von großem Glück sagen, daß er seine Armee so ungeschädigt in die zur Schlacht ausersehene Stellung gebracht hatte. Wäre der französische Angriff einige Stunden früher erfolgt, so ist gar nicht abzusehen, wie es ihm hätte gelingen sollen, die 47000 Mann vor bedeutenden Verlusten zu bewahren oder vor völliger Vernichtung, wenn ihn Napoleon um 10 Uhr oder vorher in der Flanke angefallen hätte . . . Welche Gründe den sonst so vorsichtigen und klugen Mann zu diesem Aufschub veranlaßt haben, ist nicht zu erkennen; es will aber scheinen, als wenn er in diesem Fall die beiden ihm allgemein zuerkannten Eigenschaften vermissen ließ." Dazu wäre zu bemerken: Wie konnte Napoleon seinen Gegner um 10 Uhr oder gar vorher anfallen? Er hatte am letzten Tage eine schwere Schlacht geschlagen, die sich bis in die Dunkelheit ausdehnte. Durch die Schlacht und die vorangegangenen Märsche waren seine Truppen ermüdet und mitgenommen. Die Entfernung von Ligny bis Quatrebras beträgt zwei Meilen. Napoleon hätte also schon von 4 bis 6 Uhr früh aufbrechen müssen, wozu er gar nicht imstande war. Hinzu aber kam, daß er für einen schnellen Marsch bei aufgeweichtem Boden nur die Chaussee Sombreffe-Quatrebras benutzen konnte; die aber befand sich im Besitze Wellingtons und war weithin mit Posten und Patrouillen besetzt, so daß eine Annäherung von dorther stundenlang zuvor gemeldet worden wäre. Überdies erschien es gar nicht sicher, ob Napoleon überhaupt komme, ob er nicht Blücher verfolge, dann war also gar keine Gefahr vorhanden. Und da Wellingtons Heer sich fortwährend verstärkte, was bei Ney nicht in gleichem Maße der Fall sein konnte, so besaß er die Möglichkeit, den Marschall während Napoleons Abwesenheit zu schlagen. Daß Ney trotz Nopoleons Sieg nicht angriff, war ein Zeichen seiner Schwäche. Überdies lauteten die meisten Marschbefehle auf Quatrebras und Genappe; Wellington hatte also allen Grund

Hofmann sagt, daß Wellington erst Massow Bescheid und dann den Befehl zum Aufbruch erteilt habe, was auch an sich wahrscheinlich ist. Die Antwort, die der Herzog dem sich meldenden Wucherer erteilte, entspricht demjenigen, was wir von dem Inhalte des Massowschen Briefes wissen. Wir besäßen hier dann die genauere Wendung, die, daß Gneisenau nicht allgemein von Angriff gesprochen hätte, sondern von einem Vorgehen zur Verbindung mit Wellington am nächsten Tage, also am 18. Freilich, wenn Wucherer den Herzog sagen läßt, er habe „dasselbe soeben direkt“ erfahren, so wird dies nicht allzu genau zu nehmen sein, da mindestens eine Stunde verflossen war. Wohl gleich nach Wucherers Rückkehr ist Massow davongeritten, um Blücher den wichtigen Auftrag des Herzogs zu überbringen[1]).

Mit voller Deutlichkeit tritt aus Blüchers Anfrage und Wellingtons Antwort der Grundgedanke hervor: eine gemeinsame Schlacht vor Brüssel. Die Verteidigungsstellung bei Mont-St.-Jean war Wellington schon von langer Hand geprüft; sie wurde noch dadurch verbessert, daß sie mit Wavre auf gleicher Höhe lag, so daß ihre Besetzung die kürzeste Verbindung mit dem Verbündeten herstellte. In seinem Schlachtbericht an Bathurst sagt Wellington ausdrücklich: „Die Bewegung Blüchers nach Wavre machte meinerseits eine entsprechende notwendig, erst nach Genappe, dann nach Wavre[2]).“ Aber dennoch beabsichtigte der Herzog die Schlacht vor Brüssel nur anzunehmen, wenn er der preußischen Hilfe gewiß war. Blieb sie aus, so bewies dies die Gebrochenheit des Blücherschen Heeres. Der Engländer glaubte dann auf die eigene Sicherung in der Weise denken zu müssen, daß er seine Truppen hinter die Schelde, wohl in die Gegend von Antwerpen, bringe. Dies war eine Bewegung nach Nordwesten, die ihn von den Preußen entfernte; sie bedeutete mithin: Aufgabe der Gemeinsamkeit.

Bei dem Zustande des preußischen Heeres erscheint die Anfrage Blüchers, ob Wellington bereit sei, mit ihm angriffsweise vorzugehen, etwas befremdlich. Augenscheinlich wirkte hier der stürmische und zähe Geist des Hauptquartiers klug mit politischen Erwägungen zusammen. Man wollte die Schwere der Niederlage nicht

---

zu warten, solange es gefahrlos geschehen konnte, um seine Truppen herankommen und sich stärken zu lassen, wodurch er zugleich Zeit gewann, die Sachlage klarer zu übersehen.

[1]) Gewöhnlich gilt dieser Auftrag als mündlich erteilt. Damitz (S. 221 sagt, der Herzog habe dem Fürsten einen Brief geschrieben. Der Art) Wellingtons ist das am meisten entsprechend. Auch die genaue Angabe der Stellung in Blüchers Antwort: von Braine-la-Leud bis la Haye läßt sich dafür geltend machen.

[2]) Disp. XII, 480.

eingestehen und Wellington unbedingt vor Brüssel festhalten, dem namentlich Gneisenau weniger traute, als er verdiente. Wich der Engländer bis hinter Brüssel und wurde die Hauptstadt von Napoleon besetzt, so bedeutete dies einen großen Erfolg des Kaisers, der namentlich den besiegten Preußen zur Last fiel. Es konnte unberechenbare Folgen haben, der Tag von Ligny zum Verhängnisse werden.

Augenscheinlich hat Wellington dem verbündeten Hauptquartiere schon während des Marsches Mitteilungen über seine Bewegungen geschickt, und ebenso, daß er beabsichtige, sein Hauptquartier in Braine-la-Leud zu nehmen[1]); in diesem Orte, um mit dem bei Hal aufgestellten Teil seines Heeres möglichst Verbindung aufrecht erhalten zu können. Als er Mont-St.-Jean erreicht hatte, seine Truppen aufgestellt und von ihm besichtigt waren, ließ er, wohl gegen 10 Uhr abends[2]), Müffling an Blücher schreiben, daß er folgendermaßen stehe: mit dem rechten Flügel an Braine-la-Leud gelehnt, mit dem Zentrum bei Mont-St.-Jean, mit dem linken Flügel bei La Haye. Der Feind befinde sich ihm gegenüber. Er erwarte den Angriff desselben am nächsten Tage und sei gesonnen, die Schlacht anzunehmen, falls Blücher ihm zwei Korps zu Hilfe sende[3]).

Die Nachrichten der Preußen waren dürftig geblieben. Zwar kannte Wellington ihre Maßnahmen, den Marsch auf Wavre und die Absicht, hier standzuhalten[4]), aber es fehlte ihm doch jede genauere Kenntnis, zumal auch die, ob sie gewillt und imstande seien, ihre Stellung bei Wavre zu verlassen und sich auf einem vielleicht gefährdeten oder gar gefährlichen Seitenmarsche nach der Brüsseler Chaussee zu begeben. Es war keineswegs ausgeschlossen, daß sie zu schwer gelitten hatten, um solch ein Wagnis unternehmen zu können. Wohl oder übel mußte er mit der Möglichkeit eines weiteren Rückzuges auf Brüssel rechnen[5]). Freilich, inzwischen von Müffling eingezogene Nachrichten besagten, „daß die preußische Armee in größter Ordnung war“[6]). Auch eine starke preußische Patrouille, die wahrscheinlich am Spätabend eintraf, konnte ihn etwas beruhigen, gewährte aber keine Sicherheit. Endlich gegen

---

[1]) Geht aus dem Briefe Reiches an Steinmetz hervor. VI C, 15. II, 43.

[2]) Ergibt sich aus der Zeit der Ankunft des Briefes.

[3]) Im Anfange der Weisung ans IV. Korps mitgeteilt. VI E, 3, II, 191. Vgl. auch Thurn und Taxis, wo es sich um den nicht erhaltenen Brief Müfflings handelt.

[4]) Sagt Wellington ausdrücklich in seinem Memorandum. Suppl. Disp. X, 527.

[5]) Vgl. auch Lettow, S. 364.

[6]) Jahrbücher f. d. Armee und Marine, 1906, S. 517.

2 Uhr nachts erhielt er die erlösende Antwort und beschloß endgültig die Schlacht. Er entsprach damit dem Auftrage seiner Regierung, welcher dahin ging, die Hauptstadt Brüssel zu decken.

Inzwischen hatte nämlich Blücher sein Nachtquartier in Mellery auf dem Ulanenpferde verlassen, dem er Tags zuvor seine Rettung verdankte. Überall, wo die Truppen den greisen Helden erblickten, jubelten sie ihm zu, was günstig auf seine Gemütsstimmung wirkte. In Wavre angekommen, stieg er ab im Wirtshause am Markte, was von nun an zum Hauptquartiere wurde und die entscheidenden Entschlüsse heranreifen sah.

Zunächst lagen die Dinge äußerst ungünstig. Die Armee war bei Ligny geschlagen und dabei sowohl wie auf dem anfangs bisweilen fluchtartigen Rückzuge stark durcheinander geraten. Zwar suchten die Offiziere schon unterwegs möglichst die Verbände wieder herzustellen oder die vorhandenen zu erhalten. Immerhin trafen die Leute in tiefer Abspannung ein; sie waren übermüdet und halb verhungert. So galt es, sie erst wieder zu sammeln, zu ordnen und so weit als möglich zu verpflegen. Ein großer Teil des Heeres befand sich noch im Anmarsch, vom III. Korps fehlten eine Infanterie- und eine Kavalleriebrigade, das IV. Korps war überhaupt noch ziemlich entfernt, und es mußte zweifelhaft erscheinen, ob es auf den grundlosen Wegen rechtzeitig herankommen könne. Neben Proviant- machte sich Munitionsmangel bei den zwei ersten Korps geltend. Mehrere Regimenter hatten sich völlig, fast alle ernstlich beteiligten stark verschossen[1]). Auch die Artillerie war nicht gefechtsfähig. Freilich, der Geist der Truppen ließ durchweg wenig zu wünschen, nicht zum wenigsten, weil die zweifelhaften Rheinländer bei Ligny zu Tausenden davongelaufen und deshalb die guten Leute zurückgeblieben waren. Wie ihr Feldherr, wollte auch die Armee nicht besiegt, sondern nur zurückgedrängt sein, und wie Blücher lechzte sie nach Vergeltung. Doch an der Macht der Tatsachen vermochten selbst der beste Wille und die festeste Zuversicht nicht viel zu ändern.

Solche Umstände waren es, die Blücher zwangen, Wellingtons Anfrage den Tag über unbeantwortet zu lassen. Der Lärm des Gefechtes bei Genappe begann herüberzuschallen; er bewies den Preußen, daß die Verbündeten sich auf Mont-St.-Jean bewegten, daß der englische Feldherr also in der Ausführung seiner Zusage begriffen sei. Nun kam noch eine Meldung des Majors v. Gröben, der zur Be-

---

[1]) Pflugk-Harttung, Aus den Tagen des 17. und 18. Juni. Historische Vierteljahrsschrift. 1905. S. 186.

obachtung Grouchys zurückgelassen war. Er zeigte um 5 Uhr nachmittags an, daß der Feind seinen Marsch jenseits Tilly fortsetze und die Kanonade bei Genappe seit 4 Uhr im Gange sei. Gröben befürchtete, daß Grouchy dem Herzoge in der linken Flanke schaden werde, weil er sich leicht zwischen ihn und Blücher werfen könne [1]. Zum ersten Male wurde hier der Gedanke geäußert, dessen Ausführung die schwerste Gefahr für die Verbündeten bildete.

Als diese Berichte im Hauptquartier eingetroffen waren, schickte Gneisenau ihren Wortlaut an den Wellington zunächst befindlichen General v. Zieten mit dem Befehle, er möge seine Anordnungen derartig einrichten, daß die Gegend auf dem linken Ufer der Dyle wegen aller etwa vom Feinde vorzunehmenden Bewegungen hinlänglich beobachtet und die Verbindung mit Wellington unterhalten werde [2]. Neben dieser schriftlichen Weisung scheint ein mündlicher Gedankenaustausch stattgefunden zu haben, denn der Chef des Stabes vom I. Korps, Oberstleutnant von Reiche, richtete an den General von Steinmetz, den Führer der 1. Brigade folgenden Brief: „Da der Herzog Wellington nach einer eingegangenen Anzeige sein Hauptquartier in Braine-la-Leud hat, so hat mir Se. Exzellenz der Generalleutnant (Zieten) aufgetragen, Ew. Hochwohlgeboren ganz gehorsamst zu ersuchen, bis dahin eine Kavalleriepatrouille zu schicken, um die Gemeinschaft mit der englischen Armee zu eröffnen und um zu erfahren, wie der Stand derselben nach Beendigung des heutigen Gefechtes daselbst sein wird. Seine Exzellenz glauben, das es gut sein würde, wenn das Detachement so stark gegeben würde, daß die Hälfte davon beim Herzog Wellington bleiben könnte, um zur weiteren Berichterstattung an das hiesige Armeekorps gebraucht zu werden [3]“. Die Patrouille soll also nicht bloß die Verbindung herstellen, sondern auch den Zustand der verbündeten Armee erforschen und zugleich so stark sein, daß ein Teil derselben beim Herzoge zur fortlaufenden Berichterstattung, d. h. zugleich Beobachtung, bleiben kann. Im Memorandum Wellingtons heißt es, daß die beiden verbündeten Armeen während der Nacht miteinander „kommunizierten“ [4], und aus dem Berichte Zietens erhellt, daß das I. Korps sich mit den Engländern bei Braine-la-Leud in Verbindung gesetzt und die Gegend auf dem linken Dyleufer bis Mont-St.-Guibert hin beobachtet habe, wo es mit der dort aufgestellten Nachhut unter Ledebur in Beziehung trat [5].

1) VI C, 3, II, 135: VI C, 15; II, 39: Lettow, 529.
2) VI C, 15, II, 39.
3) VI C, 15, II, 43.
4) Suppl. Desp. X, 528.
5) VI E, 7, I, 3; ebendort II, 8.

Zweifelhaft konnte anfangs erscheinen, wie sich Blüchers Befinden gestalte, ob er überhaupt nach seinem schweren Sturz mit dem Pferde imstande sein würde, den Oberbefehl weiter zu führen. Als er das Wirtshaus in Wavre betrat, war seine rechte Seite braun und blau. Er klagte über heftige Schmerzen und fühlte sich durch den Ritt in seinem augenblicklichen Zustande sehr angegriffen. Es blieb ihm nichts übrig, als sich angekleidet auf das Ruhebett zu legen, das er erst am nächsten Tage wieder zu verlassen vermochte[1]). Aber so leidend er körperlich sein mochte, geistig raffte er bald seine Kräfte wieder zusammen. Eine wilde Tatkraft, ein Durst nach blutiger Rache bemächtigte sich seines ganzen leidenschaftlichen Wesens, und steigerte sich, je mehr er die großen Verluste in der Schlacht, den Tod und die Verwundung teurer Waffengefährten erfuhr. Käme es am folgenden Tage wieder zur Schlacht, so wollte er unbedingt daran teilnehmen und die Armee führen, selbst, wenn er sich auf dem Pferde festbinden lassen mußte. Dieser Gedanke machte ihn gewissermaßen frei und heiter. Bald nach Mittag überbrachte Leutnant v. Massow den Brief Wellingtons[2]). Er lautete ganz im Sinne des feurigen Greises. Nach Grolmans Darstellung bei Damitz soll er sofort ausgerufen haben: „Ich werde nicht allein mit zwei Korps kommen, sondern mit der ganzen Armee, jedoch nur unter der Bedingung, daß wenn die Franzosen uns am 18. nicht angreifen, wir sie unserseits den 19. aufsuchen[3]).“

Auf dem Ruhebette liegend, schrieb der Fürst mehrere eigenhändige Briefe nach Deutschland, um durch die darin ausgesprochene Hoffnung auf ein glückliches Ende des Krieges den üblen Eindruck zu mildern, den die Nachricht von der Niederlage im Vaterlande hervorbringen konnte. Berichte gingen ein und Befehle mußten erteilt werden, vielfältige Besprechungen mit Gneisenau, Grolman und anderen waren notwendig und wurden erledigt. Der Leibarzt des Fürsten tat alles mögliche, um die Schmerzen zu lindern. Die gute Natur des Fürsten

---

1) Nostitz, S. 32ff.

2) Thurn und Taxis Tagebuch.

3) Damitz I, S. 222. Zu beachten bleibt, daß Blüchers Brief vom 18., morgens 1/2 10 Uhr, denselben Gedanken enthält; es ist deshalb nicht ausgeschlossen, daß dieser von hinten nach vorn verlegt wurde. Den 17., frühnachmittags, war die Armee schlechterdings noch nicht angriffsfähig. Immerhin ist nicht ausgeschlossen, daß Blücher derartige Äußerungen gemacht hat, denn sie entsprechen seinem Gedankengange. Lettow (S. 367) geht hier unseres Erachtens zu weit. Er spricht auch von einer Zusicherung am Abend, während Massow um 10 Uhr morgens von Quatrebas abritt, also mittags von 1 Uhr an in Wavre eingetroffen sein wird.

leistete das meiste; trotz vieler Unterbrechungen schlief er in der Nacht zum 18. gut. Die Schmerzen blieben, traten aber zurück vor den Gedanken, daß sich das Schicksal des Feldzuges vielleicht in einigen Stunden entscheide [1]).

Noch weniger Ruhe als der greise Feldmarschall fand der Generalstab, zumal Gneisenau und Grolman. Vor allem mußte dem Könige die Anzeige von der verlorenen Schlacht gemacht werden. Es geschah durch Grolman, doch ist in sein Konzept ein wichtiger Zusatz gemacht, der Verstimmung gegen Wellington und das Bestreben zeigt, die eigene Heeresleitung von der Verantwortung der Niederlage etwas zu entlasten [2]). Blücher unterzeichnete die Reinschrift. Gneisenau hat auch noch persönlich an den König geschrieben. Ferner wurde der Verlust der Schlacht an Hardenberg, Kleist, Barclay de Tolly, Schwarzenberg und General Dobschütz mitgeteilt, diesem auch zugleich Anordnung gegeben [3]). Dazu kam die Korrespondenz mit Müffling; selbst seine Frau hat Gneisenau in diesen schweren Stunden nicht vergessen.

In erster Linie galt es, die Armee wieder schlagfertig zu machen. Die eintreffenden Truppenteile wurden in die ihnen angewiesenen Stellungen gebracht, mit allen Mitteln die gelockerten oder aufgelösten Verbände wiederhergestellt, Nahrung und Schießbedarf herbeigeschafft. Entscheidend mußte sein, ob das IV. Korps noch am 17. herankomme; Gneisenau befürchtete, es geschähe erst morgen. Wenn dies aber eintrat, so vermochte man seinen Verpflichtungen gegen Wellington nicht zu entsprechen, um so weniger, als auch ein Teil des III. Korps immer noch fehlte. Endlich gegen 11 Uhr nachts kam die erlösende Meldung, daß Bülow mit der Hauptmacht seines Korps Dion-le-Mont erreicht habe. Da auch die übrigen Dinge, zumal der Munitionsnachschub, bis zu gewissem Grade gelungen waren oder doch in Aussicht standen, so fühlte man sich wieder als Herr seiner Entschlüsse. Etwa um 11 1/2 Uhr [4]) erhielt man Müfflings wichtige Nachricht von der Aufstellung der Wellingtonschen Armee mit der endgültigen Anfrage nach Unterstützung. Alles war für diesen Fall vorbereitet; es konnte schnell gehandelt werden. Die vier Korpsführer erhielten Weisungen für ihr Verhalten am

---

[1]) Nostitz, S. 38.

[2]) Vgl. meine Abhandlung: Zu Blüchers Brief an den König von Preußen vom 17. Juni 1815. Jahrbuch für Armee und Marine, 1904, S. 219.

[3]) VI D, 9, 46; VI C, 3, II.

[4]) In den Korpsbefehlen von 12 Uhr heißt es: „Nach soeben eingelaufener Nachricht vom Herzog von Wellington.“

nächsten Morgen, und Müfflings Brief wurde mit der bekannten Zuschrift beantwortet: „Ew. Hochwohlgeboren benachrichtige ich, daß ich gemäß der mir gemachten Mitteilung, daß der Herzog Wellington morgen einen Angriff in der Stellung von Braine-la-Leud bis la Haye annehmen will, ich meine Truppen folgendermaßen in Bewegung gesetzt habe. Das Bülowsche Korps bricht morgen früh mit Tagesanbruch von Dion-le-Mont auf, geht durch Wavre gegen St. Lambert vor, um des Feindes rechte Flanke anzugreifen. Das II. Korps wird ihm unmittelbar folgen, und das I. und III. Korps halten sich bereit, dieser Bewegung zu folgen. Die Erschöpfung der Truppen, die zum Teil noch nicht angekommen sind, macht es unmöglich, früher vorzugehen. Ew. Hochwohlgeboren ersuche ich dagegen, mich zeitig zu benachrichtigen, wann und wie der Herzog angegriffen wird, um danach meine Maßregeln nehmen zu können[1]).“

Diese Mitteilung ist gegen Mitternacht abgesandt[2]). Sie geht vollkommen auf den Wunsch Wellingtons ein und heftet ihn damit bei Mont-St.-Jean fest. Anderseits sind in ihr die ernstesten und heiligsten Verpflichtungen übernommen, denn Wellington war nur dann willens, standzuhalten, wenn er zwei preußische Korps sicher erhielt. In seinem Schlachtberichte vom 19. Juni sagt er: „Nach links pflogen wir Verbindung mit Blücher in Wavre über Ohain. Und der Marschall hatte mir versprochen, mich mit einem oder mehreren Korps, je nach Bedürfnis, zu unterstützen, im Falle, daß ich angegriffen würde.“

Man baute auf gegenseitige Zuverlässigkeit, auf unwandelbare Innehaltung der Bundestreue[3]). Wellington stand kampfbereit; preußischerseits schien alles für die Bewegung geordnet zu sein[4]). Mit Tagesanbruch sollte das IV. Korps aufbrechen und anderseits Müffling das Hauptquartier benachrichtigen, wie und wann der Herzog angegriffen würde, damit die preußische Heeresleitung demgemäß ihre Maßregeln treffen könne. Letzteres ist nicht ganz klar, da der Abmarsch zweier Korps als sicher hingestellt war, so werden sich die Worte nur auf die

---

1) Suppl. Desp. S. 501.

2) Im Journal (VI D, 9, 46) steht dieser Brief unter dem 17. Juni als letzter.

3) P. Müller, (Zur Beurteilung der Persönlichkeiten im Feldzuge von 1815, S. 52) wirft gewissermaßen die Frage auf, ob der Brief von Blücher aus eigener Initiative verfaßt sei oder in Gemeinschaft mit Gneisenau. Solche Erörterungen sind u. E. völlig wertlos. Jeder, der das Verhältnis der beiden Führer in strategischen Fragen und nun gar am 17. nach Blüchers Sturz mit dem Pferde kennt, kann keinen Zweifel hegen.

4) Disp. XII, 481.

zwei anderen Korps, auf etwaige Beschleunigung des Marsches u. dgl. beziehen. Wie hoffnungsvoll man dachte, erhellt u. a. aus dem Befehle an Bülow, worin es heißt: das I. und III. Korps würden folgen, „wenn es nötig wäre", d. h. wenn der Gang der Wellington-Napoleonischen Schlacht es erfordere. Man fühlte sich als Herr der Sachlage, denn sonst hätte gesagt werden müssen: „wenn es möglich sei[1]).

Anderseits konnte Wellington die gemachten Versicherungen nur dahin auffassen: „Die Verbündeten helfen unter allen Umständen, und zwar so schnell und tatkräftig wie möglich. Wären sie nicht zu sehr ermattet, so würden sie sich noch während der Nacht in Bewegung setzen; jetzt geschähe es mit Tagesanbruch. Voran marschiert ein Korps, dem ein anderes folgt: also zwei Korps sind dir sicher. Die übrigen werden sich bereithalten, ebenfalls zu kommen, d. h. wenn es nötig ist, wird die ganze preußische Armee erscheinen. Blücher selber wird sie führen und sich auf Napoleons rechten Flügel werfen. Die Entfernung von Dion-le-Mont über Wavre bis zu jenem Flügel beträgt fast 2½ Meilen, rechnet man den Aufbruch der Verbündeten nicht mit Tagesanbruch, sondern erst um 5 Uhr und für den Marsch auf schlechten Wegen sechs Stunden, so ist die Spitze des IV. Korps um 11 Uhr zu erwarten. Mag nun Napoleon so früh angreifen, wie ihm die Umstände gestatten, bis 11 Uhr kann das anglo-deutsche Heer sich behaupten." Auch aus dem gleichzeitigen Schlachtberichte Müfflings erhellt des Herzogs Auffassung, wenn der Feind mit allen Kräften auf Wellington fallen würde, was vorauszusehen war, so würde Blücher mit der Armee in des Feindes Flanken und Rücken gehen.

Blüchers Brief bedeutete für Wellington die Annahme der Entscheidungsschlacht. Dieser Entschluß war einer der wichtigsten seines Lebens; das Durchdenken desselben erhielt ihn wach. Seine eiserne Gesundheit erlaubte ihm dies. Er durfte auf sicheren Erfolg rechnen. Die eingenommene Verteidigungsstellung war trefflich geeignet, der strömend herabgießende Regen verstärkte sie noch, denn

---

[1]) P. Müller meint S. 51: „Dieser Zusatz ‚wenn nötig ist' hat bei genauerer Betrachtung denselben Sinn wie die . . . Worte ‚wenn möglich ist'. Gerade bei genauer Betrachtung und ernster Erwägung muß man sich sagen, daß Gneisenau in einem so wichtigen Befehle, wie den an Bülow jedes Wort überlegte, und daß er sicher nicht etwas geschrieben hätte, wenn er ungefähr das Gegenteil meinte. Hier wie überhaupt in der Quellenkritik müssen wir uns an das halten, was da steht, und dürfen keine rein willkürlichen Unterstellungen machen.

er erschwerte durch Aufweichung des Bodens den feindlichen Angriff. Nach Eintreffen der preußischen Korps befand er sich in bedeutender Übermacht. Eigentlich das einzige Bedenken, was er schon zu Quatrebras gehegt hatte, bestand in einer Umgehung seiner Stellung durch ein französisches Seitenkorps. Er hatte deshalb auch schon eine ausreichende Abwehrmacht bei Hal aufgestellt. Nach seiner Auffassung glaubte er dies tun zu können, weil die dadurch entstehende Schwächung seines an sich nicht starken Heeres durch das Eintreffen von mindestens zwei preußischen Korps mehr als ausgeglichen werde. Es hing diese Maßnahme also auch mit der erwarteten Hilfeleistung zusammen. Wie weit Wellington sich durch den Überbringer der Blücherschen Meldung, vielleicht auch sonst über die Preußen unterrichtet hatte, erhellt aus zwei Briefen, die er nachts um 3 Uhr schrieb. Darin heißt es: „Der Feind verfolgte die Preußen nicht. Sie haben gestern ihr IV. Korps, über 30000 Mann stark, herangezogen. Am Morgen sind sie wieder zu jeglichem bereit[1]." Wir haben hier die strategische Rechnung klar vor Augen: er selbst hält „fast seine ganze Armee beisammen", und der Verbündete ist am bevorstehenden Tage vollauf schlagfertig und benutzt diesen günstigen Umstand, sich mit der Britisch-Deutschen Armee zu vereinigen. Man sieht hieraus, Wellington hatte zu günstige Mitteilungen über die Preußen erhalten; er überschätzte weitaus ihre Leistungskraft, baute also auf einer nur teilweise richtigen Voraussetzung. In Wirklichkeit stand es keineswegs so gut mit dem Verbündeten, und daraus haben sich denn auch die vielen Schwierigkeiten: seine verspätete und ungenügende Hilfeleistung, und die große Gefahr ergeben, in der Wellington eine Zeitlang während der Schlacht schwebte. Die hoffnungsvollen Berichte, die die Ordonnanzoffiziere gewiß mündlich erteilten, entsprachen dem Blücherschen Briefe; eine gewisse Überschätzung und bewußte Absicht dürften auch hier zusammengewirkt haben, um Wellington vor Brüssel festzuhalten.

Als der Brief für Wellington abgesandt war, erhielt Bülow den Auftrag, bei Tagesanbruch aufzubrechen, durch Wavre zu marschieren und die Richtung auf Chapelle-St.-Lambert zu nehmen. Dem II. Korps wurde befohlen, sich unmittelbar an das IV. zu schließen, dem I. und III., mit dem frühesten abzukochen und jedes Winkes gewärtig zu sein. Wir haben hier die Anweisungen für die Ausführung der Blücherschen Zusage.

Dabei aber fällt es auf, daß die preußische Heeresversammlung ungemein ungünstig war sowohl für einen Kampf mit der Front

[1]) Lettow, S. 365, 366.

gegen Süden als auch für eine Rechtsbewegung. Für jenen, weil die Dyle das Heer in zwei Teile trennte und deshalb die vorderen beiden Korps hätten fechten müssen, das Wasser im Rücken, wenn anders man sie nicht rechtzeitig hinter dasselbe zog, was unter Umständen seine Schwierigkeit haben konnte. In der Schlacht bei Ligny hatten das I. und II. Korps auf der West-, das III. auf der Ostseite gestanden. Beim Rückmarsch war es naturgemäß so geblieben, das I. und II. Korps befanden sich bei Wavre westlich, das III. östlich, wozu sich noch das ebenfalls von Osten kommende IV. Korps auf der Ostseite gesellte. Das heißt also, die beiden meisterschütterten Korps, das II. und das auf die Hälfte zusammengeschmolzene I., hielten Wellington zunächst, wogegen die augenblicklich wichtigeren zwei anderen Korps sich von dem Verbündeten abgewandt und durch die ersten tatsächlich getrennt befanden. Sie hatten also nicht nur den weiteren Weg zu den Engländern, sondern fanden dahin bis zu gewissem Grade den Marsch durch die Kameraden verlegt. Unfraglich hätte man besser die beiden schwächsten Korps, das I. und II., hinter die Dyle verlegt, was auch das natürlichere gewesen wäre, weil sie voranmarschierten und den Fluß schon am Vormittage des 17. erreichten. Die später eintreffenden gebrauchsfähigeren Korps hätten dann vor dem Wasser haltmachen können. Auf diese Weise wäre man stärker gegen einen Angriff Grouchys gewesen, vorausgesetzt, daß er von vorne kam. Doch das wußte man noch nicht; der Stoß konnte auch mehr seitwärts von Südosten erfolgen, und hierin mag mit ein Grund für die Heeresverteilung zu suchen sein. Standen die beiden stärkeren Korps vor dem Flusse, dann ließen sie sich für die Hilfeleistung nach Westen einfach rechts über die Brücken bei Limale und Limalette schieben. War man durchaus gewillt, das IV. Korps zuerst abzusenden, so hätte es sich vor oder hinter dem III. entlang nach jenen Brücken bewegen können.

Aber von allem diesem abgesehen, berührt es befremdlich, daß man das IV. Korps nicht auch jetzt einfach westwärts nach Limale und Limalette sandte, sondern es einen großen Umweg über Wavre machen ließ. Und nicht nur um einen gewöhnlichen Umweg handelte es sich; man brachte die Truppen auch auf die denkbar schlechteste Straße. Sie mußten einen durch Regen aufgeweichten und durch starke Benutzung schlecht gewordenen Weg einschlagen, mußten sich bei Wavre über eine einzige Brücke und in Wavre durch eine einzige Straße, vorher schon durch Aisemont, nachher durch Bierges winden, durch drei Ortschaften, die mit Wagen, Geschützen, Pferden und Soldaten überfüllt waren. Alles dies wäre vermieden, wenn man den kürzeren

Weg vor dem II. Korps eingeschlagen hätte. So hat das IV. Korps durch seinen beengten Marsch ungemeine Zeitverluste erlitten, und dies wurde ein Hauptgrund für das langsame Eintreffen der Preußen bei Belle-Alliance und folglich für ihr spätes Auftreten mit zu geringen Truppenmengen.

Fragen wir nach dem Grunde des Marschbefehls über Wavre, so liegt er völlig klar. Noch stand die preußische Heeresleitung unter der Nachwirkung der Niederlage bei Ligny. War man hier etwas zu vorschnell gewesen, so benahm man sich jetzt etwas zu vorsichtig. Man fürchtete, daß Grouchy herankommen und das auf dem Marsche befindliche Korps in der Flanke fassen könne. Freilich durfte man sich sagen, daß er noch viel zu weit entfernt sei, um frühmorgens ernstlich anzugreifen, doch war man keineswegs sicher, daß er nicht seine Reiterei beschleunigt heranführe, ob sich Aufbruch und Marsch des IV. Korps nicht doch vielleicht verzögerten oder sonst Zufälligkeiten einträten. Unter solchen Umständen glaubte man vor allem Vorsicht walten lassen und in erster Linie auf die eigene Sicherheit sehen zu sollen. Daß Grouchy bis zum Nachmittage ausbleiben werde, konnte man nicht wissen; jedenfalls durfte man mit dieser Unwahrscheinlichkeit nicht rechnen.

Die Schlacht bei Ligny war preußischerseits ebensosehr aus politischen wie militärischen Gründen gefochten. Wäre Bülow rechtzeitig eingetroffen, was Gneisenau hoffte und erwartete, so würde er Napoleon mit einer Übermacht von mehr als 35000 Mann entgegengetreten sein, den Sieg mithin sicher in der Hand gehabt haben. Ein rein preußischer Sieg, vielleicht die Vernichtung Napoleons allein durch die Preußen, ohne Engländer und Niederländer, hätte ihnen das entscheidende Schwergewicht auch in den diplomatischen Verhandlungen verliehen. Hieraus ergibt sich unseres Erachtens auch, weswegen sie überhaupt allein fochten und warum sie so wenig zur Heranziehung Wellingtons taten. Ebenso beeinflußte die Politik jene entscheidende Mitteilung in der Nacht vom 17. zum 18. Juni, daß zwei Korps dem Verbündeten zu Hilfe kommen würden. Man wollte Wellington unbedingt vor Brüssel festhalten. Da sich dies aber nur durch eine sichere Zusage erreichen ließ, so wurde sie gegeben, und zwar mit der Absicht, sie zu erfüllen. Ob es tatsächlich möglich war, mußten die Ereignisse lehren.

XXIV.

Frankreichs Kongotruppen und der bevorstehende Feldzug der Republik gegen Wadai.

Frankreich hat zwar den Grund für die ausgedehnte Kolonie, die die Republik heutigen Tages am Kongo besitzt, bereits im Jahre 1842 gelegt, indem zu dieser Zeit Faktoreien am rechten Ufer des Gabun begründet, ein Jahr später das Fort d'Aumale erbaut wurde. Aber verhältnismäßig nur sehr langsam hat sich die Kolonie zu der wichtigen Überseebesitzung entwickelt, als welche sie jetzt zu beurteilen ist. Zwar gelang es fast gleichzeitig mit den ersten Niederlassungen auch das Land bis zum unteren Ogowe zu gegewinnen; in durchaus fehlerhafter Verkennung der vorliegenden Verhältnisse zog man aber nach 1870 die der Kolonie früher bewilligte Unterstützung zurück und überließ sie zunächst ihrem Schicksal. Erst die erfolgreichen Forschungen des der französischen Marine als Offizier angehörenden M. Savorgnan de Brazza in den Gebieten des Ogowe und des Kongo veranlaßte die Regierung der Republik hier ihre alten Rechte der Internationalen Kongogesellschaft gegenüber wieder geltend zu machen, und seit diesem Zeitpunkt hat man sich bei der Ausgestaltung der Besitzung zu einem immer schnelleren Vorwärtsschreiten veranlaßt gesehen. Durch ein am 15. März 1894 mit Deutschland, als in Kamerun benachbarten Staat, getroffenes Abkommen sind die gegenseitigen Verhältnisse im Hinterland bis zum Tschadsee geregelt worden und augenblicklich muß die französische Kongokolonie als wichtige Basis für Frankreichs weiteres Vordringen im äquatorialen Afrika angesehen werden. Die Kolonie mißt zurzeit etwa 1640000 qkm, zählt gegen 10 Millionen Einwohner und zerfällt politisch in die drei Besitzungen Gabun mit der Hauptstadt Libreville, Mittelkongo mit der Hauptstadt Brazzaville und Ubangi-Schari-Tchad mit dem Hauptort Fort de Possel, sowie das Militärterritorium des Tchad. Als Besatzung für diesen großen Landkomplex dienten noch vor zwei Jahren nur 4177 Mann, darunter etwa 325 Europäer. Nicht ohne Interesse ist das schnelle Anwachsen dieser immerhin noch sehr schwachen Truppe, die unter den jetzt vorliegenden Verhältnissen in einem außergewöhnlichen Umfange abermals vermehrt

werden muß. Nach dem Dekret vom 28. Dezember 1900 bestand die Besatzung der Kongokolonie lediglich aus einem einzigen Bataillon senegalischer Tirailleure. Aber bereits zwei Jahre später sah man sich gezwungen, aus der Senegalkolonie vier weitere Kompagnien nach Französisch-Kongo abzugeben, die am 5. Juli 1902 mit der ursprünglichen Besatzung zu einem Regiment zusammengefaßt wurden. Den größeren Teil dieses Regimentes — nämlich ein auf hohen Etat gebrachtes Bataillon —, sowie einige inzwischen noch ins Leben gerufene Kavallerie- und Artillerieeinheiten verlegte man nach dem „territoire du Tchad“. Man war zu dieser Maßnahme hauptsächlich gezwungen, weil die auf dem 3500 km langen Weg Libreville—Fort Lamy zur Verfügung stehenden Transportmittel im Hinblick auf die stete Kriegsbereitschaft, zu der man im Tchadseegebiet gezwungen war, schnelle Truppenverlegungen nicht gestatteten. Durch das die gesamte Kolonialinfanterie reorganisierende Dekret vom 19. September 1903 wurde die Besatzung der Kongokolonie nur wenig betroffen: ein Bataillon zu 5 Kompagnien blieb für „Oubangbin-Charie-Tchad“, ein zweites Bataillon zu nur 3 Kompagnien für „Gabon“ und für „Moyen-Kongo“. Das Jahr 1906 ließ zwar dieses zweite Bataillon in seinen bisherigen Bezirken, brachte aber die Verlegung von 4 Kompagnien des an erster Stelle erwähnten Bataillons nach dem Militärterritorium des Tchad. Einige Jahre später wurden dann für Gabun eine zweite, für Mittelkongo eine dritte Kompagnie gebildet, so daß man in diesen beiden Besitzungen nunmehr auch über 5 Kompagnien Tirailleure verfügte. Bereits 1908 wurde, nachdem man kurz zuvor die beiden in Gabun stehenden Kompagnien im Bataillonsverband vereint hatte, ein weiteres Bataillon zu 4 Kompagnien geschaffen. Ein Jahr später trat eine abermalige Vermehrung ein und zwar auf 16 Kompagnien, formiert in 4 gleichstarke Bataillone. Es standen jetzt das Bataillon du Gabon mit dem Stab in Libreville, das Bataillon du Moyen-Kongo mit dem Stab in Brazzaville, das Bataillon du Oubanghi-Chari mit dem Stab in Bangui, das Bataillon du Tchad mit dem Stab in Fort Lamy. Im ganzen waren diese Infanterieeinheiten auf 4000 Mann zu veranschlagen; der Unterschied gegen die weiter oben genannte Zahl entfällt auf Kavallerie- und Artillerieeinheiten. Diese Organisation entsprach aber den Erfordernissen in keiner Weise und namentlich war sie als fehlerhaft zu bezeichnen, weil sie den Truppen zwei verschiedene Kommandostellen gab; im Süden des Landes die Stelle des commandant supérieur des troupes und im Norden die des commandant du territoire militaire du Tchad. Weiter aber stellte sie auch angesichts der sich immer mehr verschärfenden Lage

an der Grenze des ebengenannten Militärterritoriums viel zu wenig Truppen zur Verfügung. Bereits im Jahre 1910 wurde von einem mit den Landesverhältnissen aus Erfahrung innig vertrauten Militär eine Verstärkung der Truppe im Norden der Kolonie gefordert, und zwar schlug derselbe vor, ein Bataillon zu 5 Kompagnien nach dem Landesteil zu verlegen, der sich von Fort Archambault über N'dele und Fort Crampel zwischen dem M'Bouma und den Grenzen des englischen Bahr el Ghazal nach Osten zieht, ein anderes Bataillon zu 4 Kompagnien aber für den Westen, also für die Gebiete zwischen der Linie Fort Archambault—Bangui und der Kamerungrenze zu bestimmen. Inzwischen hatte man das im Militärterritorium stehende Bataillon auf 1200 Mann gebracht, hatte ihm außerdem auch noch einige Abteilungen gardes régionaux zur Seite gestellt. Von diesen, wie die Begebenheiten bewiesen, noch immer nicht genügend starken Truppen, standen:

in der Landschaft Kanem 1 Kompagnie mit 200 Mann,

am Batha (zwischen Fittrisee und Abecher) 3 Kompagnien mit 600 Mann, 1 berittene Komp. 100 Mann, 1 Batterie 4 Geschütze 100 Mann, 30 gardes régionaux,

am Baghirmi 1 Komp. mit 200 Mann, 100 gardes régionaux,

zusammen 5 Kompagnien mit 1000 Mann, 1 berittene Komp. mit 100 Mann, 1 Batterie 4 Geschütze 100 Mann, 130 gardes régionaux,

mithin 1200 Mann Kolonialtruppen und 130 Polizeimannschaften.

Mit den übrigen zwölf, in der Kolonie verteilten 2400 Mann Kolonialtruppen (12 Kompagnien zu je 200 Mann) hatte man also 1910 in der Kongokolonie etwa 3730 Mann verfügbar. Der bereits obenerwähnte, mit den Verhältnissen offenbar innig vertraute Militär hielt zu gleicher Zeit eine Besatzung von 8300 Mann für unbedingt erforderlich! Und die Ereignisse haben dieser Forderung recht gegeben! Einer der tüchtigsten Offiziere der französischen Kolonialarmee, der auch im Auslande durch seine koloniale Betätigung wohlbekannte Oberstleutnant Moll, hat im Januar 1911 in heldenmütigem Kampfe sein Leben gegen die Eingeborenen einsetzen und durch den Tod fürs Vaterland den Beweis erbringen müssen, daß von Frankreichs Regierung viel zu geringe Kräfte zur Eroberung und Festhaltung jener weitgedehnten Gebiete zur Verfügung gestellt worden waren. Oberstleutnant Largeau, der inzwischen zum Nachfolger für den gefallenen Oberstleutnant Moll bestimmt worden ist und der diejenigen Gegenden Äquatorialafrikas, die er zu unterwerfen hat, aus einer Zeit genau kennt, in der er das Kommando

in der Landschaft Kanem führte, und der in jener Zeit sehr wichtige Erkundigungen im nördlichen Wadai geleitet hat, ist jetzt für eine sehr wesentliche Erhöhung der Truppen im Militärterritorium eingetreten. Während man anfänglich die Absicht hatte, die Truppen der Kolonie auf etwa 6000 Mann zu bringen, hat der neuerdings an Stelle des verdienstvollen Oberst Mordrelle zum commandant supérieur des troupes de l'Afrique équatoriale française ernannte Oberst Goullet eine Erhöhung auf 8000 Mann beantragt. Dieselben sollen nach seinem Antrag wie folgt verteilt werden:

Jede der drei Kolonien je 1 Regiment zu 8 Kompagnien = 24 Kompagnien mit	4800	Mann	Infanterie
Außerdem für das Militärterritorium des Tchad	2400	„	„
und	800	„	Kavall., Artill. usw.
zusammen	8000	Mann.	

Dagegen hat die Budgetkommission vorgeschlagen:

Bataillon	Nr. 1	mit 6	Kompagnien	Gabun	
„	„ 2	„ 6	„	Moyen-Kongo	
„	„ 3	„ 4	„	Oubanghi-Chari	
„	„ 4	„ 4	„	Militärterritorium des Tchad	
„	„ 5	„ 4	„		
„	„ 6	„ 4	„		

zusammen 28 Kompagnien mit 5600 Mann.

Die Budgetkommission bleibt mithin sehr wesentlich hinter den Vorschlägen des Oberst Goullet zurück und jedenfalls nicht minder auch hinter den offenbaren Bedürfnissen des Landes.

Zu erwähnen ist noch, daß die in der Kongokolonie stehenden Einheiten bereits seit längerer Zeit auch durch freiwilligen Eintritt von Eingeborenen aus dem Lande rekrutiert werden. Schon 1905 hat sich Kommandant Brequeville dahin geäußert, daß bezüglich der Rekrutierung aus der Kongokolonie selbst, namentlich in den Gebieten des Schari und des Tchadsees die besten Resultate zu erwarten wären. Und Oberst Largeau glaubt, daß man sogar die Hälfte aller erforderlich werdenden Mannschaften der Kolonie werde entnehmen können. Auch aus den bisher unterworfenen Teilen Wadais sind günstige Resultate festzustellen. Zunächst hat Oberst Goullet von der Regierung die Erlaubnis erbeten, zwei Reservebataillone bilden zu dürfen. Die Reserve des Nordens mit dem Stab in Fort Archambault, die Reserve des Südens mit dem Stab in Brazzaville.

Von Interesse ist es nun, festzustellen, wie im Gegensatz zu dem von hervorragenden Kennern der Verhältnisse für unbedingt erforderlich erachteten Aufgebot gegenwärtig besonders jene Gebiete tatsächlich durch Truppen besetzt sind, auf die Oberstleutnant Largeau nach seinem Eintreffen seine Operationen hauptsächlich zu stützen gezwungen sein wird. Zu dieser Feststellung ist eine, wenn auch nur kurze geographische Betrachtung des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes vorauszuschicken. Derselbe wird gebildet von dem im Süden von Borku gelegenen Sultanat Wadai und den im Norden und Süden diesem benachbarten Ländern. Wie aber weder Borku noch das anschließende Tibesti sich in vollkommener Gewalt der Franzosen befinden, so können letztere auch nicht in Anspruch nehmen, durchaus Herren in den weiten Gebieten zu sein, die sich südlich von Wadai von den Grenzen dieses Sultanats bis zu dem Ubangi, dem Uëlle und dem M'Bouma anschließen. Vor der Front der französischen Stellung, die im Norden etwa durch das Fort Lamy, im Süden durch das Fort Archambault, und durch das befestigte N'dele bezeichnet ist, dehnen sich in einer Ausdehnung von durchschnittlich 1000—1500 km Ländereien, in denen jederzeit, bald hier, bald dort, eine Betätigung des Feindes zu erwarten ist. Wahrscheinlich ist es, daß der Süden, d. h. jener Teil der Kolonie, der sich zwischen der Linie Fort Archambault—N'dele im Westen und der Grenze zur englischen Provinz Bahr el Ghazal dehnt, aufständischen Bewegungen verschlossen bleiben wird. Denn die Eingeborenen, die hier seßhaft sind, wurden zweifelsohne durch den erst im Februar 1911 in Frage bekanntgewordenen Erfolg, den Kapitän Modat im November 1910 über sie davongetragen hat, in einer so schweren Weise betroffen, daß sie sicher nicht sofort von neuem an eine Erhebung denken werden. Da dieser Erfolg von verschiedenen Seiten eine gänzlich irrtümliche Darstellung erfahren hat, ist es notwendig, den vorliegenden Verhältnissen näherzutreten. Die fraglichen Gebiete werden von Stämmen bewohnt, die man in ihrer Gesamtheit als Kuti bezeichnet und deren Sultan den in Afrika sehr häufig vorkommenden Familiennamen es Senoussi trägt. Als Senoussi oder Senussisten werden aber auch die Anhänger einer im schwarzen Erdteil weitverbreiteten mohammedanischen Religionsbrüderschaft bezeichnet, deren Hauptsitz ehedem die Oase Kufra in der Libyschen Wüste war, die aber später mit dieser Hauptniederlassung nach der Ortschaft Ain Galakka in Borku übergesiedelt sind. Gewiß sind in den letzten Zeiten diese Senoussi sowohl, wie auch die von dem Sultan es Senoussi regierten Kuti eifrige und getreue Bundesgenossen des derzeitigen Hauptgegners der Franzosen in Äquatorialafrika, des

Sultans Dudmurah von Wadai gewesen. Sie haben aber im übrigen nichts miteinander gemein, wie sich schon vor allem aus der weiten Entfernung ergeben dürfte, durch die sie voneinander getrennt sind. Die Senussisten sowohl wie die Kuti sind überhaupt erst in den letzten Jahren Bundesgenossen Wadais geworden — erstere weil sie fanatische Gegner jeder in Afrika kolonial sich betätigenden europäischen Macht sind, letztere hauptsächlich veranlaßt durch das unentwegte Vordringen der Franzosen im äquatorialen Afrika. Noch zur Zeit des Rabeh standen die Kuti auf des letzteren Seite, während der damalige Sultan von Wadai zu den entschiedenen Gegnern jenes kühnen und erfolgreichen afrikanischen Eroberers zu rechnen war, und auch die Senussisten den Mahdi als „Ketzer" verurteilten. (Siehe auch Freiherr von Oppenheim, „Rabeh und das Tschadseegebiet", S. 33, auf der weiter aus einer Bemérkung hervorgeht, daß eine Verwechselung, wie solche zurzeit zwischen Senussisten und Kuti festgestellt ist, sich bereits früher einmal zugetragen hat.) Der Kutisultan es Senoussi nun hat zwar nach der Niederlage des Rabeh gegen Oberst Lamy Anschluß an Frankreich gesucht, hat sich seinerzeit dem Oberst Destenave gestellt, ist aber den hierbei übernommenen Verpflichtungen kaum jemals gerecht geworden, weshalb ihm vor zwei Jahren etwa seine Residenz N'dele weggenommen wurde. Jetzt ist er der Kolonne des Kapitäns Modat unterlegen, er selbst, drei seiner Söhne und 700 seiner Anhänger sind in diesem Kampfe geblieben. Dieser Schlag wird, wie angedeutet, sicher für Frankreich den Erfolg haben, daß Oberstleutnant Largeau in dem bevorstehenden Feldzug gegen Sultan Dudmurah von Wadai sein Hauptaugenmerk allein auf Wadai und das im Norden angrenzende Borku zu richten haben wird.

Die Hauptoperationsbasis gegen dieses Gebiet bleibt die Linie Fort Lamy—Fort Archambault. Im allgemeinen bezeichnen diese beiden eben genannten Forts auch die Ausgangspunkte für die hauptsächlichsten nach dem Inneren von Wadai führenden Wege. Von den Höhenzügen, die etwa der Grenze der englisch-französischen Interessensphäre gleichgerichtet, sich östlich von Abescher heben, fließt der Bahr es Salamat zum Schari, der Wadi Batha nach der Depression des Fittrisees und der Bahr el Ghazal (nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Nebenfluß des Nil) nach der Gegend des Tchadsees ab — sämtliche diese Niederungen haben im allgemeinen die Richtung von Nordosten nach Südwesten. Ihr Wasserreichtum nimmt nach Norden zu ab und der Bahr el Ghazal liegt den bei weitem größten Teil des Jahres wasserlos da. Dementsprechend schließen sich an den, im Süden des Landes hauptsächlich vor-

liegenden Wäldern nach Norden schreitend Savannen und Steppen an, denen weiterhin Wüste folgt. Die drei eben genannten Niederungen sind die Schlüssel zum Inneren des Landes. Sie sind sämtlich den Franzosen bereits von früheren Zügen bekannt. Der Bahr es Salamat ist vom Fort Archambault aus erst von dem von dem genannten Wasserlauf durchflossenen Irosee zu erreichen. Der Weg nach Abescher führt vom Irosee über Ain Timan etwa 200 km dem Bahr es Salamat entgegen und schließlich auf die gleiche Entfernung vom Bahr es Salamat ab in genau nördlicher Richtung nach Norden, um dann etwa bei Bir Tuil in eine von Osten herantretende Straße zu enden. Bei beiden soeben angeführten Ortschaften haben die Franzosen in den letzten Jahren heftige und zum Teil sehr verlustreiche Gefechte mit den Eingeborenen gehabt. Dieser Zugangsweg ist zurzeit nur in seinem südlichen Teil am Irosee durch vorgeschobene kleine Posten, und in seinem nach Abescher auslaufenden Nordende besetzt, hier von 50 Tirailleuren unter Leutnant Chaveyron, der dem später zu erwähnenden Detachement des Kommandant Chauvelot angehört. Dieser Weg wird für die Operationen des Oberstleutnant Largeau weniger in Betracht kommen, namentlich weil, wie oben ausgeführt, Erhebungen im Süden Wadais jetzt kaum noch zu befürchten sein dürften und ferner, weil der Sultan Dudmurah von Wadai sich allem Anschein nach die zwischen Abescher und Borku gelegenen Gegenden als vorläufige Zufluchtsstätte ausgewählt haben dürfte, in denen er nicht nur durch persönlich verwandtschaftliche Beziehungen zu den dortigen Stämmen einen größeren Anhang zu finden hoffen kann, sondern auch weil er hier an der Mündung jener Karawanenstraßen sitzt, auf denen er Waffen und Munition von Mittelmeerhafenplätzen bezieht und endlich weil er hier auch der sehr wesentlichen Unterstützung der in Ain Galakka seßhaften Senussisten sicher ist. Der etwa 300 km östlich vom Fort Lamy gelegene Fittrisee ist als vorgeschobener Teil der Operationsbasis anzusehen, der in ziemlich starker Weise ausgebaut ist. Der Zwischenraum vom Fittrisee zum Fort Archambault ist durch die an den befestigten Fittriposten anschließenden, ebenfalls befestigten Posten von Bouttong, Batanga und Melfi gedeckt, nach Norden zu schließen weiterhin viele kleine feste Posten sich um die Landschaft Kanem und beherrschen somit den südöstlichen Teil der Bahr el Ghazal. Vom Fittrisee aus ist gegenwärtig Hauptmann Chauvelot mit etwa 310 Mann noch weiter in das Innere des Sultanates vorgeschoben. Von diesen Truppen stehen 100 Tirailleure unter Leutnant Hamel in der Hauptstadt Abescher, die bereits erwähnten 50 Tirailleure unter Leutnant Chaveyron in Bir Tuil, weiter 60 Tirailleure unter Leutnant Jonquieres in Harassé

nördlich von Abescher. Außerdem sind etwa 100 Kamelreiter (Mehariſten, berittene Infanterie) unter Kapitän Arnaud auf die nördlich der Hauptstadt gelegenen, nach Borku zu anschließenden Gegenden verteilt, um die hier von Borku nach Wadai sich öffnenden wichtigen Defileen zu beobachten. Da aber diese geringe Truppenzahl der vordersten Linie viel zu schwach ist, um zur Feststellung des vom Sultan Dudmurah gewählten Zufluchtsortes zu dienen, hat Kommandant Maillard, der bis zum Eintreffen des Oberstleutnant Largeau das Kommando an dessen Stelle führt, in allerjüngster Zeit noch weitere 100 Mann unter Kapitän Chambon vorgeschickt.

Daß diese geringen Kräfte den an sie zu stellenden Anforderungen in keiner Weise genügen können, ist ohne weiteres klar. Es wird ganz bedeutender Verstärkungen bedürfen, um namentlich in der Linie Fittrisee—Abescher Truppen anzusammeln, die in der Lage sind, in auch nur einigermaßen wirksamer Weise zur Niederwerfung des Feindes und dann zur Beruhigung des Landes vorzurücken. Für dieses Vorrücken kommt als Basis die soeben genannte Linie in erster Beziehung zur Geltung; weiter aber wird auch die Linie des Bahr el Ghazal zu berücksichtigen sein, die namentlich für alle etwa gegen Ain Galakka zu treffenden Maßnahmen wichtig ist und auf der Oberstleutnant Largeau in früheren Jahren bereits wiederholt Bewegungen geleitet und unter anderen auch Sklavenkarawanen aufgehoben hat.

Oberstleutnant Largeau kann unter günstigsten Verhältnissen erst etwa Ende Februar oder Anfang März im Fort Archambault eingetroffen sein. Da, wie mehrfach erwähnt, aller Voraussicht nach ein auf dieses Fort zu stützendes Vorgehen entlang dem Bahr es Salamat nicht erforderlich sein wird, dürfte sich für den neuen Kommandeur zunächst die Weiterreise nach Fort Lamy notwendig gemacht haben. Jedenfalls wird er aber bei seinem Eintreffen im Fort Archambault den Bericht des Kommandant Maillard über die gegenwärtige Lage entgegengenommen und die ersten Dispositionen für den einzuleitenden Feldzug getroffen haben. Es wird jedoch jedenfalls eine geraume Zeit vergehen, ehe der Ausfall dieser Dispositionen in Europa bekannt werden dürfte.

Mit der Bereitstellung der Truppen wird man noch bei weitem nicht allen Erfordernissen eines gegen Wadai einzuleitenden Unternehmens gerecht geworden sein; es bleibt vor allem noch die Frage einer den Verhältnissen entsprechenden Nachschubslinie zu lösen. Der der Kolonialinfanterie entstammende Kommandant Brisset hat hierzu bemerkenswerte Anregungen gegeben, die zu erörtern an dieser Stelle zu weit führen würde.

Trotz der Erkenntnis, daß ein Unternehmen gegen das Sultanat Wadai nur mit großen Mitteln zur Durchführung zu bringen ist, scheint man doch, namentlich in Abgeordnetenkreisen, an deren Bewilligung nicht recht herantreten zu wollen. H.

XXV.

Zur Kaliberfrage der Schiffsgeschütze.

Von

Generalmajor Bahn.

Über die Bestrebungen und Versuche der großen Seemächte betreffend Steigerung des Kalibers der schweren Artillerie auf den Linienschiffsneubauten ist hier fortlaufend berichtet worden. (März, Juli, August, September, Oktober 1910, S. 327, 81/82, 192, 294, 277, 403/404, und Januar, Februar, März 1911, S. 73, 203/204 und 309/310.) Danach kann als festgestellt gelten, daß die im Jahre 1910 von Stapel gelaufenen englischen Neubauten „Orion“ und „Lion“, die Schwesterschiffe, und die in der nächsten Zeit von Stapel laufenden Schiffe 34 cm-Geschütze erhalten, und daß man beabsichtigt, ein noch wirkungsvolleres Geschütz (38 cm) zu bauen.

Die Vereinigten Staaten haben bereits Schießversuche mit 35,6 cm-Geschützen ausgeführt, und Italien geht vielleicht auch zum 34 cm Kaliber über.

Der französische Marineminister hat seinerzeit erklärt, daß dem Vorgange Englands gemäß ein 34 cm-Versuchsschütz hergestellt und in einigen Monaten fertig sein werde. Gleichzeitig solle das Projekt eines dreigeschützigen Turmes studiert werden, damit nach Abschluß der Geschützversuche die Frage entschieden werden könne, ob dieselben in zwei- oder dreigeschützigen Türmen aufgestellt werden müssen oder können. Danach unterlag es also bisher keinem Zweifel, daß Frankreich sobald als möglich zum 34 cm-Kaliber überzugehen beabsichtige. In Frage stand nur noch, von welchem Zeitpunkt ab dies möglich sein würde. In der Presse wurde die Nachricht verbreitet, daß schon die 1911 auf Stapel zu legenden beiden Linienschiffe 34 cm-Geschütze erhalten würden. Nach den

im „Journal officiel" veröffentlichten Äußerungen des Marineministers in den Kammersitzungen vom 21. und 24. Februar und 7. März trifft dies nicht zu. Der Minister erklärte vielmehr, daß das 34 cm-Geschütz noch nicht geprüft sei, also auch die Geschütze für die beiden 1911 auf Stapel zu legenden Schiffe noch nicht bestellt werden könnten. Das 34 cm-Versuchsgeschütz würde in einigen Monaten fertiggestellt sein und geprüft werden können, so daß die beiden für 1912 zu bestellenden Schiffe damit armiert werden könnten, so bald die Kammer deren Bau bewilligt haben würde. Durch diese Erklärung ist also die Armierungsfrage der neuen französischen Linienschiffe einwandfrei festgestellt. Danach erhalten also die beiden jetzt auf Stapel liegenden Schiffe „Jean Bart" und „Courbet", ebenso die beiden folgenden, noch unbenannten Schiffe je 12 30,5 cm-Kanonen L/50.

Dem Vorgange Englands gemäß scheint man auch in Frankreich Vorbereitungen zu treffen, um über das 34 cm-Kaliber noch hinauszugehen, denn es wird gemeldet, daß der Generalinspekteur der Marineartillerie, Herr Teillard d'Cyry, ein 35 oder 36 cm-Geschütz studiere oder bereits studiert habe. Darüber wird man wohl bei den Verhandlungen über die 1912 zu beginnenden Schiffe näheres hören. Nachdem uns die Engländer schon ein 35,5 cm-Geschütz nachsagen, wohl nur deshalb, um die eigene schrankenlose Kalibersteigerung zu begründen und zu entschuldigen, und nachdem der Abgeordnete Paul Painlevé in der französischen Kammer behauptet hat, daß die Schiffe unserer Nassauklasse — also „Nassau", „Westfalen", „Rheinland" und „Posen" — mit 12 30,5 cm-Geschützen bewaffnet seien und daß die nächsten Schiffe, d. s. „Helgoland", „Ostfriesland", „Thüringen" und „Oldenburg", Geschütze noch größeren Kalibers erhalten würden, ist es vielleicht zweckmäßig und lehrreich, die Armierung schon fertiggestellter und noch auf Stapel liegender Linienschiffe einiger Großmächte lediglich hinsichtlich ihrer schweren Artillerie zu vergleichen.

1. Fertige Schiffe.

Deutschland:	Nassauklasse	12	28,0 cm	L/45
England:	St.-Vincent-Klasse u. Neptune, Hercules, Colossus . . .	10	30,5 cm	L/50
Frankreich:	Dantonklassse	4	30,5 cm	L/40
	oder L/50 und	12	24,0 cm	L/45
Italien:	Regina-Elena-Klasse . . .	2	30,5 cm	L/40
	und	12	20,3 cm	L/45
	Dante-Alighieri	12	30,5 cm	L/46

Japan:	Satsuma u. Aki	4	30,5 cm	L/47
	und	12	25,4 cm	L/47
Österreich-Ungarn:	Erzh.-Franz-Ferdinand-Kl. .	4	30,5 cm	L/45
	und	8	24,0 cm	L/45
Rußland:	Andrei Perwoswanny, Imp. Pawel Perwy . . .	4	30,5 cm	L/40
	und	14	20,3 cm	L/50
Vereinigte Staaten:	Delawareklasse	10	30,5 cm	L/45

2. Zuletzt auf Stapel gelegte Schiffe.

Über die Armierung der noch auf Stapel liegenden deutschen Linienschiffe sowie der zuletzt abgelaufenen Helgolandklasse sind Angaben noch nicht bekannt geworden. In der Fachpresse wurden 30,5 cm-Kanonen gefordert.

England:	Orion-Klasse und die 1910 bewilligten 4 Schiffe . .	10	34,3 cm	L/45
Frankreich:	Jean Bart, Courbet und die 1911 bewilligten 2 Schiffe	12	30,5 cm	L/50
Italien:	Leonardi da Vinci usw. . .	13	30,5 cm	L/46
	oder	10	34,0 cm	
Japan:	Settsu	12	30,5 cm	L/47
Österreich-Ungarn:	A und B . . . . 10 oder	12	30,5 cm	L/50
Rußland:	Petropawlowsk	12	30,5 cm	L/50
Vereinigte Staaten:	A und B	10	35,6 cm	

Diese Zahlen, die dem „Taschenbuch der Kriegsflotten 1911" von Weyer entnommen sind und allgemein als durchaus zuverlässig anerkannt werden, sind auch in England und Frankreich bekannt. Der Herr Abgeordnete hätte sich also sehr leicht besser unterrichten können. Nach jenen Angaben steht Deutschland hinsichtlich der Kalibergröße hinter allen großen Seestaaten, die alle 30,5 cm-Kanonen führen, zurück und selbst wenn die geforderte Steigerung auf 30,5 cm eintreten sollte, langt Deutschland erst auf der Stufe an, die England und die Vereinigten Staaten weit zu überschreiten im Begriffe sind, und die Frankreich für seine Bauten für 1912 und auch Italien überschreiten wollen. Die anderen Mächte werden wohl oder übel dem folgen müssen.

Es ist also nicht Deutschland die Veranlassung zu dem Wettstreit in betreff der Kalibergröße, sondern England und die Vereinigten Staaten.

Derselbe Abgeordnete hat in jener Sitzung gleichzeitig die Aufstellung der schweren Geschütze erörtert. Er hat der Ansicht Ausdruck gegeben, daß zurzeit noch in allen Marinen über die Stellung der Türme auf den Schiffen Erwägungen und Versuche angestellt werden, daß aber schon heute unter den Fachleuten und Marineoffizieren völlige Einstimmigkeit herrsche, die ausschließliche Aufstellung der Türme in der Mittschiffslinie vorzuziehen und daß fast alle fremden Schiffe von jetzt ab nur mit Mittschiffstürmen gebaut würden.

Um die Richtigkeit zu prüfen, diene nachfolgende Zusammenstellung, zu der vorweg bemerkt sei, daß die Pläne der noch auf Stapel liegenden Schiffe Deutschlands nicht bekannt sind, also auch nicht angegeben werden kann, ob die Türme dieser Neubauten nur in der Mittschiffslinie aufgestellt werden. Deshalb ist am Schluß der Zusammenstellung lediglich zur Beurteilung der Feuerwirkung nach den verschiedenen Richtungen die Aufstellung der Türme auf den zuletzt in Dienst gestellten Schiffen Deutschlands angegeben.

Staat	Schiffe	Zahl der Geschütze	cm	Zahl der Türme zu		Davon		Zahl der feuernden Geschütze nach	
				2 Geschützen	3 Geschützen	Mittschiffstürme	Seitentürme	jeder Breitseite	Bug bzw. Heck
England . .	Thunderer usw.	10	34,3	5	—	5	—	10	je 4
Frankreich .	Jean Bart usw.	12	30,5	6	—	4	2	10	je 8
Italien . . .	Leonardo usw.	13	30,5	2	3	5	—	13	je 5
Japan	Settsu	12	30,5	6	—	2	4	8	je 6
Österreich-Ungarn . .	A u. B	12	30,5	—	4	4	—	12	je 6
Rußland . .	Petropawlowsk usw.	12	30,5	—	4	2	2	12	je 9
Vereinigte Staaten . .	Wyoming	12	30,5	6	—	6	—	12	je 4
Deutschland	Nassauklasse	12	28,0	6	—	2	4	8	je 6

Das Vorgehen Englands, Italiens, Österreichs und der Vereinigten Staaten, die alle Geschütztürme in der Mittschiffslinie aufstellen werden, bestätigt die oben wiedergegebene Ansicht des Abgeordneten Painlevé. Dabei ist zu bemerken, daß die Armierung der italienischen, österreichischen und russischen Neubauten noch nicht völlig feststeht. Wenn Italien zum 34 cm-Kaliber übergeht, sollen die Schiffe nur

10 Geschütze erhalten. Es steht aber deren Unterbringung, ob in drei- oder zweigeschützigen Türmen usw., ebenfalls noch nicht fest.

Deutschland kommt für diese Frage nicht in Betracht. Japan, das doch eigene Kriegserfahrung für sich hat, und Rußland haben für ihre neuesten Schiffsbauten ausschließlich Aufstellung der Türme in der Mittschiffslinie nicht in Aussicht genommen. Die Frage ist also keineswegs so ganz einstimmig zugunsten der Mittschiffstürme entschieden.

Der Herr Abgeordnete empfiehlt als mustergültig die italienische Aufstellung, weil 100 v. H. der vorhandenen Geschütze nach den Breitseiten wirken und die Verwendung von dreigeschützigen Türmen die große Zahl von 13 schweren Geschützen in axialer Aufstellung zuläßt, während bei der französischen Anordnung von 12 Geschützen nur 10, d. h. 83,3 v. H., nach den Breitseiten wirken können. Das gerade ist der Vorzug der Aufstellung in der Mittschiffslinie in artilleristischer Beziehung, daß alle Geschütze nach beiden Breitseiten wirken können, dem der Nachteil gegenübersteht, daß das Bug- und Heckfeuer beschränkter ist, wie sich ohne weiteres aus obiger Zusammenstellung ersehen läßt. Frankreich hat mit seiner Anordnung der Türme sehr starkes Bug- und Heckfeuer, und zwar aus je 8 Geschützen von 12, d. h. 66,6 %. Deshalb hat der Marineminister auch der Ansicht des Abgeordneten Painlevé nicht zugestimmt, sondern darauf hingewiesen, daß die Aufstellung der Türme in Mittschiffslinie die Zahl der Geschütze vermindere, über die man verfügen könne, und daß solche Schiffe meist nur 5 Türme tragen, während bei Aufstellung von Seitentürmen 6 Türme untergebracht werden können. Die Vereinigten Staaten haben allerdings 6 zweigeschützige Türme in Mittschiffslinie auf ihren Neubauten angeordnet.

Erwähnt muß werden, daß die russischen Neubauten von dem vorher Gesagten eine Ausnahme machen, da 100 v. H. der schweren Geschütze nach beiden Breitseiten wirken können und dabei noch 75 v. H. nach Bug und Heck. Dies ist erreicht durch die staffelförmige Anordnung der Seitentürme und durch ausschließliche Verwendung von dreigeschützigen Türmen.

Ob die staffelförmige Anordnung der Seitentürme in schiffsbautechnischer Hinsicht sehr zweckmäßig ist, kann hier nicht erörtert werden.

Nachdem die Frage der Armierung und Geschützaufstellung in der französischen Kammer angeschnitten war, ist über die Entschließungen des Oberen Marinerats hinsichtlich der Armierung der Schlachtschiffe des Etats 1912/13 in einem Artikel in „Le Yacht“ folgendes gesagt:

Er hatte unter zwei Projekten zu wählen; das eine betraf die Aufstellung von 5 Doppeltürmen für 34 cm-Kanonen, das andere die Aufstellung von 2 Tripeltürmen und 3 Doppeltürmen ebenfalls für 34 cm-Kanonen. Er hat dem zweiten Projekt den Vorzug gegeben, trotz der Vermehrung des Tonnengehalts von 24 000 auf 25 700, die aus der größeren Geschützzahl sich ergibt. Hierzu muß übrigens bemerkt werden, daß, wenn man die 12 Kanonen des zweiten Projekts hätte in 6 Mittschiffstürmen aufstellen wollen, würde man zu einem Deplacement von 28 000 t gekommen sein infolge der größeren Länge des Schiffes, die dazu nötig gewesen wäre. Die Zahl von 10 Geschützen großen Kalibers des ersten Projektes ist mit gutem Recht als nicht genügend erschienen, denn die neuen Panzer aller fremden Marinen tragen 12 schwere Geschütze.

Hinsichtlich der Mittelartillerie hat der „Obere Marinerat" seine Ansicht wie folgt ausgesprochen: Muß man die Anordnung bei „Jean Bart" (22 Geschütze von 14 cm, von denen 18 in gepanzerten Kasematten und 4 in Batterie stehen) beibehalten, oder soll man diese Artillerie in Türme setzen? Bei nahezu gleichem Gewicht würde man 8 Doppeltürme symmetrisch zur Mittschiffslinie anordnen können. Die gesamte Macht des Feuers ist im ersten Falle am größten, aber im zweiten können die Geschütze ein größeres Schußfeld haben und jedes einzelne kann einen ausgebreiteteren Kreisausschnitt bestreichen. Hinsichtlich der Verteidigung gegen Torpedoboote, die die Hauptaufgabe dieser kleinen Kanonen ist, begünstigt die Anordnung in Kasematten die Feuerleitung; anderseits aber liegen die 4 Geschütze der hinteren Batterie des „Jean Bart" zu wenig über dem Wasserspiegel, nur 3,60 m und sind zu weit von der Feuerleitungsstation entfernt.

Wir glauben, daß diese Gründe für den „Oberen Marinerat" entscheidend gewesen sind, die Aufstellung in Doppeltürmen zuzulassen.

Die Linienschiffe der englischen St.-Vincent-Klasse — St. Vincent, Collingwood und Vanguard — sowie das danach fertiggestellte Linienschiff Neptune sind sämtlich mit je 10 30,5 cm-Rohren L/50 Mark XI ausgerüstet. Die auf Neptune folgenden Schiffe Hercules und Colossus haben bereits je 10 30,5 cm-Rohre Mark XI/XII A. Nach einer Mitteilung des Engineer sind die 30,5 cm-Rohre Mark XI des vorderen Turmes an Bord von Vanguard gegen solche Rohre Mark XII umgetauscht worden. Da alle diese Schiffe 5 Türme haben und nur zwei Geschütze eines einzigen Turmes ausgewechselt werden, scheint es sich nicht um den Beginn einer allgemeinen Maßregel zur Zurückziehung der Mark XI zu handeln.

Diese neuen Rohre (M XII), die mit einem verbesserten Verschluß versehen sind, sind, wie auch Mark XI Drahtrohrkonstruktion, und im Gegensatz zu Mark X, 50 (statt 45) Kaliber lang. Das Rohrgewicht ist 69 t, das Geschoßgewicht 385,5 kg; die Durchschlagskraft an der Mündung gegen eine Schmiedeeisenplatte ist 121,9 cm. Die neuen Rohre sollen in nächster Zeit Schießversuchen unterzogen werden.

Über den Wettstreit in England selbst, betreffend die Größe des Kalibers der schweren Schiffsartillerie, ist hier wiederholt geschrieben, und erst oben unter Frankreich ist die Frage von neuem berührt.

Die „Morning Post" vom 24. Februar weiß auf Grund zu verlässiger Nachrichten zu melden, daß sich zurzeit ein 15zölliges = 38 cm-Geschütz in Versuch befindet, das bisher unter der Bezeichnung 13,5 Azölliges bekannt gewesen sei. (34,3 A cm). Dieses neue Geschütz sei bestimmt, an Stelle der 12zölligen (30,5 cm) und später der 13,5zölligen (34,3 cm-) Geschütze zu treten. Natürlich erst bei Neubauten, deren Konstruktion für so schwere Geschütze eingerichtet ist.

Man wird nicht fehlgehen, in diesem neuen 38 cm-Geschütz dasjenige Geschütz zu sehen, das die „Liverpooler Daily Post" bereits angekündigt hatte und das bestimmt ist, unsere vermeintliche 35,5 cm-Kanone, die es tatsächlich nicht gibt, zu überbieten. Vgl. Märzheft 1911, S. 309 und 310.

Um die Mittelartillerie der neuen Schlachtschiffe noch besser für den Kampf gegen die Torpedoboote auszurüsten, sollen einem Gerüchte zufolge diese Schiffe neue 3zöllige (7,62 cm) selbsttätige Schnellfeuergeschütze nach Maxim-System erhalten. Ihre Feuergeschwindigkeit soll außerordentlich sein und die Treffähigkeit nicht minder. Bemerkt sei, daß das 7,6 cm-Kaliber seit 1907 durch ein 10,2 cm-Kaliber ersetzt ist; für die für 1910 bewilligten 4 Linienschiffe waren bereits je 20 12 cm-Geschütze in Aussicht genommen. Deutschland hat auf seinen Neubauten nur 16 8,8 cm halbautomatische Schnellfeuergeschütze L/40. Danach scheint es, daß man in England das größere Kaliber mit dem schwereren und wirkungsvolleren Geschoß zugunsten einer größeren Feuergeschwindigkeit aufgeben will.

Umschau.

Deutschland.

Neue Geschütze der deutschen Fußartillerie.

Außer dem neuen 21 cm-Mörser, über den in Nr. 473 von Februar 1911 S. 181 berichtet wurde, erhielt die Fußartillerie auch eine moderne 13 cm-Kanone, über die bisher nachstehendes bekannt geworden ist:

Sie ist ein Rohrrücklaufgeschütz und sowohl an Wirkung wie an Beweglichkeit der langen 15 cm-Kanone, die sie ersetzen soll, merklich überlegen; sie soll in erster Linie als Belagerungsgeschütz verwendet werden. Die Anfangsgeschwindigkeit beträgt 700 m; die Tragweite kann 12 km überschreiten. Verwendet werden Schrapnells und Granaten mit großem Fassungsvermögen, deren Wirkung derjenigen der Granate der schweren Feldhaubitze (15 cm) ähnlich ist. In Anbetracht seines hohen Gewichtes wird das Rohr gewöhnlich auf einem Rohrwagen fortgeschafft. Das Geschütz ist, wie auch der 21 cm-Mörser mit Radgürtel ausgerüstet, so daß die Lafette mit eingelegtem Rohr auch in schlechtem Gelände längere Zeit bewegt werden kann.

Eine 13 cm-Batterie kann das Feuer 10 bis 15 Minuten nach ihrem Eintreffen in der Stellung eröffnen. Der beim Schießen umgelegte Radgürtel ersetzt die Bettung. Mit Schrapnells soll die 13 cm-Kanone dieselben Ziele beschießen wie die 10 cm-Kanone mit der Möglichkeit, ausgebreitete Strecken, die völlig der Einsicht entzogen sind, auch auf großen Entfernungen unter Feuer zu halten. Granaten werden gegen Ortschaften, Betonmauerwerk, die Vorpanzer der Türme u. a. m. verwendet. Bahn.

Schießübung des Kreuzers „Scharnhorst".

Ein englisches Morgenblatt berichtet anerkennend über Schießübungen des dem asiatischen Geschwader als Flaggschiff angehörenden Panzerkreuzers „Scharnhorst". Nach den Angaben des Blattes feuerten seine 21 und 15 cm-Geschütze bei rund 15 Knoten Fahrt in einer Entfernung von zuerst 5500 und dann 3600 m auf eine Scheibe von 20 Quadratfuß. Von 22 Schüssen der 21 cm-Geschütze trafen 18, von 30 Schüssen der 15 cm-Geschütze 26 ihr Ziel, ungerechnet die Rikochette-Treffer. Das ergibt 84,6 % Treffer und stellt einen neuen Rekord auf gegenüber dem englischen des Kreuzers „Natal" mit 82,14 %, bei dem übrigens die weiteste Schußentfernung nur 1820 m betrug. „Scharnhorst" ist ein 1906 von Stapel gelaufener Panzerkreuzer von 11600 Tonnen Wasserverdrängung. W.

Frankreich.

Anfang Februar d. J. hielt das erste (Mittelmeer-) Geschwader, das in Toulon stationiert ist, unter dem Befehl seines Chefs, des Vizeadmirals Bellue, eine Schießübung ab, bei der u. a. auch das gleichzeitige Abfeuern der beiden Zwillingsgeschütze der 30,5 cm-Türme erprobt werden sollte. Das Geschwader besteht aus den 6 neusten in Dienst gestellten Linienschiffen, „Patrie“ als Flaggschiff, „Démocratie“, „République“, „Justice“, „Liberté“ und „Verité“ Als Ersatzschiff dient „Suffren“. Die Schiffe sind in den Jahren 1902 bis 1907, das Ersatzschiff 1899 vom Stapel gelaufen und haben alle je vier 30,5 cm-Kanonen L/40, die in je zwei Türmen untergebracht sind. Marine. Vorkommnisse bei der Schießübung.

Durch das gleichzeitige Abfeuern der beiden Zwillingsgeschütze sollen nach „Le Petit Var“ die Linienschiffe „Patrie“, „Démocratie“, „République“ und „Justice“ derart beschädigt sein, daß sie außer Gefecht gesetzt werden und in den Hafen zurückkehren mußten.

Die Geschütze hatten mit Gebrauchsladung auf 10000 m Entfernung geschossen.

Nach dem genannten Blatt sollten die beiden Türme auf „République“ blockiert sein, so daß sie sich nicht mehr drehen ließen. Auf „Démocratie“ und „Justice“ sollen an je zwei 30,5 cm-Kanonen die Höhenrichtmaschinen in Unordnung geraten sein, so daß die Bewegung der Rohre im senkrechten Richtfelde aufgehoben war.

Der amtliche „Temps“ nennt diese Angaben übertrieben und berichtigt sie dahin, daß nicht auf 10000 m, sondern auf 8300 m geschossen sei, was für die Vorkommnisse gänzlich bedeutungslos ist, und daß „République“ keine, „Démocratie“ und „Justice“ aber nur ganz geringfügige Beschädigungen erlitten hätten, die in kürzester Zeit zu beseitigen seien.

Abgesehen von der behaupteten Blockierung der beiden Türme auf „République“, bestätigt also das offizielle Blatt die Vorkommnisse. Ob die Beschädigungen nach dem Gefecht im Hafen mit den besonderen Hilfsmitteln der Werft hätten in kürzester Zeit wieder beseitigt werden können, ist für die Beurteilung der Sache weniger entscheidend als der Umstand, daß die beiden Schiffe mit der Hälfte ihrer schweren Artillerie im Augenblicke des Gefechtes kampfunfähig gewesen wären. Ein solcher Ausfall an Artilleriewirkung kann verhängnisvoll werden.

Übrigens hält „Le Petit Var“ seine Mitteilungen auch in betreff des Linienschiffes „République“ vollkommen aufrecht und fügt hinzu, daß nach Angabe der Ingenieure, die die Schäden inzwischen

untersucht haben, die Reparatur der Geschütze auf „Démocratie" etwa einen Monat, auf „Justice" mindestens 1 ½ Monat in Anspruch nehmen werde. Zum Beweise dafür, daß die Reparatur nicht in kurzer Zeit beendet werden kann, wird mitgeteilt, daß „Démocratie" etwa eine Woche nach dem Vorfall mit noch immer nach unten blockierten Rohren wieder ausgelaufen sei, um sich am Geschwaderschießen weiter zu beteiligen, natürlich ohne die beschdäigten beiden 30,5 cm-Rohre.

Nachträglich wird dann noch gemeldet, daß auch auf „Liberté" die beiden Rohre des vorderen Turmes in dem senkrechten Richtfelde verkeilt seien.

An anderen Beschädigungen während der Schießübungen werden noch gemeldet:

Auf „Patrie" wurde bei einer 30,5 cm-Kanone die Liderungsscheibe am Verschlußkopf durch den Druck der Gase abgerissen. Dadurch entstand eine Ausbrennung bis zu 8 mm, so daß das Rohr vermutlich ausgewechselt werden muß.

Auf „République" und „Démocratie" traten gleich bei Beginn des Schießens an Rohren und Verschlüssen derartige Unfälle auf, daß das Schießen nicht durchgeführt werden konnte. Auf „Suffren" ist eine Liderung gesprungen.

Man weiß, daß die Liderung der Verschlußschraube sowohl in Frankreich wie in den Vereinigten Staaten große Schwierigkeiten verursacht und zu ununterbrochenen Versuchen Anlaß gegeben hat, dieselbe zu verbessern. Wenn „Le Petit Var" schießlich angibt, daß auf „Justice" von der ersten Vorbeifahrt an den Scheiben an 4 von 9 30,5 cm-Kanonen einer Seite infolge Havarien unbeweglich seien, so liegt hierin zweifellos ein Irrtum, vermutlich in der Kaliberbezeichnung, denn das Schiff hat, wie oben bereits angeführt, überhaupt nur 4 30,5 cm-Kanonen, die ihrer Aufstellung nach in 2 Drehtürmen am Bug und Heck auch nicht zu den Geschützen einer Seite gezählt werden können. Dagegen hat „Suffren" auf jeder Seite 5 15,5 cm- und 4 10 cm-, also zusammen 9 Geschütze der Mittelartillerie. Es kann daher wohl sein, daß sich dieser Schaden auf diese letzteren Geschütze bezieht. Mag dem sein, wie ihm wolle, die Unfälle bei einer Schießübung sind auch ohne dies zahlreich und groß genug, um von neuem zu bestätigen, daß ein sicherer Verlaß auf die volle und andauernde Gefechtsfähigkeit der französischen Marinegeschütze nicht zu gewinnen ist.

Geschwaderstärke. Der „Obere Marinerat" hat sich für Geschwader aus 8 Einheiten ausgesprochen. Bisher bestand das erste (Mittelmeer-) und

das zweite Geschwader (Station Brest) aus je sechs Linienschiffen und je einem Ersatzlinienschiff.

Die Firma Schneider bereitet die Herstellung von 34 cm-Geschützen in ihren Werken vor. Herstellung von 34 cm-Kanonen bei Schneider.

Nach einer Verfügung des Marineministers Lapeyrère sollen an Stelle der 20 mm-Abkommrohre M/93 solche von 37 mm Kaliber mit unabhängigem Verschluß bei den 30,5 und 16 cm-Kanonen und den 14 cm-Kanonen an Bord des Artillerieschulschiffes „Latouche-Tréville“ und der Neubautenlinienschiffe „Jean Bart“ und „Courbet“ verwendet werden, da durch die Vergrößerung des Kalibers eine bessere Beobachtung des Geschoßaufschlages auf das Wasser bei 3000 m Entfernung ermöglicht werde. Abkommrohre.

Die Umbewaffnung der Gebirgsartillerie mit dem neuen 65 mm-Rohrvorlaufgeschütz ist beendet; wie sich dem „Journal officiel“ entnehmen läßt, haben die sämtlichen 18 Gebirgsbatterien, 14 im Mutterlande und 4 in Afrika, das neue Geschütz bereits erhalten. Gebirgsartillerie.

Am Schlusse des Aufsatzes „Bedingungen für ein Selbstladegewehr für das französische Heer“, Juniheft 1910, Nr. 465, S. 661, ist eine Untersuchung und Klassifizierung der Infanteriegewehre erwähnt worden, die durch die schnelle Abnutzung der Läufe beim Schießen mit dem D-Geschoß veranlaßt wird. Untersuchung des Infanteriegewehres.

Um dauernd eine Übersicht über die Kriegsbrauchbarkeit der sich mehr und mehr abnutzenden alten Lebelgewehre, die ja vermutlich in absehbarer Zeit durch ein neues Gewehr ersetzt werden, zu behalten, hat das Kriegsministerium befohlen, alljährlich die sämtlichen in den Händen der Truppe und in den Depots vorhandenen Infanteriegewehre nach folgenden Kategorien nachzuweisen: Gewehre mit einer Laufweite von 8 mm, von 8,02 mm und 8,05 mm mit dem Stand am 31. Dezember jeden Jahres.

Nach den ursprünglichen Anordnungen wurden Gewehre mit Läufen bis zu 8,03 mm als sehr gut, bis zu 8,05 als gut bezeichnet, die bis zu 8,08 wurden der Landwehr überwiesen, und Gewehre mit Laufweiten über 8,08 wurden ausgeschieden.

Danach bezweckt jene Nachweisung augenscheinlich, festzustellen, ob die Zahl der sehr guten und guten Gewehre mit der Zeit noch ausreicht, die aktiven Truppen und die Reserven sämtlich mit kriegsbrauchbaren Gewehren auszurüsten.

In der vormonatlichen Umschau, S. 299, ist mitgeteilt worden, daß das Kriegsministerium nach Abschluß der Versuche mit neuen Flugmaschinen bei den preisgekrönten Wettbewerbern 20 Flugmaschinen bestellen werde. Luftflotte.

Diese Apparate können nach den hier mitgeteilten Bedingungen frühestens Ende Oktober bestellt werden. Dadurch würde sich die Vergrößerung des Parkes von Flugmaschinen sehr in die Länge gezogen haben. Deshalb hat das Kriegsministerium neuerdings 30 Flugmaschinen — 10 Blériot und 20 Farman — bestellt, von denen 7 bereits der neuen Forderung entsprechen sollen, daß sie dreisitzig sein müssen.

Alles in allem würde Frankreich nach Ablieferung jener 20 Maschinen aus dem Wettbewerb 60 Flugmaschinen besitzen.

In dem laufenden Jahre sollen 11 neue lenkbare Luftschiffe gebaut werden, von denen die Zodiac-Gesellschaft je eines zu 2000, 5000 und 8000 cbm Inhalt liefern wird. Die Luftschiffe werden sämtlich mit drahtlosem Telegraph versehen. Ihr Aktionsradius ist auf 5 bis 15 Stunden Fahrzeit je nach der Größe festgesetzt. Von der Fahrzeit müssen $^2/_3$ in einer Höhe von 1500 m gefahren werden. Bahn.

Größeres Kaliber der Abkammrohre.

Eine der letzten Verfügungen des früheren Marineministers de Lapeyrère ordnet den Ersatz der bisherigen 20 mm-Abkommrohre M/93 in solche von 37 mm Kaliber mit unabhängigem Verschluß bei den 14, 16 und 30,5 cm-Geschützen an. Es soll hierdurch eine bessere Beobachtung des Geschoßaufschlages bei 3000 m Entfernung ermöglicht werden.

Verschiedenes über Schiffsgeschütze.

Neue, aus Frankreich eingetroffene Nachrichten ermöglichen verschiedene Ergänzungen der in der Umschau des Märzheftes gebrachten Mitteilungen.

Die Schießversuche mit dem 30,5 cm-Rohr L/50 für den „Vergniaud“ sind inzwischen in Gegenwart fremdländischer Offiziere fortgesetzt worden und haben nach dem „Journal“ gute Ergebnisse gehabt. Der genannte Panzer hat eine Wasserverdrängung von 18400 t und eine Schnelligkeit von 10 Seem. Seine Artillerie besteht aus 4 30,5 cm-Geschützen, 12 24 cm L/45, sowie 16 Kanonen von 7,5 und 8 von 4,7 cm Kaliber und endlich 2 seitlichen Torpedorohren unter Wasser für 45-kalibrige Torpedos.

34 cm-Kaliber.

Ferner meldet das „Journal“, daß man bei Schneider die Herstellung von 34 cm-Kanonen vorbereite, mit denen die neuen Dreadnoughts von 23000 und 28000 t des Etats 1910 und 1911 bestückt werden sollen. Die „Vie maritime“ meldet dagegen, daß dies Kaliber erst für die später zu erbauenden Linienschiffe Verwendung finden soll, während die zurzeit auf Stapel liegenden Schiffe des Etats 1910 „Courbet“ und „Jean Bart“, sowie die 1911 auf Stapel zu legenden 2 Linienschiffe die obengenannten 30,5 cm-Geschütze erhalten sollen.

Im übrigen hatte der neue Marineminister Delcassé bei seinem Debüt in der Kammer insofern einen Erfolg, als in dieser Sitzung der noch nicht erledigte Gesetzentwurf betr. den Bau der 2 neuen Dreadnoughts verabschiedet wurde. Die hierbei stattgehabte Debatte bestätigte die vorgenannte Meldung der „Vie maritime", indem der Minister erklärte, das 34 cm-Kaliber solle erst bei den 2 im Jahre 1912 in Brest und Lorient auf Stapel zu legenden Linienschiffen Verwendung finden. Die Bauzeit der zwei 1911 auf Stapel zu legenden Panzer wurde in derselben Sitzung auf höchstens zwei Jahre festgesetzt.

Endlich dürfte die Nachricht interessieren, daß der Generalinspekteur der Marineartillerie bereits ein 35 oder 36 cm-Kaliber studiert haben soll; vgl. hierzu die Märzumschau unter Großbritannien.

Nochmals die bei Schießversuchen mit 30,5 cm-Kanonen aufgetretenen Mängel.

Der „Temps" bemüht sich, den vom „Petit Var" gebrachten Unglücksnachrichten entgegenzutreten, und schreibt, daß nach einer Depesche, die wahrscheinlich vom Geschwaderkommandanten Bellue stamme, die „République" überhaupt keine, und „Démocratie" und „Justice" nur ganz geringfügige, in kürzester Zeit zu beseitigende Havarien erlitten hätten. „Le Petit Var" hält hingegen seine Angaben in vollem Maße aufrecht und bekräftigt sie durch eine Reihe nicht uninteressanter Detailangaben. Allgemein habe das gleichzeitige Abfeuern zweier 30,5 cm-Kanonen der vorderen und hinteren Türme deren sowie der Lafetten Verkeilung und Blockierung herbeigeführt. Und wenn dies auch leicht zu reparieren wäre, so wären die Türme im Ernstfalle doch für den kritischen Moment vollständig gefechtsunfähig gewesen. Noch übler sind folgende Details des „Petit Var": Auf „Patrie" wurde eine Liderungsscheibe durch den Gasdruck abgerissen, der dann Ausbrennungen bis zu 8 mm Tiefe erzeugte, so daß ein Auswechseln des Rohres wohl nicht zu umgehen sein wird. Auf „République" und „Démocratie" traten gleich beim Beginn des Schießens an Rohren und Verschlüssen derartige Unfälle auf, daß das Schießen nicht durchgeführt werden konnte. Bei dem letzteren Panzer stellten die Ingenieure fest, daß die Organe der Höhenrichtmaschinen völlig in Unordnung waren, und daß die Reparaturen etwa einen Monat in Anspruch nehmen werden. Noch schlimmer sollen die Richtmaschinen der „Justice" mitgenommen sein; $1^1/_2$ Monate werden hier für die Wiederherstellung erforderlich sein. Die schon im März gemeldeten abnormen Rohrstellungen auf „Justice" und Liberté" werden bestätigt. Auf „Suffren" ist eine Liderung gesprungen, — alles in allem demnach recht bedenkliche Vorkommnisse, auch wenn einige der Meldungen des „Petit Var" übertrieben sein sollten. W.

Zum Kriegsbudget 1911.

Bericht und Beratungen über das französische Kriegsbudget 1911 tragen aus einer ganzen Reihe von Gründen einen besonderen Stempel. Der Bericht Clementel ist zunächst dadurch, daß er in einem besonderen Abschnitt dem vom Kriegsminister Brun 1910 Erreichten und Vorbereiteten warme Anerkennung zollt, bemerkenswert und hebt sich wohltuend ab gegen manche der Verhandlungen, die man bei uns beim Militäretat erleben kann. Die Aufzählung des von Brun 1910 Erreichten bzw. Vorbereiteten im Bericht Clementel deckt sich vollständig mit dem, was wir schon im letzten Bericht als Erfolge des Kriegsministers nannten und braucht daher von uns hier nicht wiederholt zu werden. Muß man schon im allgemeinen aussprechen, daß das französische Parlament an militärische Forderungen von vornherein niemals mit dem Gedanken herantritt, möglichst viel zu streichen, es vielmehr wiederholt die von der Regierung verlangten Kredite sogar aus eigener Initiative erhöht hat, so treten diese Erscheinungen diesmal ganz besonders deutlich hervor. Durch den Bericht Clementel läßt der Budgetausschuß dem Kriegsminister mitteilen, daß die Mehrheit des Budgetausschusses bereit sei auch noch größere Opfer zu bringen, und bei den Beratungen im Budgetausschuß konnte Clementel selbst ohne Protest erklären, man werde im Kriegsbudget bald die Milliarde erreichen Wie eine Mahnung an die Nation, nicht zu verzweifeln, auch wenn die Rekrutenkontingente sinken, klingt es, wenn der Bericht Clementel darauf hinweist, Frankreich sei reich, das Parlament patriotisch genug, die erforderlichen Mittel zu bewilligen, die auch den Ersatz des Ausfalles an Zahl auf zwei Wegen erlauben würden, durch stärkere Ausnutzung des Eingeborenenelements in Algerien und durch Ausgestaltung der „schwarzen Armee“ aus Französisch-Westafrika. Algerien, so sagt der Bericht Clementel liefert bei 5 Millionen Eingeborenen heute nur 18000 Soldaten, es könnte, unter Inkrafttreten des in Tunesien herrschenden Systems, dessen vorzügliche Ergebnisse die Einbeorderungen der Reservisten 1909 bewiesen, mit leichten Änderungen unschwer deren 60000 aufbringen. Aus Französisch-Westafrika ließen sich, nach den Berichten des Oberst Mangin und des Generalgouverneurs, 40000 sehr brauchbare auch auf europäischem Boden verwendbare Tirailleurs gewinnen, und der Budgetausschuß richtet an den Kriegsminister die Aufforderung, diese beiden Wege zu gehen mit der Versicherung, daß das Parlament bereitwilligst die Mehrausgaben bewilligen werde.

Damit kommen wir auf den Betrag des Budgets 1911, wie ihn der Budgetausschuß zu bewilligen vorschlägt. Teil I (Heimat-

armee) 774 518 672, Teil II (Kolonialtruppen) 40 763 985, Teil III (einmalige Ausgaben) 86 244 122 Frs., in runden Beträgen etwa 28 Millionen Frs. mehr als im Vorjahre, ohne Nachtragskredite[1]). Da diese aber noch bei keinem französischen Kriegsbudget gefehlt haben, vielmehr zu dessen „eisernem Bestande" gehören, so werden sie auch diesmal nicht ausbleiben, und die Forderung des Kriegsministers, „Schaffung einer Spezialreserve von Offizieren", deren Folgen in bezug auf finanzielle Mehrbelastung Waddington endgültig auf rund 4,4 Millionen Frs. errechnet hat, zeigt schon einen der Gründe für die weitere Steigerung des Budgets 1911. Ein weiterer Grund für das Wachsen des Budgets 1911 ist in der Annahme des im Bericht Clementel enthaltenen Vorschlags der stufenweisen Steigerung der Pensionen der älteren Hauptleute und Bataillonskommandeure, um diese ohne Härte verabschieden zu können, zu sehen. Diese Maßnahme sowohl wie die oben berührte Schaffung einer Spezialreserve an Offizieren (Brun) bilden Glieder in der Kette der vorauszusehenden Maßnahmen zur Auffrischung des Offizierkorps, Sicherstellung brauchbarer früherer aktiver Offiziere für Reserveformationen und Beseitigung der als unerträglich bezeichneten Krisis der 14—15 Offizierdienstjahre auf den Hauptmann wartenden Oberleutnants. Ein weiteres Glied in der Kette der Auffrischung bildet, wie wir hier nur kurz ins Gedächtnis zurückrufen wollen, die unterdes von der Kammer genehmigte, in dem Bericht Clementel als dringend, ja brennend notwendig betonte, vom Kriegsminister verlangte Änderung der Gesetze von 1839 und 1875, die dem Kriegsminister die Möglichkeit gibt, den „non valeurs" in der Generalität auch vor Erreichen der Altersgrenze zu Leibe zu gehen. Bei seiner Forderung der stufenweisen Steigerung der Pensionen der älteren Hauptleute und der Bataillonskommandeure schon durch Finanzgesetz 1911 betritt der Bericht Clementel auch das persönliche Gebiet der Qualität des Offizierkorps. Das Gesetz von 1832, so sagt der Bericht, enthält u. a. die Bestimmung, daß die Hälfte der Bataillonskommandeure nach dem Dienstalter ernannt werden soll. Dieser Grundsatz entspricht nicht mehr den heutigen Verhältnissen, die an die Bataillonskommandeure sehr viel höhere Anforderungen stellen lassen. Es ist, so sagt an anderer Stelle der Bericht Clementel über denselben Gegenstand, eine unbestrittene Tatsache, daß Minister, die, wie Brun, in scharfen Erlassen die Ausmerzung aller nicht mehr felddienstfähigen

[1]) Der Gesamtbetrag ist unterdes schon auf 908 Millionen gestiegen und auch damit wird der Bedarf noch nicht gedeckt.

Offiziere verlangen, sich doch aus einer erklärlichen Rücksichtnahme auf die bedauernswerte Lage, in die ältere Offiziere bei den heutigen schmalen Hauptmanns- und Bataillonskommandeurspensionen geraten können, scheuen, sie mit Nachdruck anzuwenden, und daß unter den Hauptleuten, die heute nach dem Dienstalter in die Stellen von Bataillonskommandeuren gelangen, zwei Kategorien zu unterscheiden sind, recht brauchbare, auch körperlich frische einerseits und völlig verbrauchte anderseits. Der Bericht fordert eine strenge Auswahl der Bataillonskommandeure. Die versuchte Syndikalisierung von aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieren mit der Begründung ihres Ausschlusses von der Beförderung nach Wahl, eine Syndikalisierung, auf die wir als drohend schon in früheren Berichten hinwiesen und die von dem Gedanken ausgeht, vom Parlament sei durch Druck mehr zu erlangen, als von der Regierung, war Clementel noch nicht bekannt, als er seinen Bericht entworfen. Er würde diesen Gedanken, der, wie General Niox sagt, implicite denjenigen von Ausständen von Offizieren in sich schließt, als eine „dem Ende der Armee zusteuernde Ungeheuerlichkeit“ ebenso scharf verurteilt haben, wie dies von der Mehrheit des Parlaments geschieht. Möglich sind solche Erscheinungen nur dort, wo die Armee nicht auf den obersten Kriegsherrn, sondern auf die Verfassung vereidigt ist, was von einigen Seiten ja auch schon bei uns einmal beantragt wurde.

Bezüglich der Budgetstärke stellt der Bericht Clementel fest, daß sie 1875 rund 368 470 Mann betrug, für 1911 mit 28 600 Offizieren und Beamten (+ 77) 556 670 Mann (außer 676 Offizieren 24 135 Mann Gendarmerie und republikanischer Garde, sowie, abgesehen natürlich von Kolonialtruppen), 150 676 Pferden (also ein erhebliches Mehr an Pferden), erscheint die Iststärke in derselben Zeit um 41,6 %, die Ausgabe für das Heer um 48,1 % gestiegen, sowie daß man damit noch lange nicht das Maximum der Aufwendungen erreicht hat. Die 2 jährige Dienstzeit verursacht, abgesehen von Mehrausgaben, die durch geringere Verwertung von Schuhzeug und Bekleidung entstehen, bis jetzt eine jährliche Mehrausgabe von 50 Millionen Frs., und allein für über zwei Jahre hinaus unter den Waffen bleibende Unteroffiziere, Korporale und Gemeine gibt man jährlich 23 Millionen Frs. mehr aus als 1905; für Kasernenunterbringung setzte man früher pro Kopf 1000 Frs. an, jetzt aber

[1]) Der neue Kriegsminister Berteaux bezifferte sie bei Beratung des Kriegsbudgets in der Kammer am 20. März auf 558 000 Mann für den Dienst mit der Waffe und 35 000 Mann der Hilfsdienste, und höher, als unter der Herrschaft des Gesetzes von 1889 mit dreijähriger Dienstzeit.

1800 Frs.; Verbesserung der Verpflegung einerseits, höhere Preise von Lebensmittel und Furage anderseits haben eine Mehraufwendung von jährlich 35 Millionen Frs. als 1905 zur Folge.

Von besonderem Interesse ist es festzustellen, wie die für 1911 angesetzte Budgetstärke ergibt, da dieser Teil des Clementelschen Berichtes einen Blick hinter die Kulissen erlaubt. Bei den Offizieren erscheinen 77 mehr als 1910. Die Hauptursache dieser Vermehrung ist in der Durchführung der Vermehrung und Neugliederung der Artillerie zu suchen. Von den Leutnants der Infanterie, die 1910 noch über den Etat erhalten wurden, verschwinden im Jahre 1911 = 317; Leutnants über den Etat hatte man 1905 = 554; eine Vermehrung trat in diesem Kapitel 1907 ein durch die Auflösung von 212 Kompagnien vierter Bataillone und von fünften Kompagnien der afrikanischen Bataillone. Dafür fiel aber infolge des Gesetzes von 1905 ein Jahrgang vor St-Cyr aus, die Zulassungen zu den Militärschulen wurden etwas vermindert, endlich versetzte man bei der Neugliederung der Artillerie 150 Leutnants der Infanterie zu dieser Waffe; dadurch verschwindet das Kapitel Besoldung von Leutnants über den Etat.

Bei der Budgetstärke an Mannschaften kommt der Bericht Clementel zu einem Mehr von 1474 Köpfen gegenüber 1910. Zunächst erscheint eine nicht unwesentliche Steigerung — 678 — bei den kapitulierenden Unteroffizieren. Den Hauptgrund für diese Vermehrung bildet die Neugliederung der Artillerie, das Gesetz vom 24. Januar 1909 sieht für diese Waffe ein Mehr von 2376 Kapitulantenunteroffizieren vor, davon sind 1792 schon im Budget 1910 erschienen, so daß 584 noch für 1911 zuzusetzen bleiben. Der Rest ergibt sich aus einer Anzahl von neuen Stellen für Unteroffiziere bei der Geniewaffe, den Schulen (Erhöhung der zugelassenen Unteroffiziere, Offizieranwärter und der Kaders); Steigerungen sind auch zu verzeichnen bei den kapitulierenden Korporalen und Gemeinen, den Freiwilligen und den eingeborenen Algeriern, dagegen Verminderung von 200 Mann bei den Fremdenregimentern. Im ganzen würde man mit einem Mehr von 5944 Mannschaften zu rechnen haben, wenn man für die Rekrutenkontigente im Parlament nicht mit einem Ausfall von 4470 Mann kalkulierte, und wie dieser Ausfall zustande kommt, ist von besonderem Interesse. Bei Aufstellung des Budgets 1910 hatte man vom Jahrgang 1909 für den Dienst mit der Waffe 207 600 Mann zugrunde gelegt, der Jahrgang hat aber tatsächlich für den Dienst mit der Waffe 222 700 Mann geliefert. Dieses nicht unerhebliche Mehr hat das Budget 1910 belastet und belastet zum Teil auch noch dasjenige für 1911. Wenn

man aber bei dem 1911 im Herbst einzustellenden Jahrgang 1910 mit demselben Prozentsatz (46 %) der männlichen Geburten als Dienstfähige rechnet, wie beim Jahrgang 1909, so muß sich ein nicht unerheblicher Ausfall an Einstellung ergeben, da die Zahl der männlichen Geburten 1889 = 450 200, dagegen 1890 nur 428 200 betragen hat. Clementel berechnet danach einen Ausfall von 2800 Mann für den Dienst mit der Waffe bei dem nächsten eingestellten Jahrgang. Er kommt dann in seinem Bericht auf bedingte Tauglichkeit als Grund für Ausfälle. Seit dem Inkrafttreten des Gesetzes von 1905 hat man, in dem Bestreben, mit allen Mitteln den Ertrag der Rekrutenkontingente zu heben und die Alarmrufe über Sinken der Iststärke verhallen zu lassen, vielfach nach ihm nicht den gebotenen strengen Maßstab an die Dienstfähigkeit der Einzustellenden gelegt. Nach diesem Gesichtspunkt verfahrend, hatte man bei den Jahrgängen 1906, 1907 und 1908 unerwartet starke Ergebnisse gehabt und rechnete bei Jahrgang 1909, also für Budget 1910, mit 46 % Ertrag der männlichen Geburten an Dienstfähigen, statt mit 45 % wie beim Gesetz 1889. Das Budget 1911 setzt sehr viel schärfere Prüfung der Dienstfähigkeit voraus und nur 45 % an; damit kommt man für zwei Jahrgänge (1910 und 1911) auf eine Herabsetzung der Budgetstärke um 3150 Mann. Diese Schätzungen können sich in der Praxis (s. 1909) sehr wohl als zu ungünstig herausstellen. Auch bei den Leuten der Hilfsdienste verlangt der Budgetausschuß Anlegung eines schärferen Maßstabes. Der Bericht schließt mit dem Hinweis darauf, daß sich in 10 Jahren eine Verminderung der Iststärke um 32000 Mann ergeben könne, wenn man nicht die beiden oben berührten Wege einschlage.

Beachtenswert sind auch die Angaben über Truppenübungsplätze, für die von 1907—1910 rund 36 Millionen Frs. aufgewendet wurden, allein für Sissonne, Valdahon, Coïtquidan, La Courtine und Mailly. Bezüglich Anlegung eines neuen Truppenübungsplatzes im Bereich des XVII. Korps, der eine volle Division aufnehmen und der Feldartillerie Schießen auf die weitesten Entfernungen erlauben soll, finden Verhandlungen statt. Bezüglich der Radfahrerformationen stellt der Bericht fest, daß man sich im Prinzip für Radfahrergruppen zu 3 Kompagnien zu 120—150 Gewehren und zwar auf Anraten der Generale Mas Lâtrie und Trémeau 1910, entschieden habe. Verlangt wird, daß man auch die 5. Kompagnien der fünf Jägerbataillone, deren 6. schon heute Radfahrerkompagnien sind, in solche umwandle, bei der Mobilmachung dann sofort 5 Gruppen zu 3 Kompagnien habe.

Wie tiefgehend die Besorgnis um die Beseitigung der Krisis

bei den Oberleutnants mit 15 bis 16 Jahren Offizierdienstzeit ist, beweist ein Gesetzentwurf Messimys, den er eventuell auch als Zusatz zum Finanzgesetz 1911 betrachten will und der sich das Ziel steckt, die Beförderung zum Hauptmann mit $13^1/_2$, spätestens mit 14 Jahren Offizierdienstzeit herbeizuführen. Er will dazu eine Reihe von Jahren Hauptleute über den Etat befördert sehen, und zwar 1911 etwa 600. Er meint, mehr als 200 000 Frs. würde im Jahr diese Maßnahme nicht kosten, da entsprechend Leutnants in Fortfall kämen, man auch dem Inhalt des Kadergesetzes entgegenkäme, das ja mit einer Verminderung um 600 Leutnants bei der Infanterie rechnet. Habe man die $13^1/_2$jährige Offizierdienstzeit bei den Beförderungen zum Hauptmann erreicht, dann sollen die Beförderungen wieder verzögert und die Leutnants aufgefüllt werden Messimy hofft, wie er in der Begründung seines Gesetzentwurfs ausspricht, bestimmt auf Annahme seiner Vorlage.

Der Kriegsminister Brun hat durch einen von ihm herbeigeführten Erlaß des Präsidenten der Republik vorläufig die viel umstrittene Frage der Gleichheit der Bezeichnung der Offiziere der fechtenden Truppen und der Dienstzweige gelöst unter der bestimmten Reserve, daß Gleichheit der Benennungen nicht auch gleiche Berechtigung zur Kommandoführung geben soll. Dazu war die Änderung einer Anzahl von Artikeln des Reglements für den inneren Dienst vom 25. Mai 1910 erforderlich. Ein entsprechender Gesetzentwurf ist in der Ausarbeitung begriffen und soll später dem Parlament vorgelegt werden. Der Vorgesetzte nennt in Zukunft den Untergebenen General, wenn dieser Brigade- oder Divisionsgeneral ist, oder in einem anderen Dienstzweige dem entsprechenden Rang bekleidet, Oberst, wenn er Oberst oder Oberstleutnant ist, oder in einem anderen Dienstzweige den gleichen Rang hat usw. Er kann der Anrede auch den Namen des betreffenden Untergebenen hinzufügen. Der Gemeine wird dabei nach der Waffe Soldat, Chasseur, Kanonier, Sapeur, Reiter usw. benannt. Der Untergebene wendet dieselben Bezeichnungen an, läßt ihnen aber, wenn der Vorgesetzte Adjutant und mehr, das Wort „Mon" vorausgeben. Beim Kriegsminister, Unterstaatssekretär, den Marschällen von Frankreich, dem Kanzler der Ehrenlegion, den Gouverneuren von Paris und Lyon und den Gouverneuren von Gruppen befestigter Plätze, ist das Wort „Monsieur" vorauszuschicken.

Gleichheit der Benennungen.

Die Bestimmungen des Kriegsministers über das Stattfinden von Regionalschießkursen für 1911 beweisen, daß auch in diesem Jahre der Verbreitung der Kenntnis von der Leistungsfähigkeit der Geschütze bei den aktiven Offizieren und denjenigen des Beurlaubten-

Regionalschießschulen.

standes in weitgehendem Maße Rechnung getragen wird. Solche Kurse — von den normalen Schießübungen ganz abgesehen — finden statt auf den Truppenübungsplätzen bzw. Schießplätzen Châlons: 3. bis 14. April Reserveoffiziere, 15. April bis 6. Mai aktive Offiziere; Coëtquidan: 27. März bis 14. April bzw. 3. bis 14. April; Poitiers: 14. bis 25. März, 27. März bis 14. April; Causse: 3. bis 13. Mai, 14. Mai bis 13. Juni; Garrigues: 14. bis 25. März, 27. März bis 14. April; Bourges: 27. März bis 14. April. Für jeden Kursus stehen zur Verfügung 3 Batterien und 21000 Schuß, also recht ausgiebige Munition.

Abschaffung der Epauletten.

Eine Verfügung des Kriegsministers bestimmt, daß die Infanterietruppenteile, deren Vorräte an Epauletten nicht mehr zulangen, auch nicht mehr bestellen, sondern nach vollen Einheiten ohne Epauletten erscheinen sollen. Damit wird der Übergang zu der neuen Bekleidung, die mit dem Waffenrock auch die Epauletten beseitigt, praktisch angebahnt.

Marine.

Nach längeren Verhandlungen hat sich der Budgetausschuß der Kammer mit dem Vorschlag des Marineministers einverstanden erklärt, daß die beiden 1911 zunächst auf Stapel zu legenden Dreadnoughts Privatwerften zum Bau übertragen werden dürfen. Man ist dabei aber zu der Bestimmung gekommen, daß durch Baubeginn erst nach allen erfolgten Bestellungen in Zukunft die Kosten jedes Dreadnoughts, auch bei Armierung mit 34,5 cm-Geschützen, sich auf rund 59, statt 64 Millionen stellen sollen, im ganzen also $5 \times 22 = 110$ Millionen weniger Ausgaben. Der Budgetausschuß hat weiter den Vorsitzenden aufgefordert, im Verein mit dem Marineminister baldigst die Ausgaben festzustellen, die nötig sein würden, um die Arsenale mit allen erforderlichen Maschinen, Werkzeugen und Einrichtungen zum Bau von Schiffen von größtem Tonnengehalt auszustatten. Die diesjährigen Flottenmanöver im Ärmelkanal werden unter Teilnahme der atlantischen und Mittelmeerflotte im September — also mit starken Kräften stattfinden. 18

Großbritannien.

Änderung des Artillerieangriffs.

In dem englischen Kriegsministerium hat eine besondere Kommission getagt, die beauftragt war, Vorschläge zu machen, die Artillerieverwendung zu vereinfachen. Durch die Einführung der Schnellfeuergeschütze sind die Vorschriften über die Verwendung der Artillerie immer verwickelter geworden.

Wenn man auch nicht erwartet, daß die Kommission grundstürzende Änderungen der langjährig eingebürgerten Methode, die sich aus der Deckung der Ziele und dem indirekten Schießverfahren

herausgebildet hat, vorschlagen wird, so hofft man doch, daß schon bei den Manövern in diesem Jahre weniger tief einschneidende Änderungen versucht werden.

Diese erneute Erwägung über die englischen Vorschriften ist in erster Linie durch die Überzeugung veranlaßt worden, daß das französische Verfahren besser als das englische ist, weil es wirksamer ist und schneller zum Ziele führt.

Am meisten wird darüber geklagt, daß die Batterien solche gedeckte Stellungen einnehmen, die sie daran hindern, in enger Verbindung mit der Infanterie und Kavallerie zu kämpfen, und daß die Geräte zum indirekten Richten zu kompliziert sind. Dadurch wird die Wirkung der Geschütze beeinträchtigt. Hierin hofft man auf Abhilfe. Bahn.

Mark XII auf Vanguard.

Die 30,5 cm-Rohre Mark XI des vorderen Turmes der „Vanguard" sollen gegen solche Mark XII ausgewechselt werden.

Die Rohre Mark XII sind Drahtrohre L/50 mit einem Gewicht von 69090 kg; das Geschoßgewicht beträgt 385,5 kg. „Vanguard" ist ein 1909 von Stapel gelaufenes Linienschiff von 19600 t mit 10 30,5 cm- und 20 10,2 Kalibern. W.

Italien.

Küstenbefestigung.

Im Februar dieses Jahres hat eine Kommission höherer Offiziere die Küste des Jonischen Meeres bereist, um einen Vorschlag zur Befestigung der Küste zu prüfen, nach dem neue Werke die Kriegshäfen von Tarent und Brindisi vereinigen und dadurch einen Flottenstützpunkt abgeben sollen, der die Verteidigung des Jonischen, Adriatischen und Tyrrhenischen Meeres sichern würde. Bahn.

Stämme für Mobilmiliz.

Soeben wird ein königlicher Erlaß vom 29. Dezember 1910 bekannt, der zum 1. März 1911 die Bildung der im vorigen Bericht schon erwähnten Stämme für Mobilmilizformationen bei aktiven Einheiten und zwar bei 32 Infanterieregimentern (1. März) und 20 Alpenbataillonen anordnet. Die sämtlichen für diese Aufstellung am 1. März in Frage kommenden Truppenteile sind in den Grenzkorpsbezirken untergebracht.

Einbeorderung von Leuten des Beurlaubtenstandes, Vorkehrungen bei zweijähriger Dienstzeit.

Bei der Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend Einbeorderungen von Leuten des Beurlaubtenstandes, der nach Annahme im Senat jetzt der Kammer vorliegt, hat der Kriegsminister sich auch gegen Bemerkungen über die nicht durchweg befriedigenden Ergebnisse der 2jährigen Dienstzeit durch General Bava Beccaris zu wenden gehabt. Spingari berührte dabei auch die im allgemeinen zutreffende Kritik bezüglich nicht genügender

Kapitulationen und der kritischen Lage zwischen Entlassung des älteren Jahrgangs und Einstellung der Rekruten. Als Mittel zur Abhilfe der Übelstände nannte er 1. Steigerung der Prämien für Kapitulanten der Kavallerie von 500 auf etwa 1000 Lire, wobei er mit etwa 10 bis 12 Reitern, die über die gesetzliche Dienstzeit bleiben, bei jeder Eskadron und reitenden Batterie rechnet, im ganzen etwa 1500 Mann, 2. Förderung des Wiedereintritts von Leuten des Beurlaubtenstandes, die noch nicht volle 2 Jahre ausgeschieden sind, durch kräftige Zugmittel, u. a. auch Zusicherung eines bescheidenen Zivilpostens, weitere Verbreitung der Kenntnis der Vorteile des Bleibens über die gesetzliche Dienstzeit, 3. Zusammenfallen der Einstellung des jüngsten Jahrgangs mit der Entlassung des älteren, 4. Besserstellung der unteren Dienstgrades durch das neue Unteroffiziergesetz (s. u.), 5. Verbot der Versetzung von Leuten des älteren Jahrganges der Kavallerie zu anderen Waffen, 6. Verminderung der von der Kavallerie zu stellenden Burschen, 7. Nichtverwendung von Eskadrons im Dienst der öffentlichen Ordnung, 8. Verstärkung der Infanterieregimenter während der Zeit der Mindeststärke. Was diese Zeit bei der Infanterie anbetrifft, so hat Spingardi ja schon im vergangenen Jahre 25000 Mann 2. Kategorie zum 15. August einbeordert und am 15. November entlassen und ist die Mindeststärke der Kompagnie in der Zeit der forza minima nicht unter 40 Mann gesunken, die der Eskadron nicht unter 70 Mann. In diesem Jahre treten nun zu den Leuten 2. Kategorie noch diejenigen 1. Kategorie, die über die Ziffer der mit Rücksicht auf die Budgetstärke Einstellbaren überschießen, rund 20000 Mann. Mit der Festsetzung einer Budgetstärke von 250000 Mann werden die Übelstände, nach Spingardi, so gut wie völlig beseitigt werden. Im Finanzjahr 1911/12 sieht das Budget voraus:

	Organisatorische Stärke	Budgetstärke		Unterschiede bei den einzelnen Waffen in Proz.
Offiziere und Beamte . .	14860	13786		
Mannschaften .	272629	240000		
Offizierpferde .	14031	9966		
Dienstpferde . .	50038	43936		
Infanterie . .	152543	132819	— 19724	— 12,93 %
Kavallerie . .	26189	22110	— 4079	— 15,58 %
Artillerie . . .	43259	36993	— 6316	— 14,61 %
Genie . . .	10430	9216	— 1214	— 11,64 %
zusammen	232421	201088	— 31333	— 12,02 %

Um die Budgetstärke auf die Höhe der organisatorischen zu bringen — die übrigens zu Zeiten ja auch überschritten wird —, wäre eine Steigerung des Kriegsbudgets um 13 Millionen im Ordinarium erforderlich.

Völlige Umwälzung im Unteroffizierersatz.

Der Kriegsminister hat am 24. Januar der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, der eine völlige Umwälzung in Zusammensetzung und Ersatz des italienischen Unteroffizierkorps bringt, indem man von dem Gedanken abgeht, beim aktiven Heere nur Berufsunteroffiziere zu haben. Das Gesetz von 1883, betreffend den Stand der Unteroffiziere ist, so sagt die Begründung des Kriegsministers, 28 Jahre in Kraft gewesen und hat mit einer Reihe von Änderungen (besonders Gesetze von 1902 und 1906) eine Zeitlang gute Ergebnisse inbezug auf Zufluß zur Laufbahn und Ausscheiden nach 12 Jahren aktiver Dienstzeit geliefert. Heute fehlen an dem Soll von Berufsunteroffizieren (rund 12000) nicht weniger als 2000 und ein Teil der vorhandenen ist, bei fast 40 Dienstjahren, überaltert. Man muß in Zukunft noch mit einem größeren Defizit rechnen, da der Zufluß bei Herabsetzung der aktiven Dienstzeit und auch darum abnimmt, weil die Zivilberufe jungen, intelligenten Leuten sehr viel lohnendere Aussichten bieten als der Stand des Berufsunteroffiziers. Hinzu kommt, daß die heutige Armee ein frisches, hinreichend intelligentes, elastisches, körperlich außerordentlich widerstandsfähiges Schulungspersonal nötig macht. Die Finanzlage erlaubt nicht, diesen Elementen in der heutigen Zahl der Berufsunteroffiziere so starke Zugmittel zu bieten, daß man den heutigen Etat an Berufsunteroffizieren aus ihnen sicherstellen könnte. Wie die modernen Armeen aus einer Reihe von Gründen gezwungen waren zur Einrichtung der Ersatz-(Reserve-)Offiziere zu kommen, so tritt, wie die Begründung ausspricht, in Italien jetzt der Zwang hervor, bei den Unteroffizieren eine ähnliche Einrichtung zu schaffen. Der neue Gesetzentwurf rechnet daher nur mit 6413 Berufsunteroffizieren und rund 4500 Unteroffizieren „di leva“, d. h. nur eine beschränkte Zahl von Jahren unter der Waffe Bleibenden, die aber auch über diese Ziffer hinaus vermehrt werden können, wenn sich das angesetzte Soll von Berufsunteroffizieren nicht findet.

Die logischen Folgen der Unmöglichkeit, unter den heutigen Verhältnissen dem Zivilberufe den modernen Anforderungen genügende Berufsunteroffiziere im Umfange des Gesamtbedarfs sicherzustellen, sind nach der Begründung: 1. Starke Verminderung der Berufsunteroffiziere unter Gewährung bedeutender Vorteile für die Bleibenden sowohl im aktiven Dienst wie auch für die spätere Zukunft, nicht ausgeschlossen das Aufrücken zum Offizier, um wirk-

lich eine Elite von Berufsunteroffizieren zu erhalten. 2. Schaffung einer Klasse von Nichtberufsunteroffizieren mit einer im allgemeinen wenig über die gesetzliche herausgehenden Dienstzeit und mit Prämien, ohne daß der Staat ihnen gegenüber aber eine weitere Last auf sich nimmt. Zu berücksichtigen bleibt ferner, daß die Sergeantenlehrzüge als Hauptquelle für den Ersatz der Unteroffiziere nicht das gehalten haben, was man erwartete. Ihre Zöglinge waren, bevor sie Sergeanten wurden, nicht genügend mit den Mannschaften in Fühlung gewesen und auch nicht gleichmäßig — bei der Schwäche der Züge auch für die Kompagnie usw. — nicht gründlich vorgebildet, so daß man in Zukunft an die Beseitigung dieser Lehrzüge denken will. Als Vorzüge der Neuerung nennt die Begründung: 1. Den Ersatz der Berufssergeanten durch Ausbebungssergeanten mit der freiwillig übernommenen Verpflichtung, ein drittes Jahr unter der Fahne zu bleiben, wofür eine Prämie von 1000 Lire gezahlt wird und auf Antrag die Überweisung eines Bruders zur zweiten Kategorie stattfindet. Ergebnis: auch Verminderung der Berufsunteroffiziere etwa auf die Hälfte und Ersparnisse für den Staat (s. u.). 2. Auswahl brauchbarer Nichtberufssergeanten aus einer großen Zahl der brauchbarsten Oberkorporale und Korporale, die mindestens 15 Monate im Truppendienst sind. 3. Auswahl der brauchbarsten Sergeantmajore aus den Leuten, die nach Bestehen einer Wettbewerbsprüfung sich verpflichten, über drei Jahre hinaus im Dienst zu bleiben, und nach vier Jahren Dienstzeit im Dienstgrade als Sergeantmajor, also nach sieben Jahren im ganzen, wieder eine Prämie von 1000 Lire erhalten. Sergeantmajore mit vier Jahren im Dienstgrade und im ganzen mindestens siebenjähriger Dienstzeit werden zu Marschällen befördert. 4. Aufrückend von vier zu vier Jahren in den Dienstgraden des Marschalls, maresciallo capo und maresciallo maggiore mit Tagesbezug von 4, 5 und 6 Lire, dann Alterszulagen, steigend bis zu 6,9 Lire, während heute mit dem 16. Dienstjahre das Maximum von 5,5 Lire erreicht wurde und dann für die 40 Jahre Dienenden eine Erhöhung nicht mehr eintrat. (Bezüge der Sergeanten in Zukunft 2, der Sergeantmajore 3 Lire täglich. Sie werden gezahlt bei ihnen alle fünf Tage, während die Marschälle als Gehaltsempfänger monatlich ausgezahlt werden.) 5. Anspruch auf Zivilversorgung im 13. Dienstjahre. 6. Pensionsberechtigung nach 20 Dienstjahren mit der Hälfte der aktiven Bezüge des letzten Dienstgehaltes, für jedes Jahr über 20 hinaus um 1,50 des Bezuges des letzten Jahres und mit 30 Dienstjahren, wo endgültiges Ausscheiden erfolgen muß, auf $^{7}/_{10}$ der aktiven Bezüge steigend. Wir lassen die Übergangsbestimmungen hier außer Betracht, erwähnen nur noch, daß nach Ansicht des

Kriegsministers zwischen den 12, 15 und 20 Dienstjahren ein starkes Ausscheiden stattfinden wird, indem er damit rechnet, daß von den 6413 zukünftigen Berufsunteroffizieren 2358 Sergeantmajore (von vier bis einschl. sieben Dienstjahren) sein, die übrigen 4058 im 8. bis 30. Dienstjahre stehen werden, nach Einführung der Neuerungen die Kompagnie und fahrende Batterie 2 Sergeanten, 1 Sergeantmajor oder Marschall, die Eskadrons und reitenden Batterien 3 bis 4 Sergeanten, 2 Sergeantmajore oder Marschälle an frischem, elastischem Unteroffizier-Ausbildungspersonal haben werden und der Staat noch etwas über 3 Millionen Lire (10 374 512 Lire Ausgaben für Berufsunteroffiziere, 3,3 Millionen Lire für Nichtberufsunteroffiziere gegen 16 717 896 heute bei vollem Soll) spart. Zu übersehen bleibt auch nicht der sehr große Vorteil der Neuerung, daß eine große Menge von sehr gut geschulten drei bzw. sieben Jahre gedienten Nichtberufsunteroffizieren den Truppenteilen bei der Mobilmachung zufließt.

Im Generalstab haben Beratungen über einige Änderungen in den Bestimmungen für die Infanterieapplikationsschule in Parma stattgefunden. Beschlossen wurde, daß junge Infanterieoffiziere nicht sofort nach ihrer Ernennung, sondern erst nach zwei Jahren im Truppendienst zu dieser Schule zu kommandieren seien, sowie daß der Sonderkursus für auf aktive Stellen aspirierende Ersatzoffiziere in Parma statt in Bologna abzuhalten sei. Schule von Parma.

Für die Marine ist die Zeit des Dezembers, Januars und Februars eine sehr fruchtbare gewesen und verspricht es in ihren Folgen noch weiter zu werden. Der am 20. Dezember 1910 der Kammer vorgelegte Gesetzentwurf, betreffend die aktive Dienstzeit in der Marine (deren Flottenbemannung auf 32000 Mann kommt), wird durch eine Begründung eingeleitet. Diese betont zunächst, daß die Herabsetzung der aktiven Dienstzeit im Heere auch auf die Marine nicht ohne Einwirkung bleiben könne. Auf zwei Jahre herabgehen könne man natürlich nicht, da man sonst die Zahl der Leute für den Dienst um 50% vermindern würde und, weil die Flottenbemannung nicht unter 32000 Mann sinken darf, dann zur Deckung des Ausfalls also mindestens 14000 Freiwillige nötig wären, man also mit einer Vervierfachung des heutigen Ertrags rechnen müßte. Auch das Budget würde diese Last nicht tragen können. Es wird daher nur eine Verminderung der aktiven Dienstzeit um ein, also auf drei Jahre vorgeschlagen. Damit verliert man nun einen Jahrgang von Ausgehobenen, rund 7000 Mann. Dieser Ausfall soll im Prinzip durch Freiwillige mit sechsjähriger Dienstzeit — dieselbe Verpflichtung besteht heute schon bei den Schiffsjungen — gedeckt Marine.

werden, das Marineministerium aber auch die Möglichkeit haben, Freiwillige auf vier Jahre einzureihen, wenn es an Sechsjährig-Freiwilligen für bestimmte Spezialdienste nicht den nötigen Zufluß sicher erreichen kann. Als Zugmittel für beide Arten von Freiwilligen bringt das Gesetz: 1. eine Soldzulage von 0,80 Lire für Matrosen (Spezialisten) II. und 0,70 Lire für solche I. Klasse, die sich auf sechs, von 0,30 bzw. 0,50 für solche, die sich auf vier Jahre verpflichten; 2. eine Prämie von 400 Lire für Freiwillige, die sich auf sechs, von 100 Lire für solche, die sich auf vier Jahre binden; 3. auf Verlangen Überweisung eines Bruders zur dritten Kategorie für Leute mit sechs, zur zweiten Kategorie bei Leuten mit vierjähriger Verpflichtung. Da es für die Flotte von größter Bedeutung ist, für gewisse Spezialdienste gut geschultes Personal möglichst lange im Dienst zu halten, setzt das Gesetz für Richtmeister I. bzw. II. Klasse, die sich nach sechsjähriger Dienstzeit zu einer Verpflichtung von gleicher Dauer bereit finden lassen, 1000 bzw. 900 Lire Prämie fest. Um einen Überschuß über die Budgetstärke aussondern zu können, erhält die Regierung die Befugnis, den ältesten Jahrgang bzw. Teile desselben auch schon nach vollendeter zweijähriger Dienstzeit vorzeitig zu entlassen. Die Mehrkosten sind für 1910/11 auf 250000 Lire angesetzt, steigen dann 1911/12 auf eine Million, um darauf auf rund 600000 Lire zu sinken.

Für die Verjüngung des Offizierkorps der Marine und für die Sicherstellung der brauchbarsten Elemente in den höheren Führerstellen sind zwei Maßnahmen von großer Bedeutung. Nach dem einstimmigen Urteil eines vom Marineminister berufenen Sonderausschusses aus dem Herzog von Genua, den beiden ältesten Vizeadmiralen und dem Chef des Admiralstabes hat der Marineminister zurzeit die Verabschiedung einiger Vizeadmirale herbeigeführt und mit großem Erfolg im Senat auch eine Interpellation über diese Maßnahmen vertreten. Man verlangt nun in der Armee, im Parlament und in der Presse, z. B. jüngst der „Corriere della Sera“, daß der Kriegsminister nach denselben Grundsätzen verfahre, da unter den kommandierenden Generalen mehrere für ihre Stellung nicht geeignet seien und der Sonderausschuß aus den vier Armeeoberkommandanten und dem Chef des Generalstabs bestehend jüngst mehreren der kommandierenden Generale die Eignung für die Führung einer Armee nicht zuerkannt habe. Man hat heute in der Marine Linienschiffsleutnants (unsere Kapitänleutnants) von 41 Jahren, während in England Kommandanten der Dreadnoughts im Alter von 38 Jahren vorhanden sind. Ein vom Marineminister bestimmter, aus höheren Marineoffizieren und Universitätsprofessoren zusammengesetzter Ausschuß hat seine Beratung bezüglich Zulassung

von Anwärtern auf die Stellung des Fähnrichs zur Marineakademie abgeschlossen. Nach dieser wird der Marineminister zwar wie bis jetzt eine Anzahl von Abiturienten vom Lyceen und von den technischen Hochschulen zur Marineakademie zulassen, gleichzeitig aber auch einen Wettbewerb von jungen Leuten mit dem Abgangszeugnis der Tertia eines Gymnasiums bzw. dem Reifezeugnis für das technische oder nautische Institut, die nicht über 13 bis 16, in Zukunft zwischen 13 bis 15 Jahre alt, für die Zulassung zur Marineakademie einrichten. Man verspricht sich als Vorteil davon, daß die Marineoffiziere in Zukunft jünger in die höheren Stellungen gelangen, so daß man von diesen Offizieren größere Frische, Widerstand und Entschlußfähigkeit verlangen kann, Eigenschaften, die mit 45 Jahren im Durchschnitt abnehmen. 18

Österreich-Ungarn.

Neue Geschütz-fabriken?

Die schon häufiger in der Presse aufgetauchten Gerüchte, daß ein Konsortium von vier Firmen, unter ihnen die Skodawerke, eine Geschützfabrik in Ungarn zu gründen gedenken, werden neuerdings wieder von einigen Blättern gebracht. Allerdings in etwas anderer Fassung insofern, als im österreichischen Finanzministerium der Gedanke erwogen werden soll, an Stelle des geplanten Privatunternehmens ein staatliches in Verbindung mit den Diosgyörer Eisenwerken zu setzen, die bekanntlich Staatseigentum sind. Eine endgültige Entscheidung ist noch nicht getroffen. Ferner wird aus Prag gemeldet, daß auch in Böhmen die Errichtung einer Geschütz- und Waffenfabrik durch ein Konsortium von Geldleuten in Verbindung mit einem Fachmann aus Le Creusot geplant, und daß der Erwerb der erforderlichen Grundstücke bereits so gut wie gesichert wäre.

W.

Rumänien.

Französische Angriffe auf die Güte der rumänischen Bewaffnung.

In einem Artikel der französischen Zeitung „Armée et Marine“ waren die rumänischen Offiziere und Mannschaften als ganz ausgezeichnet, die Bewaffnung dagegen als überholt und minderwertig hingestellt worden. Insbesondere sei das Manlichergewehr Kaliber 6,5 mm gänzlich veraltet, und auch die Feldgeschütze seien mit denen von Creusot nicht zu vergleichen. Ein Wechsel des Artilleriematerials sei wohl vorläufig nicht angängig, die Annahme eines neuen Infanteriegewehrs dagegen unerläßlich.

Der als hervorragender Artillerist bekannte Major Rudeanu ist in einer Flugschrift nicht nur der abfälligen Kritik des Gewehrs, sondern ganz besonders auch derjenigen des bekanntlich von Krupp

gelieferten Artilleriegerätes in ebenso energischer wie überzeugender Weise entgegengetreten. W.

Rufsland.

Soeben wurde eine neue „Verordnung über die Hauptverwaltung der Militärbildungsanstalten" veröffentlicht. Hiernach besteht diese aus der unter dem Chef dieser Behörde stehenden Kanzlei, den vier Sektionen, der Kassen- und der Buchalterabteilung, dem Archiv und der Bibliothek. Ferner gehören zu ihr das Pädagogische Komitee und die Bauinspektion der Militärbildungsanstalten. Auch ist ihrem Ressort das Pädagogische Museum der Militärbildungsanstalten überwiesen.

Auf diese Weise konzentrierten sich in der Hauptverwaltung alle Angelegenheiten der rein militärischen Oberleitung, des Erziehungswesens, des Unterrichtswesenz und des Wirtschaftswesens.

An Anstalten stehen unter ihrer Leitung: das kaiserliche Pagenkorps, die Kriegsschulen, die Kadettenkorps und die Adelskadettenschulen. Auch führt sie die obere Aufsicht über das Unterrichtswesen in der Irkutsker Vorbereitungsschule Kaiser Alexanders II. und der Soldatenkinderschule des Gardekorps. Der Hauptverwaltung sind angeschlossen die pädagogischen Kurse zur Vorbereitung der Offiziere für ihre Tätigkeit als Erzieher an den Kadettenkorps und zur Vorbereitung von solchen für ihre Tätigkeit als Lehrer an diesen Anstalten. Die letzteren sind unzweifelhaft eine sehr durchdachte Maßregel. Unter den Aufgaben, die dem Chef und der unter ihm stehenden Hauptverwaltung gestellt sind, ist besonders hervorgehoben die Pflicht, streng darauf zu halten, daß die Methoden des Unterrichts, die Lehrprogramme, die Unterrichtsmittel aller Art den zeitgemäßen Forderungen der Wissenschaft und dem Ziele der Lehranstalten entsprächen. Zu diesem Zwecke hat sich die Hauptverwaltung auch stets über den Gang, den das Unterrichtswesen in Rußland und im Auslande nimmt, auf dem laufenden zu erhalten.

Die Offiziere der russischen Armee sind bei den Verhältnissen mancher Garnisonen des weiten Reiches oft in der schwierigsten Lage, sich eine einigermaßen geeignete Unterkunft zu beschaffen. Die Gemeinden sind bisher nur verpflichtet gewesen, auf Grund des Artikels 570 des Landesprästandengesetzes binnen sieben Tagen für Offizierwohnungen zu sorgen, falls solche infolge der örtlichen Verhältnisse für die den Offizieren zustehenden Quartiergelder nicht zu beschaffen sind. Es ist nunmehr eine Vorlage vom Minister des Innern in der Duma eingebracht worden, nach welchem diese

Verpflichtung auf zwei Spezialfälle eingeschränkt wird. Es sollen in Zukunft die Gemeinden nur verpflichtet sein, wenn sich bei Verlegung eines ganzen Truppenteiles in eine neue Garnison oder bei Bildung eines neuen Truppenteiles in der diesem angewiesenen Garnison durch den Offizier keine Unterkunft schaffen läßt, für solche zu sorgen. Und zwar hat dies zu geschehen binnen Monatsfrist nach geschehener Mitteilung an die Stadtverwaltung. Nach Ablauf eines Jahres haben die Offiziere jedoch selbst für Wohnung zu sorgen.

Über die Beförderung der Offiziere sind neue Bestimmungen erlassen. Aus diesen heben wir folgendes hervor: 1. wenn in der Konduite der Leutnants (Kornetts und Chorundschis der Kasaken) ein Hinweis auf ihre dienstliche Unzulänglichkeit vor ihrer vor der Beförderung erfolgten Beurteilung gemacht wurde, ist ihnen ein Dienstaltersjahr zu streichen, 2. die Stabskapitäns (Stabsrittmeister, Unterjessauls der Kasaken) die für zur Zeit ungeeignet zur Führung einer Kompagnie (Eskadron oder Sotnija) erachtet wurden, dürfen nicht frei gewordene Kompagnien usw. erhalten, sondern ihre nächsten Nachfolger rücken in diese Stellen ein. Ähnlich wird bei der Bestimmung des Dienstalters der Kapitäns verfahren.

Für eine einmalige Subvention von 25000 Rubel für den Allrussischen Aeroklub beantragte das Kriegsministerium eine Kreditbewilligung in der Duma. Als Begründung wurde hervorgehoben, daß die vom Aeroklub zu errichtende Schule für Ausbildung von Luftschiffern, die auch im Kriegsfalle Verwendung finden können, der Armee zugute käme.

Das Veterinärwesen der Armee ist nach den im „Russischen Invaliden" schon Ende des vergangenen Jahres erschienenen, anscheinend aus amtlicher Quelle stammenden Mitteilungen, in einem wenig erfreulichen Zustande. Der Kriegsminister beauftragte daher die „Veterinärverwaltung der Armee" und das dieser zugeteilte „Beratende Militärveterinärkomitee" damit, Vorschläge auszuarbeiten, wie den vielen Schäden im Militärveterinärwesen abzuhelfen sei. Der „Russische Invalide" bringt nun das Ergebnis dieser Untersuchungen in einem Aufsatze unter dem Titel „Über die Verbesserung des Veterinärwesens in der Armee". Zunächst wird es als unumgänglich gefordert, ein „Militärveterinärinstitut" zu errichten. Indem man auf die Einrichtungen ähnlicher Art in den anderen Armeen hinweist, werden die Nachteile hervorgehoben, welche die bisherige Ergänzung der Veterinäre aus der Zahl der sich zufällig Meldenden, ganz unmilitärisch erzogenen Ziviltierärzte, haben. Das neu zu begründende Institut soll, vom 1. (14.) September 1912 beginnend, binnen fünf Jahren gebildet werden mit fünfjährigem

Kursus. Die eintretenden jungen Aspiranten müssen eine abgeschlossene mittlere Schulbildung nachweisen. Sie werden vereidigt und stehen unter der militärischen Disziplin. Ein Stabsoffizier als Studenteninspekteur leitet die Unterweisung in den rein militärischen Fächern (Innerer, Garnison- und Kavalleriedienst), der Militärgerichtsbarkeit und der Militärverwaltung). Professoren und Lehrer tragen in den fünf Jahren ihnen theoretisch und praktisch 22 Spezialfächer der Tierarzneikunde und 11 allgemein wissenschaftliche vor. Die Studenten des 1., 2. und 4. Kursus nehmen an theoretischen und praktischen Kursen im Hufbeschlag in der Offizierkavallerieschule teil. Die Studenten nehmen in dieser Zeit an den Kavallerielagerübungen teil und führen nach einem bestimmten Programm praktische Arbeiten im Dienste der Truppenteile aus. Und zwar hören die Studenten des 1. Kursus in Winter Vorträge über die Theorie des Reitens, wirken praktisch in der Offizierkavalleriereitschule und erlernen dort das Reiten auf allen Pferden. Beim Übergange in den 2. Kursus gehen sie mit den Eskadrons der Kavallerieregimenter in das Lager, um dort auch mit der Satteluug und dem Putzen der Pferde bekanntgemacht zu werden. In dem Winter des 2. Kursus setzen sie den Reitunterricht in der Offizierkavallerieschule auf jungen Pferden fort. Beim Übergange zum 3. Kursus besuchen sie unter Leitung ihres Stabsoffiziers die Rennplätze, um die Arbeit der Rennpferde kennen zu lernen. Beim Übertritt zum 4. Kursus werden sie mit dem betreffenden Professor in die Staatsgestüte kommandiert, um sich mit dem Gestütswesen und den verschiedenen Rassen der Pferde vertraut zu machen. Beim Eintritt in den 5. Kursus werden sie die Lagerübung der Offizierkavallerieschule durchmachen, um dort im Fechten und im Reiten im Gelände, dem Lesen von Karten, in der Tätigkeit im Veterinärlazarett (Krankenstall) und in der Beschlagschmiede unterrichtet zu werden. Nach Beendigung der Lagerübung werden sie zu Remontekommissionen kommandiert, um sich mit dem Empfang der Remonten, ihren Geschlechtern und Arten bekannt zu machen.

Außer der Heranbildung in diesem Institut, zu welchem auch später zu ihrer Fortbildung Veterinäre der Truppenteile kommandiert werden sollen, werden in Zukunft Militärveterinäre zu wissenschaftlichen und praktischen Zwecken ins Ausland kommandiert. Es wird hierzu in jedem Jahre je ein Veterinärarzt bestimmt, der fertig eine der drei Sprachen Deutsch, Französisch oder Englisch beherrscht und bei einer Dienstzeit von mindestens 8 Jahren hervorragende Leistungen aufzuweisen hat. Er hat die Aufgabe, sich mit den Fortschritten der Tierarzneikunde und der Pferdepflege,

dem Beschlagswesen usw. des Auslandes vertraut zu machen. Endlich sollen die Lehrschmieden der Kavallerie und Artillerie reformiert werden.

Der eben mit der Verurteilung des Schwiegersohns des Generals Buturlin wegen Ermordung seines Schwagers endende Skandalprozeß hat auch einige Offiziere in Mitleidenschaft gezogen. Unter anderen spielte ein Stabskapitän Starikow eine traurige Rolle als Hausfreund einer zweifelhaften Dame, in deren Hause er in noch zweifelhafterer Weise sogar als Lakai auftrat. Daß der Stabskapitän über die von seinem Treiben vor Gericht gegebene Schilderung sich verletzt fühlte und den Staatsanwalt forderte, lag nahe. Diesem wurde von seiner vorgesetzten Behörde die Genehmigung zum Duell nicht erteilt. Mit Recht wird aber in der russischen Presse die Frage aufgeworfen, wie es mit der Ehre des Offizierkorps vereinbar sei, daß Herr Starikow noch immer die Offiziersuniform trage. Vor wenigen Monaten hatten wir diese Frage auch zu stellen, als sich in einem Prozesse ergab, daß ein Offizier eines vornehmen Garde-Kavallerieregiments, der eine Dame heiratete, die vorher die Mätresse eines Kameraden gewesen, mit dieser „Gattin“ in ein Linienkavallerieregiment versetzt wurde, dessen Offizierkorps anscheinend anstandslos diese Familie in seine Mitte aufnahm.

Die Verhandlungen in der Landesverteidigungskommission der Duma haben einen interessanten Einblick in die Verwaltung der Marine tun lassen. Als einer der Hauptmängel der Marine, der die Unzulänglichkeit der Leistungen im letzten unglücklichen Feldzuge verschuldet, ist aus den Reihen ihres Offizierkorps heraus die ungenügende aktive Indienststellung der Kriegsschiffe angesehen worden. Auch die Duma hat in früheren Jahren hierauf hingewiesen und eine größere Ausdehnung der Indienststellung gefordert. Statt dessen ist die Zeitdauer der Indienststellung der Schiffe und der Verbände nicht allein dieselbe wie früher geblieben, ja zum Teil noch gekürzt worden. Dagegen sind die Kosten hierfür größer gegen früher geworden. Ein Teil derselben kommt freilich auf die vier neuen Linienschiffe und zwei neuen Panzerkreuzer, die in die Flotte eingestellt wurden. Aber es sind auch eine große Zahl von Hafen-, Transport- und sonstigen Hilfsschiffen, die ohne Wert für die Kampfleistung der Flotte sind, im Dienst gewesen, man hat ferner einzelne Stäbe der Befehlshaber unverhältnismäßig vergrößert. So sind z. B. für den Stab des Admirals der Flotte des Stillen Ozeans, obwohl diese nur 7 Monate aktiv und 5 Monate in Reserve, statt 29602 Rubel im Jahre 1910 47245 Rubel im Jahre 1911 gefordert bei einer in diesem Jahre verringerten Schiffszahl. Zu große Ausgaben erfordert

auch die Zuteilung einer zu großen Zahl solcher Schiffe zur armierten Reserve, wenn sie während dieser Zeit nicht zur unmittelbaren Verwendung bereit sind. In der Budgetkommission der Duma wurde übrigens auf den großen Unterschied der Leistungen der deutschen und der russischen Marineverwaltung mit fast gleichen Mitteln hingewiesen. Interessant ist die Bemerkung, daß die russische Marine eine so große Zahl veralteter aber sonst kriegsunbrauchbarer Kriegsschiffe besitzt, daß diese mit dem Gesamtgehalt von 249 000 t die der veralteten Schiffe Deutschlands, der Vereinigten Staaten, Englands und Japans zusammengenommen übersteigt.

Die Freiwillige Flotte, jenes Schmerzenskind der russischen Verwaltung, wird einmal wieder einer Neuorganisation unterzogen. Nach dieser tritt diese ganz in das Ressort des Handelsministeriums und wird dessen Sektion für Handelsschiffahrt unterstellt. Sie wird unterhalten aus Mitteln der früheren Gesellschaft der Freiwilligen Flotte, aus Zuwendungen verschiedener Art, die ihr zufließen, aus Einnahmen von Handelsoperationen und aus Staatsgeldern. Sie erhält eine besondere Flagge. Die Verwaltung wird einem Rate anvertraut und einer Direktion, an deren Spitze ein leitender Direktor steht. Der Verwaltungsrat soll bestehen aus einem vom Handelsministerium ernannten Vorsitzenden und 10 Mitgliedern. Von diesen ernennt je eins der Handels-, der Kriegs-, der Marine- und der Finanzminister sowie die Reichskontrolle. Je eins wird auf drei Jahre gewählt von den Börsenkomitees von Moskau, St. Petersburg, Odessa, Libau und Wladiwostok. Der Vorsitzende und die Mitglieder der Direktion gehören als stimmberechtigte Mitglieder dem Verwaltungsrat an. Diese Direktion besteht aus dem Vorsitzenden und zwei Mitgliedern, die dem Handelsministerium angehören, drei Mitgliedern, von denen je eins dem Marine-, dem Kriegs- und dem Finanzministerium angehört und einem Vertreter der Reichskontrolle mit beratender Stimme. Die Zukunft muß lehren, ob, nachdem jede private Tätigkeit versagt hat, die Regierung die für die Erhaltung der Verbindung mit dem Fernen Osten so wichtige Einrichtung heben und erhalten kann.

C. v. Z.

Vereinigte Staaten.

Befestigung des Panamakanals.

Eine Kommission von Offizieren des Landheeres und der Marine hat die Frage betreffend die Befestigung des Panamakanales untersucht und darüber an den Präsidenten Taft berichtet. Dieser Bericht, der vom Präsidenten genehmigt und dem Kongreß vorgelegt worden ist, enthält u. a. folgende Vorschläge.

Die innerhalb der den „Vereinigten Staaten" überlassenen Zone längs des Kanales unterzubringenden Truppen sollen in Friedenszeiten bestehen aus:

18 Kompagnien Küstenartillerie,
1 Abteilung Feldartillerie,
4 Regimentern Infanterien,
1 Schwadron Kavallerie.

Zu Kriegszeiten sollen sie nach Bedarf verstärkt werden.

Die Küstenartillerie soll in der Nachbarschaft von Balboa oder noch besser auf den Inseln Naos, Ponce und Flamenco untergebracht werden; die anderen Truppen auf dem höchsten Punkte des Ostabhanges des Kanals. Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

de Pardieu, Chef de bataillon au 119e Infanterie, **Etude critique de la tactique et des nouveaux règlementaires allemands**. Paris 1910. Henri Charles-Lavauzelle.

Es ist immer fesselnd, die eigenen Vorschriften in der Beleuchtung des Auslandes, namentlich in kritischer Betrachtung seiner zukünftigen Gegner kennen zu lernen. Der Kommandant Pardieu geht von der richtigen Voraussetzung aus, daß die Kenntnis der Reglementsbestimmungen an sich nur von untergeordneter Bedeutung sei, entscheidend sei der Geist, in dem sie angewendet werden, namentlich, wenn die geschichtliche Überlieferung eine solche Rolle spielt wie in Deutschland. Der Verfasser kennt die deutsche Armee gründlich, sein Urteil über das deutsche Menschenmaterial ist im allgemeinen zutreffend, nur begeht er den Fehler der meisten Franzosen, wenn er glaubt, daß dem deutschen Soldaten der Geist der Initiative, die schnelle Auffassung und die „faculté du debrouillage" fehle. Jedenfalls regen die Betrachtungen auf Seite 7 zum Nachdenken an: „Der Soldat ist ausgezeichnet im Verbande, wenn er einem Führer unterstellt ist, dem er blind folgt; er ist aber verloren, sobald er auf sich allein angewiesen ist und sich nicht mehr geführt glaubt, seine moralische Kraft bricht zusammen, er ist keiner Initiative und selbständigen Handlung mehr fähig. Der deutsche Soldat ist in physischer und moralischer Hinsicht schwerfällig. Er hat weniger Nerven als der französische Soldat, er läßt sich weniger schnell entmutigen, wenn er aber einmal seine

moralische Spannkraft verloren hat, ist er unfähig, sie so schnell wiederzufinden wie der Franzose. Nach Jena und Auerstädt leistete Preußen auch nicht den geringsten Widerstand mehr.

Hier schießt der Verfasser über das Ziel hinaus, wie wir auch im Gegensatz zum Verfasser glauben, daß die neue Fechtweise recht wohl für unsere Infanterie paßt.

Angriff und Verteidigung werden eingehend besprochen und durch Vergleiche mit den jüngsten Feldzugserfahrungen erörtert. Mit Interesse wird man die Ausführungen des Verfassers über das Verhalten der französischen und deutschen Vorhut, dann über die Gliederung einer Verteidigungsstellung lesen. Das Buch ist vorurteilsfrei gehalten und wird besonders von Wert sein, wenn es sich darum handelt, Grundlagen für Übungen nach französischem Muster zu gewinnen.

Balck.

Silvestre, Général, **Considérations sur la Campagne de Mandchourie (1904—1905).** 5 Skizzen. 97 S. Paris. Berger-Levrault. Preis 3 Frs.

Die Frage, die der Verfasser in seinem Vorwort stellt: Ursachen der russischen Niederlagen — Warum vermochte am Schluß des Krieges die russische Armee nicht noch einmal das Waffenglück zu versuchen? findet sich nur andeutungsweise beantwortet; das Hauptmoment, das jeden Offensivgedanken erstickte, „der japanische Alp", findet sich nur unzureichend betont. Der Widerstreit der Ansichten zwischen Alexejew und Kuropatkin lähmte bei Beginn des Krieges jedes kraftvolle Handeln, in dem zweiten Teile machte er sich weniger geltend. Wäre Kuropatkin nur dem Wunsche des Vizekönigs gefolgt! „Ist nicht ebenso wie bei Austerlitz das Vertrauen auf einen theoretisch entwickelten und festgestellten Plan die erste Ursache der russischen Mißerfolge? Das Vertrauen auf den Wert verfrühter Dispositionen, die Furcht, sich zu schlagen, ohne eine gute befestigte Stellung vorher zu besetzen, die Neigung, nur Verteidigungsschlachten zu schlagen, ist Überlieferung in der russischen Armee seit einem Jahrhundert und ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst ein Genie würde nicht imstande gewesen sein, die Armee von dieser Bürde zu befreien, denn wenn auch ein Genie die Einzelteile zu einem Ganzen zusammenfügen kann, ein Genie braucht aber lange Zeit, wenn es vor dem Aufbauen erst zerstören muß." Die Überlegenheit der japanischen Operationsmethode über die des übermäßig zu Theorien neigenden russischen Generalstabes wird anerkannt. In taktischer Beziehung wird die Bedeutung der Offensive hervorgehoben, von einer übermäßigen Bewertung der Nachrichtenmittel wird gewarnt und auf die Schwierigkeit hingewiesen, Entschlüsse zu fassen, ohne selbst das Schlachtfeld vor Augen zu haben. Sehr richtig wird dann dargelegt, daß die Erfolge der Japaner bei ihren nächtlichen Unternehmungen hervorgerufen wurden durch die Unbeweglichkeit der Russen. Nächtliche Anmärsche der Japaner und Räumen einer Stellung selbst in naher Fühlung mit

dem Feinde sind stets möglich gewesen; erst wenn man in Berührung mit dem Feinde tritt, mehren sich die Reibungen, so daß nur die Überraschung des Feindes, falls dieser nicht entmutigt ist, einen Erfolg mit Sicherheit verbürgen könne. Das Buch enthält eine Menge anregender Betrachtungen, die aber an und für sich nur wenig Neues bieten.

Balck.

Marschall Bernadotte, Kronprinz von Schweden. Von Hans Klaeber, Oberstleutnant a. D. Gotha 1910. Friedrich Andreas Perthes. Preis 12 M.

Der Verfasser der vorliegenden neuesten Bernadettebiographie hat sich, wie er im Vorwort sagt, die Aufgabe gestellt, „ein zutreffendes Gesamtcharakterbild des seltenen Mannes zu zeichnen". Das Quellenmaterial, mit dessen Hilfe er diese Aufgabe zu lösen suchte, muß als ein sehr reichhaltiges bezeichnet werden, denn der Verfasser hat nicht nur die bekannteren Druckwerke benutzt, sondern auch bei Behörden und Privatpersonen die eingehendsten Erkundigungen über seinen Helden eingezogen. So ist es seinem unermüdlichen Fleiße denn auch gelungen, zum ersten Male eine ausführliche, in sich geschlossene, durch zahlreiche Skizzen trefflich erläuterte und mit hübschen Photographien (mit Abbildungen von Standquartieren) geschmückte Lebensbeschreibung Bernadottes von seiner Geburt bis zum Jahre 1814, d. h. bis zur Erwerbung Norwegens, zu veröffentlichen. Die Charakterschilderung kann auch insofern „zutreffend" genannt werden, als der Verfasser uns durch zahlreiche Belege von der persönlichen Tapferkeit, dem klugen und maßvollen Wesen, der Menschlichkeit, ja dem Großmut seines Helden zu überzeugen vermag. Dagegen vermißt man jeden Hinweis auf die Schwatzhaftigkeit und Prahlsucht des lebhaften Südfranzosen, und auch sein offenbarer Mangel an Energie und militärischem Wagemut kommt nirgends zum Ausdruck. In allen Feldzügen, auch bei Jena und namentlich 1813, soll Bernadottes Verhalten ein durchaus einwandfreies und strategisch (nicht nur politisch) zweckmäßiges gewesen sein. Diese Auffassung, für die ja neuerdings auch einige deutsche Historiker eingetreten sind, steht doch aber m. E. auf zu schwachen Füßen und wird von keiner unserer militärischen Autoritäten (Lettow-Vorbeck, Goltz, Schlieffen, Freytag, Friederich) geteilt. Selbst ein so unparteiischer Schriftsteller wie der Oberst Friederich, auf den sich der Verfasser für seine Beurteilung der Tätigkeit (besser Untätigkeit!) Bernadottes im Herbstfeldzug von 1813 ausdrücklich beruft, kann doch ohne die „angeborene Zaghaftigkeit", die „übertriebene Vorsicht und Ängstlichkeit" des damaligen schwedischen Kronprinzen sein Verhalten nicht erklären. Und Graf Schlieffen, der merkwürdigerweise ebenfalls als Zeuge für Bernadotte angeführt wird, meint sogar, Napoleon habe damals eigentlich nur zwei Gegner, Blücher und Schwarzenberg, zu bekämpfen gehabt, denn Bernadotte sei für die Kriegsführung lange Zeit ganz „ausgefallen". In summa: Wenn der Verfasser seinen Helden etwas weniger idealisiert hätte, so würde

seine sehr interessante Charakterschilderung noch zutreffender geworden sein. H.

Reformbedürftigkeit der deutschen Militärverwaltung und Vorschläge für ihre Reorganisation in personeller und sächlicher Beziehung zur Erhöhung der Kriegsbereitschaft der deutschen Armee bei jährlich ganz bedeutenden (Millionen) Ersparnissen. Von Otto Stegemann, Ober-Militärintendanturrat und Hauptmann a. D. Leipzig 1910. G. Körner. Mit Ergänzungen. Preis 2,50 M.

In einer der letzten Reichstagsverhandlungen hat der Kriegsminister bereits erklärt, daß im Ministerium eine Kommission tagt, die sich mit einer anderen Organisation und mit Reformen der gesamten Militärverwaltung beschäftigt. Er hat auch in Aussicht gestellt, das Ergebnis dieser Beratungen dem Parlamente in Form einer Denkschrift zugänglich zu machen. Diese Kommission wird obiges Buch sicherlich als Material benutzen, da es die Stimmungen und Ansichten zeigt, die bei einem Teil der Militärbeamten vorhanden sind, und auch manche Mängel unserer heutigen Organisation aufdeckt, die sicher verbesserungsfähig sind. Das Buch leidet aber an einer maßlosen Übertreibung und an einer unnötigen Schärfe, die sich wohl nur durch besondere persönliche Verhältnisse erklären läßt. Das Urteil, das über die Eigenschaften und die Leistungen der Militärbeamten gefällt wird, muß zurückgewiesen werden. Es trifft in diesem Umfange und in dieser Schärfe nicht zu, wenn auch zugegeben werden muß, daß namentlich in der Truppe vielfach die Ansicht vorhanden ist, daß die Intendantur nicht immer genügend Rücksichten auf die Bedürfnisse der Truppe nimmt und daß vielfach in bureaukratischer Weise vom grünen Tische herab dekretiert wird.

Die Vorschläge, die der Verfasser macht, um diesen Übelständen zu begegnen, werden wenig Zustimmung finden. Sie sind auch durchaus einseitig gehalten und zeigen gerade, daß dem Verfasser ein wirkliches Verständnis für die militärischen Anforderungen fehlt. Dahin gehört der Vorschlag, die Manöver kriegsgemäßer und zugleich durch Vermeidung der Flurschäden billiger zu gestalten. Es ist einfach nicht ausführbar, daß die Truppe — wie er es verlangt — im Marsch und im Gefecht diejenige Ausdehnung nach Tiefe und Breite erlangt, die sie unter gleichen Verhältnissen im Kriege haben würde. Alle Kolonnen, Bagage usw. sollen durch einzelne Fahrzeuge angedeutet werden, Rasttage ganz wegfallen, Biwaks nie vorher angesagt und vorbereitet werden. Das Manöver soll nicht mehr in einer täglichen Darstellung eines Gefechtsbildes bestehen. Die Übungen sollen sich als Kriegsmärsche fast nur auf den Straßen abspielen, so daß es zum Teil gar nicht zur Schlacht kommt, zum Teil vielleicht eine Schlacht den Schluß des Manövers bildet. Es erübrigt sich, auf diese Ansichten im einzelnen einzugehen.

Zuzustimmen ist dem Gedanken, daß die Tätigkeit der Oberrechnungskammer mehr dezentralisiert und die Prüfung durch besondere Kommissionen und Kammern an Ort und Stelle vorgenommen wird. Es würde dadurch viel unnütze Schreiberei gespart werden können. Auf die Personalfrage und die Ausbildung der Militärbeamten kann hier des beschränkten Raumes wegen nicht näher eingegangen werden. Wir glauben aber nicht, daß sie sich in der vorgeschlagenen Weise durchführen läßt. Auch halten wir das jetzige Verhältnis zwischen Truppenbefehlshaber und Militärverwaltung für durchaus richtig und sachgemäß. Die angeführten Übelstände sind in dem angeführten Umstande nicht vorhanden, Reibungen werden sich nie ganz vermeiden lassen, bei gutem Willen und entsprechendem Takt werden sie sich aber, wie bisher, auf ein Geringes beschränken lassen.

Es ist zu bedauern, daß das Buch nicht in einem sachlicheren und ruhigeren Tone geschrieben ist. Es würden dann auch die manchen wertvollen Anregungen, die es zweifellos enthält, größere Beachtung gefunden haben. v. Schreibershofen.

Mitteilungen des k. u. k. Kriegsarchivs. Herausgegeben von der Direktion des k. u. k. Kriegsarchivs. III. Folge. VII. Band. Mit drei Beilagen und vier Textskizzen. Wien 1911. Verlag von L. W. Seidel & Sohn. 10 M.

Die „Mitteilungen“ beginnen mit den Erinnerungen eines Augenzeugen der Schlacht bei Prag, des Majors Georg v. Szent-Ivany, der seine Erinnerungen 30 Jahre nach dem gewaltigen Kampfe niederschrieb, den er als Grenadierhauptmann mitgemacht hatte. Die Veranlassung hierzu gab eine von Kaiser Joseph II. ausgehende Aufforderung, die an sämtliche an der Schlacht beteiligt gewesenen Truppenkörper und ihre ehemaligen Angehörigen gerichtet wurde, ihre Teilnahme am Kampfe zu schildern und so das Material für eine aktenmäßige Darstellung des Feldzuges zu vorvollständigen.

Bemerkenswert ist das Streben des Majors von Szent-Ivany, nur Dinge zu berichten, für deren Zuverlässigkeit er die volle Bürgschaft übernehmen kann. Mutmaßungen gibt er keinen Raum, und wenn sein Bericht auch nichts Neues über die Schlacht bringt, so enthält seine schlichte, in der alten Rechtschreibung im Wortlaut gegebene Darstellung doch so manches Einzelerlebnis, das einen lesenswerten fesselnden Ausschnitt aus dem großen Rahmen der Schlacht darstellt.

Die sorgfältigen Studien des Hauptmann Bartsch über Ferdinand von Schill, deren Niederschlag eine vor zwei Jahren veröffentlichte Monographie bildet, haben ihn auch zu eingehender Beschäftigung mit dem Leben und dem Charakter des Vaters seines Helden geführt. Er erklärt die beinah krankhaft anmutende Verzweiflungstat Ferdinand von Schills aus schwerer Belastung durch das väterliche Blut und schildert den Vater als einen Condottiere der alten Schule schlimmster Art, der sich als Freischarenführer in österreichischen, sächsischen

und preußischen Diensten verhaßt machte, wohin er kam, als einen halsstarrigen, zanksüchtigen Mann, der in jedem Vorgesetzten seinen persönlichen Feind erblickte.

Es ist bemerkenswert, daß der alte Schill als 70jähriger Greis zu derselben Zeit, als sein Sohn mit seinem Regiment aus Berlin ausrückte, gleichfalls durch einen Marsch nach Sachsen den allgemeinen Aufstand gegen Napoleon zu entfachen beabsichtigte. Von den großen Eigenschaften, die seinen Sohn trotz seiner Fehler zum Helden stempelten, besaß er nichts, wohl aber vererbte er ihm das zügellose, leidenschaftliche Temperament, das kein Gegengewicht an einer tüchtigen, wohlgeschulten Intelligenz fand.

Eine Anzahl bisher ungedruckter Briefe, die Friedrich von Gentz an den Hofrat Matthias von Fasbender in der Zeit von 1802 bis 1808 richtete, geben einen fesselnden Einblick in die Stimmungen wie auch in die hohe politische Einsicht des berühmten Publizisten und Staatsmannes in jenen bewegten Tagen. Besonders hervorzuheben ist ein Brief aus Prag vom 17. November 1806, der den selbsterlebten Zusammenbruch des preußischen Heeres und Staates bei Jena und in den darauf folgenden Wochen zum Gegenstand hat. Den Briefen ist ein kurzer Lebensabriß beider Männer vorangestellt.

Die quellenkritische Studie des Hauptmanns des Generalstabskorps Wilhelm Wachtel (mit vier Textskizzen) über die Division Jellacic im Mai 1809 bildet die Ergänzung des demnächst erscheinenden V. Bandes des im k. u. k. Kriegsarchiv in Bearbeitung befindlichen Werkes „Krieg 1909“, der die Tätigkeit dieser Division nur in großen Zügen schildern wird.

Die Division war bei dem Vorstoß des Erzherzogs Karl nach Bayern im April 1809 zur Besetzung von München zurückgelassen worden und trat später nach dem Scheitern der österreichischen Offensive den Rückzug nach Salzburg und von hier nach Radstadt an, verfolgt von dem Korps des Marschalls Léfèbvre. Hierdurch verlor Jellacic die Verbindung mit der Armee des Erzherzogs Karl und sah sich in die Lage versetzt, eine größere Operation selbständig durchzuführen, wobei er jedoch am 25. Mai bei St. Michael vernichtend geschlagen wurde.

Der Verfasser der Studie ist mit Erfolg bestrebt gewesen, bei jeder einzelnen Tätigkeit Jellacics die Beweggründe, die sie veranlaßten, zu ermitteln und so die scharfe Kritik, die Mit- und Nachwelt geübt haben, auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Gewachsen war Jellacic seiner Aufgabe zweifellos nicht. Er ließ sich lähmen durch die Befehle des Feldmarschalleutnants Hiller und des Erzherzogs Johann, die das Vermeiden jeden Echecs betonten, und hat auch von seinen Truppen nicht das Äußerste in schwieriger Lage verlangt. Trotzdem aber müssen wir den Ausführungen des Verfassers in vollem Maße zustimmen, daß mit der einfachen Verurteilung unglücklicher Feldherren wenig getan ist; es kommt vielmehr darauf an, die Ursachen

des Mißerfolges zu erkennen und sich zu vergegenwärtigen, „um dadurch den eigenen Charakter im Frieden derart zu schulen, daß er gegen solche Vorgänge in entscheidenden Augenblicken gewappnet sei“.

Endlich hat der vorliegende VII. Band der „Mitteilungen“ die Veröffentlichung des „Tagebuches eines Offiziers der bayerischen Armee“ fortgesetzt, deren erster, sich auf die Ereignisse des Jahres 1812 beziehender Teil schon vor Jahren der Öffentlichkeit übergeben wurde. Das Tagebuch stammt aus der Feder des dem bayerischen Hauptquartier zugeteilten bayerischen Majors Fürsten Thurn und Taxis. Der vorliegende Teil beginnt mit der Schilderung der Ereignisse nach dem Waffenstillstand im Sommer 1813 und gibt wichtige Aufschlüsse über die Verhandlungen zwischen Bayern und den Verbündeten bis zum Vertrag von Ried und die Tätigkeit des bayerisch-österreichischen Korps bis zum Gefecht bei Hanau. Fr.

Ausbildung im Nachtgefecht. Zusammengestellt von Dupuis, Oberleutnant im Infanterieregiment Nr. 69. Ausgabe A: Stück 12 Pf., 25 Stück 2,50 M. Ausgabe B: Stück 25 Pf. — 15 Stück 3,— M. Trier, Selbstverlag.

Beide Ausgaben sind praktisch zusammengestellt, auf steifem Papier in Oktavform gedruckt; Ausgabe A eignet sich mehr für Unteroffiziere, Ausgabe B für Offiziere. Letztere muß ich der größeren Vollständigkeit halber besonders empfehlen.

Briefe des westfälischen Stabsoffiziers Friedrich Wilhelm von Loßberg vom russischen Feldzug des Jahres 1812. Neu herausgegeben von Christian Meyer. Berlin 1910. Verlag R. Eisenschmidt. 3 M.

Diese Briefe, die zuerst im Jahre 1844 erschienen sind, neu erscheinen zu lassen muß als ein Verdienst des Herausgebers bezeichnet werden. Sie sind durch Notizen entstanden, die Verfasser gewohnheitsmäßig während des russischen Feldzuges jeden Abend niederschrieb, um sie als Briefe den Seinigen zuzuschicken, die sie zum Glück alle sorgfältig aufgehoben hatten.

Der damalige Major von Loßberg muß ein kerniger deutscher Mann gewesen sein, begabt mit klarem Verstand, sicherem taktischen Blick, einer beneidenswerten Gesundheit, einem warmen Herzen und einem weichen Gemüt. Ist bei den ungeheuren Anstrengungen, die der Feldzug mit sich brachte, schon die Regelmäßigkeit der Niederschrift zu bewundern, so noch mehr wie Loßberg sich bei den außergewöhnlichen Entbehrungen und Strapazen besonders auf dem Rückzuge stets das Interesse und den Überblick über das Ganze zu wahren wußte. Da er oft mit hochgestellten Persönlichkeiten zusammenkam, die den geistig bedeutenden Mann wohl zu schätzen verstanden, erhielt er von Dingen und Anschauungen Kenntnis, wie sie sonst Offizieren seiner Stellung nicht zuteil zu werden pflegt.

Auf den Inhalt der Loßbergschen Briefe näher einzugehen, kann nicht Absicht dieser Besprechung sein. Verfasser hat den Feldzug von Anfang bis zu Ende in voller Gesundheit mitgemacht und kann deshalb in weitgehendster Weise darüber Aufschluß geben. Da er sich nicht nur auf Wiedergabe von Tatsachen beschränkt, sondern auch Urteile über Land und Leute, über Maßnahmen taktischer und strategischer Art, über bekannte militärische Persönlichkeiten usw. fällt — Urteile, die vielfach heute noch zutreffend sind, und infolge „der großen Anschaulichkeit, die die unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschriebenen Briefe in die Heimat kundgeben", sind die Loßbergschen Briefe eine Quelle beachtenswertester Art und können jedem nur dringend empfohlen werden, der sich mit dem Studium des russischen Feldzuges 1812 beschäftigt, in dem Napoleons Feldherrngenie allerdings schon nicht mehr auf seiner Höhe stand.

Aber auch in recht weiten Kreisen des nichtmilitärischen Publikums sollten diese Briefe bekannt werden, bieten sie doch genug Stoff und Anregung allgemeinerer Art. Nach dem, was hier z. B. über Franzosen und Polen gesagt ist, würde voraussichtlich manch einer seine Ansicht über diese beiden Völker einer Nachprüfung unterziehen.

—f.

Deutsche Rangliste 1911. Oldenburg i. Gr. G. Stalling. 2,75 M.

Nunmehr liegt der vierte Jahrgang dieses handlichen, zuverlässigen und nützlichen Werkes vor. Nützlich vom nationalen Standpunkte aus, denn bis vor vier Jahren mußte man sich die Offizierkorps des deutschen Reichsheeres mühsam aus drei verschiedenen Ranglisten zusammensuchen. Das war weder praktisch noch entsprach es den „deutschen" Belangen unserer Offizierkorps, die auch formal das steigende Bedürfnis haben, partikularistische Scheidewände auf diesem Gebiet nach Möglichkeit beseitigt zu sehen. Zumal die politische Arbeit nach dieser Richtung noch manches zu wünschen übrig läßt.

Die neue Rangliste ist diesmal ergänzt durch Angaben über die Stiftungstage der Truppenteile, durch die Dienstaltersliste der Generale bzw. Admirale und Stabsoffiziere. Weggefallen sind die Fahnenjunker, die Fähnriche sind aber vermerkt. Wer Beförderungsstudien bei den einzelnen Kontingenten machen will, findet da reichlichen Stoff. Auch nach dieser Richtung herrscht Ungleichheit im deutschen Reichsheer und teilweise nicht unerhebliche, beinahe ausschließlich zuungunsten der preußischen Armee. Der Preis ist bei der guten Ausstattung als ein billiger zu bezeichnen.

Keim.

Veltzés Internationaler Armeealmanach 1910/11. Wien und Leipzig. A. Edlingers Verlag 1911. 9 M.

Der vorliegende Almanach, herausgegeben von Major Veltzé, erscheint im 5. Jahrgange und hat sich rasch eine große internationale Anerkennung gesichert. In erster Linie durch seine Zuverlässigkeit bis in die kleinsten Einzelheiten hinein. Der Almanach bestätigt von

neuem, daß es organisatorische „Geheimnisse“ im Heerwesen nicht mehr gibt, und deshalb lächelt der Kundige, wenn er ab und zu liest, daß in den verschiedenen Budgetkommissionen der Parlamente vertrauliche Mitteilungen über Heeresstärken usw. gemacht worden seien. Es liegt hierbei höchstens die Gefahr nahe, daß sie dem Laien gegenüber nach Bedarf amtlich gefärbt sind. Interessant dürfte die Berechnung der Feldarmeen Deutschlands und Frankreichs sein, die Veltzé gibt. Angesichts mannigfacher Versuche von Hurrastrategen, eine erdrückende Übermacht Deutschlands herauszurechnen. Es wird dort berechnet: Deutschland 985000 Mann Infanterie[1]), 80000 Reiter und 4968 Geschütze. Frankreich: 1200000 Mann Infanterie, 50000 Reiter und 3300 Geschütze. Letztere Zahl stimmt jedoch nicht mehr, da vom 1. April 1911 ab die französischen Armeekorps im Kriege wohl dieselbe Zahl an Feldgeschützen aufweisen werden, wie die deutschen Armeekorps. Keim.

Deutsch-Südwest. Von Ernst Wollbehr, Kunstdruckerei Künstlerbund. Karlsruhe 1911.

Ein Mappenwerk in vortrefflicher künstlerischer Auffassung und Darstellung. Selbsterlebtes und Selbstgesehenes wird hier in 10 Farbenbildern plastisch höchst ausdrucksvoll vorgeführt. Geradezu meisterhaft ist die „Stimmung“ wiedergegeben, wie sie sich in den Einöden, im Wüstensand, im Gebirge, an der Küste bei dem Landschaftsbilde ausdrückt. Nicht nur in den Kreisen derer, die in Südwestafrika gefochten haben wird diese liebenswürdige künstlerische Gabe willkommen sein, sondern auch bei allen, die sich für unsere Kolonien interessieren. Von Rechts wegen sollten das eben alle Deutschen sein.

Die Mappe enthält folgende Bilder: Lüderitzbucht. Diamentenfelder mit Wanderdünen. Diamantensucher bei der Arbeit. Landschaft bei den Karrasbergen. Reede in Swakopmund. Militärtransport durch die Namib. Kupferbergwerk Ismuab. Der Dornbusch. Rastende Ovambo. Windhuk vor Sonnenaufgang. v. B.

Die Bein- und Hufleiden der Pferde, ihre Entstehung, Verhütung und arzneilose Heilung, nebst einem Anhange über arzneilose Heilung von Druckschäden und Wunden. Von Spohr, Oberst a. D. Achte neu durchgesehene und vermehrte Auflage. Verlag von Arwed Strauch, Leipzig 1910. 3 M.

Die Erkenntnis vom Nutzen der Wasser-Behandlung für Menschen und Pferde ist nicht so glatt gekommen, wie es heute erscheinen mag; und Massage wurde sogar ehemals den Schäferkuren angereiht, ins Lächerliche gezogen, verschämt angewandt.

Erwähnt sei aber auch, daß schon vor vielen Jahrzehnten bei Er-

---

[1]) „als theoretische Mindestleistung“. Daß diese Zahl zu niedrig gegriffen ist, unterliegt wohl keinem Zweifel. Die Leitung.

krankungen von Pferden an Influenza, Brustfell- und Lungenentzündung sowie an schwerer Kolik die Wasserkur sich völlig bewährt hat.

Als beharrlicher Förderer beregter Heilmethoden bei Pferden steht Herr Oberst Spohr seit langem in vorderster Linie, und hat auf Grund von intensiver Arbeit ein System geschaffen, das dem Laien Mittel und Wege an die Hand gibt zur Selbsthilfe.

In seinem Vorwort sagt der Verfasser: möge das Buch, nachdem es schon Tausenden unserer edelsten Kampf- und Dienstgenossen aus der Tierwelt Befreiung von ihren in stummem Heroismus ertragenen Leiden verschafft hat, auch ferner den Pferdebesitzern den Weg zeigen, auf welchem sie ihre Pferde am längsten dienstbrauchbar zu erhalten, sie von Schmerzen und Qualen, sich selbst aber von großen Ausgaben und Kosten zu befreien vermögen.“ Die Genugtuung, die aus diesen Worten spricht, ist gleich den Erfolgen einzuschätzen; und am Idealismus des Wohltäters zu schmälen sei fern.

Die vorliegende achte Auflage legt erfreuliches Zeugnis ab von der Verbreitung der Lehren, und beginnt mit Grundsätzen und Anleitungen für naturgemäße Heilkunde, geht alsdann über zu den Bein- und Hufleiden, Druckschäden und Wunden, und schließt ab mit einer langen Reihe markanter Beispiele erfolgreicher Behandlung. Die Folgerichtigkeit der Deduktionen ist auch für den Anfänger leicht einleuchtend und gibt vereint mit lebenswahren Schilderungen aus dem Gebiet der pathologischen Pferdekunde Anregung und Unterstützung zur praktischen Verselbständigung, die mindestens in bezug auf die Behandlung alltäglicher Fälle zu erreichen die Bestrebung jedes Pferdebesitzers sein wird; unentbehrlich sind die persönlichen Eigenschaften Verantwortungsfreudigkeit und Beharrlichkeit.

Die Kunst, die Diagnose zu stellen, beruht auf Erfahrung, ist bei Lähmen oft sehr schwer, und galt ehedem dafür das Merkwort: fünfundneunzigmal im Huf, zweimal Fesselgelenkverstauchung, zweimal Sehnen, einmal Schulter oder Hüfte.

F. v. Schmidt, Generalmajor z. D.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (März.) Die Schlacht von Kolin (Forts.). — Die Manöver des eidgenössischen II. Armeekorps im Jahre 1910. — Mittel zur nahen und fernen Vorfeldbeleuchtung. — Das Etappenwesen der Russen im Feldzuge 1904/05.

Revue d'infanterie. (März.) Berittene Aufklärer bei der Infanterie. — Der rechte preußische Flügel bei Rezonville (Forts.). — Die Operationen des X. Korps gegen Tours (Forts.).

Revue militaire des armées étrangères. (Februar.) Die deutsche Anleitung für den Kampf um Festungen. — Das jetzige taktische

Streben im italienischen Heere. (März.) Die deutschen Kaisermanöver 1910. — Die deutsche Anleitung für den Kampf um Festungen. — Die Reorganisation des Oberbefehls und der Zentralverwaltung im russischen Heere.

Journal des sciences militaires. (März.) Die Freiheit des Handelns der Oberkommandierenden. — Wie könnte man die Beweglichkeit und Schnelligkeit der Genietruppen im Felde heben? — Die Organisation der Infanterie in bezug auf den Krieg und das neue Kadergesetz. — Die Handfeuerwaffen der hauptsächlichsten Armeen und ihre Munition. — Anleitung der Kompagnie für den Felddienst.

Revue de cavalerie. (Februar.) Spanien und Frankreich in Marokko zu Beginn des Jahres 1911. — Noch ein Vorschlag zur Reorganisation der Reiterei. — Die Kavallerie-Maschinengewehrabteilungen nach vierjährigen Erfahrungen. — Studie über die vereinigte Tätigkeit der drei Waffen.

Revue d'artillerie. (Februar 1911.) Untersuchungen über die Dauer und die Sprödigkeit der Stahlsorten. — Studie über Deckung.

Revue du génie militaire. (Februar.) Escudier: Vorträge über Flugkunst. — Guéry: Sprengung des Kirchturms in Montchauvet (Seine-et-Oise). — Decken in ornamentiertem Stahlblech. — Metalleinfassungen von Türen und Fenstern. — Tragfähigkeit der Pfähle in Pfahlwerken. — Eissprengung bei Postelberg in Böhmen. — Eßgerät für den Feldsoldaten.

Revue de l'armée belge. (November und Dezember 1910.) Die Befestigungen Vlissingens und die dauernde Neutralität Belgiens. — Über die Technik des Schießens der Feldartillerie. — Ein größeres Deutschland und Belgien. — Fünf Tage bei den großen französischen Manövern von 1910. — Die Ausstellung der Société anonyme John Cockerill auf der internationalen Ausstellung zu Brüssel 1910. — Der Entfernungsmesser Stroobant, seine Theorie und Anwendung. — Die Selbstladepistole „Steyer". — Zum Gedächtnis der Divisionskavallerie. — Ein Besuch in der Kaserne.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. (Heft 2.) Artillerieaufklärungen und Verwendung der Telephonstationen. — Die italienische Vorschrift über den Gebirgstransport der Belagerungsgeschütze. — Annäherungsarbeiten im Kampf um vorbereitete Stellungen. — Über Explosionstemperaturen.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. (Nr. 2.) Manöverrückblicke und sonstige Erfahrungen. — Genie und neue Truppenordnung. — Über die vergleichende Spreng- und Sensibilitätsversuche mit den in der Schweiz gebräuchlichen Sprengstoffen. — Der Kampf um Festungen. — Aus den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. Nr. 6. Truppenführung als Kunst. — Normalverfahren und Truppenausbildung. —

Die „gepanzerte Faust“ Dänemark in ihren Griffen. **Nr. 7.** Schießpflicht und Schießkontrolle. — Außerdienstliche Betätigung von Infanterieoffizieren. — Hollands Befestigungssystem und die Vlissingenfrage. **Nr. 8.** Militärischer Bericht aus dem Deutschen Reiche. — Schießausbildung. **Nr. 9.**

Wajennüj Ssbornik. 1911. **Nr. 2.** Die taktischen Beschäftigungen mit den Offizieren. — Die taktische Heranbildung der Infanterie. — Die Kavallerie im Russisch-Japanischen Kriege. (Mit Skizzen.) — Artilleristische Briefe. — Frühere und heutige dienstliche Beurteilungen. — Über den Divisionsintendanten. — Die militärische Ausbildung in den Volksschulen. — Die Jugendwehr in England. — Was kann unsere Armee von den Tschechen erwarten? — Ein Held des Duldens. — Die Manöver der französischen Alpentruppen im Jahre 1909. — Die Erfolge der Aviatik im Jahre 1910. — Auf topographischen Arbeiten.

Russkij Inwalid. 1911. **Nr. 23.** Die Ausbildung der Unteroffiziere in der Kompagnie und der Eskadron. — Die Psychologie der Bekleidung. — Die Stäbe und die Kanzleien. — Die Reform der Intendantur. **Nr. 24.** Kavalleristische Fragen. — Die Marschordnung einer Aufklärungseskadron. — Von unseren verabschiedeten Offizieren. — Vortrag in der Gesellschaft der Förderer der Kriegswissenschaften: „Die großen Manöver des Jahres 1910 in Frankreich“. — Neue Bestimmungen über die Beförderung der zu den Kriegsschulen kommandierten Offiziere. **Nr. 26.** Zum 26. Februar! (Betrachtungen über die Beförderungsgrundsätze in der russischen Armee.) — Die Lehrkommandos. — Die Überweisung von Quartieren an die Offiziere. **Nr. 33.** Abschiedsbefehl des Generals v. Unterberger, des bisherigen Generalgouverneurs der Amurlande an das Amur- und das Ussurikasakenheer. — Übergriffe der muselmanischen Bevölkerung im Gouvernement Kasan und der Kirgisen auf dem Kaspischen Meere. — Die geöffnete Kampfordnung der Kavallerie. **Nr. 37.** Die Militärliteratur. — Das Alter des Eintritts in die Armee. — Zur Kasernierung der Armee.

III. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher“ nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Apel,** Der Werdegang des preußischen Offizierkorps bis 1806 und seine Reorganisation. Oldenburg. Gerhard Stalling. 2,50 M.

2. **Semerák,** Kommandos in der Kompagnie für Formänderungen sowie zum Abholen und Abbringen der Fahnen. Oldenburg. Gerhard Stalling. 0,20 M.

3. **Holtz,** Vergleichende Zusammenstellung der wichtigsten Kartenzeichen. Oldenburg. Gerhard Stalling. 0,50 M.

4. **Einzelschriften** über den Russisch-Japanischen Krieg (Beihefte zu Streffleurs Militärischer Zeitschrift). Heft 28/29. Kämpfe bei Ljaojan. B. Die Schlacht: Ereignisse am 29. und 30. August. Wien 1910. L. W. Seidel & Sohn. 5 Kr.

Heft 30. Ereignisse am 31. August. 2,40 Kr.

Heft 31. Ereignisse am 1. September. 2 Kr.

Heft 32/33. Ereignisse am 2. September. 4 Kr.

5. **Wedel's** Offizier-Taschenbuch. 38. Aufl. Bearbeitet von Balck. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. Geb. 1,50 M.

6. **Cazalas,** De Stralsund à Lunebourg. Épisode de la Campagne de 1813. Paris 1911. L. Fournier. 1,50 Fr.

7. **Buchinger,** Die Abstinenzbewegung in der Kaiserlichen Marine. (Sonderabdruck aus der Marine-Rundschau.) Hamburg 1911. Guttempler-Verlag. 1 M.

8. **Gossler,** Über den Mißerfolg strategischer Operationen. Stuttgart 1911. Deutsche Verlagsanstalt. 2 M.

9. **Mayer,** Das Disziplinar- und Beschwerderecht für Heer und Marine. Leipzig 1910. G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. 0,80 M.

10. **Loeffler,** Strategie. Leipzig 1910. G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. 0,80 M.

11. **v. Trotha,** Russische Festungsfragen. Berlin 1911. Zuckschwerdt & Co. 1,80 M.

12. **Waldschütz,** Einführung in das Heerwesen. 9. Heft: Das Sanitätswesen und das Veterinärwesen. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn.

13. **Daniels,** Geschichte des Kriegswesens. III. Das Kriegswesen der Neuzeit. Teil I. Leipzig 1911. G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. 0,80 M.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber), Potsdam.

XXVI.

Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz.

Von

Oberst a. D. von Kurnatowski.

Theorie und Praxis, Wissen und Können bilden manche Gegensätze. Statt einander zu ergänzen und zu möglichst vollkommenen Leistungen zu führen, bekämpfen sie sich oft und schwächen in diesem Zwiespalt ihre Erfolge gegenseitig ab. So spricht man von Buchgelehrten als solchen, die sich vornehmlich mit abstrakten Dingen beschäftigen, und die ihre Anwendung auf die Praxis anderen überlassen. Goethe warnte vor dieser Einseitigkeit mit den Worten: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldener Baum". Zu den Männern der Gegenwart, die reiches Wissen mit praktischem Können harmonisch in sich vereinigen, gehört an erster Stelle Generalfeldmarschall Colmar Freiherr von der Goltz. Ein Mann, der die Feder ebenso gewandt zu führen versteht, wie er praktischer Truppenführer ist. Ein Mann von rastloser Tätigkeit und unermüdlicher Schaffenskraft, dessen Name in allen Weltteilen bekannt, dessen Wirken nicht bloß in Deutschland gerühmt wird, dessen Verdienste am Goldenen Horn ebenso gepriesen werden wie am Rio de la Plata.

Goltz hat auf den drei militärischen Gebieten der Heeresorganisation, der Truppenausbildung und der Truppenführung selbst überall, wo er hinkam, Hervorragendes geleistet. Als noch junger Hauptmann — er hatte den Krieg 1870/71 als Generalstabsoffizier beim Oberkommando der II. Armee mitgemacht — gab er ein Buch über den Loirefeldzug heraus „Léon Gambetta und seine Armee", das auch in französischer Sprache erschienen ist. Es erregte damals wegen seiner reformatorischen Vorschläge für ein neues Wehrgesetz Aufsehen aber auch den Unwillen des alten Kaisers Wilhelm, weil es unter anderem die Einführung der zweijährigen Dienstzeit vor-

schlug. Da dieses bedeutsame Buch in der Gegenwart hinter andere interessante Werke desselben Verfassers zurückgetreten ist, so verlohnt es sich, an dieser Stelle auf einige seiner wichtigsten Vorschläge hinzuweisen. Allen Freunden von Milizheeren sei dies Werk einer aufmerksamen Lektüre empfohlen. Es stellt die Vorzüge einer „guten Linienarmee" einem Milizheere gegenüber und schildert im Lapidarstil die Verhältnisse bei der französischen Loirearmee 1870/71. Hier fehlte Selbständigkeit im Handeln, da alles auf Befehle wartete. Offiziere und Mannschaften hatten vielfach keine Ahnung von militärischen Dingen. „Die einzelnen Glieder der militärischen Hierarchie wirkten gegeneinander, nicht gleichzeitig, wie in einer Linienarmee." Dagegen rühmt Goltz die deutsche Kriegführung. Schon der eine große Zug unserer Strategie, die Offensive gegen den Punkt, wo die feindliche Hauptarmee steht, sorgte für die Einheit des Handelns. „Diese Selbständigkeit jedes Führers und jedes Offiziers, die im Frieden sorgsam erzogen war und durch eine gleichmäßige militärische Bildung doch so weit wieder gemeinsam geleitet und beschränkt wurde, daß sie nicht zur Regellosigkeit ausartete, hat am meisten zu dem glänzenden Erfolge beigetragen." Goltz sagt von einem tüchtigen Friedensdienst, er erziehe „einen Faktor, der der wichtigste von allen ist, die Hingebung an die gemeinsame Sache, das Pflichtgefühl. Eine improvisierte Truppe unterliegt leicht einer überraschend auftretenden Gefahr und zeigt sich kopflos. Leicht hält sie alles für verloren, während eine reguläre Truppe kühler bleibt und sich selbst gegen eine übermächtige Gefahr zur Wehr setzt." Das Gefecht bei Chambord führt er hier als Beispiel an, wo ein unternehmendes Häuflein von 55 hessischen Soldaten eine französische Kolonne von 3300 Mann durch energisches Vorgehen zum Auseinanderlaufen veranlaßte. In der Linienarmee lernt der wirkliche Soldat seine Stimmung beherrschen, verliert das Interesse für das eigene Wohl und Wehe und vereinigt alle Gedanken auf die Sache, auf den Zweck, der gerade von seiner Truppe verlangt wird. Wie wenig übrigens Gambetta selbst von seinen Milizheeren erwartete, ergibt sein Ausspruch: „Les succès ne s'improvisent pas."

Unserem deutschen Volke stellt Goltz allerdings ein wenig schmeichelhaftes Zeugnis in den Worten aus: „Keinem Gambetta, selbst einem größeren als dem von 1870, würde es gelingen, Deutschland so einheitlich zur Fortsetzung eines fast hoffnungslosen Widerstandes zu treiben." Die Heeresorganisation 1860/61 hatte Prinzregent Wilhelm gegen die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses durchgeführt. Wie wenig dieses die Notwendigkeit für eine so bedeutende Vermehrung der Militärmacht in Preußen einsah, be-

weist die Adresse, die es unterm 18. Dezember 1863 an den König absandte. Sie enthielt u. a. die Worte: „Das Haus der Abgeordneten wendet sich an Eure Majestät, um die schwere Schuld von sich abzuwenden, daß es nicht alles versucht habe, um eine Politik zu ändern, welche das Land auf lange Zeit zu schädigen droht.“

Wie groß ist z. B. heutzutage der Unterschied der Opferwilligkeit in Deutschland und in Frankreich! Die Gesamtsteuerlast auf das Volkseinkommen beträgt dort 11 v. H., in Frankreich dagegen 16 v. H. Deutschland zahlt pro Kopf der Bevölkerung 19 M., Frankreich dagegen 25 M. für die Wehrmacht. Und dabei übertrifft unser Nationaleinkommen mit 30 Milliarden Mark jährlich das Frankreichs um mindestens 7—8 Milliarden Mark. Wenn die Stärke der französischen Feldarmee auf 1 1/4 Millionen Köpfe gerechnet wird, so müßte die deutsche Armee im Kriegsfall weit über das Doppelte zählen. Das ist aber keineswegs der Fall. Denn in Deutschland treten nur 8 v. H. der Bevölkerung für den Krieg unter die Waffen, dagegen scharen sich in Frankreich 14 v. H. unter die Fahnen. Die Opferwilligkeit des französischen Volkes ist nur durch seine unzureichende personelle Leistungsfähigkeit begrenzt. Im deutschen Volke sind die Liebe zur Armee und die Neigung für den Militärdienst in stetem Schwinden begriffen. Das obengenannte Goltzsche Buch sollte jeder Abgeordnete zu Beginn einer Reichstagssession lesen, um sich daraus immer von neuem die Mahnung zu holen, daß in erster Linie das Vaterland Opfer zu verlangen hat. Dieses freudig darzubringen, ist die Pflicht eines jeden deutschen Bürgers, und die heranwachsende Generation in diesem Sinne zu erziehen, eine uns allen gemeinsame Aufgabe. Was das französische Volk 1870/71 in der Not zwar, aber doch freiwillig und in hingebender Vaterlandsliebe geleistet hat, sollte uns immer zum Vorbilde dienen.

Von den deutschen Truppenteilen, die an der Loire gefochten, sagt Goltz, sie „wandelten sich allmählich zu einer Masse von Ersatzrekruten mit Offizieren um, welche ihre Ausbildung durch ein Jahr freiwilligen Dienstes erhalten. Die Armee war auf dem Wege, nach und nach eine Miliz zu werden.“ Als Goltz so 1877 sprach, hatte Frankreich im Vergleich zur deutschen Armee bereits 9700 Offiziere und 30000 Unteroffiziere mehr. An diese Tatsache knüpft er Ratschläge, die nur zum Teil inzwischen die erwünschte Verwertung gefunden haben. Goltz verlangte die Heranziehung der Reserveoffiziere zum mehrmonatlichen Besuch einer Kriegsschule, zu häufigen Dienstleistungen, zur Lösung regelmäßig wiederkehrender militärwissenschaftlicher Arbeiten, zu innerer Zusammengehörigkeit

mit der Armee durch fortlaufende Mitteilungen über die wichtigsten Neuerungen im Heere und engen Anschluß an das Linienoffizierkorps mit gegenseitiger kameradschaftlicher Einwirkung. Dafür wird auch anderseits das Verlangen auf Hebung des Ansehens des Beurlaubtenstandes gestellt und die Beförderung dieser Offiziere in die höheren Führerstellen bei den Landwehrtruppen zur Erweckung von Streben und Ehrgeiz gefordert. Von diesen Offizieren erwartet Goltz bessere Leistungen als von alten inaktiven Offizieren, die jahrelang in Untätigkeit gelebt, und die die Fühlung mit der Truppe verloren haben. In die Kategorie der inaktiven Offiziere muß aber heute bei Aufstellung der Landwehrtruppen noch stark zurückgegriffen werden. Um Klarheit über die Bedeutung unserer militärischen Einrichtungen allgemein zu verbreiten und diese im guten Sinne zu popularisieren, empfiehlt Goltz die Schaffung von Lehrstühlen für Kriegswissenschaften an den Hochschulen. Eine gründlichere militärische Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes wird auch die Leistungsfähigkeit der Landwehr steigern und eine entsprechende Vermehrung der Landwehrtruppen ermöglichen. Dann könnten schon im Frieden Regiments-, Brigade- und Divisionsverbände geschaffen werden, die im Bedarfsfalle die Mobilmachung erleichtern und beschleunigen würden.

Von der Schule verlangt Goltz, daß sie nicht nur eine Unterrichts-, sondern auch eine Erziehungsanstalt sein solle, die auch die Lebensweise der Schüler zu überwachen und zu beeinflussen habe. Dann würde die Schule imstande sein, Zucht, Ordnung, Gehorsam, Gemeinsinn zu fördern und die körperliche Ausbildung unter ihre Obhut zu nehmen. Für die militärische Jugenderziehung macht dann Goltz Vorschläge, die jetzt, 30 und 35 Jahre später, vielfach in der Presse als ganz neue Gedanken kluger Köpfe hingestellt werden. Zum Zweck der Disziplinierung der Jugend wünscht Goltz die Verwendung inaktiver Unteroffiziere bei den Volksschulen. Hier will er den altgedienten Unteroffizieren ein neues Feld eröffnen und ihnen Anstellungsmöglichkeiten schaffen, für die sich jetzt die Aussichten, zum Schaden des Dienstes, von Jahr zu Jahr ungünstiger gestalten. Eine ähnliche Beschäftigung solle den inaktiven Offizieren, deren Kräfte jetzt brach liegen, an den höheren Lehranstalten gewährt werden. Was in der Jugend vorbereitet, im Dienst bei der Fahne vollendet ist, muß ein straffes Gemeindeleben, bei dem die Behörden mit hinreichender Machtbefugnis ausgestattet sind, weiterhin pflegen. Eine immer innigere Verschmelzung der politischen mit der militärischen Einteilung würde leicht sein, sobald die Verwaltungsbeamten zugleich auch tüchtig gebildete Landwehroffiziere sind. Diesen soll,

wie sie selbst ihren Vorgesetzten auch außerhalb des Dienstes unterstellt seien, eine dauernde dienstliche Befugnis über ihre Mannschaften eingeräumt werden. Deutschland braucht keinen großen Exerzierschuppen, dafür soll die sittliche Qualität der Massen, Zucht und Gehorsam gefördert werden. Nicht zur Miliz sollen diese Vorschläge führen, sondern zu einem Zustande, der unser Vaterland davor bewahrt, in der Stunde der Not zum Milizsystem greifen zu müssen, weil keine andere Einrichtung besteht, um alle Kräfte verfügbar zu machen.

Unsere heutige Wehrverfassung hat sich in schweren Zeiten bewährt. Allein es wäre eine schlechte Art, sie und ihre großen Schöpfer zu ehren, wollte man sie einer Verbesserung nicht für fähig und bedürftig erklären. Die Zeiten rollen schnell dahin. Was für einige Jahrzehnte unser Alleinbesitz war, ist jetzt Gemeingut aller größeren Staaten geworden. Wir müssen also an dem weiteren Ausbau arbeiten. Die Geschichte aller Staaten zeigt uns, daß kriegerischer Glanz und die Blüte von Kunst und Wissenschaft, das materielle Gedeihen, meistens Hand in Hand gingen, daß aber mit dem Sinken der Wehrkraft der allgemeine Verfall jedesmal begann. Nie ist ferner größere Kraft entfaltet worden, als wenn alle Staatseinrichtungen mit dem Heerwesen innig verschmolzen wurden, so in Sparta, Rom und bisher bei uns. Aus dem wohl weitverbreitetsten Buche von Goltz „Das Volk in Waffen", das 1899 die 5. Auflage erlebte, sei folgender Satz angeführt: „Wenn der Reichtum bedeutende Kraft verleiht, so wird er doch nur fruchtbar bei rechtzeitiger Opferwilligkeit des Volks. Daß verspätete Opfer die zur richtigen Stunde versäumten nicht nachzuholen vermögen, lernte Carthago an Hannibals Geschick und zahlte für den Irrtum mit der Freiheit."

Die bekanntesten kriegsgeschichtlichen Schriften des Freiherrn v. d. Goltz sind: „Von Roßbach bis Jena und Auerstedt" und „Von Jena bis Pr.-Eylau", die streng und gerecht nach den Ursachen der Katastrophe von 1806 forschen und zur Beurteilung der führenden Männer jener Zeit vollständig neue Wege erschlossen haben.

Für seinen nach neuen Schöpfungen ringenden und nach selbständiger Betätigung strebenden Geist fand Goltz seinerzeit in Preußen nicht den genügenden Boden. Hier befindet sich alles in langsamer allmählicher Weiterentwickelung. Daher zog es ihn nach der Türkei, wo es galt, zerrüttete Zustände zu beseitigen, alteingewurzelte Vorurteile und Mißbräuche zu bekämpfen und vollkommen Neues zu schaffen. Die türkische Armee bedurfte nach den traurigen Erfahrungen des Krieges 1877/78 des Rates tatkräftiger

Männer und einer energischen Vertretung ihrer Lebensbedingungen. Goltz ging deshalb 1883 nach Konstantinopel, um dort zunächst die Organisation und obere Leitung der türkischen Militärbildungsanstalten zu übernehmen. Die dortige Zentralmilitärschule zählte 450 Schüler. In der kurzen Zeit von zwölf Jahren stieg jene Zahl auf 1700 und die Gesamtzahl der Militärschüler aller Stufen auf 14000. Mit großer Energie und gutem Erfolge kämpfe Goltz gegen das Spitzeltum, das unter dem argwöhnischen Sultan Abdul Hamid II. überall und nicht zum mindesten auch in den Militärschulen seine unheilvolle Wirksamkeit geltend machte. Leider lebte nach dem Scheiden Goltz-Paschas aus türkischen Diensten 1895 das Denunziantentum schnell wieder auf. Der Großherr glaubte, ohne dieses nicht regieren zu können. In der Zentralmilitärschule, die unseren Kriegsschulen gleicht, verbringen die jungen Leute drei Jahre, im durchschnittlichen Alter von 17 bis 20 Jahren. Unmittelbar daran schloß sich, solange Goltz die Leitung in der Hand hatte, ein dreijähriger Kursus der Generalstabsschule, die dem Unterrichtsplane nach etwa mit unserer Kriegsakademie auf gleicher Stufe steht, und deren Zuhörerschaft schon Offizierrang bekleidet. So blieben die für die Armee heranwachsenden Offiziere teils drei, teils sechs Jahre unter dem gleichmäßigen Einfluß des Lehrkörpers. Durch die Berührung mit diesem, besonders mit den vom Auslande berufenen Offizieren, erweiterte sich der Gesichtskreis und gewann Raum für europäische Anschauungen. So entstand und wuchs die Erkenntnis für die im Lande herrschenden Übelstände und die verhängnisvolle Wirkung des alten Regierungssystems. Mit dem Anwachsen der Militärschulen stieg naturgemäß auch die Zahl der von ihnen jährlich in die Armee übergehenden Offiziere. 1895 betrug sie bereits 456 und im Jahre 1903 schon über 700. Nach Ansicht des General von der Goltz entstand auf diese Art eine so breite Schicht jugendlicher Führer im Heere, die von gleicher Gesinnung getragen und von gleichen Wünschen beseelt waren, daß die Einmütigkeit bei der Schilderhebung gegen das alte Regime ohne weiteres verständlich wird.

Nachdem Goltz 1886 zum Souschef des Generalstabes ernannt worden war, übernahm er im Verein mit dem türkischen General Mouzzaffer-Pascha die Ausarbeitung eines neuen Rekrutierungsgesetzes, das Bildung und Zusammensetzung der türkischen Armee auf ganz neue Grundsätze stellen sollte. Auch eine Landwehrordnung gab er heraus, ferner ein Mobilmachungsreglement. Die bei der Aushebung beliebte Unterschiebung von Stellvertretern für reiche Grundbesitzer schaffte er ab und machte sie für die Zukunft unmöglich. Die Ausbildung der Truppe regelte er durch Vor-

schriften, die er in türkischer Sprache verfaßte. Er beschenkte die türkische Armee mit einer der deutschen nachgebildeten Felddienstordnung, ferner einer Lehre des Festungskrieges und sorgte für die Ausbildung der höheren Offiziere durch die gleichfalls in türkischer Sprache herausgegebenen Lehrschriften „Generalstabsdienst“ und das „Handbuch für den türkischen Offizier im Felde“.

Von den Zuständen, die damals in der Türkei herrschten, gibt schon die Tatsache einen Begriff, daß während der Mobilmachung 1885/86 im nördlichen Mazedonien während des Winters 12000 Mann am Typhus starben. Im Thessalischen Kriege und der darauf folgenden Waffenbereitschaft soll der Verlust durch Krankheiten die erschreckende Zahl von 20000 Menschenleben erreicht haben. Schon im Griechischen Kriege 1897 trat der durch Goltz herbeigeführte Fortschritt in den Leistungen des Heeres deutlich zutage. Sein Reorganisationswerk krönte von der Golz durch die Anregung zu größeren Feldmanövern in unserem Sinne. Nach einem ersten Versuch 1909 wohnte er auch im vergangenen Jahre den türkischen Manövern bei Adrianopel bei, die er in dem 4. Heft der „Vierteljahreshefte für Truppenführung und Heereskunde“ des Großen Generalstabes sehr anschaulich schildert. Zur Kennzeichnung der noch heute in der jungtürkischen Armee geltenden Mißstände sei nur erwähnt, daß zu den vorjährigen Manövern ein großer Teil ganz junger Rekruten ausrückte, die noch nicht eine einzige Platzpatrone abgeschossen hatten. Es traf nämlich die in Deutschland bestellte Übungsmunition erst beim Ausmarsch ein. Goltz-Pascha schied 1895 als Kaiserlich Osmanischer Marschall und Generaladjutant aus türkischem Dienst, vom Sultan hochgeehrt. Die Fühlung mit der türkischen Armee verlor er damit nicht, denn wiederholt wurde er später vom Kaiser auf mehrere Monate in die Türkei beurlaubt, um seinen Rat den türkischen Machthabern zu leihen. In Preußen übernahm Goltz am 2. Januar 1896 als Generalleutnant das Kommando der 5. Infanteriedivision in Frankfurt a. O. Nachdem er am 26. Mai 1898 mit Wahrnehmung der Geschäfte der Generalinspektion des Ingenieur- und Pionierkorps und der Festungen betraut worden war, wurde er ein Jahr später definitiv zum Chef dieser Behörde ernannt. Obgleich er früher ohne jede Beziehung zum Ingenieur- und Pionierwesen gestanden hatte, gelang es ihm doch sehr schnell, sich in die neuen Geschäfte einzuarbeiten und das Vertrauen des ihm unterstellten Offizierskorps zu gewinnen. Er suchte an der taktischen Weiterbildung des Pionierkorps zu arbeiten, indem er an die Pioniertruppen sehr hohe Anforderungen stellte und ihnen durch Zuwendung bedeutender Geldmittel Gelegenheit gab,

Übungen im größeren Rahmen in Verbindung mit den anderen Waffen abzuhalten. Die Ausbildung der Offiziere wurde durch häufige Übungsritte in größerer Entfernung von den Garnisonen gefördert und belebt. Auch dem Ingenieurwesen wandte der General seine besondere Aufmerksamkeit zu und sorgte namentlich für den Ausbau der großen Befestigungen an unserer Westgrenze. Im besonderen wurde ihre Ausrüstung mit Geschützen unter Panzerschutz wesentlich gefördert. Den übrigen obersten Militärbehörden gegenüber vertrat Goltz die Interessen seiner Pionierbataillone und Festungsbehörden mit großem Nachdruck und unter Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit. Sehr am Herzen lag ihm auch die Lösung gewisser technischer Fragen für künftige Kriegsführung. Er ließ diese durch Versuche klären, denen er meist selbst beiwohnte. Hierher gehören z. B. die sehr eingehenden, jahrelang angestellten Versuche über Landungen von Truppen und Kriegsmaterial an freier Meeresküste.

1902 berief das Vertrauen des Kaisers den General von der Goltz zur Wacht an die Ostgrenze, wo er für die kriegsmäßige Ausbildung des I. Armeekorps in hervorragende Weise wirkte. Drei Divisionsbezirke unterstanden ihm. Es gehörte die bewunderungswürdige Frische und Leistungsfähigkeit dieses Mannes dazu, um stets dort zu sein, wo es etwas zu sehen und zu lehren gab, und wo er durch persönliches Beispiel seine Untergebenen mit fortreißen konnte. Wenn während der kurzen Herbstperiode die größeren Truppenübungen ruhten, bereiste er die Garnisonen, um an den Jagdreiten der Offiziere sich persönlich zu beteiligen. Dabei nahm er mit dem jüngsten Reiter die Konkurrenz im Nehmen schwerer Hindernisse und in der Ausdauer bei langen Galoppaden auf. Körperliche Ermüdung kennt dieser merkwürdige Mann nicht. Oft pflegte er nach dem Jagdritt einem Kriegsspiel beizuwohnen und zum Schluß noch Stunden in anregender Unterhaltung mit den Kameraden zu verbringen. Den regelmäßigen Nachtritten der jüngeren Offiziere legte Goltz hohen Wert bei. Für die größeren Ritte bei Nacht, die für Entfernungen von über 75 km galten, hatte er die Bestimmung getroffen, daß stets zwei gleich gut berittene Offiziere zusammen ritten, da weniger ausdauernde Ordonnanzpferde mehr eine Last als eine Hilfe für den Depeschenträger zu sein pflegen. Im Kriege wird die durch hohe Anforderungen im Frieden gesteigerte Leistungsfähigkeit der Reiter in Orientierung und Ausdauer bei Nachtritten eine hohe Bedeutung haben.

In allen Dienstzweigen stellte Freiherr von der Goltz als kommandierender General hohe Ansprüche an die Offiziere und Truppenteile seines Armeekorps. Bequemlichkeit duldete er nirgends.

Dafür erkannte er auch gern Eifer und gute Leistungen an. Freudig tat jeder im I. Armeekorps vom höchsten Offizier bis zum jüngsten Rekruten herab seine Schuldigkeit und bemühte sich, im Dienst sein Bestes einzusetzen. Daher wurde es dem General von der Goltz nicht schwer, mit Wohlwollen seine Untergebenen zu beurteilen und mit Nachsicht zu behandeln. Seine Kritiken waren stets maßvoll und überzeugend und entbehrten jeder persönlichen Schärfe. Die Leutseligkeit und Natürlichkeit seines Wesens nimmt jeden für diesen bedeutenden Mann ein, der das Glück hat, mit ihm in nahe Berührung zu treten. Wenn er einem höheren Offizier die Eröffnung machen mußte, daß er an der Grenze seiner militärischen Laufbahn angelangt sei, so verstand er es, diese im allgemeinen peinliche Mitteilung in so freundliche, aufrichtig gemeinte Worte zu kleiden, daß jeder mit seinem Schicksal zufrieden das Generalkommando verließ.

Goltz wurde am 1. Oktober 1907 unter Stellung à la suite des Infanterieregiments von Boyen (5. Ostpreußischen) Nr. 41, in das er vor 50 Jahren als Leutnant aus dem Kadettenkorps eingetreten war, zum Generalinspekteur der VI. Armeeinspektion ernannt. Zu dieser gehören das I., V. und XVII. Armeekorps. Am 18. September 1908 beförderte ihn der Kaiser zum Generaloberst und am Neujahrstage dieses Jahres zum Generalfeldmarschall. Nachdem Goltz schon 1909 ein kurzes Manöver zwischen dem West- und Ostpreußischen Armeekorps unter den Augen des Kaisers geleitet hatte, übernahm er auch im vergangenen Jahre die Leitung der Kaisermanöver in Ostpreußen für den damals erkrankten Generalstabschef von Moltke. Hier bewies das I. Armeekorps einen hohen Grad kriegerischer Ausbildung und gab ein mustergültiges Beispiel für die hartnäckige Verteidigung einer Stellung durch Täuschung des Gegners in schwach besetzten Vor- und Scheinstellungen, durch planmäßige Verstärkung des Geländes mit Spaten und Kreuzhacke und endlich rechtzeitige Vorführung zurückgehaltener Massen zum umfassenden Offensivstoß.

Zu Anfang des Jahres 1910 betraute der Kaiser den Generaloberst Freiherrn von der Goltz mit seiner Vertretung bei der Hundertjahrfeier der Argentinischen Republik. Die Ehre, die dem jung aufstrebenden Staate damit erwiesen worden war, wußte man dort wohl zu schätzen. Bei der Abschiedsfeier, die dem Abgesandten des Deutschen Kaisers vor dessen Heimreise gegeben wurde, toastete der argentinische Kriegsminister auf Goltz als den „ersten General der Welt". Über diese Reise berichtete Goltz kürzlich in fesselnder Weise vor dem Deutsch-Argentinischen Zentralverbande zur Förderung wirtschaftlicher Interessen.

In Berlin wirkt Goltz jetzt durch geistvoll geleitete Kriegsspiele auf die höchsten militärischen Kreise. Bei seinem großen Interesse für alle Gebiete des menschlichen Wissens versäumt er es nicht, sich bei größeren öffentlichen Veranstaltungen zu zeigen, um, wo es von ihm erwartet wird, durch sein Wort zu wirken. Hier sei nur an die zündende Rede erinnert, die er im vergangenen Winter bei einer Feier des Vereins Deutscher Studenten in Berlin hielt.

Seine schriftstellerische Tätigkeit fand durch die Universität Königsberg besondere Anerkennung, wo er als kommandierender General die Liebe und Verehrung in allen Kreisen des Volkes sich erworben hatte, indem ihm am 9. Februar 1904 der Doktortitel verliehen wurde. Der Kaiser ehrte ihn dadurch, daß er ihn nach dem Tode des Generals von Verdy du Vernois zum Ritter des Ordens pour le mérite für Kunst und Wissenschaft ernannte.

Weit über Schrift und Rede steht dem Generalfeldmarschall von der Goltz die Tat. Über den engbegrenzten Rahmen des Heeres hinaus hat er die Erziehung der breiten Massen des deutschen Volkes übernommen, ohne sich vorzudrängen, ohne es zu wollen, bloß durch sein Beispiel und die gewinnende Art seiner Persönlichkeit. An ihm bewährt sich Gutzkows Wort: „Das beste Mittel zur Bildung des Volkes ist unser Beispiel“.

XXVII.

Moltkes Strategie zwischen Metz und Sedan in deutscher und französischer Beleuchtung.

(Mit einer Skizze.)

(Schluß.)

Der 27. August.

Palat und Scherff meinen, daß die Verhältnisse auf deutscher Seite am 27. August günstige Gelegenheit zu einer französischen Offensive geboten hätten. Auch das französische Generalstabswerk weist nach Schilderung des Marsches der 3. Armee darauf hin, daß „schon am 27. August das V., XI., VI. Korps und die württembergische Division sich vom Rest der 3. Armee getrennt befanden und auf

eine Tiefe von mehr wie 40 km gestaffelt waren." Es gibt daraufhin, wohl im Sinne eines Vorwurfes für die Moltkesche Führung, Blumenthal recht, daß dieser auf die Gefahr der Trennung hinweist[1]).

Allein das französische Generalstabswerk übersieht dabei offenbar, daß die Äußerung Blumenthals den 28. August betrifft. Auch Palat macht sich eines Versehens schuldig, wenn er sich durch Blumenthals Worte zu der Auffassung hinreißen läßt, daß Moltke „sich von neuem jener widersinnigen Gefahr ausgesetzt habe, in bedeutender Unterlegenheit angegriffen zu werden, während er eigentlich über eine dem Gegner stark überlegene Streiterzahl verfügen könnte." Denn: bezieht Palat Blumenthals Äußerung vielleicht auch nicht wie das französische Generalstabswerk auf die Sachlage am 27. August, sondern richtigerweise auf die durch die große Ausdehnung der Deutschen für den 28. August gegebene Grundlage, so übersieht er seinerseits immer noch, daß sich die Bemerkung auf die von Blumenthal selbst für den 28. August getroffenen Marschanordnungen für die 3. Armee bezieht[2]). Sie war dafür in der Tat durchaus berechtigt, da diese zur Folge gehabt hätten, daß die 3. Armee in höchst ungünstiger Form nahe an den Feind herangeführt worden wäre. Von Moltke, den Palat mit seinem scharfen Vorwurf trifft, werden wir am 28. August aber ganz anderes sehen!

Für den 27. August war es jedenfalls ausgeschlossen, daß die getrennt marschierenden Armeen Teilniederlagen ausgesetzt waren. Für die 3. Armee war es schon dadurch ausgeschlossen, daß der Feind von seinem südlichsten Punkt (Vouziers) bis zu dem nördlichsten, der im Laufe des Tages von der Tete des V. Armeekorps erreicht wurde, 40 km zurückzulegen hatte, also zu keiner taktischen Einwirkung von Bedeutung mehr gegen die „3. Armee" kommen konnte. Eine Entscheidung war ausgeschlossen. Dagegen war es rein unmöglich, daß ein solcher Marsch nicht bald von der 5. und 6. Kavalleriedivision bemerkt worden wäre, so daß der Feind am

---

1) Tagebuchnotiz vom 27. August (!); S. 87: „Morgen kommen wir mit unseren Teten ziemlich nahe heran. . . . . . Ich schrieb Marschbefehle für morgen. . . . . . Der ungünstige Fall würde es sein, wenn Mac Mahon sich plötzlich mit seiner ganzen Kraft auf uns werfen sollte; wir können ihm nur $3^1/_2$ Korps, also etwa 80000 Mann entgegenstellen und haben bis auf 3—4 Meilen keine Unterstützung." (Am 28. August sollte das V. Armeekorps Bouconville erreichen, die württembergische Division, XI. und VI. Armeekorps immer noch auf der gleichen Straße dem V. folgen. Heeresbewegungen usw. S. 37).

2) Die Tagebuchnotiz vom 27. August ist 4^{30} vormittags, also vor dem Eintreffen des Moltkeschen Befehls für den 28. August geschrieben; s. Blumenthal, S. 88.

28. August wenigstens die Bayern und das Gardekorps in Flanke und Rücken gefunden hätte. Diese Bewegung konnte wahrscheinlich sogar schon am 27. August eingeleitet werden.

In ganz gleicher Weise war aber auch für das Gros der verstärkten Maasarmee bei der Entfernung von 35 km bis Montfaucon (aus Linie Vouziers-Brieulles) eine Gefahr am 27. August ausgeschlossen. Desgleichen kann aber auch einer Fortsetzung dieser Angriffsbewegung[1]) am 28. August kein Erfolg zugesprochen werden. Denn wenn Scherff ausführt, daß die „vor der Schlacht versammelte" französische Armee bei Montfaucon auf die „nur nach und nach ankommenden Korps" der verstärkten Maasarmee getroffen wäre, und wenn er hinzufügt, daß an „einem solchen Verlauf der Dinge durch Eingreifen des deutschen Großen Hauptquartiers im Laufe des 27. August nichts zu ändern gewesen wäre," da die einzig mögliche Anordnung für den 28. August „die rascheste Versammlung der fünf Korps der Maasarmee bei Montfaucon gewesen wäre", so kann dem durchaus nicht zugestimmt werden. Vielmehr konnte auf Grund der am 27. August einlaufenden Meldungen über einen Vormarsch des Feindes auf Montfaucon wahrscheinlich schon an diesem Tage das Gardekorps veranlaßt werden, seinen Aufmarsch bereits bei Chattancourt oder Esnes zu vollziehen, jedenfalls aber vor einem Angriff dorthin auszuweichen. Am 28. August fand aber der Feind dann vier Korps hier „versammelt" (ohne das auf dem rechten Maasufer zu denkende XII. Korps), die auch bei Gleichwertigkeit der Franzosen nicht zu überwältigen waren, ehe von der 3. Armee $2^1/_2$ Korps in verderblichster Richtung herankamen[2]).

Nur das XII. Armeekorps konnte ohne Zweifel während seines Marsches am 27. August gegen überlegene Kräfte ins Gefecht

---

[1]) NB. Scherff konstruiert hier eine Gefahr. Das VII. französische Korps hatte nach seinem Entwurf von Longwé nach Beauclair aber 30 km „Nachtmarsch" hinter sich und von Beauclair nur nach Montfaucon weitere 21 km Luftlinie!

[2]) Z. B. (Heeresbewegungen usw. Karte 5):

Württembergische Division: von Passavant über Les Islettes nach Clermont	15 km	$2^1/_2$ Armeekorps.
9. Infanteriedivision: von St-Menehould—Vienne le Château—Varennes	21 km	
10. Infanteriedivision: über St—Menehould—Le-Claon—Neuvilly	22 km	
XI. Armeekorps: Givry—Triaucourt—Froidos—Barécourt südöstlich Clermont	22 km	

VI. Armeekorps: in 2 Kolonnen über Epense (12. Infanteriedivision) und Givry (11. Infanteriedivision) bis St-Menehould und nördlich.

kommen, sei es, daß die Franzosen zum Angriff vorgingen oder, wie deutscherseits angenommen war, ihren Vormarsch gegen die Maas fortsetzten. Allein das XII. Armeekorps durfte dann kein entscheidendes Gefecht führen, insbesondere aber nicht, wie es Scherff für das Richtigere zu halten scheint, auf das Gardekorps hin ausweichen, sondern es mußte sich auf das rechte Maasufer zurückziehen, um so, wie es Moltkes Plan ins Auge faßte, „gegebenenfalls auf Damvillers“ zurückzugehen! Dann konnte im Gegensatz zu den Schlußfolgerungen Scherffs auf Grund seiner Annahmen nicht eintreten, daß der Feind, gegen die Maasarmee nur demonstrierend, den Übergang bewerkstelligte und einen Vorsprung in der Richtung auf Metz gewann; dann mußten sich vielmehr die Absichten des Feindes frühzeitig kundgeben, und es war Sicherheit vorhanden, aus der Versammlung in der Gegend von Esnes den Abmarsch auf Damvillers planmäßig weiter durchführen oder in der eben ausgeführten Weise den Angriff erwarten zu können.

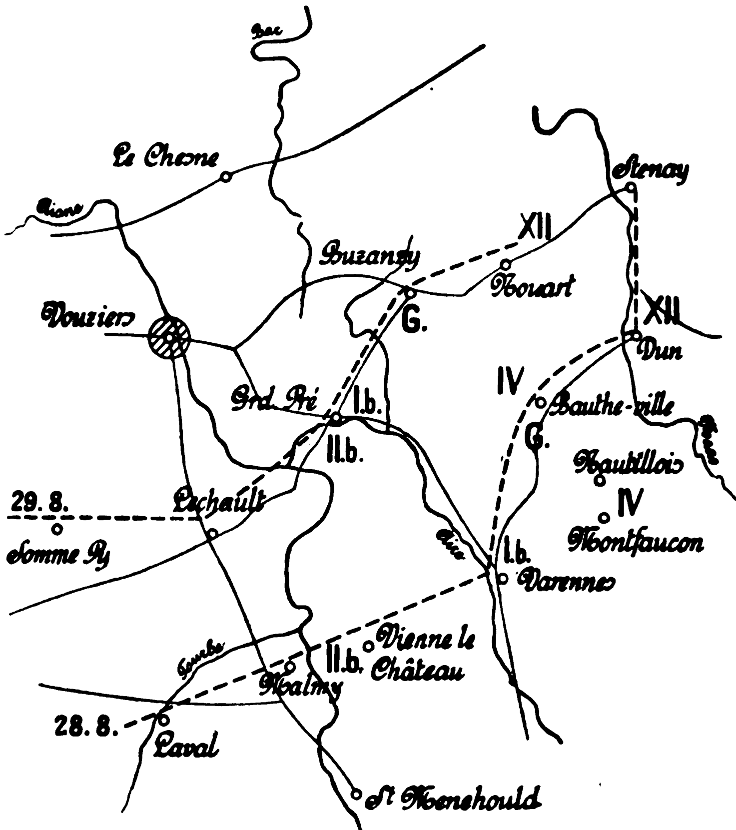
Vom 27. August 7° abends bis 29. August abends.

Der 27. August bringt indessen die Lösung der Krisis durch die Meldungen der jetzt am rechten Fleck befindlichen Kavallerie, daß der Feind noch nicht einmal mit den Spitzen die Maas erreicht habe, mit den Hauptkräften offenbar noch bei Vouziers stehe. Da die Maasübergänge von Stenay und Dun jetzt aber bereits vom XII. Armeekorps besetzt waren, schien es, wie auch das französische Generalstabswerk und Palat zugeben, vor allem unnötig, noch gegen Nordosten weiterzumarschieren, vielmehr möglich, die Entscheidung noch auf dem linken Maasufer zu erlangen, auf die Metzer Korps zu verzichten. Aber mit feinem Gefühl erkennt Moltke auch schon aus dem „Verbleiben“ der Massen bei Vouziers, daß der französische Marsch offenbar ins Stocken geraten war, und nach dem Eindruck, den der ganze Befehl macht, (XII. Armeekorps am 29. August Nouart; linker Flügel der 3. Armee Richtung Laval—Somme Py, südwestlich an Vouziers vorbei) lag Moltke mehr schon der Gedanke nahe, daß der Feind, dem er ja in erster Linie immer das Vernünftige zutraut, erkannt haben könnte, daß ein Durchgleiten zwischen dem deutschen Heer und der neutralen Grenze nicht mehr glücken werde.

So liegt die Initiative wieder auf deutscher Seite, und es gilt, die Operation zu einem entscheidenden Ergebnis zu führen, unter Erhaltung des alten Gedankens, des Abdrängens nach Norden. Die größte Gefahr dafür war nun, daß der Feind versuchen könnte, sich der Entscheidungsschlacht und dem Abgeschnittenwerden zu entziehen. Darauf waren von Anfang an die Gedanken gerichtet.

Der Befehl atmet den frischen Zug der wiedergewonnenen Initiative: sofort wird die Front gegen Nordwesten genommen, auf dem nächsten Weg vorwärts, gerade los auf den Feind in der Gegend von Vouziers! Auf den dadurch verfügbar werdenden Straßen können die beiden bayerischen Korps in die vordere Linie einrücken; auch die 3. Armee kann in breiterer Front ihre Korps nebeneinander setzen[1]). Das ganze Heer beginnt den Vormarsch auf Buzanzy-Vouziers,

am 28. August	in 45 km	breiter Bogenlinie	auf 30 km	an den Feind
„ 29. „	„ 42 „	„ „	„ 15 „	herangehend.



Geplante Vorbewegung gegen Vouziers am 28. und 29. August. (Mil.-Korr. Nr. 225 und 226.)

Es beschäftigten Moltke, wie auch das Generalstabswerk andeutet, offenbar schon die gleichen Ideen, die am 28. August zu dem Entwurf

[1]) Vom Oberkommando der 3. Armee wurde dies aber nicht genügend ausgenützt.

eines Angriffs auf Vouziers ausgereift sind, falls der Feind in dortiger Gegend noch weiter verbleiben würde.

War schon in dem dem linken Flügel angewiesenen Marschziel Somme Py der Gedanke des Abdrängens hervorgetreten, so ist das in verstärktem Maße jetzt der Fall, wo gegenüber dem bei Vouziers und Le Chesne vermuteten Feind die ganze Wucht auf das Abdrängen gelegt ist, indem eine weitere Verschiebung der Kräfte nach Westen in der Weise geplant ist, daß der direkte Angriff durch die in der Mitte befindlichen Korps (I., II. bayer. und V.) stattfinden sollte, während der rechte Flügel nur die negative Aufgabe der Flankensicherung gegen Le Chesne hatte, auf dem entscheidenden linken Flügel aber noch 2 Korps zur Verfügung waren, um das Abschneiden des Rückzuges durchzuführen.

Dabei tritt ähnlich, wie es in den Tagen vom 23.—25. August zu beobachten war, entschieden zutage, daß die am 27. August abends gegebenen, noch deutlicher die am 28. August entworfenen Marschziele einen konzentrischen Einmarsch auf den Feind in das Schlachtfeld zum Zwecke haben.

Als im Laufe des 28. August Meldungen über den Abzug des Feindes von Vouziers gegen Norden eingingen, lag es nahe, darin eine Bestätigung des bereits für wahrscheinlich erachteten Rückzuges zu erblicken, während anderseits die des näheren noch nicht festgestellten Bewegungen im Zusammenhalt mit einer Einwohneraussage [1]) auf Moltke doch auch den Eindruck gemacht haben müssen, daß sie einer Versammlung östlich der Argonnen dienen könnten, z. B. zum Weitermarsch gegen die Maas, den sich Mac Mahon gegenüber der Maasarmee zu erkämpfen vielleicht entschlossen war.

In dem Befehl vom 28. August 7⁰ abends galt es daher wieder zwei Fällen gerecht zu werden: Während der ausholende linke Flügel in starkem Marsch gegen die Rückzugswege des Feindes bis westlich Vouziers vorzueilen hatte, und die Maasarmee die Verfolgung nicht der 3. Armee allein überlassen durfte, war für sie doch größere Vorsicht geboten; ihr wurde daher für den Fall, daß es sich beim Feind nicht um „Rückzug“, sondern um ein „Vorgehen“ gegen die Maasarmee handelte, ein verteidigungsweises Verhalten allerdings

---

[1]) Generalstabswerk Anlage 35. „Ein Einwohner von Nouart — roter Republikaner — hat den Vorposten bei Nouart mitgeteilt, daß am 27. August nachmittags 10000 Franzosen unter General Margueritte bei Sommauthe gestanden hätten; 17000 befänden sich in Le Chesne, und Mac Mahon marschiere mit dem Gros der Armee, welche im ganzen 150000 Mann stark sei, von Vouziers auf Buzanzy.“ Eingegangen im Großen Hauptquartier 28. August 6⁰ abends.

nur „angedeutet“ [1]), indessen mit Recht, da es unter Umständen auch angezeigt sein konnte, daß die Maasarmee durch Angriff ihrerseits ein Vorgehen des Feindes gegen Stenay hinderte. Die beiden bayerischen Korps waren als eine Reserve der obersten Heeresleitung in der Mitte bereitgehalten, um je nach Bedarf den Nachdruck auf das Gefecht der Maasarmee oder auf Abschneiden des Rückzuges durch die 3. Armee zu legen.

So war der Boden für ein rasches Erkennen des Erforderlichen bereitet, um den Gedanken dieses Befehls nur umzukehren oder auszugestalten, als ein frühzeitiges Zusammentreffen des rechten Flügels mit dem Feinde nicht nur durch etwaiges „Vorrücken“ Mac Mahons von Le Chesne her „möglich“ schien, sondern durch die Meldungen um 9⁰ abends „sicher“ war. Danach stand der Gegner schon ganz nahe gegenüber, viel früher konnte dadurch das Gefecht bei der Maasarmee beginnen und sohin viel leichter eine Entscheidung schon fallen, ehe rechtzeitige Versammlung erreicht war. Daher wurde die Maasarmee jetzt (Befehl um 11⁰ abends) direkt auf Verteidigung verwiesen, schon von vornherein, um ein „Herausfordern des Feindes“ zu vermeiden und mit ihren drei Korps früh bereit, für das Gefecht die weitere Herstellung der Überlegenheit abzuwarten. Durch frühzeitigen Aufbruch des I. bayerischen Armeekorps und durch Heranziehung des II. bayerischen und des V. Armeekorps (mit der württembergischen Division) wurde die Überlegenheit tatsächlich sichergestellt. Auch die übrigen Korps sollten herangehalten werden.

Und doch ist durch die an die Maasarmee zum Befehl vom 28. August 11⁰ abends ergangene Nachschrift alle Vorbereitung zum Schlagen in erster Linie als Vorsicht zu erkennen. Die Gedanken Moltkes hingen bei den Widersprüchen in den Meldungen des 28. August entschieden doch noch an der Wahrscheinlichkeit des Natürlicheren, des Abzuges; nur ist für die Maasarmee das Vorgehen, um dem Gegner zu folgen, jetzt in die zweite Linie gerückt. Wie wichtig es Moltke aber erscheint, am Gegner zu bleiben, geht daraus hervor, daß er den Entschluß zum Vorgehen in diesem Sinne dem Kronprinzen von Sachsen überläßt, da die Anordnung durch das Große Hauptquartier leicht zu spät kommen könnte.

Daß Moltke auf den Abzug des Feindes gefaßt war, tritt auch daraus hervor, daß er auf das erste Anzeichen davon [2]) die Bayern

[1]) Mil. Korr. 229: „. . . auch die Möglichkeit eines feindlichen Angriffes von Le Chesne her ins Auge fassen und in bezug hierauf die Terrainverhältnisse südlich Nouart und Buzanzy rekognoszieren lassen.“

[2]) Von der Maasarmee traf 9⁰ vormittags Meldung ein, daß „der Gegner die Stellungen bei Bar verlassen hatte und sie infolgedessen gegen die Straße von Buzanzy nach Stenay vorrücke.“ Generalstabswerk 1031.

nicht über Grand Pré hinaus der Maasarmee folgen ließ, sondern sie, da „wahrscheinlich morgen in westlicher Richtung weiteroperiert wird“, zur Verschiebung nach links bereithielt: es erhielt das I. bayerische Armeekorps statt Sommerance für die 1. Division gleich St-Juvin zugewiesen; das II. bayerische Armeekorps hatte, anstatt nach St-Juvin zu gehen, sich auf die Straße des linken Aireufers zu setzen und sich nach vorwärts bereits bis Chevières auszudehnen.

War aber wirklich der Feind vor der Maasarmee versammelt, dann war für die Schlacht wohl wieder das, eine volle Entscheidung liefernde Einschwenken des XI. und VI. Armeekorps gegen rechte Flanke und Rücken gedacht. So hat denn auch Moltke das von St-Menehould auf Varennes in Marsch gesetzte VI. Armeekorps durch unmittelbare Verfügung wieder auf die Westseite der Argonnen, in die entscheidende Richtung verwiesen. Ohnehin hätte das VI. Armeekorps auf dem bereits von 6½ Korps eingenommenen, 22 km breiten Raum Dun—Grand Pré zu einer nachteiligen Kräfteanhäufung geführt. Vielleicht steht es auch mit dem erneut schon wieder aufgetauchten Gedanken eines Abmarsches der Franzosen in Verbindung.

Überblickt man Moltkes Maßnahmen vom 27. August abends bis 29. August hinsichtlich der Anordnung der Märsche „unter Berücksichtigung rechtzeitiger Versammlung, so erweist sich in erster Linie Palats früher erwähnter Vorwurf, der sich auf die Stelle bei Blumenthal gründet, als falsch. Denn nach der Moltkeschen Anordnung vom 27. August 7³⁰ abends brauchte Blumenthal am 28. August für die 3. Armee nicht mehr zu fürchten. Das Heer ist in zwei etwa gleich starke, jeweils zwar nicht der feindlichen Gesamtmacht überlegene Hälften geteilt. Aber eben deswegen hat Moltke den rechten wie den linken Flügel von dem bei Vouziers versammelt vermuteten Feind am 28. August noch auf 30 km abgehalten und in sich aufschließen lassen. In Wirklichkeit war nur das französische V. Armeekorps näher wie 30 km an der Maasarmee, das I. und XII. Armeekorps indessen noch weiter entfernt. Ein französischer Angriff konnte demnach am 28. August wieder zu keiner entscheidenden taktischen Einwirkung mehr kommen, während am darauffolgenden Tage deutscherseits die Versammlung einer Überlegenheit gelingen mußte, und dabei der Feind in der Flanke gefaßt wurde.

Für den 29. August war dann nach den schon am 27. August gegebenen Anordnungen ein schlachtbereites versammelteres Vorrücken in Aussicht genommen, wobei die beiden Gruppen bei Grand Pré in sich gegenseitig unterstützende Berührung traten.

Die Herbeiführung rechtzeitiger Versammlung, als unvermutet, um den Feind zu treffen, der Marsch nach Norden statt Nordwesten notwendig wurde, ist bereits besprochen.

Für die Handhabung der obersten Leitung zu diesem Endzweck ist besonders bemerkenswert, daß sich Moltke nicht an die ursprüngliche Armeeeinteilung bindet, sondern schon seit dem 26. August morgens eine Gliederung nach Bedarf eintreten läßt. Erst wird die Maasarmee verstärkt durch 2 Korps der 3. Armee, wenigstens im Plane auch unter Veränderung der vor Metz stehenden Armee; — als Einfachstes, um den Verband der Maasarmee nicht belastend zu stören, aber auch keinen neuen zu schaffen, verfügt Moltke über die bayerischen Korps direkt; — demnächst gebraucht er sie als „Ausgleichsgewicht" zwischen der rechten und der linken Heereshälfte, überläßt aber die Befehlsgebung an das II. bayerische Armeekorps der 3. Armee, sobald dieses Korps am 28. August wieder deren Marschgebiet betritt; — der gegen die Verbindungen des Feindes angesetzten 3. Armee werden zwei Kavalleriedivisionen der Maasarmee zugewiesen.

Demnächst ist aus diesem Abschnitt besonders hervorzuheben das klare Streben, mit der ganzen überlegenen Macht zur Entscheidungsschlacht zu kommen, den Feind dabei zu umfassen, besonders das Abdrängen zu erreichen.

Das letztere war an der ersten Marschrichtung des linken Flügels (Somme Py) zu ersehen, noch gewaltiger im Angriffsplan gegen Vouziers, und wieder, wenn am 29. August der Feind gegen die Maasarmee vorging. Bis tief in den 29. August hinein hat sich Moltke aber auch ständig auf Erhalten des Abdrängens im Falle eines Abzuges des Feindes gefaßt gezeigt. Gegenüber solch vorausdenkendem klaren Wollen kann es als höchst unwahrscheinlich bezeichnet werden, daß der Armee von Châlons ein wirkliches Entkommen überhaupt je noch gelungen wäre. Die Entscheidung wäre vielleicht nur nicht gerade bei Sedan und nicht schon am 1. September gefallen.

Es ist aber jedenfalls eine die Moltkesche Strategie gänzlich verkennende Illusion, wenn das französische Generalstabswerk meint, daß nach einem am 29. August zu unternehmenden Vorstoß der Armee von Châlons gegen die Maasarmee und Stenay die Armee sodann „mittelst einiger Arrieregardenkämpfe" auf Mézières hätte gerettet werden können. Ganz das gleiche gilt, wie vorgreifend gesagt werden kann, von der Ansicht des französischen Generalstabswerkes, daß noch am 30. August Mac Mahon „mit der ganzen Armee den deutschen Angriff in der Linie Stonne—La Besace—Yoncq—Bois de Givodeau" hätte annehmen sollen und daß er dann noch die Armee

gegen Nordwesten hätte zurückbringen können. Gegen einen solchen Versuch hatte die deutsche Führung fürs erste doch mindestens in der 4. und 6. Kavalleriedivision sowie im XI. Armeekorps und der württembergischen Division ausreichende Mittel bereit. Den in Aussicht gestellten Nachweis, daß die Armee selbst am 31. August noch sich der Umklammerung entziehen konnte, bleibt aber das französische Generalstabswerk — auf einen anderen Schriftsteller verweisend — überhaupt schuldig.

Dagegen erkennt Palat zwar einmal an, daß Moltke, wenn er auch in Nichtberücksichtigung der politischen Verhältnisse anfangs zu lange zögerte, dies doch wieder gutmachte, indem er mit der „ihm eigenen kalten Energie und unermüdlichen Beharrlichkeit sein Ziel verfolgte". Palat kommt dabei zu dem sehr berechtigten Schluß, daß seit dem Morgen des 25. August Mac Mahons Marsch auf Montmédy „dem Verderben geweiht" war. Aber seine spätere Bemerkung: Moltke macht einen Entwurf, „die erwartete Schlacht auf den 30. August festsetzend; sie findet freilich an diesem Tage statt, aber an einem ganz anderen Platze" — konnte als gänzlich bedeutungslos füglich wegbleiben, oder sie will hämisch durchblicken lassen, daß Moltke in seinem Geiste „vorausdisponiert" habe. Damit aber beweist Palat, daß er doch kein rechtes Verständnis besitzt für die hohe Bedeutung, die ein Entwurf, wie der zum Angriff auf Vouziers hatte, um dem eigenen Wollen einen festen Rahmen zu geben, der die Anpassungsfähigkeit an die sich verändernde Lage wesentlich mitbegründet.

Der von Moltke zum Befehl für den 29. August eigenhändig gemachte Zusatz an die Maasarmee erscheint den französischen Werken in seinen Folgen bedenklich.

Das französische Generalstabswerk [1]) meint, die kritische Lage der französischen Armee nahe der belgischen Grenze hätte deutscherseits durch Vornehmen des linken Flügels (nach dem Schema vom 23.—25. August!) ausgenutzt werden müssen, indem gleichzeitig von der Maasarmee, „um Mac Mahon seinen Fehler nicht merken zu lassen, nicht nur ein vorzeitiger Angriff, sondern auch das Zeigen stärkerer Infanterie vermieden werden mußte, deren Anwesenheit in seiner rechten Flanke Mac Mahon zum Rückzug gegen Nordwesten bestimmen konnte".

Das Zurückhängen der 3. Armee war für den 29. August freilich unangenehm; aber das vorgeschlagene Mittel um dessen Vorstaffeln

[1]) Das französische Generalstabswerk lehnt sich dabei an den Wortlaut bei Woide an (Ursachen der Siege und Niederlagen 1870/71).

zu erreichen und den Feind in die Umarmung zu locken, kann nur als eine Künstelei bezeichnet werden, auf deren Erfolg nicht gerechnet werden konnte, da es doch wahrhaftig durchaus nicht nur von der Maasarmee abhing, ob der Feind die Gefahr witterte. Zog aber — das französische Generalstabswerk sagt „zufällig“ — der Feind am 29. August nach Nordwesten ab, unter Sicherung und Verschleierung durch Arrieregarden, so lag, wenn die Maasarmee in der Linie Aincreville—Landres verblieb, die Sache durchaus nicht so einfach, wie das französische Generalstabswerk meint, „indem man dann versuchen konnte, dem Feinde zuvorzukommen und ihn von Paris abzuschneiden“, welche Aufgabe „offenbar dem linken Flügel der 3., niemals aber der Maasarmee obgelegen wäre“. Es kann durchaus nicht zugestimmt werden, daß „auch in diesem Falle deren eiliges Vorrücken nicht zu rechtfertigen“ gewesen sei.

Es mußte vielmehr das Zurückbleiben der Maasarmee bei Aincreville-Landres unangenehm fühlbar werden, indem erneut eine Lage eintreten konnte, in der man ähnlich wie am 29. August wieder nicht zu schlagen vermochte, da diesmal das Herankommen der Maasarmee zur Herstellung der Überlegenheit abzuwarten gewesen wäre.

Der Auftrag der Maasarmee, vorzugehen, wenn „sich nur schwächere feindliche Kräfte an der Straße von Buzanzy“ zeigten, war daher durchaus gerechtfertigt, da darin (gegenüber der „starken Infanterie bei Bar“ am 28. August) entschieden ein Anzeichen liegen mußte, daß der Feind der Entscheidung auswich, sei es in nordwestlicher Richtung abziehend, oder aber, indem er, eine Berührung vermeidend, doch noch das östliche Maasufer zu gewinnen suchte. In beiden Fällen konnte das Vorgehen gegen die Straße überdies, wie es sich in der Tat zeigte, in wertvoller Weise zum „Festhalten“ werden.

Aber auch dem Vorwurf kann nicht recht gegeben werden, daß das Vorgehen der Maasarmee, so wie es erfolgte, gerade die Gefahr heraufbeschwor, die Moltke vermieden wissen wollte: das Gefecht der noch vereinzelten Maasarmee gegen Überlegenheit; sei es nun, daß es der „Unbestimmtheit“ des Moltkeschen Befehles zur Last fiel, wie Palat annimmt, oder dem Kronprinzen von Sachsen, der nach der nicht zu teilenden Auffassung des französischen Generalstabswerkes fehlerhaft den Moltkeschen Absichten entgegengehandelt haben soll.

Beide beachten nicht, daß das Vorrücken, besonders auch in der Art der Durchführung, dem Auftrage durchaus entsprechend erfolgte, nachdem bestimmt gemeldet worden war, „daß der Gegner

die Stellungen bei Bar verlassen habe." Damit fehlt die erste Voraussetzung, daß das Vorrücken vorzeitig eine Schlacht hervorrufen konnte. Denn es ist ein Irrtum, wenn das französische Generalstabswerk in Besprechung der Chancen, die ein Angriff der Mac Mahonschen Armee am 29. August gefunden hätte, meint, daß „zunächst nur das XII. Korps bei Nouart und Stenay und das Gardekorps bei Buzanzy zu bekämpfen gewesen wären, erst später durch das IV. und noch später durch das I. bayerische Armeekorps und die Avantgarde des V. Korps verstärkt". Wenn sich aber eine Angriffsbewegung der Franzosen am 29. August ausgesprochen hätte, so wäre eben die Maasarmee nicht vorgerückt, sondern sie wäre erst, bei Aincreville-Landres in Verteidigungsstellung, sehr zeitig vom IV. und I. bayerischen Armeekorps unterstützt, angetroffen worden. In der französischen Offensive lag dann nicht eine Gefahr, sondern deren eigenes Verderben.

Wenn nun aber behauptet wird, daß am historischen 29. August der Kronprinz durch sein Vorgehen doch tatsächlich eine Schlacht hervorrufen und in ihr von Überlegenheit angefallen werden „konnte", so war das von seiten der Franzosen nur durch ein Wiederumkehren aus einem anderen Entschluß möglich. Wenn Palat bedauert, daß „der so natürlichen Versuchung nicht nachgegeben wurde, sich auf die deutschen Avantgarden zu stürzen, solange sie noch isoliert waren", so verkennt er wohl die Schwierigkeit, eine Armee plötzlich wieder in eine andere Gedankenrichtung zu bringen. Im übrigen beweist er mit seinem Bedauern in erster Linie die mächtig „festhaltende" Wirkung, die es ausübte, wenn die Maasarmee am Feinde blieb, wie es sich auch in der Wirklichkeit am Verhalten des französischen V. und VII. Armeekorps und dem dadurch möglich gewordenen Beaumont deutlichst gezeigt hat.

Ein auf diese Weise zustande gekommenes Gefecht war aber etwas ganz anderes als die nach Moltkes Befehl zu vermeidende „Herausforderung" eines näher befindlichen, „bereiter" gedachten Feindes. Es war durchaus nicht mehr „den deutschen Interessen entgegen", wie Palat und auch das französische Generalstabswerk meinen; selbst wenn die Maasarmee es auf diese Weise mit der Gesamtmacht Mac Mahons zu tun bekommen hätte und zurückgeworfen worden wäre, so hätte sich durch die inzwischen eintretende Umfassung durch die 3. Armee gezeigt, daß, wie Scherff sagt, „das größere Interesse, am 29. August nicht in ein Gefecht von größerer Ausdehnung verwickelt zu werden, auf Seite der Franzosen lag."

Jedenfalls ist es daher falsch, wie es das französische Generalstabswerk und Palat tun, das Heraufbeschwören einer Gefahr gegen

Moltkes Willen, „was auch das deutsche Generalstabswerk davon sagen möge“, aus der äußerlichen Tatsache abzuleiten, daß der Kronprinz von Sachsen dem Gardekorps sagen ließ, „daß es nicht in der Absicht liege, das Gardekorps in das Gefecht bei Nouart eingreifen zu lassen, solange letzteres nicht eine größere Ausdehnung annehme“. Es war zu ersehen, auf welchen ganz anderen Grundlagen als wie den ursprünglich befürchteten dieses „größere Gefecht“ nur entstehen konnte!

So verkennen die französischen Werke ganz, welchen Wert es hatte, daß auch am 29. August auf der ganzen deutschen Front kein Stocken in den Vormarsch kam; wie gerade durch die nicht unterbrochene Bedrängung des Gegners die Initiative, die in der Vorbewegung der Deutschen seit dem 28. August lag, erhalten wurde! Demgegenüber ist zu sehen, wie eine methodische Vorbewegung, die nichts wagt, sondern lieber abwartend allzu peinlich die Kräfte abwägt und nach der am allergünstigsten scheinenden operativen Form sucht, gerade die Verfehlung des großen Zieles zur Folge haben konnte!

Die Entscheidung.

Mit der am 29. August erlangten unmittelbaren Fühlung mit dem Feinde gewinnt die Operation eine andere Gestalt durch die Aufeinanderfolge taktischer Einwirkungen. Die Entscheidungsschlacht steht in Aussicht, und für den Strategen gilt es, diese vollends so anzubahnen, daß günstige Bedingungen für einen möglichst großen Erfolg in ihr gegeben sind.

Nachdem es Moltke gelungen war, bis zum 29. August in 7½ Korps eine Überlegenheit heranzuschaffen, wobei diese Korps auf einem Raum von nur 35 km Breite so versammelt standen, daß sie am folgenden Tag insgesamt zur Wirksamkeit zu bringen waren, konnte für den 30. August die entscheidende Schlacht gegen den bei Beaumont—Le Chesne vermuteten Feind geplant werden. Die „Heranziehung auch des letzten Bataillons auf das Schlachtfeld“ war allerdings nicht gegeben, da die Anordnungen des Oberkommandos der 3. Armee dem VI. Armeekorps am 29. August einen Umweg und Zurückbleiben eingetragen hatten. Dieses Korps fand aber doch zur Sicherstellung des Erfolges Verwertung, indem es den Rücken gegen den bei Reims gemeldeten Feind deckte. Zwar fiel infolge ungünstiger, nicht von der obersten Heeresleitung verschuldeter Marschanordnungen auch noch das II. Bayer. Armeekorps in der Schlacht am 30. August aus; doch blieb dank der

herangeführten Gesamtstärke die Überlegenheit gegenüber der ganzen französischen Armee immer noch gesichert.

Das zeitliche Zusammenwirken der Kräfte sollte durch deren Vorrücken in ungefähr gleicher Höhe sichergestellt werden: Die Maasarmee hatte um 10 ° vormittags die Linie Beauclair—Fossé zu überschreiten, während für die 3. Armee die Gleichzeitigkeit des Vorgehens in einer die Selbständigkeit dieses Oberkommandos wohl zu sehr schonenden Weise nur angedeutet war durch den Hinweis auf frühen Aufbruch, auf „Unterstützung“ der „10 ° Vormittags“ vorgehenden Maasarmee und durch das Freimachen der Straße Buzanzy—Beaumont seitens des Gardekorps bis 8 ° vormittags.

Die nachteiligen Folgen dieses Verfahrens in der Befehlserteilung, die sich in dem Zurückbleiben des XI. Armeekorps gegenüber dem V. Armeekorps zeigen sollten, hebt Scherff mit Recht hervor. Denn die später auftretende Scheu vor dem taktischen Frontalangriff auf die vom Oberkommando der 3. Armee für besonders stark gehaltene Stellung von Stonne[1]) hat dadurch entschieden eine Stütze gefunden; sie hat das Entkommen des französischen VII. Armeekorps am 30. August ermöglicht.

Nach Verdys Äußerungen steht fest, daß schon am 29. August das höchste Ziel: die Vernichtung des Feindes, vollkommen klar vorgeschwebt hat. Nicht ebenso klar war aber bei der mangelnden Einsicht in die Lage beim Gegner zu überblicken, wie die Kräfte zur Erreichung dieses Zieles am besten anzusetzen wären. Der die höchste Wirkung in Aussicht stellende planmäßig konzentrische Einmarsch getrennter Kolonnen ins Schlachtfeld, wie ihn Moltke gegen Châlons und Vouziers vorgesehen hatte, verbot sich durch die Lage, wie sie sich dadurch herausgestellt hatte, daß dem Gegner in seiner Bewegung gegen die Maas auf nächstem Wege zu folgen war. Moltke scheint es daher, nachdem am 29. August der Feind sich in nordöstlicher Richtung gegen die Maas weiter bewegt hatte, in erster Linie darauf angekommen zu sein, ihn noch diesseits des Flusses zu erreichen, so daß die Betonung des rechten Flügels geboten schien, während durch die dem linken Flügel gegebene anfängliche Richtung auf Le Chesne das rechtzeitige Abschneiden eines Rückzuges auch nach Nordwesten gewährleistet war. Die während der Schlacht gewonnenen Eindrücke bestärkten Moltke in der Zweckmäßigkeit der Führung des Hauptstoßes längs der Maas, auf dessen alleinige Wirksamkeit er dann zu optimistisch vertraute[2].)

[1]) Blumenthals Tagebuch, S. 90.
[2]) Generalstabswerk, S. 1107.

so daß, vielleicht auch veranlaßt durch Bedenken taktischer Natur, das strategische Erfordernis zurücktrat, daß das französische VII. Armeekorps nur geschlagen die Maas errreichen durfte.

So hatte sich am 30. August die Hauptmacht des Feindes der Entscheidung entzogen, und das deutsche Heer stand vergeblich auf nur 15 km Breite versammelt. Erneut galt es, in der Unsicherheit über die jenseits der Maas vom Feind eingeschlagene Richtung sowohl den Weg gegen Osten wie gegen Nordwesten zu verlegen. Dieser Notwendigkeit entsprang es, daß am 31. August in der mit aller Kraft aufgenommenen Verfolgung eine Wiedertrennung des Heeres eintrat, die durch das Gelände (Maas; Festung Sedan) noch verstärkt wurde.

Mit dem Befehl vom 30. August, 11 ° abends, der ein „Zusammendrängen“ des Feindes auf einen „möglichst engen Raum“ zwischen Fluß und belgischer Grenze als das Ziel steckt, dabei der Maasarmee unter Übergang auf das rechte Ufer die Verhinderung eines Ausweichens des Feindes in östlicher Richtung zuweisend, während sich die 3. Armee „in gleicher Weise gegen Front und rechte Flanke“ zu wenden hat, ist dann aufs klarste der beabsichtigte Vernichtungsschlag unter doppelter Umfassung ausgesprochen. Wenn daher nicht zu bezweifeln ist, daß Moltke vollkommen überblickte, von welch weittragender Bedeutung diese Trennung bei Wiedervereinigung in der Entscheidungsschlacht werden mußte, so wird doch festzuhalten sein, daß nicht dies der ursprüngliche, zwingende Anlaß war, die Trennung herbeizuführen.

Noch war überhaupt nicht zu übersehen, ob es zum konzentrischen Einmarsch der beiden getrennten Armeen auf das Schlachtfeld von zwei Seiten her kommen werde, oder ob nicht der einen Gruppe eine lediglich festhaltende Aufgabe zufallen werde, während die andere dem Feind in den Rücken zu gehen hatte. Scherff weist eingehend nach, wie nur dadurch das Fehlen einer eigentlichen „Schlachtanlage“ zu erklären, aber auch zu rechtfertigen ist. Denn Moltke selbst erwartete am wenigsten das passive Stehenbleiben des Gegners, sondern er vermutete ihn in Bewegung gegen Nordwesten; und noch die am 31. August mittags erfolgte Entsendung eines Nachrichtenoffiziers, der sich über die Bewegungen der 3. Armee zu informieren hatte, läßt erkennen, wie Moltke bei seinen Anordnungen das „Verlegen des Abzuges“ im Vordergrunde stand. Ebenso handelte es sich in der Weisung, die am 31. August 7 [45] abends noch von ihm ausging, — der letzten vor der Schlacht —, darum, den im Abmarsch vermuteten Feind durch einen frühzeitigen Angriff starker Kräfte gegen die Straße Sedan—Mézières zu stellen.

Das Rechtseinschwenken der 3. Armee, der tatsächliche konzentrische Anmarsch beider Armeen zur Schlacht, der zu dem beispiellosen Ergebnis führte, stellt sich daher nur als die richtigste, wirksamste Ausnutzung der am Morgen des 1. September vorgefundenen Lage dar. Die Strategie Moltkes aber hatte dazu verdienstvoll das ihrige geleistet: sie hat rechtzeitig die Kräfte herangeschafft, indem jeder der getrennten Heerteile in sich einem Durchbruchsversuch gewachsen war; sie hat aber auch den Boden zur richtigen Erkennung und Ausnutzung der günstigen Verhältnisse bereitet durch die Direktive vom 30. August abends, ergänzt durch mündliche Besprechung; dabei war die entscheidende Handlung gegen jede Störung von außen gesichert.

Palat vertieft sich nicht mit gleicher Klarheit wie Scherff darin, wie die Art der Anbahnung der Schlacht sich rein aus der Entwickelung der Verhältnisse ergeben hat; er könnte sonst nicht am Schlusse seines Werkes die allgemeine Behauptung aufstellen: „Nicht gering sind die Irrtümer, die Moltke in der Oberleitung begeht. 1870 wie 1866, zum Beispiel, erstrebt er die Entscheidungsschlacht durch Vereinigung seiner Armeen auf dem Schlachtfeld selbst. Aber diese Operation hat die Untätigkeit des Gegners zur ersten Voraussetzung. Sie scheitert, obwohl diese Untätigkeit eine fast vollständige ist."

Wenn auch der Schlußsatz sich natürlich nicht auf die Operation von Sedan beziehen kann, so liegt doch in der ganzen Bemerkung die Ansicht, daß die „Vereinigung erst auf dem Schlachtfeld" Moltkesches Prinzip gewesen sei, und daß es ein Irrtum sei, zu glauben, solche Prinzipien besitzen zu können. Dem letzteren würde vor allem Moltke selbst zustimmen. Gerade der konzentrische Einmarsch von Sedan, der vielleicht zur Täuschung Palats beiträgt, zeigt aber in der Art, wie er geglückt ist, daß dieser ganze Vorwurf Palats ungerechtfertigt ist.

Rückblick.

Bei einem Rückblick auf die zehntägige Operation fällt in die Augen, wie

am 25. August mittags der Marsch aus der westlichen in die nordwestliche Richtung gelenkt,

am 25. August abends zögernd ein Heeresteil angehalten wurde, wie

am 26. August der Marsch nach Nordosten,

am 27. August abends wieder nach Nordwesten,

am 28. August, 7° abends, dann nach Norden gerichtet wurde, während
am gleichen 28. August, 11° abends, wiederum ein gewisses Anhalten eines Teiles erfolgte, der Marsch des anderen statt nach Norden mehr gegen Nordosten gelenkt wurde; schließlich ist
am 30. August eine Versammlung,
am 31. August eine Wiedertrennung der Kräfte zu sehen, um endlich
am 1. September auf dem Schlachtfeld wieder zusammenzuschließen.

Diese mehrmaligen Veränderungen könnten als das Zeichen unentschlossener, schwankender Führung erscheinen; beklagt sich doch Blumenthal über die häufig abändernden Befehle, indem er sagt: „Es ist nach meiner Ansicht ein sehr großer Fehler, wenn man nach jeder eingehenden Nachricht glaubt, sofort etwas ändern zu müssen . . . Durch das fortgesetzte Ändern entsteht eine nervöse Unsicherheit, die sich auch bald den Truppen mitteilt."

Allein die äußere Erscheinung darf nicht täuschen; bei der „genauen" Betrachtung hat es sich ganz anderes gezeigt. Schon das Zögern am 25. und 26. August konnte nicht als Entschlußlosigkeit erscheinen. Besonders stark trat gerade da die Entschlußkraft Moltkes hervor. Sie fand dabei ihre stärkste Stütze in der „vollen Klarheit über das, was man selbst wollte: den Feind aufsuchen und angreifen, wo er sich auch befinden mochte"[1]). Es handelte sich daher nicht um ein Schwanken in dem Sinne des Abgehens von einem Entschluß (dem, auf Paris zu gehen), sondern es war gerade das Festhalten am bisherigen Entschluß, den es nur in eine andere Richtung umzusetzen galt.

Aber auch das spätere Hinundher ist kein eigentliches Schwanken, sondern es war zu ersehen, wie es begründet war in dem Verhalten des Zieles, dem es mit besonderer Präzision zu folgen galt, um es weder gegen Osten noch gegen Westen entweichen zu lassen, wobei gleichzeitig Kräfteverschiebungen stattfinden mußten, um die Überlegenheit zu besitzen, wo es zum Zusammenstoß käme. Gegenüber dieser Notwendigkeit, alles fest in der Hand zu behalten, und auch abändernde Befehle nicht zu scheuen, um den Veränderungen im Ziel zu entsprechen, ist Blumenthals Klage nicht zu rechtfertigen.

So hat gerade die mehrmalige Richtungsänderung bei der genauen Betrachtung hervortreten lassen, daß durch die ganze Operation ein großer Zug stetig hindurchgeht: das Streben den Feind zu erreichen, mit Überlegenheit entscheidend zu schlagen.

---

[1]) Verdy, Strategie, 1. Heft, S. 115.

Die Größe dieses leitenden Gedankens war die Grundlage, um „unter dem Drucke der schwierigsten Bedingungen“ die Kraft zum „Handeln“ zu besitzen; das positive Wollen stand, wie das immer der Fall ist, in Wechselwirkung mit der Klarheit und Energie in der Durchführung; es war auch der Ausgangspunkt, um von vornherein in der Offensive die Initiative zu ergreifen, die durch die Ungewißheit der Verhältnisse nur vorübergehend unterbrochen, aber wiedergewonnen wurde durch einen radikalen Entschluß, der sichere Grundlage für neue Offensive gab.

Läßt das mehrfache Wechseln der Marschrichtung den stets gleichen Leitgedanken erkennen, so tritt anderseits dadurch als Mittel, diesen festzuhalten, in typischer Weise das „System der Aushilfen“ in die Erscheinung. Es zeigte sich eben am 25. August wie auch in den folgenden Tagen, daß das ursprünglich Richtigste durch das Verhalten des Gegners sich auch ins Gegenteil verkehren kann, und daß es sich dann darum handelt, der veränderten Lage in vollkommener, durch die Eigenschaften des Charakters gestützter, nicht beeinträchtigter Freiheit des Geistes gegenüberzustehen. Daraus allein ging Moltkes hohe Anpassungsfähigkeit hervor, wie sie sich, frei von jedem „System“, bis in den 1. September hinein gezeigt hat.

Aber auch der Anteil, den Moltkes strategische Kunsttechnik am Enderfolg hat, tritt bei einem Rückblick deutlich hervor. Denn es genügte nicht, von Anfang an bedeutende Überlegenheit bereitgestellt zu haben, sondern Moltke hat durch seine Kunsttechnik diese auch zu verwerten verstanden. Dadurch nur, daß er im richtigen Maß die Kräfte zusammenhielt, vermochte die Operation auch in den kritischen Tagen der plötzlichen Wendung gegen Norden mit solcher Sicherheit einherzuschreiten, ohne sich wirkliche Blößen zu geben. Durch die stete Bereithaltung der Mittel zur Geltendmachung seines Willens wahrte sich Moltke aber auch die Initiative in der Operation, bis schließlich in der Entscheidung die zur Stelle gebrachte Überlegenheit nicht nur den Erfolg an sich verbürgte, sondern den größten anzustreben gestattete durch die Möglichkeit der doppelten Umfassung.

Besonders bedeutsam war Moltkes Kunsttechnik aber auch dadurch, daß sie es erreichte, die ganze Bewegung durch alle Stadien hindurch ununterbrochen flüssig zu erhalten. Dadurch wurde die Verfolgung des Zieles so wirksam, daß sie die Vorhand über alle möglichen Gegenmaßregeln des Feindes gewann; die Initiative ruhte wesentlich auch auf der Durchführung der ganzen Operation in einem Zuge.

So waren es Moltkes Geist und Charakter, die in einem von der höchsten Kunsttechnik gestützten System von Aushilfen einen klar erfaßten großen Leitgedanken festhielten und in seiner Verfolgung bis zum Äußersten es zu jenem „Steigern des Operationszwecks von der Durchkreuzung des feindlichen Entsatzplanes bis zur Umfassungs- und Vernichtungsschlacht“[1]) kommen ließen. So wurde Sedan das Ergebnis einer vollkommenen Harmonie zwischen einem starken Wollen und hohem Können.

Gewiß ist Mac Mahon selbst Moltke im Erringen seines Erfolges entgegen gekommen; erst operativ durch den Umgehungsversuch, dann taktisch durch das Stehenbleiben in der unglücklich gewählten Versammlung. Französischerseits wird dies naturgemäß besonders hervorgehoben, aber auch deutscherseits allgemein anerkannt. Trotzdem hat die Betrachtung ergeben, wie sehr es immer noch der Klarheit und Entschlußkraft des Strategen bedurfte, um die geschaffene Lage zu erkennen und zu nutzen, wie nur seine Anpassungsfähigkeit und seine Technik operativer Führung der geschaffenen Lage das Höchste abzuverlangen wußten. Ja, es war zu erkennen, daß der so gearteten Strategie Moltkes auch bei geringeren Fehlern des Gegners der Erfolg nicht versagt geblieben wäre.

Das Beispiellose des Sieges von Sedan muß natürlich in allen Werken, auch den französischen, im allgemeinen dazu führen, der Strategie Moltkes in dieser Operation beizupflichten. Die Deutschen gehen freilich darin voran, Moltkes Größe, dem Wesen seiner Strategie in vorurteilsfreier, durchdringender Forschung gerecht zu werden.

Vom französischen Generalstabswerk war neben einigen Irrtümern, die zu verzeichnen waren, mehrfach freimütige Anerkennung zu sehen; die größte liegt, allerdings nicht gewollt und nur in negativer Weise, darin, daß das französische Generalstabswerk als ob es heute noch an Mac Mahons Stelle stünde, in verzweifelter Weise, wenn auch vergeblich, versucht, sich der überlegenen Strategie Moltkes, seiner aufdringlichen Initiative zu erwehren.

Auch Palat kann natürlich nicht umhin, das Große in dieser Operation anzuerkennen. Allein gerade bei ihm, dessen Werk in erster Linie kritisch sein will, war vielfach wahrzunehmen, wie die Betrachtung, gerade in wesentlichen Dingen, oberflächlich blieb. Es ist, als ob er, um das Wort seiner Vorrede zu erfüllen, hauptsächlich darauf ausginge, „Moltke nicht mehr als den Strategen von

[1]) Moser, Kurzer strategischer Überblick über den Feldzug 1870/71.

Genie erscheinen zu lassen, den man bisher in ihm zu sehen glaubte".

Und doch, wenn Palat sagt: „Der Triumph Moltkes ruht weniger auf der Überlegenheit seiner Kombinationen wie auf der der Ausführung", so ist die beschränkte Preisung, zu der er sich herbeiläßt, immer noch ein Urteil, mit dem Moltke nach seinen eigenen Ansprüchen über Feldherrentum wohl zufrieden wäre. Denn die Kraft in der Durchführung, die erst an den Charakter und an das Können die großen Ansprüche stellt, hat sich in den Kriegen aller Zeiten als bedeutungsvoller erwiesen als wie fein ersonnene Kombinationen!

XXVIII.

Der Entwurf zur Schiefsvorschrift für die Feldartillerie vom März 1911.

Von

Richter, Generalmajor z. D.

Der Entwurf bringt gegenüber der Schießvorschrift vom 15. Mai 1907, die im Augustheft 1907 dieser Jahrbücher besprochen wurde, so durchgreifende und zahlreiche Änderungen, daß beide nach Inhalt und Anordnung des Stoffes grundverschieden voneinander sind.

Den Anlaß zu dieser Umgestaltung gab zunächst das Bedürfnis, das Schießverfahren zu vereinfachen. Die Vorschrift von 1907 hatte sich noch nicht davon freimachen können, für alle denkbaren Fälle Weisungen zu geben, zum Teil mit kleinlichen Korrekturen verbunden, die zwar, wenn sie den beabsichtigten Erfolg hatten, die Wirkung auf ein Höchstmaß steigern konnten, dem schnellen Eintritt der Wirkung aber nicht förderlich waren. Ein solches Verfahren genügte heutigen Gefechtsverhältnissen nicht mehr, bei denen es sich vielfach darum handelt, den Gegner in den kurzen Augenblicken, wo er von Deckung zu Deckung eilt, zu fassen, ihm in seinem Eingreifen zuvorzukommen, um ihn darin von vornherein zu stören, raschen, der Gefechtslage entsprechenden Zielwechsel vorzunehmen usw. Mehr, denn je, kommt es auf augenblickliches Erfassen, kurzen Entschluß und sofortiges Umsetzen desselben in die Tat an. Damit gehen kasuistische

Regeln nicht Hand in Hand, vielmehr gehört eine gewisse Großzügigkeit des Verfahrens und Freiheit in seiner, den Umständen angemessenen Anwendung dazu. Die darf aber auch eingeräumt werden, nachdem sich die Schießfertigkeit und das Verständnis für sinngemäßen Gebrauch der in der Schießvorschrift niedergelegten Lehren gehoben ist. Nach dieser Richtung sind z. B. die Verhältniszahlen für Kurz- und Weitschüsse bei dem Wirkungsschießen mit Az durch die einfache Weisung ersetzt, daß Korrekturen von 50 oder 25 m so lange fortgesetzt werden, bis die „günstigste Entfernung", gekennzeichnet durch ungefähr gleichmäßig vor und hinter dem Ziel liegende Schüsse ermittelt ist; das Bekämpfen von Zielen in Bewegung ist auf einige wenige Grundsätze zusammengeschrumpft, deren verständnisvolle Handhabung ausreicht; das Verfahren im Bogenschuß der Haubitze konnte so zusammengezogen werden, daß aus acht Ziffern von fünfviertel Seitenlänge eine von zehn Zeilen wurde usw. Hierher gehört auch das Weglassen der Abschnitte: „Schießen mit Bz-Schrapnells nach vorhergegangenem Granatschießen" und „abwechselndes Schießen mit Az und Bz", deren Vereinfachung oder Streichung schon bei Besprechung der Vorschrift von 1907 befürwortet war.

In der Einteilung des Stoffes ist der Abschnitt: „Allgemeines" mit ballistischen Erklärungen und Angaben über Verhalten und Wirkung der Geschosse beibehalten, dagegen der Abschnitt „Schießregeln" in „Schießanweisung" und „Das Schießen" geteilt. Durch Einführung der Bezeichnung „Schießanweisung" wird auch äußerlich bekundet, daß mit starren Regeln gebrochen werden soll; diese Anweisung gibt Gesichts- und Anhaltspunkte, die zu sicherer und schneller Erlangung von Wirkung die Grundlage bilden, wie Vorbereitung, Beobachtung, Beurteilung der Sprenghöhen und Sprengweiten. Der Abschnitt „Das Schießen" befaßt sich demnach nur noch mit der Ausführung.

Ein ganz besonders hervorzuhebender Vorzug besteht in der Einschaltung zahlreicher Bilder, die dem Verständnis für die Vorgänge beim Schießen entgegenkommen. Bisher fand man sie, wollte man sich durch Anschauung unterrichten, nur in verschiedenen Lehr- und Handbüchern. Jetzt stehen sie unmittelbar und mit einer für das Verständnis ausreichenden Deutlichkeit zur Verfügung.

Durch den Wegfall der ins einzelne gehenden Anordnungen, eine knappe, deutliche Ausdrucksweise und das Zusammenziehen für verschiedene Schießverfahren gleichartiger oder doch ausreichend übereinstimmender Weisungen zu einem gemeinsamen Grundsatze wurde Raum zur Behandlung von Schießen gewonnen, die sich in

den letzten Jahren als notwendig oder in erweitertem Umfange zulässig herausstellten (Bekämpfen von Luftschiffen, Flugzeugen, Augenblickszielen und von Truppen bei Dunkelheit), ohne den Umfang der früheren Schießlehre, trotz zahlreich eingefügter Bilder, allerdings abgesehen von dem neu hinzugekommenen Abschnitte „Schießen in der Abteilung", nennenswert zu überschreiten.

An den Beginn der Schießanweisung ist ein Abschnitt über Vorbereitung des Schießens gestellt. Er enthält in erweitertem Umfange das, was früher unter „Erkundung des Zieles durch den Batterieführer" abgehandelt war, und faßt alle diejenigen Maßnahmen zusammen, die für schnelle Feuereröffnung und rasches, zuverlässiges Einschießen von Wichtigkeit sein können. Ist die Befolgung der hier gegebenen Weisungen schon an sich wichtig, so wird sie unerläßlich, um Augenblicksziele erfolgreich fassen zu können.

Zu den Vorbereitungen gehört, wie früher, die Entscheidung über die einzunehmende Beobachtungsstelle. Die inzwischen eingeführte Beobachtungsleiter macht die Wahl vom Gelände unabhängiger. Wesentlich für die Beobachtungsstelle ist die Ausnutzung natürlicher oder künstlicher Deckung und die Möglichkeit, das in Betracht kommende Zielfeld einzusehen. Ihr Einrichten auf Rufweite erleichtert die Feuerleitung und den so bedeutsamen Einfluß des Führers auf die Batterie. Durch größeren Abstand kann aber zuweilen eine günstigere Aufstellung der Batterie erreicht werden.

Aus der Feuerordnung sind Salven ausgeschieden. Sie dienten hauptsächlich zur Erleichterung der Beobachtung und Erlangung sicherer Wirkung in bestimmten Augenblicken. Die hohe Feuergeschwindigkeit ermöglicht, diese Zwecke im Gruppenfeuer zu erreichen, das zum Wirkungsschießen überhaupt in den Vordergrund getreten ist. Da es zu übermäßigem Munitionsverbrauch führen kann, darf es nur kurze Zeit beibehalten werden. Natürlich! Denn sind durch das Einschießen die Voraussetzungen für Wirkung gegeben, so muß sie in Kürze eintreten. Andernfalls zeigt ihr Ausbleiben, daß die Grundlagen falsch waren und neue geschaffen werden müssen. — Daneben bestehen Flügel-, Einzel- und Schnellfeuer weiter. Das erste kommt im Wirkungsschießen zur Anwendung, wenn der Batterieführer die Feuerverteilung noch regeln muß und um Ziele ohne großen Munitionsverbrauch ununterbrochen unter Feuer zu halten. Das zweite soll dem Führer ermöglichen, eine bestimmte Zahl von Schüssen selbst anzugeben, um bei schwieriger Beobachtung günstige Augenblicke auszunutzen oder bei günstiger die Feuergeschwindigkeit zu steigern, ohne an Ausführung nötiger Korrekturen

gehindert zu sein. Das dritte, bei dem jedes Geschütz, sobald es fertig ist, abgefeuert wird, ermöglicht die größte Kraftäußerung, erschwert aber die Feuerleitung und erfordert viel Munition, weshalb es nur in dringender Gefahr angewendet werden soll.

Neu ist die Forderung, daß feindliche Beobachtungsstellen, sofern sie mit der zugehörigen Artillerie gewissermaßen ein Ziel bilden, in der Feuerverteilung berücksichtigt, andernfalls zeitweise besonders bekämpft werden sollen. Mit letzterer Aufgabe kann ein einzelner Zug betraut werden.

Dadurch ist der bisherige Grundsatz der ungeteilten Feuerabgabe einer Batterie durchbrochen. Die hohe Feuerkraft, zumal bei einer Stärke von sechs Geschützen, gestattet, einem Zuge ein besonderes Ziel zuzuweisen. Das soll auch sonst ausnahmsweise zulässig sein und kann sich dann empfehlen, wenn man, bevor von dem beschossenen Ziel abgelassen werden darf, die Gabel nach einem anderen, demnächst zu bekämpfenden bilden will.

Für einzelne, zu besonderen Zwecken abgeteilte, vorübergehend also selbständig gemachte Züge oder Geschütze ist darauf hingewiesen, daß sie ihre Feuergeschwindigkeit u. U. sehr steigern müssen, besonders wenn dem Gegner die geringe Zahl verborgen bleiben soll, und daß es sich empfehlen könne, beim Wirkungsschießen dieselbe Entfernung mehrmals hintereinander zu belegen, um den Eindruck des Gruppenfeuers hervorzurufen. — Ein einzelnes, selbst verdeckt aufgestelltes Geschütz, dürfte durch Befolgung der gegebenen Weisung nicht imstande sein, den Gegner über die Stärke der an der betreffenden Stelle eingesetzten Artillerie zu täuschen. Einem Zuge, dessen Geschütze auf großen Zwischenraum auseinandergezogen sind, kann das schon eher gelingen.

Durch die verbesserten Richteinrichtungen ist die Benutzung verdeckter Stellungen erleichtert, in denen die Seitenrichtung meist unter Anwendung eines Hilfszieles festgelegt werden wird. Sein Einfluß auf die Schußrichtung je nach seiner Lage zur Batterie oder dem Ziel war bisher in der Schießvorschrift nicht auseinandergesetzt, obgleich von hoher Wichtigkeit für Vereinigung der Flugbahnen im Zielraum. Diese Lücke ist nunmehr durch entsprechende, deutliche Bilder nebst zugehöriger Erläuterung ausgefüllt, so daß der Schießende eine dienstliche Grundlage für die Geeignetheit des zu wählenden Hilfszieles besitzt. Das Verfahren ist zwar schon seit einer Reihe von Jahren in Übung, doch bedarf es zu seiner sicheren Beherrschung gründlicher Schulung. Die Franzosen haben es zu hoher Vollkommenheit ausgebildet und halten es für so kriegsmäßig, daß sie die im Règlement provisoire vom 8. September 1910 aus-

gesprochene vorzugsweise Benutzung verdeckter Stellungen darauf gründen.

Der Entwurf macht keinen Unterschied zugunsten eines der beiden Richtverfahren und die Entscheidung, ob direktes oder indirektes Feuer, bleibt sonach ganz von der Gefechtslage und den Bodenverhältnissen abhängig. So eingehend das Richten unter Benutzung eines Hilfszieles geübt werden muß, so wenig darf das direkte vernachlässigt werden. Es wird meist unter Verhältnissen zur Anwendung gelangen, in denen die Besatzung der Batterie dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt ist. War es ihr nicht gründlich anerzogen, so können unliebsame Bedienungsfehler vorkommen.

Wird in nachstehendem, wie in dem Entwurf, allgemein von „Schrapnell Bz" („Granate Bz") gesprochen, so ist darunter das Schrapnell (Granate) 96 und das Feldhaubitzgeschoß in Schrapnellstellung (Granatstellung) verstanden.

Für die **Durchführung des Schießens** ist es gelungen, das Verfahren nach den beiden Zünderarten völlig auseinander zu halten, so daß die Entfernungsermittelung grundsätzlich mit derjenigen erfolgt, in der das Wirkungsschießen vor sich gehen soll. Das konnte dadurch erreicht werden, daß sich die Entfernungsermittelung im Bz-Feuer als kriegsmäßig und in seiner Anwendbarkeit derjenigen im Az-Feuer in vielen Fällen überlegen erwies. Durch das Ausschalten des Zünderwechsels wird die Bedienung und die Befehlsführung vereinfacht.

Die Vorschrift von 1907 hatte das Gabelschießen mit Schrapnells Bz als unter besonderen Verhältnissen anwendbar aufgenommen, dasjenige im Az-Feuer als Regel beibehalten. Es war vorauszusehen, daß der im damaligen Verfahren bestehende Dualismus zu Versehen führen mußte, die im Ernstfalle den Eintritt der Wirkung erheblich verzögern konnten. Denn es war Verwechselungen Tor und Tür geöffnet, wenn nicht vorhandener Übereinstimmung zwischen Erhöhung und Brennlänge in dem einen Falle (Gabelbildung mit Az) durch Änderung an Erhöhung und Brennlänge Rechnung getragen werden mußte, in dem anderen nur die Erhöhung zu ändern war.

Die Voraussetzung und auch Schwierigkeit richtiger und schneller Entfernungsermittelung im Bz-Feuer beruht auf der Beurteilung der Sprengpunktslage zu den Zielen. Da diese als sehr niedrig anzunehmen sind, so können nur tiefe, mit ihnen in Beziehung zu bringende Sprengpunkte Aufschluß geben. Infolge der Flugbahn- und Zünderstreuungen muß man bei solcher Lage mit dem Vorkommen von Aufschlägen rechnen. Treten sie gleich bei den ersten Schüssen ausschließlich ein, so fehlt jeder Anhalt, um welches

Maß der Zünder noch über den Aufschlag hinaus gebrannt haben würde. Wohl aber kann man auf die Brenndauer schließen, wenn Aufschlag und Sprenghöhe abwechseln. Gibt der eine Schuß einen Aufschlag, der andere springt in der Luft, so kann für das Einschießen ausreichende Übereinstimmung zwischen Erhöhung und Brennlänge angenommen und dies Verhältnis für die zur Gabelbildung in Betracht kommenden Entfernungen als weiterbestehend vorausgesetzt werden. Da man hiernach aus der Lage von Aufschlägen zum Ziel mittelbar auch auf diejenige der Sprengpunkte schließen kann, so dürfen Aufschläge ausnahmslos zur Gabelbildung verwertet werden. Wohlgemerkt aber erst, nachdem unter mit gleicher Erhöhung abgegebenen Schüssen neben Aufschlägen auch Sprenghöhen beobachtet waren. Am günstigsten ist eine, meist durch Reglerkorrekturen[1]) herbeigeführte Erhöhung, die etwa zur Hälfte Aufschläge, zur Hälfte Sprengpunkte ergibt und für die die Bezeichnung „Gabelstellung" angenommen ist. Bevor man zu dieser gelangte, dürfen nur hinter oder weit vor dem Ziel beobachtete Aufschläge zur Gabelbildung herangezogen werden. Da es für den Erfolg des ganzen Schießens, zumal gegen Augenblicksziele, wesentlich ist, daß es mit der zur Erhöhung passenden Brennlänge beginnt, so soll eine zu erwartende Unstimmigkeit durch Reglerkorrekturen vor Feuereröffnung ausgeglichen werden. Ergeben sich demnächst nicht beobachtungsfähige Sprenghöhen, so wird die Gabelstellung herbeigeführt und in ihr weiter um „1 höher" oder „1 tiefer" korrigiert, bis das erstrebte Verhältnis zwischen Aufschlägen und Sprengpunkten erreicht ist.

Die mit der Schußweite wachsenden Streuungen haben zur Folge, daß die Zahl der beobachtungsfähigen Sprengpunkte abnimmt, so daß man bei großen Entfernungen hauptsächlich auf Aufschläge für die Beobachtung angewiesen ist. Deshalb kann man in solchen Fällen, wie auch sonst, wenn ausnahmsweise Aufschläge für die Beobachtung erwünscht sind, die Sprengpunkte aus der Gabelstellung noch um einen Teil senken.

Die Gabelbildung erfolgt in den bisherigen Grenzen und zwar grundsätzlich mit einem Zuge. Ist einer der beiden Schüsse nicht beobachtungsfähig, fiel er aus oder wurde seine Abgabe verzögert, so wird die Korrektur auf einen Schuß gegründet.

Das Wirkungsschießen gegen feststehende Ziele beginnt mit der „Anfangsentfernung für das Wirkungsschießen", die bei Schrapnells

[1]) Der „Regler" ist eine Vorrichtung an den Richtgeräten, um die Flugbahn unabhängig von deren Höhenstellung zu heben oder zu senken. Ein Teil desselben ändert die Sprenghöhe bei der Kanone um $2^1/_2$, bei der Haubitze um 3 Tausendstel der Entfernung.

um 100, bei Granaten um 50 m kleiner als die kurze Gabelentfernung gewählt wird. Gleichzeitig erfolgt das Heben der Sprengpunkte so weit, daß sie „richtig“ liegen, d. h. auf 2 bis 4 Tausendstel der Entfernung, welches Maß mit Hilfe der Strichplatte des Scherenfernrohres zu beurteilen ist. Demnächst wird gruppen- oder lagenweises Streufeuer abgegeben, von der Anfangsentfernung ausgehend, und zwar mit Schrapnells auf 3, mit Granaten auf 4 um 50 m auseinanderliegende Entfernungen. Im Granatfeuer sind demnächst auch die zwischenliegenden Entfernungen zu belegen. Nach einer Gabel in weiteren Grenzen erhöht sich die Zahl der Streuentfernungen. Von ihnen kann eine auch als Anfangsentfernung gewählt werden, sofern die Beobachtung der Gabelschüsse einen sicheren Anhalt über die Lage des Zieles in der Gabel liefert. Über das Ausschalten und Hinzunehmen von Entfernungen, Neubilden der Gabel, sofern sich die Anfangsentfernung um mehr als 100 m verschiebt, und vorübergehendes Senken der Sprengpunkte zur Gewinnung eines Urteils über die einzuhaltenden Streugrenzen entscheidet die Beobachtung.

Gegen Ziele in Bewegung wird unter Berücksichtigung ihrer Richtung und Schnelligkeit Gruppenfeuer abgegeben, im übrigen wie gegen feststehende Ziele verfahren. Der Erfolg ist meist durch energisches Herangehen bedingt.

Die Gabelbildung unterbleibt gegen Ziele bis 600 m. Das Feuer beginnt auf der geschätzten Entfernung.

Die Vorschrift von 1907 forderte für das Gabelschießen mit Schrapnells Bz zwar tiefe Sprengpunkte und ihre Herbeiführung durch Reglerkorrekturen, aber keine Schlüsse über die Sprengpunktslage, sobald bei gleicher Erhöhung Aufschläge und Sprenghöhen eintreten. Infolgedessen durfte sie nur diejenigen Aufschläge zur Verwertung für die Gabelbildung zulassen, die entweder sehr weit vor dem Ziele beobachtet waren oder hinter ihm lagen, letztere deshalb, weil ja dann auch der Sprengpunkt dahinter aufgetreten wäre. Für die kurze Gabelentfernung mußte daher die Beobachtung eines Sprengpunktes als Bedingung gelten.

Um genügende Sicherheit zu haben, vor dem Ziele zu liegen, setzt der Entwurf ein Zurückgehen um 100 m für Schrappnells, um 50 m für Granaten fest. Der Unterschied zwischen beiden Geschoßarten ist darin begründet, daß das Schrapnell selbst bei größeren Sprengweiten noch ausreichende Wirkung erwarten läßt, sofern nur sein Sprengpunkt vor dem Ziele liegt, bei den Granaten dagegen die Tiefenausdehnung der Sprengstücke gering und Wirkung nur dann zu erwarten ist, wenn die Sprengpunkte nicht weit vor dem Ziele, beim Feldhaubitzgeschoß auch darüber oder nicht weit

dahinter liegen. Für die Granat-Bz-Wirkung ist also ein näheres Herangehen geboten.

Das Maß von 100 m, um das die Anfangsentfernung des Wirkungsschießens gegen die kurze Gabelentfernung verkleinert wird, erscheint reichlich und kann zu übergroßen Sprengweiten führen. Steht das Ziel dicht an der weiten Gabelgrenze und brennen die Zünder annähernd regelrecht, so sind Sprengweiten bis zu etwa 270 m anzunehmen; sie würden, durch zweimaliges Vorgehen um 50 m auf 170 m verkleinert, immer noch so groß sein, daß auf den Hauptkampfentfernungen allenfalls ausreichende Wirkung nicht zu erwarten stände. Gegen kleine Ziele könnten Treffergebnisse nur infolge großer Streuungen in geringer Zahl vorkommen. Muß der Sicherheit wegen an dem Zurückgehen um 100 m festgehalten werden, so wird es sich wahrscheinlich nicht umgehen lassen, noch eine vierte Streuentfernung hinzuzunehmen oder zweimal um je 100 m vorzugehen. Da die Beobachtung während des Wirkungsschießens fortgesetzt werden muß, so werden sich auch für die um 100 m auseinanderliegenden Streuentfernungen Anhaltspunkte für Ausschalten und Hinzunehmen von solchen zur Steigerung der Wirkung herausstellen. Ein energisches Vorgehen dürfte auch hier zur Erlangung schneller Wirkung empfehlenswert sein.

Für das Wirkungsschießen mit Granaten im Bz-Feuer ist durch das Zurückgehen an Entfernung um nur 50 m, die Annahme von vier Streuentfernungen und das Belegen der Zwischenentfernungen der Erfolg in höherem Grade gewährleistet.

Im allgemeinen ist Wert darauf gelegt, die Entfernungsermittelung für Bz-Feuer abzukürzen, schnell im Streufeuer zum Wirkungsschießen zu gelangen und erst während desselben durch Ausschalten oder Hinzunehmen von Entfernungen je nach der Beobachtung auf erhöhte Treffergebnisse hinzuarbeiten. Ob der erwartete Gewinn an schneller Ermittelung der Grundlagen für das Wirkungsschießen mit Schrapnells die nach dem Entwurf mögliche Verzögerung des Eintritts ausreichender Treffergebnisse auszugleichen vermag, darüber dürften erst umfassende kriegsmäßige Schießen Aufschluß geben.

Zur Entfernungsermittelung im Az-Feuer wird grundsätzlich nur ein Geschütz verwendet. Seine Feuergeschwindigkeit ist so groß, daß der folgende Schuß zum Abfeuern bereit sein kann, sobald der vorhergehende beobachtet und eine notwendig gewordene Korrektur ausgeführt ist. Erfassen des gewollten Einschießpunktes und Beobachtung werden erleichtert.

Gegen feststehende Ziele unterbleibt die früher verlangte genaue Entfernungsermittelung und das Wirkungsschießen beginnt auf der Mitte oder einer Grenze der anzustrebenden 50 m-Gabel, beim Überschießen eigener Truppen in der Nähe des Zieles auf der weiten. Demnächst werden Korrekturen von 50 oder 25 m so lange vorgenommen, bis die „günstige Entfernung“ erreicht ist, also diejenige, bei der die Schüsse ungefähr gleichmäßig vor oder hinter dem Ziele liegen. Durch Wegfall des früheren Grundsatzes, daß zum genauen Festlegen der Entfernung in der Regel erst nach sechs beobachteten, auf der kurzen Gabelgrenze abgegebenen Schüssen Korrekturen stattfinden durften und ein bestimmtes Verhältnis zwischen Kurz- und Weitschüssen angestrebt werden sollte, ist eine bemerkenswerte Vereinfachung eingetreten. Beobachtung und Schießfertigkeit sollen durch geeignete Korrekturen zur Ermittelung der günstigen Entfernung führen. Also auch hier wird mit der Urteilskraft des Schießenden mehr als mit seinem Gedächtnis gerechnet und die Frühzeitigkeit der Wirkung begünstigt. Ziele von größerer Tiefenausdehnung, wie Truppen in Ortschaften und Waldstücken, werden durch Streuen auf einer Anzahl, um je 50 m auseinanderliegenden Entfernungen bekämpft.

Das Wirkungsschießen gegen Truppen in Bewegung erfolgt in Anlehnung an das entsprechende Verfahren mit Schrapnells im Bz-Feuer.

Gegen Ziele auf Entfernung unter Brennlängenanfang wird mit „Aufsatz tief“ Schnellfeuer abgegeben, wobei der Zünder des Feldhaubitzgeschosses auf die rote Marke eingestellt ist.

Gegen lebende Ziele hinter Deckungen kommt je nach dem Grade der Deckung des Schrapnell oder die Granate im Bz-Feuer zur Anwendung, ausgenommen Truppen in hochstämmigem Walde, die mit dem Az-Schuß bekämpft werden, und die Besatzung gut sichtbarer Batterien auf nicht zu großer Entfernung, gegen die der Übergang zum Az-Feuer aller Geschoßarten empfehlenswert sein kann, sofern auf Zerstörung des Feldgeräts unter entsprechendem Munitionsaufwand zu rechnen ist. Gegen feldmäßige Eindeckungen sind Feldhaubitzgeschosse m. V. (mit Verzögerung der Zündwirkung) zu richten.

Das Feldhaubitzgeschoß ist in Granat-Bz-Stellung besonders geeignet, Ziele dicht hinter Deckungen oder die geschütztern Mannschaften von Schildbatterien zu treffen. Gegen verdeckte Truppen, deren Breitenausdehnung nicht mit Sicherheit festzustellen ist, kann es deshalb mit Vorteil gebraucht werden, weil es seine Sprengteile nach jeder Seite um etwa die Breite der Batteriefront, zusammen also auf etwa 150 m, entsendet. Von demselben war bisher nur

die Einrichtung des Zünders für seine verschiedenen Verwendungsarten bekannt, daß er nämlich eine Stellplatte mit drei Markenstrichen besitzt, von denen einer gar nicht, einer mit „nur Gr. Bz" und der dritte mit „m. V." bezeichnet ist. Beim Schießen mit Az ohne Verzögerung steht das untere Satzstück des Brennzünders mit einem darauf befindlichen Kreuz, beim Schrapnellschießen mit Bz mit der kommandierten Entfernungszahl auf der ersten Marke. Bei Verwendung zum Granat-Bz-Feuer wird die Stellplatte auf die zweite, beim Schießen mit Verzögerung auf die dritte und beim Übergang zum Feuern mit „Aufsatz tief" (Entfernungen unter Brennlängenanfang) auf die „rote Marke" (Nullstellung) eingestellt. Aus dem Entwurf gehen einige weitere Angaben zur Beurteilung des Feldhaubitzgeschosses hervor, die zunächst hier zusammengestellt werden sollen.

Sein Bz-Bereich erstreckt sich von 300 bis 5300 m, hat demnach gegen das frühere Haubitzschrapnell 98 um 300 m in der größten Tragweite abgenommen, eine Verkürzung, die deshalb bedauerlich ist, weil der Bz-Bereich, auch der der Kanonen, im Vergleich zu dem der Franzosen und Russen um einige 100 m zurückbleibt. Welche Bedeutung das haben kann, hat der Russisch-Japanische Krieg gelehrt, in dem die Japaner sich vielfach zur Wahl übergroßer Entfernungen und Benutzung der Shimosegranate genötigt sahen, weil ihr Schrapnell nicht den weiten Bz-Schuß der Russen besaß. — Als Schrapnell verfeuert, entsendet es seine Kugeln unter einem Kegelwinkel von nur 14°, während das Schrapnell 98 einen solchen von etwa 19° besaß. Diese Änderung, die vermutlich durch die Geschoßkonstruktion bedingt wurde, dürfte eher nachteilig als vorteilhaft wirken. Denn hält auch infolge des kleineren Kegelwinkels die Kugelgarbe dichter zusammen, so daß das Treffergebnis gegen Ziele, auf die man genau eingeschossen ist, größer ausfallen muß, so wird die Flugrichtung der Kugeln von da ab weniger bestreichend, wo sich die aufwärtsgetriebenen nicht mehr über die Flugbahn des unzersprungenen Geschosses erheben, mit anderen Worten, sobald der halbe Kegelwinkel gleich oder kleiner als der Fallwinkel wird. Nehmen wir an, daß dieser beim Feldhaubitzgeschoß im Flachbahnfeuer auf 2000 m 7° betrage, so verfolgen von da ab die sämtlichen Kugeln eine besondere Richtung nach unten. Das fällt für die Tiefenwirkung wesentlich ins Gewicht. — Der Zünder fliegt in Schrapnell-Bz-Stellung nach dem Zerspringen des Geschosses weiter und detoniert beim Auftreffen. Ob er hierbei, ähnlich den Köpfen der von Privatfabriken hergestellten Einheitsgeschosse, noch eine besondere Wirkung, etwa gegen das Feldgerät, äußert, ist nicht

ersichtlich. — Schlägt das Geschoß, trotzdem es mit Schrapnellstellung verfeuert wurde, auf, so wirkt es als Granate. Es springt also nicht, sondern detoniert, und seine Kugeln fliegen ebenso wie die Sprengstücke, soweit sie nicht der Erdboden verschluckt, nach vorwärts, rückwärts und hauptsächlich nach beiden Seiten auseinander. Wirkung gegen lebende Ziele ist von ihm, ebenso wie von der Granate 96, nur von Schüssen zu erwarten, die in unmittelbarer Nähe jener liegen; sie ist vom Auftreffgelände abhängig und nimmt als Folge größerer Einfallwinkel mit wachsender Entfernung ab, während sie auf kleinen Entfernungen gut sein kann. Ein einigermaßen zutreffendes Bild von der Wirkung beim Aufschlage gegen Truppen würde man sich erst machen können, wenn die Durchschnittszahl der wirksamen Sprengteile und der Abstand, bis zu dem sie mit Rücksicht auf Dichtigkeit und Durchschlagskraft noch ausreichende Treffergebnisse nach den verschiedenen Richtungen hin erwarten lassen, in dem Entwurf angegeben wären. — War der Zünder für Az-Feuer eingestellt, so wird er erst von 600 m ab scharf und dadurch ist bis zu diesem Abstande einer vorzeitigen Detonation außerhalb des Rohres vorgebeugt. Das ist insofern von Bedeutung, als nunmehr auch im Frieden die Bedienung der leichten Feldhaubitzen völlig kriegsmäßig erfolgen kann. Bisher mußte mit einer Gefährdung durch zurückfliegende Sprengstücke von Frühzerspringern gerechnet werden, welche bis zu einigen 100 m vor der Mündung auftraten.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Bekämpfen von gedeckten Zielen zurück, zunächst von Schildbatterien. Selbst wenn diese erkennbar waren, konnte in der Hauptsache nur mit ihrem Festnageln gerechnet werden, indem man annehmen durfte, mit Schrapnells im Bz-Feuer das Heranziehen der Bespannung und dadurch Bewegungen zu verhindern, auch die Munitionszufuhr zu stören, wenn nicht unmöglich zu machen. Die Anwendung des Az-Feuers verspricht nur unter besonders günstigen Umständen und bei großem Munitionsaufwande Erfolg. Nunmehr ist Aussicht vorhanden, nicht bloß den weniger geschützten Teil der Besatzung mit Schrapnells, sondern auch den stärker gedeckten mit Granaten, beide im Bz-Feuer, ganz besonders aber mit dem wuchtigen auf „nur Gr. Bz“ gestellten Feldhaubitzgeschoß fassen zu können. Bei ihm machen die steile Flugrichtung der nach unten und die große Ausbreitung der nach der Seite fliegenden Sprengteile den Erfolg aussichtsreich, sofern eine günstige Sprengpunktslage erreicht war. Seiner Wirkung kommt besonders zustatten, daß sie von der Schußweite nahezu nicht beeinflußt wird.

Das eben Gesagte läßt sich ohne weiteres allgemein auf das

Bekämpfen verdeckter Ziele übertragen, gleichviel wie groß der Deckungsgrad ist.

Die Ausführung des Schießens ist einfach. Nach der Entfernungsermittelung und Regeln der Sprenghöhe gegen die Deckung wird gestreut und zwar, sofern ein Anhalt für den Abstand des Zieles von der Deckung gewonnen war, auf dementsprechend gewählten Entfernungen. Anderenfalls soll der Raum hinter der Deckung bis zu einer Tiefe abgestreut werden, deren Begrenzung zuweilen durch Geländebedeckung oder -gestaltung gegeben oder aus der Karte zu entnehmen sein kann. Beim Streuen in größere Tiefe soll zunächst auf den 100 m-Entfernungen, demnächst auf den der Geschoßart gemäßen Zwischenentfernungen gefeuert werden (beim Haubitzgeschoß je nachdem es mit Schrapnell- oder Granatstellung des Zünders abgegeben wird).

Ist der veranschlagte Höhenunterschied zwischen Zielstellung und Rand der Deckung groß, so wird ein zeitweises Senken der Sprenghöhen als vorteilhaft bezeichnet, um ein Überschießen des Zieles zu vermeiden. Das wird hauptsächlich für Schrapnells zutreffen. Für Granatfeuer mit Haubitzgeschossen dürfte ein Senken seltener notwendig sein, weil die Dichtigkeit des nach unten gerichteten Teils der Sprenggarbe noch bis zu Sprenghöhen von etwa 30 m als zu genügender Wirkung ausreichend gelten kann, auch ein Überschießen wegen zu hoher Sprengpunktslage nicht leicht anzunehmen ist.

Die Hauptschwierigkeit bleibt die Ermittelung der Zielstellung zum Bestimmen der Schußrichtung. Hauptsächlich wird es sich um längere Zeit an ihren Platz gebundene Truppen, so namentlich um entwickelte stärkere Artillerielinien handeln. Deren Besatzung befindet sich in doppelter Deckung, der des Geländes und der Schilde. Ihr wird man im Granat-Bz-Feuer beizukommen suchen müssen, dessen bedeutender Wirkungsbereich nach der Breite eine nicht ganz zutreffend gewählte Schußrichtung in gewissen Grenzen auszugleichen vermag.

Immer aber soll erwogen werden, ob der zweifellos erforderliche große Munitionsaufwand durch die Gefechtslage auch gerechtfertigt ist.

Zum Bogenschuß geht man nach Bildung der 100 m-Gabel im Flachbahnfeuer, auf deren Mitte zu ihrer Verengung auf 50 m über. Sobald die „günstige Entfernung“ gefunden ist, wird zur Fortsetzung des Schießens der Zünder auf m. V. eingestellt. Um gegen Eindeckungen hinter der vorderen Linie zu wirken, kann ein Vorgehen mit der Entfernung geboten sein.

Die Vorschrift von 1907 ließ bereits ein „Staffelfeuer“ zu, wennschon nicht unter dieser Bezeichnung, die erst der Entwurf

einführt. Es kam zur Anwendung gegen Stäbe und Beobachtungsstellen und bestand darin, daß je nach dem Anhalt über die Entfernung auf 3 zugweise oder 6 geschützweise um je 100 m steigende Entfernungen Salven- oder Gruppenfeuer mit Schrapnells Bz abgegeben wurde. Der Entwurf dehnt es aus auf alle Augenblicksziele und u. U. auf Schießen gegen Fesselballons, Luftschiffe und Flugzeuge.

Das Verfahren gegen Augenblicksziele wird unterschieden, je nachdem sie in schmaler oder breiter Ausdehnung auftreten. Gegen jene soll, ebenfalls unter Berücksichtigung eines Anhalts für die Entfernung, das vorerwähnte Verfahren im Gruppenfeuer mit Schrapnells Bz eintreten unter schneller Aufeinanderfolge der Gruppen und ohne die Beobachtung abzuwarten. Gegen diese kann sich ein Durchstreuen auf den 100 m-Entfernungen in schnellem Gruppenfeuer nach Bildung einer Gabel in weiteren Grenzen empfehlen.

Hierbei kann auf den Hauptkampfentfernungen ein Raum von reichlich 300 bzw. 600 m Tiefe und bei Kanonen von etwa 70 bzw. 35 m, bei den leichten Feldhaubitzen von etwa 40 bzw. 20 m Breite, zutreffende Sprengpunktslage vorausgesetzt, unter wirksames Feuer genommen werden. Es ist zu erwägen, ob nicht das geschützweise Staffelfeuer auch gegen breite Ziele den Vorzug verdient. Denn es hat die größere Wahrscheinlichkeit für sich, daß sich das Ziel zwischen den Staffelentfernungen befindet. Nach Abgabe des geschützweisen Staffelfeuers brauchten die Sprengpunkte nur durch entsprechende Seitenkorrektur um 15 m verlegt zu werden, um die gleiche Frontbreite, wie im zugweisen Schießen zu decken. Die dazu erforderliche Änderung der Seitenrichtung kann sehr schnell ausgeführt werden. Der bei gleicher Gruppenstärke erforderliche doppelte Munitionsaufwand würde durch die höhere Wahrscheinlichkeit, Wirkung zu erhalten, ausgeglichen. Damit wäre der Anfang zum „Mähen“, entsprechend dem fauchage der Franzosen, gemacht, das gegen breite Ziele empfehlenswert ist.

Gegen Fesselballons soll das geschützweise Staffelfeuer schnelle Wirkung versprechen, sofern ein Anhalt für die Entfernung durch den Entfernungsmesser gegeben ist. Soviel bekannt, gehört ein solcher bisher nicht zur Ausrüstung der Feldartillerie.

Im übrigen ist das Verfahren auf eine ganz neue Grundlage gestellt und, wie es in der „Einführung“ zum Entwurf heißt, kriegsmäßiger gestaltet. Das frühere Anschneiden des Ballons zur annähernden Ermittelung seiner Entfernung ist aufgegeben. Man sucht zunächst auf der weitesten Entfernung mit Schrapnells im Bz-Feuer festzustellen, ob sie an den Ballon hinanreicht, und hierbei mit

Gruppen eine Gabel zu bilden. Gelingt das, so wird wie gegen feststehende Ziele gefeuert.

Der neu erscheinende Abschnitt „Schießen gegen Luftschiffe und gegen Flugzeuge“ macht im Verfahren einen Unterschied bei Luftschiffen, je nachdem sie sich mit mittlerer oder großer Schnelligkeit bewegen. In ersterem Falle glaubt man mit Schrapnells im Bz-Feuer durch Gruppen eine Gabel von 500 bis 1000 m zu bilden, oder, sofern sich ein günstiger Aufstellungspunkt für einen seitlichen Beobachter bietet, durch eine geschützweise nicht unter 500 m gestaffelte, in gewöhnlichem Feuer abgegebene Lage schneller zur Gabelbildung gelangen zu können. Sie unterbleibt, falls durch den Entfernungsmesser ein Anhalt für die Entfernung gegeben ist. Ebenso wird davon abgesehen, wenn die Bewegung mit großer Schnelligkeit erfolgt. Die Anfangsentfernung für Wirkungsschießen im Gruppenfeuer unter geschützweiser Staffelung der Entfernung um 100 bis 200 m ist den Gabelgrenzen, der Richtung und Schnelligkeit der Bewegung entsprechend zu wählen. Entfernungsänderungen sollen im allgemeinen nicht unter 1000 m vorgenommen werden.

Gegen schnell fliegende Flugzeuge soll ebenfalls ohne Gabelbildung gestreut und im übrigen wie gegen Luftschiffe von großer Schnelligkeit verfahren werden.

Je mehr mit Zielen, die sich nur für kurze Zeit dem Feuer aussetzen, oder solchen von bisher nicht gekannter Schnelligkeit der Bewegung gerechnet werden muß, um so notwendiger wird die Herstellung und Beschaffung kriegsbrauchbarer Entfernungsmesser.

Gegen Luftschiffe und Flugzeuge kennzeichnet sich das Verfahren als ein Unsichermachen ausgedehnter Räume mit erheblichem Munitionsaufwande und geringer Wahrscheinlichkeit des Treffens. Der seitlichen Bewegung und ebenso seitlichem Winde muß durch Seitenkorrekturen Rechnung getragen werden. Erstere kann sehr verschieden ausfallen und sehr beträchtlich sein. Geschwindigkeiten von 60 bis 90 km gehören zu den nachgewiesenen Leistungen. Nimmt man eine Flugzeit des Geschosses von z. B. 15 Sekunden an, die es zwischen 4000 und 5000 m erreicht, so rückt das Ziel in ihr um 240 oder 360 m vor, je nachdem es 60 oder 90 km Stundengeschwindigkeit besitzt. Wie soll das Maß auch nur annähernd ermittelt werden, wenn dazu nicht besondere Instrumente vorhanden sind? Bis dahin tastet der Schießende in Bemessung der erforderlichen Seitenkorrektur völlig im Ungewissen. Er kann das Ziel nicht zu feststehenden Punkten, wie im Gelände, in Beziehung bringen, um aus dem sich verändernden Abstande Schlüsse auf die Schnelligkeit zu ziehen. Finden sich keine geeigneteren Verfahren, so wird man

sich vielleicht dazu verstehen müssen, mehrere Batterien im Staffelfeuer anzusetzen, die ihre Schußrichtungen um verschiedene, in der Bewegungsrichtung ansteigende Maße den Luftfahrzeugen vorlegen.

Von dem Schießen bei Dunkelheit versprach man sich bisher nur gegen Ziele von großer Ausdehnung (Ortschaften, Biwaks usw.) Erfolg, deren Lage kenntlich ist oder bei Tage genau festgestellt war. Auch hierfür haben die verbesserten Richtinstrumente und die Verbindungsmittel zwischen vorgeschobenen Beobachtern und Schießenden nach entsprechender, am Tage getroffener Vorbereitung eine erweiterte Anwendungsmöglichkeit erbracht. Die Seitenrichtung wird nach dem vom Gegner zu durchschreitenden Gelände nach einem Hilfsziel mit einzelnen Geschützen oder dem Richtkreis festgelegt, der Geländewinkel gemessen und das Hilfsziel bei Dunkelheit durch eine nach dem Feinde zu abgeblendete Laterne bezeichnet. Die gefundenen Richtkreiszahlen werden nach ihrer Zugehörigkeit zu den Zielen oder Geländeabschnitten mit diesen in eine Grundskizze eingetragen und übereinstimmend mit Buchstaben bezeichnet. Nach Vervielfältigung werden sie an die Batterieführer und die zur Beobachtung des Feindes vorgeschickten, stehenden Patrouillen verausgabt. Diese erstatten durch Fernsprecher oder an dessen Stelle durch Lichtsignale auf Grund der Skizze Meldung über das Auftreten des Feindes an die Führer. Entfernung und Reglerstellung werden, wenn angängig, am Tage erschossen und in die Skizze eingetragen. Anderenfalls muß die Entfernung für das Wirkungsschießen, das in einem Streuen in weiteren Grenzen, u. U. auch nach der Seite, geschieht, nach der Karte beurteilt werden. Das Regeln der Sprenghöhen kann in den meisten Fällen auch bei Dunkelheit mit genügender Genauigkeit erfolgen.

Das geschilderte Verfahren ist als Vorbereitung in Verteidigungsstellungen anwendbar und wurde von den Franzosen in dem Nachtgefecht vom 1. September 1908 gegen anstürmende Marokkaner mit gutem Erfolge angewandt.

Der neu erscheinende Abschnitt „Schießen in der Abteilung" bringt die Tätigkeit des Abteilungskommandeurs in einem gegen das Reglement erweiterten Umfange. Anlaß dazu gaben die Rücksichten, die bei Wahl seiner Beobachtungsstelle an sich und betreffs ihrer Verbindung mit denjenigen der Batterieführer zu beachten sind, ferner Maßnahmen für zweckmäßige Zielanweisung, Verwendung der Fernsprechtrupps und die genauere Umgrenzung des Einflusses auf die Feuertätigkeit.

Die Anlage der Beobachtungsstellen hängt von dem Ergebnis der Erkundung ab, nach dem zu entscheiden ist, ob den Batterieführern Freiheit in der Wahl gelassen werden kann oder nicht, dies

mit Rücksicht auf gesicherte Verständigung. Als vornehmster Grundsatz gilt aber, daß zuverlässige Feuerleitung der Batterie derjenigen in der Abteilung voranzustellen ist. Wegen Zuweisung der Ziele muß der Kommandeur darüber unterrichtet sein, welche Teile des der Abteilung zufallenden Gefechtsstreifens von den Beobachtungsstellen der Batterien aus einzusehen sind.

Muß die Zielzuweisung durch Fernsprecher erfolgen, so sind besondere Maßnahmen zu treffen. Meist genügt die Bestimmung eines für alle Batterieführer gut sichtbaren „Hauptrichtungspunktes“ im Zielfelde, von dem aus der Abstand des zu bekämpfenden Zieles gemessen und unter Angabe der von der Feuerstellung ermittelten oder geschätzten Entfernung den Batterieführern angegeben wird, um ihnen das Auffinden zu erleichtern. Auch können bei vorhandener Zeit zur Erleichterung der Feuerleitung Ansichtsskizzen angefertigt werden, in denen die wichtigsten Geländepunkte mit Buchstaben zu bezeichnen und die nach Vervielfältigung auf die Batterien und u. U. auf die Hilfsbeobachter zu verteilen sind.

Mit den Fernsprechtrupps soll sparsam umgegangen werden. Sie sind in erster Linie zur Verbindung innerhalb der Abteilung bestimmt und dürfen dieser Verwendung nicht entzogen werden. Sie können ausnahmsweise für andere Zwecke (Verbindung mit höheren Artillerieführern, zur vorderen Gefechtslinie vorgeschickten Patrouillen, für seitliche Beobachter) zum Teil verfügbar gemacht werden, wenn es gelingt, die Feuerleitung auf Rufweite durch Belassen der Beobachtungsstellen nahe der Batterien sicherzustellen.

Da die Aufgaben des Abteilungskommandeurs beim Schießen hauptsächlich auf taktischem Gebiete liegen, so dürften die in diesem Abschnitt niedergelegten Grundsätze bei einer Neubearbeitung des Reglements in dieses übertragen werden.

Mußte bei Beurteilung der Schießregeln von 1907 ausgesprochen werden, daß sie in einigen wesentlichen Punkten den Absichten des Reglements manches schuldig blieben, dessen baldige Begleichung nicht ausgesetzt werden dürfe, so kann der vorliegende Entwurf als eine den Forderungen der Neuzeit Rechnung tragende, kriegsmäßige Anweisung gelten. Sie wird bis zu ihrer endgültigen Fassung noch eingehende Prüfung und Beurteilung erfahren, die vermutlich zu einigen Änderungen Anlaß geben. Dann aber dürfte die Feldartillerie in den Besitz einer für längere Zeit vorhaltenden Vorschrift gelangen. Zu wünschen bleibt, daß bis dahin die direkten Brennlängenkorrekturen, die naturgemäßer sind und einfacher und schneller zum Ziele führen, zur Einführung gelangten.

XXIX.

Nachtkrieg.

Von
Woelki, Oberst z. D.

Über nächtliche Kriegsunternehmungen, zumal Gefechte, Märsche und hierfür geeignete Übungen, ist in letzter Zeit schon viel geschrieben; es fehlt auch nicht mehr an bezügl. Vorschriften — Deckblättern zu den Reglements usw. —, Roma locuta est. Damit aber, mit der Überweisung an die Praxis, ist die Frage in eine neue Phase gerückt, der praktische Standpunkt ist in den Vordergrund getreten. Von ihm (dem praktischen Standpunkt) aus ergibt sich dann wohl ein anderes, intimeres Bild, als vielleicht bisher; es finden sich Schwierigkeiten, die man vordem unterschätzt hatte, es treten Punkte hervor, die noch klarzustellen unabweislich und dringlich werden kann. Das mag dann zunächst wohl stören; eine Nachrevision müßte aber doch immer nicht nur möglich, sondern schließlich auch nützlich sein. Sollte sich dabei aber herausstellen, daß in diesem Falle der Sprung ins Dunkle grelle Schlaglichter nicht vertrüge, so wären auch Blendschirme wie Scheuklappen wenig angebracht; auch nicht durch Über- (Stark-) Licht, so geneigt man auch zurzeit sein mag, dgl. moderne Hilfsmittel zu bevorzugen.

Daß die Nacht für kriegerische Unternehmungen zu Hilfe genommen wird, ist sicherlich so alt, wie der Krieg überhaupt. Zu keiner Zeit konnten fester Wille und Kampfbegier durch solche Umstände, wie sie der Nacht eigen sind, völlig lahmgelegt werden. Einzig Mangel an wirklicher Kampflust — in schwächlichen Zeitläuften — haben vorübergehend solche Methodik gezeitigt, die in stiller Übereinkunft Beschränkungen in Zeit und Raum einführte. Man könnte in ihnen wohl eine unverhältnismäßige Seltenheit an nächtlichen Unternehmungen feststellen. Wenn man aber hieraus weiter folgern wollte, daß zu einer intensiveren Kriegsführung auch eine häufigere Benutzung der Nacht gehört, so wäre das schon ein Fehlschluß. Denn weder ist dies tatsächlich nachzuweisen, noch auch theoretisch einwandfrei zu begründen. Die Länge des Tages bot meist und wird auch ferner im allgemeinen Gelegenheit genug bieten, um die gerade vorhandenen Kräfte einzusetzen und auszunutzen. Sind doch gerade in jüngster Zeit die Anforderungen an die Leitung

wie an jeden einzelnen Kämpfer ungewöhnlich gewachsen und das Feld, den Gegner mit eigenen Leistungen zu überholen und zu besiegen, ungeheuer erweitert. Die kriegerischen Kräfte und dazugehörigen Eigenschaften aber, wenn nicht allgemein zurückgegangen, sind doch so verschieden, daß der „Tüchtige" (vir fortis exercitatusque) schon das Vielfache des Durchschnittsaufgebotenen darstellt, in allen Lagen, vornehmlich in den schwierigeren, am meisten aber da und dann, wenn er seine volle Kraft, unbehindert durch Dunkel, Ungemäßheit usw., entfalten kann.

Die zahllosen Kriegsereignisse, die im Laufe der Zeiten als zur Nachtzeit vor sich gegangen berichtet werden, bieten freilich, bei einigem Geschick, Beispiele genug für jede auftauchende Ansicht, — für die Zukunft als Anhalt verwertbar bleiben sie jedoch nur nach scharfer Sichtung der gewesenen wie bevorstehenden Nebenumstände. Mit Vorliebe werden bei solcher Gelegenheit (natürlich) vaterländische Ruhmestaten und solche Ereignisse herangezogen, die schon durch die Wucht des Erfolges (oder Mißerfolges) das Urteil gefangen nehmen und eine weitere Prüfung der Ursachen und Wirkungen entbehrlich machen sollen. So ist es denn wohl erklärlich, daß ein in vieler Beziehung so hervorragendes Begebnis, wie der Überfall von Hochkirch, von den Schriftstellern, die mit Eifer die größere Ausbeutung der Nacht vertreten, gar nicht oder nur oberflächlich-einseitig in Betracht gezogen wird. Und doch war es ein tatsächlich sorgfältig vorbereitetes Unternehmen, das zunächst einen Erfolg erzielte, wie ihn die Österreicher seit Kollin nicht gehabt hatten. Aber freilich, als die Nacht, die sie zu Hilfe genommen, vorbei war, schwand auch ihr Vorteil und lange dauerte es dann nicht, da war das preußische Heer unter Führung eines Friedrich ihnen ebenso fürchterlich wie nur zuvor. Es sind eben doch noch andere Umstände, die im Kriege entscheiden und die sich zu jeder Tages- und Nachtzeit durchsetzen oder zur Geltung kommen. Sicherlich wäre eine (andere) Armee gewöhnlichen Schlages bei Hochkirch endgültig erledigt gewesen, für die Armee Friedrich des Großen war es (nur) ein Ruhmesblatt mehr.

Daß von den großen Heerführern der Vergangenheit, einschl. solcher Autoritäten wie v. Clausewitz, kein einziger als Verfechter der Nachtkämpfe aufgeführt werden kann, daß solche vielmehr durchweg sich mehr oder weniger abweisend dazu stellen, ist doch bedeutsam, aber auch erklärlich. Die überlegenen, großen Genies und Schlachtenführer par excellence verachteten eben die Buschklepperei und vermieden unwillkürlich solche Situationen, die sich ihrer eigenen Übersicht und Leitung entzogen; während die

kleineren Geister dagegen mitunter notgedrungen zu solcher „ultima ratio“ wie anderen kleinen Künsten ihre Zuflucht nehmen mußten. Da nun freilich die (gute) Mittelmäßigkeit die Regel bildet, auch allein zu belehren und zu fördern ist, so können auch die kleinen Künste, Tricks und Kniffe nicht ganz entbehrt werden, es muß vielmehr Energie und Wille zur Tat oder „der unerschütterliche Entschluß zu siegen“ obenan gestellt werden; dem alle Mittel recht sind, und wozu keins unversucht zu lassen ist. Dementsprechend ist es denn gewiß auch schwer, sich in dem Wettkampf der Mächte der Zeitströmung zu entziehen, und die Versuchung groß, selbst Abwege mitzumachen, nur um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Aber so wahr auch stets der Satz bleibt: „Im Kriege hat nur das Einfache Erfolg“, und es falsch wäre, schwierige Lagen zu suchen, um in und durch solche den Gegner zu überbieten (anstatt außerordentlichen Maßnahmen und Ausnahmefällen zu überlassen), so bleibt es auch nach wie vor Pflicht, jedesmal klar das Dringlichste herauszusuchen und vor dem nur Nützlichen zu bevorzugen. Das aber führt nicht zur Erweiterung (des Stoffs), sondern zur Vertiefung — (multum non multa)!

Nun hat man aus der jüngsten Kriegsgeschichte und der augenscheinlichen Erschwernis, wenn nicht Unmöglichkeit, größere freie Strecken unter dem zeitig möglichen Fernfeuer zu überschreiten, die Unvermeidlichkeit von entsprechenden Nachtunternehmungen gefolgert. Und wenn es auch voreilig erschiene, aus jenen fremden Vorgängen durchgreifende Änderungen derjenigen Taktik herzuleiten, die wie bisher in den Schlachten Mitteleuropas die gewünschte Entscheidung herbeiführen soll, so sind doch die betreffenden Antriebe und Interessen zu groß, als daß darüber nichtachtend hinweggegangen werden könnte; es muß schon der Frage

> nähergetreten werden, ob und inwieweit die vorgeschlagenen Mittel und Wege überwiegend Vorteile bringen, im besonderen, ob nächtliche Gefechte im größeren Umfange wie bisher in entsprechendem Maße durchführbar und vorteilhaft sind.

Das ist sicher an maßgebender Stelle schon erwogen und wohl gesichert, was aber davon an Begründung aus den zahlreichen Abhandlungen von Nachtenthusiasten und Neuerungsjägern zu ersehen ist, wirkt nicht gerade überzeugend. Eine längere Praxis und Erfahrungen, wie sie schon im Frieden zu erlangen sind, schränken selbst die erwarteten Vorteile wesentlich ein.

Zunächst kann die Tatsache denn doch wohl nicht bestritten werden: daß jede taktische Maßnahme an sich in der Nacht schwerer als am Tage ist, und daß die Schwierigkeit mit der Zahl der

Faktoren wächst, die zusammen oder gegeneinander zu wirken haben. Und: So groß auch immer die Fortschritte der menschlichen Entwickelung in den letzten Jahrzehnten gewesen und noch sein mögen, — aus den Situationen und Umständen, unter denen es bisher immer wieder vorgekommen, daß „die Nacht dem weiteren Kampf ein Ende gesetzt hat“, trotz der größten Kampfeswut wie der höchsten Interessen, die auf dem Spiele gestanden, sind wir doch noch nicht herausgekommen! Noch haben wir ja die Hoffnung. Und wenn man auch, wie das einsichtigerweise von den maßgebenden Stellen geschehen ist und vorläufig die Aufgabe auf das Überwinden der größten Gefahrzone beschränkt ist, so bleibt auch dabei immer noch: nicht nur dies Maß eingehender festzustellen, sondern auch das Verhältnis zu beleuchten zwischen der hierfür aufzuwendenden Arbeit, Einübung usw. und der damit zu erreichenden Fertigkeit, im Vergleich und in Rücksicht auf die allgemein anerkannte wichtigste Vorbedingung jeden Erfolges.

Schon finden indessen Nachtübungen allenthalben statt. Sie werden sogar augenscheinlich verhältnismäßig eifrig geübt; dem Dienst wird, namentlich von jüngeren Kameraden, viel Interesse entgegengebracht. Woher und warum, das zu erklären, soll hier nicht weiter untersucht werden. Es mag festzustellen genügen, daß es an dem guten Willen nicht fehlt. Ob aber trotzdem die im Deckblatt 25 zum E.R. f. d. I. in Nr. 157a gegebenen Ziele damit schon irgendwie erreicht, noch je zu erreichen sind, muß vom praktischen Standpunkt doch bezweifelt werden. Ganz abgesehen von der unvermeidlichen Beeinträchtigung des doch immer wichtigeren Tagesdienstes, insbesondere aber: Einbuße an dem Grundpfeiler des Heeres, der Manneszucht. Diese aber so ohne weiteres als selbstverständlich, gerade in dem Maße als man sie benötigt, vorauszusetzen, geht denn doch nicht an. Da macht man sich die Sache doch zu leicht. In dem Sinne wohl faßt ein hochbedeutender Schriftsteller die Aufgabe dahin:

> „Die gesamte Infanterie muß im Operieren und Fechten bei Nacht völlig sicher sein und die Mittel vollkommen beherrschen, die das Reglement für derartige Bewegungen an die Hand gibt.“ Und weiter: „Die Nachtübungen fordern die höchste und physische Anspannung jedes einzelnen und sind außerdem ein vortrefflicher Prüfstein für die Disziplin.“

Das läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn aber der erste Satz der maßgebenden Auffassung voll entspräche, dann wäre die Infanterie wahrlich zu bedauern (um deswegen), was sie nun noch alles „muß“. Als ob es etwa nötig würde, in das bisherige

„Einerlei“ Abwechslung zu bringen, und keine Gefahr, das zu vernachlässigen oder gar zu vergessen, was das Wichtigste für sie von jeher war und stets bleiben sollte! Ferner: Prüfsteine der Disziplin sind Nachtübungen allerdings, aber in einer Weise, daß man sie als solche besser vermeidet; sie sind kein geeignetes Ackerfeld dafür, noch als Vorfrucht zu gebrauchen. Es sollte dem Verfasser doch schwer werden, bewährte Mittel und Wege anzugeben, wie die Disziplin dabei zu züchten, d. h. nicht nur zu verlangen, sondern auch wirksam zu überwachen, zu erhalten und zu schärfen wäre. Da wäre es denn doch mehr berechtigt, den Angriff über die freie Ebene als Prüfstein hinzustellen. Diesem Prüfstein möchte man aber aus dem Wege gehen, in das Dunkel der Nacht hinein, wo nichts zu übersehen, noch zu kontrollieren ist! Könnte man anderseits Nachtübungen dem Ernstfall entsprechend scharf ansetzen, und wäre die strengste Überwachung usw. (wie am Tage im freien Felde) durchführbar, dann freilich, ja dann könnte Nachtdienst nicht genug geübt werden! Und wir kämen schließlich dazu, alle Feinde nur nachts zu bekriegen!

Man lasse sich doch nicht durch schöne Redensarten, fremde Beispiele und ein paar harmlose Friedensübungen irreführen! Wenn man schon immer Ursache hatte, Wald- und Dorfgefechte wegen ihrer zersetzenden und aufreibenden Einflüsse zu scheuen, wie kann man sich da, nachdem diese Einflüsse mehr und mehr zugenommen haben, ohne Not auf Nachtgefechte einlassen! „Aber“, wird man wohl einwerfen, „man wird solche uns aufnötigen.“ Das könnte man denn doch erst abwarten, und ob wir gegebenenfalls nicht solche wie bisher mit Ehren bestehen ohne besondere Übungen daraufhin.

Sind es zumeist doch nur unklare Vorstellungen, wie Unkenntnis der zugehörigen Schwierigkeiten und Gefahren, die auftauchende Erfindungen wie neufrisierte Ladenhüter zu epochemachenden Wundermitteln werden lassen. Schon der Begriff der Nacht bedarf der Feststellung. Wohl ist es genügend bekannt, daß völlige Nacht so ziemlich alle militärischen Unternehmungen ausschließt. Und es bedürfte nur einer einfachen Folgerung zur Feststellung der Tatsache, daß kein einziges der größeren bekannten Nachtgefechte in solcher Nacht selbst vor sich gegangen ist. Nicht weniger sicher ist, daß andere sich ohne wesentlichen Unterschied von Einflüssen abgespielt haben, wie sie auch am Tage vielfach vorkommen. Die meisten aber schrumpfen nur auf einzelne Momente zusammen, in denen oder für die das Dunkel der Nacht zu Hilfe genommen; Momente, die so einfach und kurz in ihrem Verlauf waren, daß eine besondere

Übung hierfür unnötig erscheint, zumal die Gewöhnung an das Dunkel immer nur individuell sein kann. Die zahlreichen Nachtunternehmungen spielten sich bisher in einigermaßen bekanntem Gelände vor Befestigungen ab und, wenn mit Vorteil, immer nur in beschränktem Umfange. Das darf man nicht vergessen, wenn man dergleichen zum Ausgang oder als Muster für die weiteren Verhältnisse des Feldkrieges, zumal für die der nächsten Zeit, nehmen will! Technische (Pionier-) Arbeiten zumal können nicht als Anhalt oder Vergleich dienen. Das bleiben immer nur Spezialitäten, deren intensivere Ausbildung mit den neuesten Erfahrungen wohl begründet sein mag; nicht aber eine häufigere oder gar grundsätzliche Verlegung der wichtigsten Momente des Feldkrieges in die Nacht. Oder sollten etwa dazu die Waffen so weit vervollkommnet sein, daß man nun, über ihre Wirkung erschreckt, sich ihres Gebrauchs lieber begäbe? Solches Zugeständnis der Stärke der heutigen Verteidigung wird man doch nicht machen wollen. Doch, das nur so nebenbei. Hier möchte aber doch die Einführung von Grundsätzen bekämpft werden, die, aus natürlichem Verlangen entsprungen, im Widerstreit zu Kampf und stolzem Mut stehen. Es soll darum daran erinnert werden, daß, zumal in den größeren Verhältnissen des Feldkrieges, als erstes und vornehmstes Kriegsmittel — die Waffen — auch in erster Linie auszunutzen bleiben, wie es in der Nacht eben nicht möglich ist; und daß die Nacht nur Klein-(Arbeit) gestattet, nicht aber größere, an sich schwer übersehbare Unternehmungen, die ihrem (der Nacht) Wesen doch zuwider ist. Dieses Wesen ist nun keineswegs mit dem Mangel an Licht gleichbedeutend; selbst im bürgerlichen Leben nicht. Es fällt niemand ein, die späteren Nachmittags-, selbst Abendstunden im Herbst und Winter als Nacht anzusehen. Immerhin liegt in der Behinderung des Waffengebrauchs wie der Leitung durch Lichtmangel noch am meisten vom Kriterium des militärischen Begriffs. Aber doch nicht genug, um ihn voll zu fassen, da noch andere, sehr wesentliche Umstände, wie Unheimlichkeit, Abspannung u. a., den Begriff nach Maßgabe der verschiedenen äußeren wie inneren (persönlichen) Umstände und Anlagen beeinflussen. Es mag nur noch auf die verschiedenartigen Gelände- und Witterungsverhältnisse (Mondschein, Nebel, Sturm, Schnee Wald, durchschnittenes Gelände, seelische Depression, Gehobenheit usw.) hingewiesen werden. Das ergibt eine so unendliche Reihe von Verschiedenheiten wie Abstufungen der Ausnutzung und Anpassung, daß es schlechterdings ausgeschlossen erscheint, eine allgemeine Ausbildung, noch dazu für alle Fälle, durchzuführen. Ohne eine gewisse Naturanlage und

besondere Begabung wachsen die sich von Fall zu Fall ergebenden Anforderungen an den Betreffenden bis ins Unmögliche, so daß selbst langdauernde, gewissenhafte Übung nur bedingungsweise Ersatz (für die Naturanlage) geben kann. Wer das für übertrieben hält, der kennt eben die Schwierigkeiten des Nachtdienstes nicht (denkt vielleicht nur an schöne Sommernächte, noch zieht er die Erziehung und Gewohnheiten der großen Menge des heutigen Volkes in Rechnung. Wie groß ist denn noch der Teil des Volkes, dessen Lebensführung auch nur einigermaßen dem Kriegsdienst entspricht? Trotzdem dieser letztere im Laufe der Zeiten sich auch den jeweiligen Bedürfnissen anzupassen sucht. Dieser Richtung folgend, wäre es freilich wohl denkbar, daß man dermaleinst selbst größere Feldschlachten bei künstlichem Licht unternimmt. Schon sollen in Rußland die Infanterietruppenteile, bis zum selbständigen Bataillon abwärts, mit je einem Scheinwerfer ausgerüstet werden. Das wäre freilich erst ein kleiner Anfang im Verhältnis zum eigentlichen Bedarf, aber immerhin bedeutsam genug Und man müßte doch dort, in Rußland, darüber sich wohl klar sein, daß mit dergleichen Hilfsmitteln Schwierigkeiten verbunden sind, daß ferner einzelne Lichtscheine das allgemeine Sich-Zurechtfinden nur erschweren (daher Leute, die gewohnheitsmäßig in der Nacht im Freien zu tun haben, das Licht so viel wie möglich vermeiden): daß aber grelle Beleuchtung, wie sie den Scheinwerfern eigentümlich ist, für den Feldkrieg nur einen recht zweifelhaften Wert darstellt[1]). Hierbei gelten schließlich auch die Worte: „Wer sich für alle Fälle einrichtet, der ist keinem gewachsen“ — und: „Sie treiben viele Künste — und kommen immer weiter von dem Ziel“ u. a.

Und nun komme ich zu einem Punkt, der zur Vorbereitung für den Nachtkrieg gemeinhin übersehen oder nicht gebührend in Rechnung gesetzt wird. Das ist der Umstand, daß für die allermeisten Bedürfnisse, die Bewegungen, des Nachtfeldkrieges eine allgemeine Ausbildung gar nicht oder nur in verschwindendem Maße nötig ist, indem erfahrungsmäßig die Lösung der dort sich ergebenden Aufgaben in der Hand (Anlage, Geschick)

---

[1]) Nichts unterbindet die mechanische Anpassung an geringere als gewohnte Beleuchtung mehr wie greller Lichtwechsel, wogegen die natürliche Anpassungsfähigkeit viel größer ist, als man gemeinhin annimmt; freilich nur bei gesunden, normalen Augen — und weitem Spielraum zwischen „Hühnerblindheit“ und „Katzenaugen“, — wie zwischen Großstädtern und Indianern. Einschlägige Ratschläge und Winke (für das Zurechtfinden im Dunkeln) können da wenig nützen, geben entweder zu wenig oder passen auf einen Fall von hunderten bis tausend Fällen; sie beweisen zumeist nur die allgemeine geringe Erfahrung und Urteilsfähigkeit.

von nur einzelnen Führern ruht. Nur, wo solche Führer zur Stelle gewesen, die nicht nur selbst ihrer Sache völlig sicher, sondern auch das volle Vertrauen der — ihres eigenen Sinnes Beraubten — genossen, haben bisher nächtliche Unternehmungen wirklichen Erfolg gehabt, und nur in dem Maße und so lange, als deren Kunst und Sicherheit reichte. Solche Führer sind, wie oben dargelegt, nur in recht beschränkter Zahl zu finden — oder auch auszubilden. Nur völliges Vertrautsein mit dem Gelände, Übung im Gebrauch von Orientierungsmitteln können einigermaßen Ersatz für die seltene Naturanlage bilden, und nur unausgesetzte Übung solche Kunst erhalten. Eine größere Anzahl — bis zur Mehrzahl der Truppe — auf solchen Stand zu bringen, ist ausgeschlossen, und der große Haufen wird immer eine hilflose Masse bleiben. Die sich hieraus ergebenden Anforderungen sind vordem im Rahmen des fleißig geübten Wacht- und Vorpostendienstes zur Genüge erreicht, und würde solcher auch ferner, unter größerer Hervorhebung allein des Erkundungsdienstes, am sichersten dem Zwecke entsprechen. Daß entsprechend angelegte und richtig angesetzte Nachtübungen ihren Nutzen haben, wird deshalb nicht bestritten; kann doch jede Übung als willkommene Gelegenheit zur Ausbildung auch der Manneszucht ausgenutzt werden. Aber immer doch mit Unterschied und bedingt. Lohnend, d. h. der Aufwendung entsprechend, werden darum Nachtübungen noch nicht — noch ungefährlich mit Rücksicht auf den ihnen anhaftenden Schaden. (Davon, daß vielleicht die Manneszucht mittelbar, durch Anregung des Gemeinschaftssinns — im Rückblick auf die die gemeinsam erlebten Gefahren (!) des Dunkels — im Frieden, gefördert werde, ist dann doch sicherer abzusehen.) Dann aber überwiegt der Schaden, den die für die Kriegstüchtigkeit vorzugsweise nötigen Übungen durch die so wesentliche Einschaltung, wie sie mit einer auch nur einigermaßen ausreichenden Vorbereitung für den allgemeinen Nachtkrieg verbunden wäre, unbedingt erleiden, sicher den nur bedingten Nutzen, den dessen Ausbildung eben nur in Aussicht stellt.

Dem Bedürfnis der Zeit wird in jedem Falle mehr durch Spezialisierung entsprochen. Anstatt darum die Truppe ohne Unterschied mit Nachtdienst zu belasten, wird man mehr und sicherer Erfolg haben, wenn man von Fall zu Fall das Ziel bestimmt erfaßt und die Aufgabe nach Maßgabe der gerade vorhandenen Umstände und Kräfte stellt. Da mag denn noch daran erinnert werden, daß es zu dem Zweck der Forcierung der größten Gefahrzone — mittelst Verschleierung — noch andere Mittel, selbst künstliche, gibt. Ferner, daß Übungen bei etwas weniger Licht darum noch keine

Nachtübungen sind, sowie daß Übungen, die für den Krieg in allen Fällen, Tag und Nacht, bestimmt sind, besser am Tage erledigt werden. Und schließlich: Übungen sind doch nur Vorbereitungen, und als solche Mittel oder Wege, für die stets der eine Gesichtspunkt maßgebend bleiben muß, daß man nur insofern Aussicht, den Gegner zu besiegen, hat, wenn man — in jedem Falle — auch in der Entbehrung gewohnter Hilfsmittel und Organe, eine Überlegenheit an Kraft und Energie, im moralischen Element, zur Stelle schaffen kann. Diese zu erhöhen und zu erhalten, dazu sind vornehmlich alle Mittel bestimmt. Und aus diesem Gesichtspunkt ist bei uns von jeher die Manneszucht als sicherste Grundlage jeden Erfolges angesehen und deren Förderung in allen Lagen erste Aufgabe gewesen. Nun haben sich in den letzten Jahrzehnten die Heeresverhältnisse dahin entwickelt, daß nach erheblicher Verkürzung der Dienstzeit, ohne entsprechende Vermehrung und Ausbildung der Chargen die Anforderungen an die zugehörigen Fertigkeiten und Künste zu gemeinsamem Handeln fortlaufend gewachsen, die Anleitungen und deren Paragraphen überaus vermehrt sind, der Boden der Disziplin aber fortgesetzt untergraben und deren Wurzeln bedroht und beschädigt werden. Und deshalb müßten alle Übungen und Vorbereitungen für den Krieg vornehmlich und unausgesetzt auf die Förderung der Disziplin zielen, solche aber vermieden werden, die, wie der Nachtdienst, hierfür weniger geeignet sind, wenn nicht sie gefährden.

Anders würde sich diese Sachlage nur gestalten, wenn und wo man von der Manneszucht im bisherigen Sinne absehen könnte, indem man sie auf den breiteren Boden der freiwilligen Unterordnung und gemeinsam erkannten Interessen stellen und hierzu auch die höheren Aufgaben des Vaterlandes zählen könnte! Das mag ja in Japan der Fall sein. Mag auch für viele als lockendes Zukunftsbild gelten. Wiewohl die lokale Zeitströmung für eine Erziehung hierzu wahrlich nicht günstig ist. Sicherer und richtiger erscheint es darum — nach wie vor — sich für außerordentliche und Mehrleistungen, wie sie der Nachtkrieg mit sich bringt, zumeist auf Freiwillige und Auserwählte zu beschränken.

XXX.

Etwas über Geländebeurteilung.

Von

Ruppricht, Major im 1. Hannoverschen Infanterieregiment Nr. 74.

I.

Terrainlehre — jetzt Feldkunde genannt —, welche Summe von Langeweile schließt dieses Wort in sich. Mit Grauen denkt dabei jeder an den Unterricht auf der Kriegschule zurück und bestenfalls umspielt die Lippen ein wehmütiges Lächeln im Gedanken an die todesmutigen Anstrengungen, die der Lehrer dieses Faches machte, um die Zuhörer für seinen Stoff zu erwärmen, Interesse zu erwecken und sie vor dem Einschlafen zu bewahren.

Woran liegt das nun, ist Feldkunde uninteressant, ist sie vielleicht ganz zu entbehren?

Fast scheint es so, denn der junge Kriegschüler wußte sehr bald, daß das Urteil in Feldkunde mit 3, die Taktik mit 5, die anderen Fächer mit 4, das mit Feldkunde zusammenhängende und vom selben Lehrer gegebene Planzeichnen gar nicht multipliziert wurde.

Somit lag klar auf der Hand — Feldkunde ist etwas Minderwertiges —, und eine Nummer mehr in Taktik wog tatsächlich 2 in Feldkunde auf, denn ein fehlender Punkt konnte, wenn es bei der Prüfung haperte, vom Vorsitzenden der Prüfungkommission geschenkt und diese damit bestanden werden.

Um die Prüfung zu bestehen war es also nicht erforderlich sich in Feldkunde anzustrengen, man träumte lieber während der Stunde und die häuslichen Arbeiten wurden übers Knie gebrochen. Für Taktik lohnte es sich dagegen zu arbeiten, einmal wog es schwerer, die Nummer galt mehr, und schließlich brauchte man sie auch für die spätere Zeit. Taktik ist gewissermaßen der Beruf des Soldaten und von ihr behauptet denn auch ein jeder etwas zu verstehen.

Wie aber der glückliche mulus seinen griechischen Schmöker in die Ecke wirft, so freut sich auch der Kriegschüler, der seine Prüfung bestanden hat, nun nichts mehr mit Schicht- und Schluchtlinien, mit Berechnungen, ob man von dieser Höhe über jene hinwegsehen kann, mit Aufnahmen und Krokieren und vor allem, mit den langweiligen Geländebeschreibungen zu tun zu haben.

Und die Folge gibt ihm recht. Die Epauletten sind errungen auch ohne besondere Kenntnis in Feldkunde und nun verlangt auch

kein Mensch von ihm die Erklärung von Schicht- und Schluchtlinien, gar Berechnungen oder etwa eine Geländebeschreibung.

Nun ja, einmal im Jahre kommt er auf Feldwache, da ist dann schon ein Einjähriger, der zeichnen kann, und die kleine Skizze auf die Meldekarte wirft. Oder schlimmstenfalls zeichnet man das Dings schlecht und recht von der Karte ab. Dazu gehört nicht viel, so viel hat das Muß in Planzeichnen schon geschafft. Aber Krokieren, — d. h. ohne Hilfe der Karte das Gelände darstellen, in dem die Feldwache steht, das verlangt ja niemand.

Und ähnlich steht es mit dem Kroki, das dem berühmten Bericht der einen, einzigen Felddienstübung angehängt werden muß, bei der man mal selbständig eine Truppe führt. Auf mehr als Planzeichnen kommt es dabei auch nicht an und wenn das Kroki nicht gerade glänzend ausfällt, beruhigt man sich schon damit, daß der Verfertiger eben nicht zeichnen kann.

Und damit ist klar und deutlich bewiesen, daß Feldkunde ganz überflüssig ist und man ganz unnötiger Weise auf Kriegschule damit geplagt wurde.

Zehn Jahre gehen so ins Land, man führt seinen Zug im Gefecht und wird des öfteren dafür getadelt, das Gelände nicht richtig benutzt zu haben. Bei der Rekrutenvorstellung schon empört man sich darüber, daß die Leute das Gelände nicht zu benutzen wissen; führt ein Unteroffizier eine Gruppe vor, macht er die heillosesten Fehler. Er legt seine Gruppe oben auf die Höhe einer Welle, statt dahinter — wie kann er nur so töricht sein! Daß der Unteroffizier ebenso wie seine Leute die kleine Welle, die vollkommen Deckung bot, überhaupt gar nicht gesehen hat, hält niemand für möglich. Ist es aber nicht ganz natürlich, daß der Unteroffizier und die Leute die Welle nicht sehen, wenn der Offizier sie nicht richtig einzuschätzen weiß und daher nicht auf ihre Bedeutung hinweist?

Da hebt ein Unteroffizier mit seiner Gruppe vier Schritte vor einem mächtigen Chausseedamm einen Schützengraben aus, um sich darin nachhaltig zu verteidigen, anstatt sich einfach hinter den Damm zu legen. Vom besichtigenden Regimentskommandeur darauf aufmerksam gemacht, zeigt er ein höchst erstauntes Gesicht. Woran liegt es nun, daß der Unteroffizier den Damm nicht benutzte, trotzdem die Sache so nahe lag? Weil er den Auftrag zur Einrichtung der Gruppe bekam, nachdem er den Damm überschritten hatte, und an die Lösung seiner Aufgabe ging ohne sich vorher umzusehen.

Dieses notwendige „Sich umsehen“ im Gelände hat er aber nicht gelernt, darauf ist er nicht hingewiesen worden von seinem

Offizier, der sich eben selbst auch nicht umzusehen pflegt. Wie soll er aber dem Gelände eine Bedeutung beimessen, die er selbst gar nicht kennt, wie auf den Gedanken kommen seinen Unterführern einen Unterricht über Gelände im Gelände zu geben, wenn er selbst seinerzeit nichts davon gehalten hat.

Auch so manche Felddienstübung hat der junge Offizier gemacht und ist nicht erfolgreich dabei gewesen. Nach den Gründen wird nicht weiter geforscht. Daß es in den meisten Fällen eine mangelnde oder fälschliche Beurteilung des in Betracht kommenden Geländes war, die zu den fehlerhaften taktischen Maßnahmen führte, wird nicht in Betracht gezogen.

Dann wird der junge Offizier Bataillonsadjutant. Da geht ihn das Gelände auch nicht viel an, eine Beurteilung wird jedenfalls nicht verlangt. Anschließend wird er Bezirksadjutant und kennt drei Jahre lang nur sein Bureau. Schließlich packt ihn der Ehrgeiz, er will zur Kriegsakademie. Da steigt auf einmal der schwarze Mann wieder empor. Da ist sie wieder die furchtbare Geländebeurteilung.

Was soll man denn da eigentlich beurteilen, fragt sich manch einer. Da ist eine Höhe, da kommt die Artillerie hin, und die Infanterie geht eben vor. Was ist denn da groß zu schreiben! Schließlich wird dann ein Lehrbuch vorgenommen und nach ihm, d. h. nach Schema F, gearbeitet. Z. B. Verteidigungsstellung — freies Schußfeld, ja das ist da —, halt, da ist ja ein Wald; dann Wegsamkeit in und hinter der Stellung, jawohl, es sind Wege da. Nun damit läßt sich vielleicht eine halbe Spalte füllen. Daß die Wege in der Schlacht vollkommen gleichgültig sind, die Truppen dann quer Beet gehen, wie der technische Ausdruck heißt, wird nicht weiter berücksichtigt. Da wird dann von einer Höhe behauptet, daß sie sehr geeignet sei für die Artillerie; aber warum, wird nicht gesagt. Ebenso heißt es von einer Stellung, daß sie sehr günstig sei; von einem Wasserlauf wird gesagt, daß er ein Hindernis darstelle oder nicht. Der Beweis für diese Behauptungen wird aber nicht erbracht.

So stellt sich denn solch eine Geländebeurteilung als recht schwierige Aufgabe heraus und trotz allen Fleißes und besten Willens wird nichts Gescheutes zustande gebracht. Man tröstet sich dann wieder mit der Taktik. Das ist ja auch die Hauptsache; vielleicht trifft man sogar die Patentlösung und ist fein heraus.

Und wenn die Prüfung nicht bestanden wurde, oder richtiger gesagt, die Arbeiten nicht gut genug waren, um eine Einberufung zu ermöglichen, so heißt es: Ich habe in Taktik vorbeigehauen.

Daß aber die fehlerhafte Geländebeurteilung zur falschen Lösung in Taktik führte, dessen wird sich wohl selten einer bewußt werden.

So komme ich denn zur Wichtigkeit der Geländebeurteilung.

Daß man der Feldkunde größere Bedeutung beimißt, als früher, geht schon daraus hervor, daß seit ein paar Jahren auf der Kriegschule das Fach nicht mehr so stiefmütterlich behandelt und jetzt statt mit 3, mit 4, wie die anderen Fächer, außer Taktik multipliziert wird. Vieles ist aus dem Leitfaden verschwunden, womit früher die Langeweile großgezogen wurde. Ob nicht noch manches wegfallen könnte, wie z. B. das Aufnehmen, möchte ich dahingestellt sein lassen.

So wertvoll das Aufnehmen für eine eingehende Schulung in der Geländebeurteilung ist — bekanntlich verlangte der Feldmarschall, daß jeder zum Generalstab kommandierte Offizier seine Platte herstellte —, so ist doch in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen, der für das Aufnehmen ausgeworfen ist, nichts Ersprießliches zu leisten. Jeder Feldkundelehrer wird mir das zugeben.

Die Forderung, daß jedem taktischen Entschluß eine Geländebeurteilung voranzugehen habe, dürfte sich auch mehr und mehr Bahn brechen. Ich erinnere daran, daß Friedrich der Große vor jeder Schlacht höchst selbst einen erhöhten Punkt zu ersteigen pflegte und eingehend das Schlachtfeld studierte.

Hierzu ließ er sich reichlich Zeit und faßte dann seinen Entschluß.

Es ist ja richtig, daß wir es alle tun, nur machen wir die Geländebeurteilung bevor wir den taktischen Entschluß fassen, unbewußt und deswegen vielleicht oft nicht eingehend genug.

In vielen Fällen aber kommen wir trotz richtiger Anschauung des Geländes zu falschen taktischen Entschlüssen. Wir haben dann nicht die richtigen Schlüsse gezogen, weil wir das Gelände nicht in Beziehung zur jeweiligen taktischen Lage, sondern als ein Ding für sich betrachtet haben. Oder aber wir haben das Gelände in seiner Wirkung überschätzt — technisch gesprochen — wir haben uns vom Gelände beherrschen lassen, anstatt es selbst zu beherrschen. So haben wir z. B. eine Deckung benutzt, bloß weil sie da war und haben nicht berücksichtigt, daß wir sie in dieser Lage gerade hätten aufgeben müssen.

Daraus geht mit zwingender Logik hervor, daß Taktik und Geländebeurteilung innig zusammengehören, daß Geländebeurteilung ohne Taktik ebenso wertlos ist, wie Taktik ohne Geländebeurteilung. Aus diesem Grunde muß die letztere auf Grund einer taktischen

Lage erfolgen und darf dann nur das vom Gelände sagen, was zu dieser fest abgegrenzten Lage gehört.

Das folgende Beispiel mag zur Erläuterung dienen.

Karten: Generalstabskarte 1 : 100000 Blatt 569 St. Avold oder Übersichtskarte 1 : 100000 des Kriegspielplans Metz oder Umgebungskarte von Metz 1 : 100000, wie auf den Kriegschulen in Gebrauch.

Kriegslage.

Rot in befestigter Stellung Anserweiler—Füllingen festgestellt.

Gefechtsstreifen für den Angriff einer beiderseits angelehnten blauen Infanteriedivision:

Maizeroy—Frenoy [1])—Villers—Stoncourt—Ostecke von Chanville, rechts, Kurzel—Stbr. nordwestlich Silbernachen—Aoury, links.

Aufgabe.

Beurteilung des Gefechtstreifens der blauen Infanteriedivision.

Eine Lösung der Aufgabe.

Den Gefechtsstreifen senkrecht schneidend, liegt eine Gruppe von Höhen um Frécourt herum, nämlich Höhe 335 nördlich Frenoy, Kuppe westlich Frécourt, Kuppe südlich Ruine Morville, welche die feindliche Stellung überhöhend, jede Bewegung dem Auge des Verteidigers wie ein Vorhang verbirgt.

Dicht hinter diesen Höhen findet die gesamte Artillerie der Division in gruppenweiser Aufstellung Platz, da diese den ganzen fast 3 km breiten Gefechtsstreifen der Division einnehmen und dieser Raum weder durch hinderliche Bodenbewachsung noch Sumpf oder Steinbrüche beengt wird.

Da diese Höhen 3—4 km von der feindlichen Stellung entfernt sind, kommt die Artillerie von vornherein ungesehen auf Hauptkampfentfernung in Stellung.

Die Beobachtung zur feindlichen Artillerie wird von den Bergkuppen infolge ihrer überhöhenden Lage günstig sein. Die feindliche Infanteriestellung wird man jedoch von da nicht einsehen können, da sie an den Hängen östlich des Malroy- und Machecourbaches, diesen Bächen verhältnismäßig nahe gelegen, angenommen werden muß.

Die Stellung hat daher den Nachteil, daß zur Beschießung der Infanterie das Feuer aus der Schützenlinie durch sie begleitende Artillerieoffiziere mit Fernsprecher geleitet werden muß. Auch ein späteres Vorgehen zu den Höhen, die den genannten in der allge-

[1]) Auf einigen Karten Frenois.

meinen Linie Frenoy—Stbr. auf rund 1 km vorgelagert sind, wird diesem Übelstande wegen der tiefen Lage der feindlichen Infanteriestellung nicht abzuhelfen vermögen.

Eine Artillerieschutzstellung findet die Infanterie der Vorhut an den soeben erwähnten Höhen, nämlich 1 km südwestlich Frécourt, 600 m südsüdöstlich Frécourt und an der Kuppe westlich Stbr. Diese Höhen können von Frécourt gedeckt erreicht werden, da dieser Ort in einem Kessel liegt, zu dem von den bezeichneten Höhen Mulden herabführen.

Dieser Umstand im Verein mit der Tatsache, daß Frécourt durch die von diesem Ort nach Kurzel führende Bachmulde gedeckt erreicht werden kann, erlaubt es, den Aufmarsch der beiden Infanteriebrigaden in der Linie Frenoy—Stbr. also vorwärts der ersten Artilleriestellung auszuführen, ohne befürchten zu müssen, daß er nennenswert durch feindliches Artilleriefeuer gestört wird.

Wenn die Infanterie aus der eben angegebenen Linie entfaltet vorgeht, wird sie unter Artilleriefeuer zu leiden haben, da sie gezwungen ist, die dem Feinde zugekehrten Hänge der den Aufmarsch schützenden Höhen herabzusteigen, um in die Mulde zu gelangen, die parallel mit dem Wege Stoncourt—Silbernachen läuft. Nur nördlich Villers-Stoncourt wird diese Mulde durch einen terrassenförmigen Abfall der Höhe südöstlich Frécourt unterbrochen. Hier also findet die Infanterie überhaupt keine Deckung.

In dieser Mulde kann die Entwickelung gedeckt erfolgen und gestattet der kampfkräftigen Schützenlinie sofort auf mittlere Entfernung die Feuereröffnung von dem, die Mulde nach dem Feinde zu begrenzenden Höhenrücken. Von ihm bis nach Villers-Stoncourt und zum Petersberg findet die Infanterie keine Deckung, denn sie muß erst einen glacisartigen Hang herab und nach Überschreiten des Malroybaches einen solchen hinaufsteigen.

Die in diesem Teil der Angriffsbahn gelegenen kleinen Waldparzellen und Büsche sind, da sie nur Deckung gegen Sicht, dem Gegner aber vortreffliche Zielpunkte bieten, für die sich dort zusammenballenden Schützenmassen verderblich.

Im linken Teil der Infanterieangriffsbahn liegen die Verhältnisse insofern günstiger, als sich zwischen dem, die Entwickelung verschleiernden Rücken und der Stellung des Feindes, die hinter dem Machecourbach angenommen werden muß, ein neuer Rücken einschiebt.

Hierdurch wird es der Infanterie möglich, sich gedeckt bis auf nahe Entfernung an die feindliche Stellung heranzuschieben.

Sollte hier die Infanteriestellung weiter zurückgezogen sein, so ändert das nichts an der eben erwähnten Tatsache, denn auch dann

ist das Gelände von zahlreichen Kuppen und Rücken so durchsetzt, daß die Schützen, nach Überschreiten der Höhenlinien im Laufschritt, immer wieder Deckung finden, bis sie sich auf nahe Entfernungen der feindlichen Schützenstellung gegenüber sehen.

Malroy- und Machecourbach können, da sie hier ihren Quelllauf haben, selbst bei einem Anstauungsversuch des Gegners, nicht als nennenswerte Hindernisse betrachtet werden.

Zur besseren Unterstützung des Infanterieangriffs findet die Artillerie günstige Stellungen dicht hinter dem Höhenrücken, der die Entwickelung der Infanterie deckte. Da dieser Rücken aber nicht gedeckt zu erreichen ist, wird die Nacht zu dieser Bewegung benutzt werden müssen.

Somit wird man den Gefechtsstreifen im allgemeinen für den Angriff als günstig bezeichnen können, aber doch nicht so, daß der Angriff an einem Tage durchgeführt werden könnte.

Es möge nun noch eine Aufgabe folgen, deren Lösung im nächsten Heft erscheinen wird. Auf diese Weise soll jedem, der Zeit und Lust dazu hat Gelegenheit geboten werden, sich in der Bearbeitung solcher Aufgaben zu üben. Als Vorarbeit zur Vorbereitung für die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakadamie dürften sie dem einen oder anderen willkommen sein.

2. Aufgabe.

Karten: Übersichtskarte des Kriegspielplanes von Metz 1:100000 oder Generalstabskarten von Diedenhofen, Saarlouis, Metz, St-Avold, Solgne, Château Salins 1:100000.

Kriegslage.

Die rote 1. Infanteriedivision (Kriegsgliederung siehe Anhang zur Felddienstordnung Seite 3) befindet sich am 1. Juli im Marsch über Ückingen — Haltwerda — Ay — Flevy — Heßange — Bolchen auf St-Avold um den Anschluß an andere rote Truppen zu erreichen.

Als das Gros um 12 Uhr mittags Heßange erreichte, waren Nachrichten eingegangen, die besagten, daß über die Linie Kurzel — Hargarten starke blaue Kavalleriepatrouillen vorgegangen seien und der rechte Flügel der roten Armee heute noch Saarlouis erreichen wolle.

Der Divisionskommandeur beschließt mit der Vorhut Bolchen zu erreichen und zur Ruhe überzugehen.

Aufgabe.

Beurteilung des Geländes für Unterkunft, Verpflegung und Sicherung der ruhenden Division.

(Lösung im Juniheft.)

XXXI.

Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/05[1]).

Wenn ein wissenschaftlich und praktisch bewährter Offizier über seine Feldzugserlebnisse berichtet, so darf er auf weitgehendste Beachtung rechnen. Diesem Umstande verdanken die Aufzeichnungen von Sir Jan Hamilton und von Oberstleutnant von Tettau ihre Verbreitung, ihnen zur Seite tritt jetzt mit dem Schlußbande seines Werkes der Schweizer Oberst Fritz Gertsch, in dem ich früher leider versehentlich einen der Verfasser des ausgezeichneten Schweizer Reglements für die Infanterie vermutet hatte. Der II. Band behandelt die Schahoschlacht. Noch im Herbst 1904 wurde der Verfasser heimberufen, umfangreiche Dienstgeschäfte hinderten ihn, frühzeitiger den Abschluß dieser Bücher fertigzustellen. Nach übersichtlicher Darstellung der Ereignisse behandelt der Verfasser, der sich der 2. Infanteriedivision (General Nischischima) angeschlossen hatte, den Angriff der 15. japanischen Brigade (General Okasaki) am 11. Oktober auf dem Tempelhügel (S. 4. Heft der taktischen Detaildarstellungen aus dem Russisch-Japanischen Kriege) und den Nachtangriff der 10. Division in der darauffolgenden Nacht (S. 5. Heft der taktischen Detaildarstellungen), dann kommen persönliche Erlebnisse und Schilderung eines Besuches von Port Arthur. Es ist eine ganz besonders fesselnde Lektüre, die wir vor allem den Truppenoffizieren empfehlen können. Eine Probe aus der Schahoschlacht mag zeigen, wie treffend er zu schildern versteht: „Eine Viertelstunde später ging von den japanischen Vorposten ein Zug gegen den Hügel vor. Bis zum Gehölz am Fuße des Hanges blieb er geschlossen, da entwickelte er sich. Der linke Flügel ging durch das Gehölz. Als der Zug die Mitte des Hanges erreicht hatte, eröffneten die Russen das Feuer auf 200 bis 300 m. Die Japaner warfen sich nieder und feuerten ebenfalls. Nach wenigen Minuten machten sie einen kurzen Sprung vorwärts, legten sich hin und feuerten wieder. Das wiederholten sie noch einmal. Dann verstummte das Feuer. Die Russen hatten sich aus ihrer guten Stellung zurückgezogen und der japanische Zug nahm davon Besitz. Das Ganze war wie eine Gefechtsübung im Frieden, nur daß von dem Angreifer

---

[1]) Oberst Fritz Gertsch. Vom Russisch-Japanischen Kriege 1904/05, II. Teil. Ein Kartenband mit acht Karten. Bern, Ch. Künzli-Locher. 6,50 M.

auf dem Hange Leute liegen geblieben waren. Das japanische Feuer mußte viel besser gewirkt haben als das russische. Und der japanische Zugführer hätte eher seinen Zug zusammenschießen lassen, als von der Lösung seiner Aufgabe abzustehen. Auf seine Leute konnte er sich verlassen. Der russische Zugführer hatte nach einigen Verlusten jedenfalls gefunden, daß es ‚unmöglich‘ sei, seinen Posten zu halten, oder dem mahnenden Gewissen eingeredet, daß er seinen Zug zu größeren Taten aufsparen müsse, auf später und natürlich weiter hinten[1]). Und dann war auf seine Mannschaft auch nicht allzuviel Verlaß. Schossen sie überhaupt schon nicht gut, so war es mit dem bißchen Präzision vollends aus gegenüber einem Angreifer, der so offenkundig um jeden Preis siegen wollte und der deshalb so ohne Zaudern herankam und so ruhig und sicher schoß.

Nach allem, was ich während dieses Krieges gesehen und erlebt hatte, kam mir die an und für sich so unbedeutende Episode vor, als wenn sie bezeichnend wäre für die bei beiden Parteien herrschenden Anschauungen und für die Eigenschaften ihrer Truppen. Wie diese beiden Züge verhielten sich in der Schlacht die Truppenkörper und die Armeen.“

An anderer Stelle erzählt der Oberst, wie er Japaner und Russen auf 30 m aneinandergeraten und sich beschießen sah. Beide Teile standen aufrecht und verstärkten sich unaufhörlich. Russen wie Japaner stürzten sich mit Todesverachtung in die Feuerlinien. Dort raste durch eine volle Viertelstunde ein im wahrsten Sinne „stehendes“ Feuergefecht. Die Verluste waren auffallend gering. Erst als die Russen den Kampf aufgaben und flohen, wurden sie wie die Hasen niedergestreckt. „Ich habe solche unkriegsmäßige Vorkommnisse in der Mandschurei mehrere Male gesehen,“ bemerkt der Verfasser.

Seine Bemerkungen über Ausbildung von Ersatztruppen regen zum Nachdenken an: „Eine Abteilung Rekruten blieb bei der Kohlengrube und wurde von Kaders der Etappentruppen weitergebildet. Es war beinahe rührend zu sehen, mit welch hingebendem Eifer diese 18- bis 20jährigen Leute sich beflissen zu lernen, aber auch erstaunlich, wie rasch sie lernten. Das vermochte die Kriegsstimmung zu bewirken. Ernste Dienstauffassung brauchte nicht durch Strenge, durch die Forderung genauer Pflichterfüllung gepflanzt werden. Die Verhältnisse erzeugten sie in jedem einzelnen von selbst, durch das Bewußtsein vom Ernste der Zeit. Mich freute die Wahrnehmung als Bestätigung meines von jeher gehegten unerschütterlichen Glaubens,

---

[1]) Psychologisch sehr fein beobachtet.

daß die Truppenausbildung nur dann im Frieden vollwertige Ergebnisse haben kann, wenn sie auf einer kriegsernsten Dienstauffassung beruht. Und daß diese Dienstauffassung von den Behörden und den höchsten Offizieren, als Vertretern des Staates, gestützt und gefördert werden müßte. Sie ist für den, der ihr aus Überzeugung huldigt, ein wenig wohltuender Besitz, denn sie ist von Strenge unzertrennlich und erfordert eine sich immer gleichbleibende Energie. Jedenfalls ist sie schwieriger zu bewahren und weiterzupflanzen als die Ferienkoloniestimmung, die in langen Friedensperioden als Dienstfreudigkeit nur zu leicht zu ungebührlichem Ansehen gelangt. Der Armee ist damit sehr schlecht gedient. Solche durch berechnende Milde und andere verwerfliche Mittel erzeugte Friedensfreudigkeit wird einmal zum Ernste des Krieges so grell kontrastieren, daß sie als sehr fragwürdige Soldatentugend erscheinen muß."

Es hat uns auch ganz besonders sympathisch berührt, daß Oberst Gertsch auch einmal der Legende von der übermäßigen, angeblich noch nie bisher betätigten Tapferkeit der Japaner zu Leibe geht. „Der Japaner ist persönlich nicht anders veranlagt, als der Europäer, aber seine berufliche und bürgerliche Erziehung schafft Grundlagen für Patriotismus und Todesverachtung, wie man dergleichen in Europa nicht kennt. Der Japaner wird in einem grenzenlosen Kultus für seinen Kaiser großgezogen; der Tod für den Kaiser, das Vaterland, die Familie wird als die höchste irdische Leistung gefeiert. Mit welchem Raffinement dieser Heldensinn beim Japaner, der ansonsten ungemein am Leben und dessen Freuden hängt, erreicht wird, verdient gewürdigt zu werden." Anderseits schreibt er aber auch von der russischen Verteidigung des 203-m-Hügels bei Port Arthur: „Es übertrifft wohl alles, was während des ganzen Krieges, wo es auch gewesen sei, an Tapferkeit aufgewiesen worden ist. Das war antikes Heldentum, an Homers Ilias erinnernd, ein Todesmut, dem gegenüber jede kritische Erörterung nach modernen Kampfgrundsätzen verstummt."

Und nun zu der Verwertung der Kriegserfahrung. Verfasser stellt zunächst fest eine gewisse Abneigung, die japanischen Erfahrungen zu verwerten, was er auf Gefühlsmotive zurückführt. „Die positiven Lehren des Russisch-Japanischen Krieges rühren ausschließlich von den Japanern her. Und wie man seinerzeit in Europa den Buren wohlgesinnt war, ist man gegen die Japaner an einigen Orten von Abneigung erfüllt. Die Weseneigenart des Japaners ist dem Europäer unsympathisch. Und Rassenstolz, europäisches Selbstgefühl gegenüber dem aufstrebenden Asiaten und vielleicht auch ein wenig

Eifersucht des Meisters auf den Lehrling tun das übrige." Dieser Satz (S. 105) regt jedenfalls zum Nachdenken an.

Bei der Betrachtung über Heeresorganisation hätte hervorgehoben werden müssen, daß bei Beginn des Krieges die japanischen Armeen nichts anderes als drei geteilte Armeekorps waren. Sehr lesenswert ist der Abschnitt „Truppenführung"; auch hier wird noch einmal erörtert, warum die Erfahrungen der Japaner noch immer so geringe Verwertung finden (S. 109). Dann betont der Verfasser: Truppenführung ist Kunst. Eine Kampfform, mit der ihr Schöpfer die herrlichsten Siege errungen hat, wird in der Hand eines jeden andern weniger wert oder gar unbrauchbar sein. In der Taktik ist nur das Original ein Kunstwerk. Die Kopie ist wertlos. „Das XIX. Jahrhundert hatte mit großen kriegerischen Taten und ohne Reglements begonnen, zur Neige ging es ohne Krieg und mit dicken Reglements. Der Russisch-Japanische Krieg ist berufen, die große befreiende Lehre, die der Deutsch-Französische Krieg vergeblich angeboten hatte, zu bestätigen und noch einmal vorzulegen." Nun schildert der Verfasser, wie die nach deutschen Grundsätzen herangebildete vortreffliche japanische Armee, im festen Vertrauen zu ihrer Schulung, ihre Fechtweise ändern mußte, wie die Truppen sich gezwungen sahen, der Waffenwirkung noch mehr als sie es im Frieden kennen gelernt hatten, Rechnung zu tragen, „die einheitliche Fechtweise, die in jahrelanger Friedenstätigkeit mit gläubigem Fleiß gelernt und geübt war, gerade zu einer Zeit zu opfern, wo sie ihren Zweck erfüllen sollte" (S. 114). Dies ist eine der ernstesten Proben auf die ein Heer gestellt werden kann, 1870 und 1904 wurde sie nur von einem Heere bestanden, welches in allen seinen Teilen am besten geschult war. Der Krieg duldet keine offizielle Taktik, er fordert, daß die Truppenführung als freie Kunst betrieben werde. Jede von dieser Forderung abweichende Truppenerziehung und Führerbildung ist somit für den Krieg unbrauchbar!" Es würde zu weit führen, dem Verfasser in seinen geistreichen Auseinandersetzungen über den Wert der Reglements zu folgen. Wir möchten nur eins noch besonders hervorheben: „Führergewandtheit ist die Fähigkeit, eine taktische Sachlage nach den natürlichen Verhältnissen und mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes rasch zu würdigen, die aus ihr sich ergebende Aufgabe rasch zu erfassen und deren Lösung entschlossen ins Werk zu setzen. Darauf muß die Erziehung der Offiziere gerichtet sein. Taktische Reglementsgrundsätze und Vorschriften verhindern die Erreichung dieses Zieles. Der Truppenführer soll bei der Lösung einer Kampfaufgabe nicht zu überlegen haben, welche Formen das Reglement erlaube und gebiete.

Ebensowenig soll er die wie ein fleißiger Schüler gelernten Grundsätze des Reglements zur Ausführung bringen müssen. Niemals darf er Gefahr laufen getadelt zu werden, wenn er gegen ein vorgeschriebenes Verfahren verstoßen würde. Die Lösung der ihm durch einen Befehl oder durch eine Lage zugefallenen Augabe ist ganz allein seine Sache, mithin auch die Wahl der Mittel."

Es darf kein Schema geben. Wichtig dagegen ist der Drill, die Disziplin für die Truppe. Der Verfasser führt an, er habe keine besser gedrillte Infanterie, als die japanische gesehen. Eine individuelle Ausbildung ohne straffe Detailschulung hält Oberst Gertsch für ziemlich wertlos.

„Die elementare Erziehung und Schulung des Soldaten schließt ab mit der Ausbildung der Kampfeinheit, des Zuges. Danach muß das Exerzierreglement eingerichtet sein. Es muß die Bestimmungen enthalten für die Schulung des Soldaten zum tapferen, gewandten Kämpfer, sowie für die Formen der Führung des Zuges. Sonst nichts. Und seine Vorschriften sind Gesetz, für jeden, der damit zu tun hat, streng verbindlich.

Was über den Zug hinausgeht, ist Truppenführung. Für die darf es kein Reglement geben, aber auch keine offizielle Nachhilfe und Wegleitung. Das ist die bedeutsame Lehre des Krieges."

Das ganz besonders anregend gestaltete Buch sei entsprechender Beachtung empfohlen. Balck.

XXXII.

Zur Kornfrage.

Von

Parst, Oberstleutnant im Bayerischen 5. Infanterieregiment Großherzog Ernst Ludwig von Hessen.

Das Dezemberheft 1910 dieser Zeitschrift hat einen Aufsatz über die Kornfrage gebracht, in welchem Herr Oberstleutnant Zeiß nach beiläufiger Erwähnung des Kokotović-Korns seine eigene Erfindung („Diopterersatz") beschreibt und empfiehlt.

Ich kann nicht anders als mich dagegen wenden, nicht zu dem Zweck, das Werk des mir persönlich lieben und werten Verfassers lediglich zu kritisieren, sondern um die so wichtige Kornfrage frei-

zuhalten von unnötiger und schädlicher Komplizierung. Freilich komme ich dabei um die kritische Behandlung seiner Erfindung nicht herum, weil ich sie nicht wohl verurteilen kann, ohne meine Gegnerschaft zu begründen.

Das Zeiß-Korn ist auf der Rückseite weiß, nur die Projektion der Kimme, d. h. das Teilchen, welches der Schütze bei genau gestrichen Korn und Kornspitze in Mitte der Kimme sehen soll, ist schwarz.

Damit will Zeiß die am Anfang seines Aufsatzes angeführten vier Nachteile des bisherigen Kornes beseitigen und die am Schlusse aufgezählten neun Vorteile erreichen.

Punkt 3 dieser Vorteile sagt: „Der schwarze Anstrich . . . schützt den oberen Teil des Korns vor dem lästigen Blankwerden“; in Punkt 9 heißt es: „Der dauerhafte schwarzweiße Farbenanstrich des Kornrückens ist leicht herzustellen“.

Darnach würde es sich vorerst um die Erfindung von Farben handeln, welche nicht durch Staub und Schmutz, nicht durch Nässe, nicht durch das unvermeidliche Abscheuern vergehen. Wir sprechen doch von unserer Kriegswaffe und von ihrem Kriegsgebrauch? Sollte diese „Dauerhaftigkeit“ keine Täuschung sein? Doch man kann ja nachmalen. Wer? Der Soldat soll diese minutiöse Arbeit machen? Im Kriege? Wo nimmt er die Farben her? Soll er Farbentöpfe und Pinsel im Tornister tragen?

Doch sei all dieses zugegeben!

Das Überschießen im Kriege soll durch die Bemalung der Kornrückwand vermieden werden. Wie merkwürdig mutet mich das an, wenn ich an die Geschichte des Kokotović-Korns denke. Dieses nämlich wurde geradezu deshalb bemängelt, daß ein Verteidiger desselben gerade diesen Vorzug so sehr herausgestrichen hat. (Schrift des Hauptmanns von Kreybig, 1903[1].)

Das Überschießen im Kriege wird durch keine Kornkonstruktion beseitigt, wie sie auch immer beschaffen sein mag, weil diese Erscheinung eine ganz besondere Ursache hat: die Veränderung des moralischen Haltes der Truppe.

Das Nehmen des gestrichenen Korns wird durch die Zeißsche Anordnung erleichtert. Der Schütze wird von selbst auf den Fehler Vollkorn aufmerksam gemacht. Ein guter Gedanke, aber nicht neu Derselbe Gedanke liegt auch dem Kokotović-Korne zugrunde, nur ist die Ausführung eine andere und unabhängig von der mir zweifel-

---

[1]) Ich nehme Bezug auf meinen Aufsatz im Märzheft 1910 dieser Blätter S. 305 ff. „Das Universalkorn Kokotović“

haft erscheinenden Haltbarkeit eines Farbenanstrichs. Bei diesem Korn nämlich erscheint dem Schützen in der Kimme der Kornfuß, sobald er Vollkorn nimmt. Dieser Vorzug des Korns tritt leider bei unserem Gewehr, dessen Kimme nur 1,3 mm tief ist, zu wenig hervor; es müßte also die Kimme in bessere Übereinstimmung mit dem Breitkorn gebracht werden, wie es die Schweizer bei ihrem neuen Armeegewehr gemacht haben. Es befinden sich also beide Erfinder auf demselben Wege zur Steigerung der Präzision. Dieses Ziel ist gewiß nicht unwichtig, und nie werde ich in Abrede stellen, daß das gestrichene Korn unerläßlich ist, um auf den Nahentfernungen treffen zu können, daß das Schießen mit gestrichenem Korn die Grundlage gewissenhaften Schießens, im besonderen die Grundlage des Schulschießens sein muß, welches hinwiederum als Vorbereitung für den Krieg so wichtig ist wie das Abc für Lesen und Schreiben, aber ich muß es als eine Täuschung erklären, zu glauben, daß die Zielfehler Voll- und Feinkorn auch nur einen merklichen Einfluß auf die Wirkung des Abteilungsfeuers im Kriege ausüben. Demnach darf auch das Konstruktionsziel „leichteres und sicheres gestrichen Korn" allein als kein genügendes anerkannt werden, auch wenn dazu noch der Vorteil der leichteren und rascheren Ausbildung käme. Der Schritt wäre zu klein. Eine Neuerung muß uns mehr auf einmal bringen wie das Kokotović-Korn, das das ganze Zielen auf eine moderne Grundlage stellt und die Zielarbeit wesentlich erleichtert. Nicht also darf das gestrichene Korn die ganze Frage beherrschen.

Folgerichtig hätte Zeiß das Kokotović-Korn, da er es doch genannt hat, nicht bloß im Vorbeigehen erwähnen dürfen, er mußte vielmehr sagen: „Jenes Korn ist nicht gut genug, weg damit! Das meine ist besser!" Was sollen da Zurückhaltung und Bescheidenheit? Da genügt kein Mundspitzen, da muß schon gepfiffen werden.

„Ein neues Korn" hat Zeiß seinen Aufsatz betitelt. Sein Korn ist aber ganz das alte, nur auf der Rückseite farbig gemustert.

Nur dasjenige Korn entspricht den heutigen Anforderungen, welches in seiner Form den Zielen des modernen Gefechts angepaßt ist und zugleich die Zielarbeit möglichst erleichtert, und das ist nur das Kokotović-Korn: Breite Fläche statt der Spitze, also Kantenzielen statt Zielen mit der Kornspitze. Alle anderen Vorteile des Zeiß-Korns besitzt es ohne weiteres: leicht gestrichen zu erfassen, selbsttätige Kenntlichmachung des Vollkorns, Ausschaltung der Beleuchtungseinflüsse, wohlgemerkt auch beim Schießen gegen das Licht, dazu Unempfindlichkeit gegen Beschädigungen und geniale Einfachheit.

Ich will nunmehr beweisen, was ich eben gesagt habe, daß nämlich die Zielfehler keinen merklichen Einfluß auf die Wirkung des Abteilungsfeuers im Kriege ausüben. Zahlenmäßig will ich feststellen, daß es unökonomisch wäre, wegen des gestrichen Korns allein eine Änderung an unserem Gewehre vorzunehmen. Hierzu will ich den Anteil der Zielfehler an der Streuung berechnen. Da ich hierüber nirgends Angaben gefunden habe, mußte ich die Rechnung selbst machen, darf mich aber wohl auf zwei Beispiele beschränken, nämlich auf die Entfernungen 600 und 1000 m.

Das Resultat ist folgendes:

Auf der Entfernung 600 m ergibt ein Zielfehler von 1 mm Fein- oder Vollkorn[1]) eine Abweichung der Schußweite von ± 105 m, ein Zielfehler von 2 mm Vollkorn eine Abweichung von + 210 m. Die Wirkung dieser Zielfehler vergrößert die Streuung vorzüglicher Schützen (von denen ich annehme, daß sie geringere Zielfehler machen als 1 mm Fein- und Vollkorn) gemäß Schießvorschrift vom Jahre 1905 Z. 26 von 110 m auf 137 m, während die Schießvorschrift 1909 für mittlere Schützen eine Streuung von 140 m angibt[2]).

---

[1]) Mit 1,2 ... mm Voll- oder Feinkorn bezeichne ich den Zielfehler, bei welchem die Kornspitze 1,2 ... mm über oder unter dem Visierrande steht.

Zielfehler von 1 mm Fein- und 3 mm Vollkorn dürften als die Extreme zu bezeichnen sein, da die Tiefe der Kimme nur 1,3 mm und die Höhe des Korns 5 mm beträgt; sonach zähle ich Vollkorn von wesentlich mehr als der halben Kornhöhe zu den nahezu ungezielten Schüssen.

[2]) Hier die Rechnung:

Fein- oder Vollkorn von 1 mm ergibt einen Fehler im Abgangswinkel von ± 5'23", Vollkorn von 2 mm + 10'45", von 3 mm + 16'6".

Diese Winkel ergeben nachstehende Änderungen in den Schußweiten:

Auf die Entfernung	600 m	1 mm	Fein- oder Vollkorn	± 105	m
" " "	600 "	2	" " " "	+ 210	"
" " "	600 "	3	" " " "	+ 315	"
" " "	1000 "	1	" " " "	± 45	"
" " "	1000 "	2	" " " "	+ 90	"
" " "	1000 "	3	" " " "	+ 135	"

Die 96%ige Streuung vorzüglicher Schützen (Schießvorschrift 1905 Z. 26 oder Schießvorschrift 1909 Z. 18, Gruppierungsgesetz) beträgt

auf 600 m $110 \cdot 4 = 440$ m.

Ich kann nun die Rechnung nicht ohne weiteres ausführen; denn die Wirkung der angenommenen Zielfehler erstreckt sich nicht gleichmäßig auf die durch die mittlere Trefferachse gebildeten beiden Hälften der Garbe, sondern in höherem Maße auf die jenseits (von den Schützen aus) der Achse liegende Hälfte. Ich zerlege daher die Gesamtgarbe in ihre zwei Teile von der mittleren Trefferachse aus, berechne unter Anwendung des Didionschen

Auf 1000 m Entfernung ergeben sich für die gleichen Zielfehler 70 m Streuung gegen 60 m vorzüglicher und 80 m mittlerer Schützen.

Dieselbe Rechnung für Zielfehler bis zu 3 mm Vollkorn (einschl. 1 mm Feinkorn) ergibt auf 600 m eine Streuung von 157 m, auf 1000 m 77 m gegen 140 bzw. 80 m mittlerer Schützen.

Nehme ich als Kriegsstreuung nur das Vierfache der Friedensstreuung mittlerer Schützen, so ist ohne weiteres klar, daß die Wirkung der Zielfehler in der ersteren völlig untertaucht.

Aus all dem kann gefolgert werden.

Die günstigere Kornkonstruktion kann in Händen einer besonders tüchtigen und herzhaften Truppe unter besonders günstigen, also sehr seltenen Umständen die Geschoßgarbe auf den Nahentfernungen verkürzen, in den weitaus meisten Fällen aber vermag sie das Treffresultat im Ernstgefechte gar nicht zu beeinflussen, wobei angenommen ist, daß es sich um Konstruktionen handelt, deren Zweck nur das Ausschalten der Zielfehler ist.

Daß die Zielfehler in geringerem Maße die Streuung im Abteilungsfeuer und besonders die Kriegsstreuung vergrößern als die Fehler im Abkommen war sicherlich schon allgemein bekannt, vielleicht aber noch nicht der verschwindend geringe Einfluß der Zielfehler, wie meine Berechnungen beweisen. Die Fehler im Abkommen sind es also, auf deren Verringerung die Erfinder neuer Visiereinrichtungen hauptsächlich hinarbeiten sollten. Diese Fehler rühren her von Schwankungen des Gewehres, vom Reißen und Mucken der Schützen, von dem mehr oder weniger ungezielten Schießen eines Teiles der Mannschaft: Nervenstreuung und Streuung infolge Ermüdung, das sind wohl die beiden Hauptkategorien. Die erstere

---

Gesetzes die neue Streuung für jedes Stück getrennt und füge dann die so gewonnenen beiden Stücke wieder zusammen.

Ich finde dabei:

$$x_I = \sqrt{220^2 + 105^2} = 244; \quad x_{II} = \sqrt{220^2 + 210^2} = 304;$$

$$x_{600} = 244 + 304 = 548; \text{ 50°/oige Streuung } 548 : 4 = 137 \text{ m.}$$

Dasselbe für 1000 m:

$$\left.\begin{array}{l} x_I = \sqrt{120^2 + 45^2} = 128 \\ x_{II} = \sqrt{120^2 + 90^2} = 150 \end{array}\right\} x_{1000} = 278; \; 50\,^0/_0 = \text{rund } 70 \text{ m.}$$

Die Rechnung für Zielfehler bis zu 3 mm Vollkorn ist in gleicher Weise ausgeführt.

Selbstredend verlegt das Vollkorn die mittlere Trefferachse etwas nach vorwärts.

vermag keine Konstruktion zu beseitigen, die letztere kann ohne Zweifel durch die Verbesserung der Visierung hintangehalten werden. Sollen wir nun glauben, daß das Zeiß-Korn das Zielen weniger ermüdend gestaltet? Ist dieser Vorzug nicht vielmehr dem System Kokotović zuzusprechen?

Wichtig genug ist es unstreitig, die Zielmüdigkeit hintanzuhalten. Denn es ist doch denkbar, daß eine tüchtige Truppe eine geringe Nervenstreuung äußert, daß aber eintretende Zielmüdigkeit ihre Garbe mehr und mehr in die Länge zieht.

Mit Zielmüdigkeit möchte ich den Zustand bezeichnen, der schließlich nicht bloß das Auge oder die Arme oder das Genick oder die Finger, sondern den ganzen Menschen unfähig macht, einen gezielten Schuß abzugeben. Sie äußert sich nicht bloß im Versagen der Körperkräfte, sondern mehr noch im Versagen des Willens, und geht aus von der Übermüdung des Sehnervs. Sie führt am Ende zum Stumpfsinn oder zum extremen Muskelreiz, zum Knallen ohne zu zielen, ähnlich wie beim durchgehenden Pferd, und begegnet sich hierbei mit der Nervenstreuung. Der zielmüde Schütze ist bis auf das Fortbewegungsvermögen kampfunfähig, d. h. nicht imstande, seine Waffe erfolgreich zu gebrauchen.

Im Frieden natürlich kennt kaum Einer von uns die Zielmüdigkeit, und das ist es wohl, warum ihr zu wenig Beachtung geschenkt wird. Im Kriege aber wird unsere heutige, veraltete, einem lange dauernden Feuerkampfe nicht angepaßte Visiereinrichtung mit dem spitzen, nicht leicht genug erkennbaren Korne den Zustand der Zielmüdigkeit oft genug herbeiführen. Darum weg mit dem Spitzkorn, also auch mit dem Zeiß-Korn, her mit dem Breitkorn zum Kantenzielen! Um des letzteren Vorteile zu erkennen, brauchen wir keinen Ophthalmologen anzugehen; der einfache Versuch nebst einiger — auch viel kürzerer — Übung (zur Gewöhnung an das Neue) wirkt überzeugend genug.

Es ist wohl einleuchtend, daß im Ernstgefecht erst sich Vor- oder Nachteile einer Einrichtung herausstellen, die vorher — im Frieden — nicht zutage getreten waren. So läßt sich behaupten — aber im Frieden leider nicht beweisen —, daß ein Korn, das eine bequeme Zielweise gestattet, seine Überlegenheit über die weniger günstige Konstruktion im Kriege stärker hervortreten läßt, aber leider wiederum, ohne daß ein friedensmäßiger (zahlenmäßiger) Nachweis erbracht werden könnte. Im Frieden macht es nicht viel aus, ob das Zielen etwas leichter oder schwerer ist, weil unsere Mannschaften im Frieden nie soviel Munition bekommen, daß sie zielmüde werden. Es kann vielleicht bei einem Friedensbeschuß nur wenig ausmachen, was

die Geschoßgarbe durch ein leichteres gestrichen Korn verkürzt wird, wenn nicht gar irgendwelche Imponderabilien das Resultat ins Gegenteil verkehren. Im Kriege aber wird die den modernen Gefechtszielen besser entsprechende Methode des Zielens von Visierkante zu Kornkante statt von Kimme zu Kornspitze eine bessere Wirkung herbeiführen, wieder, natürlich, ohne daß sich dies ziffernmäßig beweisen ließe. Und beide Faktoren zusammen: das leichtere Zielen und die bessere Methode werden den Erfolg um so mehr vergrößern. Wir müssen uns also in der Kriegsballistik in dieser Hinsicht großenteils auf unser Vorstellungsvermögen verlassen. Die Phantasie muß da eintreten, wo konkrete Nachweise unmöglich sind. Kein guter Heerführer ist ohne rege und fruchtbare Phantasie denkbar; sie muß bei der Führung die Kenntniß von Tatsachen ersetzen. Analog muß der Ballistiker sich zu helfen suchen. Die Kenntnis des Kriegs und ruhiges Überlegen machen es möglich, die in Rede stehenden Dinge schon im Frieden zu beurteilen.

Eine Sache noch muß ich berühren, die gegen das Zeiß-Korn und für das Kokotović-Korn spricht, eine Sache der reinen Praxis.

Gibt Zeiß selbst schon zu, daß beim Zielen gegen das Licht die Wirkung des weißen Kornanstrichs versagt, so vergißt er auch, daß bei trübem Lichte eine ganz schwarze Kornspitze das Zielen nahezu unmöglich macht, weil man die Kornspitze kaum zu sehen vermag. Hier ist ein etwas abgescheuertes Korn (das auch bei gutem Lichte das Zielen nicht wesentlich beeinträchtigt und das eben im Kriege häufig vorhanden sein wird), beim Breitkorn eine etwas abgescheuerte Kornkante, nur vorteilhaft, es beeinträchtigt aber stark die Wirkung des weißen Anstrichs. Und wird nicht allmählich der Schütze im Gefecht des fortwährenden Gemahntwerdens an den Zielfehler ebenso überdrüssig wie des Suchens der Kornspitze in der Kimme beim Zielen überhaupt? Diese Ungeduld bedeutet meines Erachtens den Beginn der Zielmüdigkeit. Das sich einstellende Gefühl des Schützen, „ich kann bald nicht mehr“ und später „ich kann überhaupt nicht mehr zielen“, müssen wir zu bannen suchen durch eine geeignetere, moderne Visiereinrichtung etwa nach dem Vorbilde der neuen Schweizer Armeewaffe mit runder Kimme und breitem Korne. Die Schweizer sind bewährte Praktiker im Schießen, ihnen zu folgen brauchten wir uns nicht zu schämen.

Unstreitig hat Herr Oberstleutnant Zeiß mit seinem Aufsatz sich ein Verdienst erworben dadurch, daß er die Unzulänglichkeit unserer derzeitigen Visiereinrichtung hervorgehoben und einen zwar m. E. ungangbaren aber doch interessanten Weg zum Fortschritte gezeigt hat, und mich persönlich hat er zum Dank verpflichtet, indem

er mir Anlaß gegeben hat, wieder einmal für eine Sache einzutreten, die mir im Interesse meiner Waffe sehr am Herzen liegt, und indem er mir die Anregung gegeben hat zur Gewinnung neuer Gesichtspunkte für die weitere Klärung der Kornfrage.

XXXIII.

Der Panamakanal.

Die strategische Bedeutung sowie der wirtschaftliche Nutzen dieses wegkürzenden Kanals bedingen seine möglichst baldige Vollendung. Der Durchstich der Landwege von Panama an schmalster Stelle von Mittelamerika wird zwei Ozeane miteinander verbinden und einen nächsten Seeweg aus der vielbefahrenen nördlichen Hälfte des Atlantischen zum Pacifischen Ozean öffnen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit ihrem letzten Kriege mit Spanien (1898) und besonders seit den Erfolgen Japans im Kriege gegen Rußland und China (1905/06) die Herstellung dieser direkten interozeanen Verkehrsstraße als wichtiges Verbindungsglied eigener Streitkräfte für dringend geboten erachtet. Es wurden eingehende Ermittelungen über einen Kanalbau veranlaßt, die endgültig zugunsten der Panamalinie gegenüber einer anderen gedehnteren Kanalanlage unter Zuhilfenahme des Nicaragua-Sees, ausfielen. Panama bisher eine Provinz des Staates Columbia, wurde (1904) als unabhängiger Staat unter Schutz der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannt.

In dieser Stellungnahme wird Panama die so aussichtsvollen Kanalarbeiten nicht zum wenigsten in eigenem Interesse zu überwachen haben. Es handelt sich dabei nach den bisherigen Erfahrungen nicht nur um die Durchbohrung des gedrungenen Massivs der Kordilleren sondern auch um eine planmäßige Regulierung des Chagres-Flusses, dessen Lauf der Kanal größtenteils zu folgen hat. Von der ganzen Längenausdehnung des Kanals etwa 45 km, liegen ungefähr 30 km auf der atlantischen und 15 km auf der pacifischen Seite. Von diesen 45 km sind 18 km, etwa $^2/_5$ der ganzen Länge des Kanals fertig und bedürfen nur noch einer gründlichen Aus-

baggerung, um alsbald benutzt werden zu können. Zur Regulierung des Wasserstandes und zur Vermeidung von Schwierigkeiten für die Schiffahrt wird ein großartiges Schleusensystem hergestellt. Bei hoher Anstauung ist die Durchfahrt der größten Kriegs- und Handelsschiffe gesichert.

Damit wird ein Kulturwerk von außerordentlichem Erfolg auf technischem Gebiete sowie von hoher strategischer Bedeutung vollendet, mit Kraft und Pflichterfüllung weiter gefördert, ein Musterbeispiel für alle Werke dieser Art werden, ein Kunstwerk von hervorragender Vollkommenheit!

Eine Vereinigung der beiden größten Meere des Erdenrunds, die bisher nur an den Grenzen ihrer polaren Gewässer aneinander wogten, nunmehr unweit des Äquators sich berühren konnten, ist immerhin von epochemachender Bedeutung. Wie der Panamakanal, als längst ersehnte Verkehrslinie künftig sogar eine hervorragende Rolle spielen wird, so dürften seine Pforten als strategische Waffe bei kriegerischen Verwickelungen als nicht minder beachtenswert einzuschätzen sein.

In dem großamerikanischen Werdegange bedurfte es einer Verstärkung der Wehrfähigkeit des Reiches, die mittelbar auch auf die Panamakanalanlage als einer wichtigen Landessperre zurückgriff.

Seit der Besitzergreifung der reichen, längst begehrten Insel Cuba ist für die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine beschleunigte Ausführung des begonnenen Riesenwerkes strategisch geboten. Diese dem Westbecken des Karibischen Meeres vorgelagerte Insel, Perle der Antillen, Verkehrszentrum zwischen Nord- und Südamerika sowie zwischen Mittelamerika und Europa, zugleich von außerordentlichem Werte als Stütz- und Angelpunkt für Seeverbindungen Westindiens, beherrscht auch den östlichen Zugang des Panamakanals. Daher wird die kapitalkräftige Union von Nordamerika nicht zögern mit der Vollendung dieser erstklassigen Weltverkehrsstraße und den Schlüssel dazu in fester Hand behalten.

Mit der Schaffung des Panamakanals reift in Amerika ein Seitenstück des Suezkanals der Verwirklichung entgegen. Beide Kanäle bilden die Zugänge der wichtigsten Weltverkehrswege. Wie die Benutzung des Suezkanals den weiten, gefahrvollen Umweg um das Kap der guten Hoffnung erspart, so wird der Panamakanal den nicht minder langwierigen und schwierigen Seeweg zur Erreichung des Südseegebiets um Kap Hoorn unnötig machen. Wie ferner der Suezkanal der Durchfahrtspunkt für Ausreisen von Kriegsschiffen und sonstigem Verkehr nach Ostasien ist, so wird sich künftig im Isthmus von Panama die offene Tür zum Südseegebiet finden.

Die Anlage des Panamakanals und die Regelung seiner internationalen Verwendung gehören mit zu den Lebensfragen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, insofern er ihrer Kriegsflotte wie zu den atlantischen so auch zu den pacifischen Gewässern ein Ausfalltor mit gesicherter Rückzugslinie unter steter Bereitschaft zum Gegenstoß bietet. So wird es ermöglicht jeweilig mit Überlegenheit auftreten zu können und die anliegenden Gewässer beider Meere zu beherrschen. Eine derartige aktive Defensive vereitelt jede Gefährdung der Monroe-Doktrin, ohne irgendwelchen Zwang eines aggressiven Vorgehens. Die gewaltsame Öffnung des Kanallaufes im Kriegsfalle würde von Strandbefestigungen der Zugänge genügende Abwehr finden, auch dürften die am Meeresstrande lagernden felsigen Uferrandungen des Kanals für sturmfrei anzusehen sein. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden den Kanal militärisch beherrschen und unbeanstandet im Einvernehmen mit den anderen Mächten, nach Bedarf öffnen und schließen. Auf den Fluten des Kanals wuchtet fortan die zähe nordamerikanische Operationspraxis eng verknüpft mit der Aufgabe einer ständigen Überwachung seines Zustandekommens und künftiger Gebrauchsfähigkeit. Sollten die Weltmächte im Zuge ihrer kolonialen Entfaltung und im Wetteifer sich möglichst große ozeane Wirkungssphären zu schaffen, einmal gezwungen sein, ihre Streitkräfte zur See aneinander zu messen, so wird der strategische Wert dieser Wasserader deutlich zutage treten.

Für die Entwickelung des europäischen Südseeverkehrs wird dieser Schiffahrtskanal einen nächsten Weg öffnen, das überseeische Interesse lebhaft anregen und einen wesentlichen Aufschwung desselben herbeiführen.

Amerikanischer Energie und Zähigkeit wird es gelingen den tiefgreifenden Arbeiten dieser riesigen Kanalanlage durch schöpferische Kraft zu vollem Erfolge fortzuhelfen.

Immerhin ein schwieriges Problem, aber schon schwierigere sind gelöst worden!

Umschau.

Argentinien.

Die Flotte Argentiniens steht in keinem Verhältnis zur Größe des Landes und namentlich nicht zu seiner ausgedehnten Küste am Atlantischen Ozean und kann die Selbständigkeit und Abhängigkeit des Landes einem mächtigen Gegner gegenüber nicht verteidigen. Vergrößerung der Flotte.

In allerletzter Zeit ist das Bestreben deutlich zutage getreten, die Flotte zu vergrößern und moderner auszubauen. Zu diesem Zweck sind 1910 bei der Fore River Co. in Quincey, Mass., und bei der New York Shipbuilding Co. je ein Linienschiff von 30200 t Wasserverdrängung, deren Artillerie, 12 30,5 cm L/50, 12 15 cm L/50 und 16 10 cm L/50, die Bethlehem Steel Works liefern, und anderwärts 12 Torpedobootszerstörer bestellt worden. Von diesen letzteren sind vier in England bei Cammell, Laird & Comp. in Birkenhead, und zwar „San Luis", „Santa-Fé", „Santiago" und „Tucuman", vier, „Mendoza", „Rioja", „Salta" und „San Juan", in Frankreich bei de la Brosse et Fouché in Nantes, zwei, „Catamarca" und „Jujuy", bei der Kruppschen Germaniawerft in Kiel und die beiden letzten „Cordoba" und „La Plata", bei Schichau in Danzig in Arbeit gegeben.

Während früher die Kriegsschiffe zum größten Teil in England und zum kleineren in Italien hergestellt wurden, sind jetzt zum ersten Male außer England auch noch Frankreich, Deutschland und die Vereinigten Staaten zur Lieferung mit herangezogen worden. Letztere haben die bedeutendere Bestellung bekommen, während die 12 Torpedobootszerstörer gleichmäßig auf England, Frankreich und Deutschland verteilt sind. Man weiß nicht, ob dies geschehen ist, um keinem einen Grund zur Mißstimmung zu geben, oder ob es sich um einen Wettbewerb handelt, um festzustellen, welche der Firmen die leistungsfähigste, welche der Boote die besten und in Berücksichtigung ihrer Güte die preiswertesten sind.

Den Vereinigten Staaten scheint diese Bestellung in Europa nicht ganz genehm zu sein, obwohl dieselben den größten Teil der Gesamtbestellung erhalten haben, denn Blättermeldungen zufolge hat die Regierung Argentinien die Benutzung der geheimen Pläne für die amerikanischen Dreadnoughts gestattet.

Nachdem nunmehr sowohl in England wie in Frankreich und Deutschland je der erste der bestellten Torpedobootszerstörer von

Stapel gelaufen ist, werden Einzelheiten über den Bau derselben bekannt.

Nach dem „Engineer“ lief am 18. Februar dieses Jahres der auf der französischen Werft von de la Brosse et Fouché gebaute Zerstörer „Mendoza“ ab. Seine wesentlichsten Maße sind folgende:

Ganze Länge	88,3 m
Länge zwischen den Loten .	86,3 „
Breite auf Spanten	8,6 „
Seitenhöhe	5,2 „
Deplacement	965 t (metrische, 950 engl.)

Das Schiff ist aus Stahl gebaut und hat elf wasserdichte Schotte. Es hat zwei Rateau-Turbinen verbesserten Modelles, die auch schon bei den für die französische Marine gebauten Zerstörern „Voltigeur“, „Fourche“ und „Faux“ verwendet worden sind. Letztere beiden sind am 28. Januar und 1. Februar abgelaufen. Jede Turbine treibt eine Schraube. Beide Turbinen entwickeln 18000 PS bei 650 Umdrehungen in der Minute. Die geforderte Geschwindigkeit des Schiffes soll 32 Knoten betragen. Man erwartet indes, daß dieselbe, wie auch durch den „Voltigeur“, um etwa 2 Knoten überschritten werden wird. Der Zerstörer hat 4 While-Forster-Wasserröhrenkessel, die sowohl mit Kohle als auch mit Öl gefeuert werden können. Ihre Rostfläche beträgt 10 qm, ihre Heizfläche etwa 478 qm. Der normale Dampfdruck ist rund 16 Atm. Die Tanks für flüssige Feuerung fassen rund 90 cbm, die Kohlenbunker etwa 350 cbm. Die Armierung, die vermutlich auch die Bethlehem Steel Works liefern, wie für die in Deutschland bestellten Schiffe, besteht aus vier 53 cm-Torpedorohren und vier 10,4 cm-Schnellfeuerkanonen L/50.

Während über den in England bei Cammell, Laird & Comp. abgelaufenen Zerstörer noch nichts veröffentlicht ist, weiß die „Turbine“ über den auf der Germaniawerft gebauten Zerstörer „Catamarca“ inhaltlich folgende Angaben zu machen:

Beide bestellten Zerstörer, „Catàmarca“ und „Jujuy“, wurden am 27. April auf Stapel gelegt; der erstere der beiden lief am 31. Januar d. J. ab. Seine Hauptabmessungen sind:

Länge zwischen den Loten . . .	87,36 m
Breite auf Spanten	8,25 „
Seitenhöhe.	5,05 „
Tiefgang, mittlerer	2,55 „
Deplacement	940 t

Als Hauptmaschinen sind zwei Einzelwellenturbinen vorgesehen, die in den Maschinenbauwerkstätten der Germaniawerft gebaut werden.

Die Geschwindigkeit soll wie auch bei den anderwärts bestellten Zerstörern 32 Knoten betragen. Der Vorrat an Brennmaterial, Kohle und Heizöl, ist auf 340 t und derart bemessen, daß er dem Boot bei 15-Seem.-Fahrtgeschwindigkeit einen Aktionsradius von mindestens 3000 Seem. verleiht. Die Kessel sind System Schulz, mit dem auch sämtliche Schiffe und Fahrzeuge der deutschen Marine ausgerüstet sind. Die Armierung besteht aus vier schwenkbaren Decklancierrohren für Torpedos neusten Modells und vier 10 cm-Schnellfeuerkanonen. Ferner erhalten die Boote Funkenspruchanlage von großer Reichweite, je zwei starke Scheinwerfer und je ein Motorbeiboot neben verschiedenen anderen zum Rudern und Segeln eingerichteten Beibooten.

Die Taufe der „Catamarca" vollzog der außerordentliche Gesandte Argentiniens in Deutschland, Herr Luis E. Molina.

Bahn.

Chile.

Befestigungsanlagen.

Chile beabsichtigt den nördlichen Teil seines Gebietes durch Befestigungsanlagen gegen Einfälle zu schützen. Nur der Norden kann hier in Betracht kommen, weil Chile hier an Peru und Bolivia grenzt. Von seinem östlichen Nachbar, Argentinien, ist es auf der ganzen langen Grenze durch die Kordilleren getrennt. Seitens des Präsidenten Barros Luco ist die Befestigung des Hafens Arica und der Stadt Tacna in Aussicht genommen, weil diese ein wichtiger Stützpunkt des Landes sind, in denen sich Vorräte für die Armee aufgespeichert finden. Außerdem muß das wichtige Salpetergebiet hier mit allen Mitteln gehalten werden. Dazu eignet sich seiner Bodengestaltung nach Arica am besten, das gleichzeitig ein Stützpunkt der Flotte werden kann, für etwaige Operationen im Norden. Befestigungen an dieser Stelle dienen gleichzeitig dem Schutze der chilenischen Längsbahn. Man glaubt die Küste durch zwei Küstenbatterien genügend schützen zu können, und will das Hauptgewicht auf die Befestigungen an der Landseite legen. Bahn.

Deutschland.

Angaben über unsere Schiffsneubauten.

Verschiedene englische Zeitschriften geben über unsere noch im Bau bzw. in der Ausrüstung begriffenen Schiffsbauten Konstruktionsdaten an, die bisher, auch in Deutschland, noch nicht bekannt waren. Denn auch im Weyerschen Taschenbuch sind die sämtlichen Reihen der in Rede stehenden Schiffe noch unausgefüllt. Obwohl die Engländer sich sehr für unsere Schiffsbauten interessieren und wohl auch gut unterrichtet sind, wie die verschiedenen Spionageprozesse ver-

muten lassen, werden die nachstehenden Angaben immerhin mit Reserve aufzunehmen sein.

Wo nachstehend mehrere Zahlen nebeneinander gesetzt sind, bedeuten sie die abweichenden Angaben verschiedener Zeitschriften.

I. Linienschiffe „Oldenburg“, „Thüringen“, „Ostfriedland“ „Helgoland“ deren Bau im Sommer 1908 bzw. 1909 begonnen ist und die im Herbst d. J. bzw. im Sommer n. J. in Dienst gestellt werden sollen.

Wasserverdrängung . . . . 21300 t bzw. 20321—22353 t

Armierung:

12 30,5 cm L/45 in 6 Türmen, die wie bei der Nassauklasse aufgestellt sind, d. h. je 2 auf jeder Breitseite und je einer am Bug und Heck. Die Türme sollen, obwohl sie 30,5 cm statt 28 cm L/45 aufnehmen werden, nicht so groß sein, wie die der Nassauklasse. Bestreichungsfeld der Bug- und Hecktürme 280°.

12 17 cm L/50 bzw. 12 15 cm in Panzerbatterie

20 8,6 cm-Kanonen bzw. 16 8,64 cm neuen Modells

— 4 kleinere Geschütze

6 48,4 cm-Torpedorohre wie auf der Nassau, aber feststehend.

Danach ist berechnet:

Das Breitseitfeuer zu	3559,8 kg
Das Bug- und Heckfeuer zu	2669,8 kg
Gürtelpanzer, Breite	3,05 m
Dicke mittschiffs . . . . 27,9 cm bzw.	24,8 cm
Dicke an den Enden	12,7 „
Panzerdeck	7,6 „
Kasematte	20,3 „
Schutz der schweren Artillerie	27,9 „
Schutz der Mittelartillerie	15,9 „
Länge	149,96 m
Breite	27,96 „
Tiefgang, höchster	9,00 „
Maschinenleistung . . . . 25000 bzw.	27000 PSi.
Fahrgeschwindigkeit	20,5 Kn
Kohlenvorrat	965/2743 t
Besatzung	960 Mann

Die Baukosten sind auf 42840000 M. oder 1946,16 M. pro Tonne geschätzt.

II. Die Panzerkreuzer „Moltke“ und „Goeben“, die Frühjahr bzw. Sommer 1909 bei Blohm und Voß in Hamburg begonnen sind und Herbst 1911 bzw. 1912 dienstbereit sein sollen.

Länge	180,44 m
Breite	26,82 „
Tiefgang, mittlerer	8,14 „
Wasserverdrängung	21 845 t
Turbinenleistung	68 000 PSi.
Fahrtgeschwindigkeit	27 Kn
Kohlenvorrat	1016/2845 t

Armierung:

8 bzw. (10) 30,5 cm L/45, Aufstellung wie bei „v. d. Tann“, d. h. in 4 Türmen je einer am Bug und Heck und jeder Breitseite, letztere beiden gestaffelt.

10 15 (17cm-) Kanonen

14 8,64 cm-Kanonen

4 48,4 cm-Torpedorohre

Panzerstärke:

Gürtel	10,2—20,3 cm bzw. (16,5—17,8) cm
Panzerdeck	6,3 „
Kasematte	12,7—15,2 „
Schutz der schweren Artillerie	25,4 „

Die Baukosten werden auf rund 40 Millionen im ganzen und etwa 1850,3 M. für eine Tonne geschätzt.

III. Die kleinen geschützten Kreuzer Ersatz „Cormoran“ und „Condor“, zu denen noch Ersatz „Bussard“ und „Falke“ gehören, die alle vier im Frühjahr 1910 auf Stapel gelegt sind und nacheinander im Laufe des Jahres 1912 fertiggestellt sein sollen. Für diese wird als Armierung angegeben: 2 17 cm-Kanonen und 10 10,2 cm-Kanonen L/45. Die 6 vorhergehenden kleinen geschützten Kreuzer führen 12 10,5 cm-Kanonen L/40 und 4 5,2 cm L/55. Danach würde die Artillerie der neuen Kreuzer eine Verstärkung erfahren. Fraglich erscheint es, daß das Kaliber von 10,5 cm nicht beibehalten sein sollte, wenn auch die Länge der Rohre um 10 Kaliber gesteigert sein sollte.

Krupps 35,5 cm-Kanone

Heft III 1911 der Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens berichtet, daß sich die Kruppsche Fabrik mit der Herstellung eines 35,5 cm-Geschützes befassen solle, dessen Leistungsfähigkeit ganz bedeutend über die des 30,5 cm-Geschützes gehe, und daß dieses Kaliber — von welcher Rohrlänge ist nicht gesagt — wahrscheinlich als Hauptarmierung für die Schlachtschiffe des Bauprogramms 1910, sowie für die Panzerkreuzer J und H in Aussicht genommen sei.

Zahlenangaben über Kruppsche Schiffs- und Küstengeschütze von 35,5 cm-Kaliber und zwar in den drei Seelenlängen von 40, 45 und 50 Kalibern sind bereits in dem Taschenbuch von Weyer für 1911, S. 473 nach eigenen Angaben der Firma Krupp von Ende 1910 aufgeführt. Mit diesen Angaben stimmen auch die Zahlen in den „Mitteilungen“ usw. überein bis auf die Zahlen, die das Rohrgewicht betreffen. Krupp unterscheidet schwere und leichte Rohre und gibt für beide die verschiedenen Rohrgewichte bei den drei Längen an. Mit keiner dieser Zahlen stimmen die Angaben der „Mitteilungen“ usw. überein. Es muß hier also ein Irrtum untergelaufen sein.

Die Leistungsfähigkeit des 35,5 cm-Rohres, d. i. die Mündungsenergie und die Durchschlagskraft des Geschosses, sind naturgemäß höher als die des 30,5 cm-Rohres, aber nur genau in dem Maße, die nach dem Konstruktionsprinzip für die Kruppschen Schiffs- bzw. Küstengeschütze dem 35,5 cm-Kaliber gegenüber dem 30,5 cm zukommt. Irgendeine sprunghafte Erhöhung der Leistungsfähigkeit, wie sie manchmal bei anderen Geschützsystemen vorkommt, liegt hier nicht vor.

In einem Aufsatz: „Einige Bemerkungen über moderne Schiffs- und Küstenartillerie“ in den „Artilleristischen Monatsheften“, April 1908, S. 311, habe ich nachgewiesen, daß die Kruppschen Rohre aller Kaliber nach feststehenden einheitlichen Grundsätzen konstruiert sind . . ., daß von jedem Kilogramm Rohrgewicht eine Mündungsarbeit von 365 bzw. 366 mkg verlangt werden kann, und daß z. B. die Anfangsgeschwindigkeit der Geschosse verschiedener Kaliber bei gleichen Seelenlängen unter Einrechnung der unvermeidlichen Abweichungen gleich ist. Dieselben Grundsätze sind auch auf das 35,5 cm-Kaliber angewendet; nur ist die Höhe der gleichmäßigen Anfangsgeschwindigkeiten neuerdings, wie ich bemerkt habe, um etwa 42 m bei den 45 Kaliber langen und um etwa 51 m bei den 50 Kaliber langen Rohren herabgesetzt. Dadurch ändert sich auch die Mündungsarbeit im ganzen und für ein Kilogramm Rohrgewicht. Die Anfangsgeschwindigkeit liegt jetzt bei den Rohren L/45 und L/50 zwischen 889 (19 cm) und 896 (21 cm) bzw. 934 und 942 m und die Mündungsarbeit für ein Kilogramm Rohrgewicht für leichte Rohre bei 368 und 366 mkg. Die gleiche Rohrgewichtsausnutzung liegt auch dem 35,5 cm-Rohr zugrunde, und die Anfangsgeschwindigkeiten sind 889 und 935 m. Das Gewicht des 35,5 cm-Geschosses berechnet sich nach dem des 30,5 cm auf 615 kg; gewählt sind 620 kg, ein geringfügiger Unterschied. Daraus errechnet sich die Mündungsarbeit zu 24 960 und 27 650 mt und das Rohrgewicht unter Zugrundelegung von 368 bzw. 366 mkg auf rund 67 800 und 75 400 kg, wie im

Weyer angegeben. Hierdurch ist der Nachweis geführt, wie auch das 35,5 cm-Rohr mit seiner Leistung in das bisher bewährte System hineinpaßt.

England und Nordamerika sind im Begriff, auf 34 bzw. 35,56 cm-Schiffsrohre überzugehen, und andere Privatfabriken haben ebenfalls Zahlenangaben über Rohre von mehr als 30,5 cm Kaliber bereits veröffentlicht.

Es ist interessant, aus der tabellarischen Zusammenstellung auf Seite 313 der „Mitteilungen" einen Vergleich zwischen den neuen Kruppschen und den außerdeutschen Geschützen zu ziehen. Unter Fortlassung des 30,5 cm Frankreichs und des Kruppschen 35,5 cm-Rohres L/40 sind die Angaben, die bis auf kleine Abweichungen, die berichtigt sind, mit denen im Weyer übereinstimmen, folgende:

	Kaliber cm	Länge des Rohres Kal.	Geschoß-gewicht kg	Rohr-gewicht t	Mündungs-geschwindig-keit m	Mün-dungs-arbeit m	Gewicht der Ladung kg
Krupp	35,5	45	620	67,8	889	24960	224
		50	620	75,4	935	27650	255
England	34,3	45	567	88	875	22150	225
Vereinigte Staaten	35,6	45	635	63,3	792	20330	166

Dem Kaliber nach am nächsten steht dem Kruppschen Geschütz das der Vereinigten Staaten. Dieses wird von jenem durch größere Anfangsgeschwindigkeit und größere Mündungsenergie übertroffen, dafür kann das schwere amerikanische Geschoß infolge geringerer Geschwindigkeitsabnahme während des Fluges auf den weitesten Entfernungen das Kruppsche durch größeres Durchschlagsvermögen übertreffen. Dasselbe soll auf 8000 m eine 32 cm-Krupp-Platte durchschlagen.

Die Vermutung der „Mitteilungen", daß dieses neue Kruppsche Geschütz als Hauptarmierung für die Schlachtschiffe des Bauprogrammes 1910 sowie für die Panzerkreuzer J und H wahrscheinlich verwendet werden sollen, scheint wenig begründet. Vielleicht stammt sie aus englischer Quelle, nach der wir im Begriffe wären, zum 35,5 cm-Kaliber überzugehen.

Zum Bauprogramm 1910 gehören die Linienschiffe Ersatz „Hagen", „Ägir" und „Odin"; Panzerkreuzer H ist inzwischen „Goeben" getauft worden!

Interessant ist noch die Mitteilung, daß amerikanische Geschützfabriken für ein 35,6 cm-Rohr mit Verschluß, aber ohne Lafette, 470 000 Frs. fordern. Bahn.

Frankreich.

Lufttorpedo. Anscheinend zur Verwendung aus einem lenkbaren Luftschiff oder einer Flugmaschine hat ein Arbeiter des Marineartilleriearsenals in Toulon ein sogenanntes Lufttorpedo aus gehämmertem Aluminiumblech konstruiert, das mit Sprengstoff gefüllt ist und aus beliebiger Höhe auf Truppen und Fahrzeuge lanziert werden kann. Das Gewicht beträgt nur 8 kg. Weiteres ist über die Konstruktion noch nicht bekanntgeworden, so daß eine Beurteilung ihres Wertes ausgeschlossen ist.

Schießversuche mit 32 cm-Geschossen P. Die Marineverwaltung soll Schießversuche mit neuen 30,5 cm-Granaten gegen die Panzerung des alten Schiffes „Neptune" planen. „Le Matin" weiß zu melden, daß es sich nicht um 30,5 cm-, sondern um 32 cm-Geschosse P. handle. Zur Durchführung des Versuches sei eine 32 cm-Kanone auf einer Bettung bei Tourlaville (Cherbourg) aufgestellt worden, die gegen das bei der Insel Pélée verankerte Schiff „Neptune" feuern soll.

Bei den Schießversuchen mit Geschossen erster Fertigung (die auch bei den Schießversuchen gegen Zena verwendet wurden) gegen „Admiral Duperre" hat sich die Sprengkraft nach dem Durchschlagen dicker Panzer angeblich als ausgezeichnet erwiesen; dagegen hat das Geschoß dünne Panzer, Deckaufbauten und leichte Bleche durchschlagen, ohne zu krepieren, ist also in jedem dieser Fälle wertlos gewesen. Diese gegenübergestellten Erscheinungen zeigen, daß die Ursache nicht das Geschoß, sondern der Zünder war, der, auf den großen Widerstand dicker Panzer berechnet, so unempfindlich gemacht war, daß er durch den geringeren Widerstand dünnerer Platten und Bleche nicht funktionierte. Das Feuerwerkslaboratorium Cherbourg hat jetzt diesem Mangel dadurch abgeholfen, daß es einen empfindlicheren Zünder herstellte, der auch bei dünnen Platten sich betätigt, und einen zweiten Zünder mit Verzögerung für dicke Panzerungen. Ein höchst einfaches, allbekanntes und viel angewendetes Mittel für diesen Zweck. Es ist aber nicht ersichtlich, weshalb zur Vereinfachung des Munitionsvorrates nicht ein und derselbe Zünder mit ausschaltbarer Verzögerung für beide Zwecke verwendet wird. Man hofft nun auf günstige Ergebnisse hinsichtlich der Sprengwirkung des Geschosses nach dem Durchschlagen von Panzern jeglicher Stärke.

„La Vie Maritime" bringt einen Artikel über die Rückständigkeit der französischen Marineartillerie gegenüber der aller anderen Großstaaten. Der Verfasser hebt die Rückständigkeit und den langsamen Fortschritt der Marineartillerie dadurch sehr launig und wirkungsvoll hervor, daß er jeden einzelnen Abschnitt mit den Worten der Überschrift seines Aufsatzes abschließt: „Nous pensons bien qu'on aboutira dans une dizaine d'années". Rückständigkeit der französischen Marineartillerie.

Im einzelnen wird bemerkt:

1. Mangel des Schraubenverschlusses.

Die fremden Staaten haben leichtere und schneller zu handhabende Verschlüsse. Die unseren sind schwer, sperrig und kompliziert. Sie werden in zwei oder drei Tempos gehandhabt, und man muß oft den Schlägel anwenden, um sie zu öffnen oder zu schließen. Die Achsen der Verschlußschraube und des Muttergewindes im Rohr koinzidieren nicht miteinander, die Verschlußtür löst und öffnet sich. Wir wissen wohl, daß der Keilverschluß mit wagerechter Bewegung der zweckmäßigste ist. Er ist empfohlen durch einen der bedeutendsten Artilleristen. Wann wird er eingeführt werden?

2. Mängel der Liderung.

Unser Liderungssystem gibt Verdruß aller Art. Erst vor kurzem erhielt „La Patrie" eine 8 mm tiefe Ausbrennung. (Gemeint ist die Ausbrennung in einem 30,5 cm-Rohr auf „La Patrie" infolge Abreißens der Liderungsscheibe, worüber in der vormonatlichen Rundschau S. 406 berichtet ist.) Um solche Beschädigungen zu vermeiden, schreibt man Reinigungen vor, die die Feuergeschwindigkeit um ein Drittel vermindern. Als wenn wir uns den Luxus leisten könnten, die schon sehr langsame Feuergeschwindigkeit unserer Geschütze noch zu verringern! Die Engländer verwenden die plastische Liderung. Wann werden wir eine angemessene Liderung haben?

3. Rückständigkeit der elektrischen Abfeuervorrichtung.

Die fremden Staaten wenden alle eine elektrische oder elektromechanische oder eine elektrische und mechanische Abfeuervorrichtung an. Diese Frage wird in Frankreich seit drei Jahren studiert, aber sie ist weit entfernt, in genügender Weise gelöst zu sein. Wann werden wir die gleichzeitig elektrische und mechanische Abfeuerungsvorrichtung der Engländer haben?

4. Rückständigkeit der Visiereinrichtung.

Die fremden Staaten haben nicht in Unordnung zu bringende Visierapparate. Die unsrigen sind von komplizierten

und wunderlichen Systemen, durch die jede Genauigkeit des Feuers zunichte gemacht wird. Man arbeitet seit ungefähr fünf Jahren daran, sie zu verbessern, aber in dem Tempo, das man einschlägt, „nous pensons bien qu'on aboutira dans une dizaine d'années . . ."

5. Verzögerung im Einbau der Janney-Kraftübertrager.

Die fremden Staaten haben alle den Richtapparat Janney angenommen, der das Richten vereinfacht und genau macht. Er ist versucht worden auf „Le Pothuau" vor etwa vier Jahren und die Versuchskommission hat ihn mit Lobeserhebungen bedeckt. Es ist auch entschieden worden, daß man ihn in verschiedenen Schiffen einbauen würde, aber diese Entscheidung wartet noch heute auf den Beginn ihrer Ausführung.

Diese Vorwürfe werden durch die mannigfachen unliebsamen Vorkommnisse bei den Schießübungen der französischen Marine so weit bestätigt, daß man sie nicht für Übertreibungen zu halten vermag.

Nochmals zur Kaliberfrage der schweren Schiffsgeschütze.

In dem Aufsatz „Zur Kaliberfrage der Schiffsgeschütze", Aprilheft 1911, Nr. 475, S. 397 ff., sind die Absichten der Marineverwaltung über die Armierung der französischen Linienschiffsneubauten auf Grund der offiziellen Angaben des Marineministers dargelegt und festgestellt worden, daß erst für die für 1912 anzufordernden Schiffe 34 cm-Geschütze in Aussicht gestellt worden sind und daß das augenblicklich noch im Bau befindliche Versuchsgeschütz in einigen Monaten fertiggestellt sein wird. Die auf Grund der Versuchsergebnisse etwa notwendig werdenden Änderungen am Rohr, Verschluß, Geschoß oder an der Aufstellung im Turm werden dann wenigstens noch ein Jahr beanspruchen. Die bereits lautgewordene Befürchtung, daß infolge dieser späten Fertigstellung von 34 cm-Geschützen die neuen Linienschiffe „Jean Bart", „Courbet" und die noch unbenannten C. und D. minderwertiger werden möchten als ähnliche Neubauten fremder Staaten, widerlegte der Marineminister. Daran schloß sich eine sehr interessante Debatte zwischen dem damaligen Marineminister Lapeyrère, dem Admiral Bienaimé und dem früheren Marineminister Thomson, die ja hinsichtlich der allgemein bekannten Vorzüge und Nachteile des schweren Geschützes als Schiffsgeschütz gegenüber dem leichteren Neues füglich nicht bringen konnte, die aber nichtsdestoweniger durch deren Anwendung auf die tatsächlichen französischen Verhältnisse des Interesses nicht entbehrte.

Das größere Kaliber bietet ein schwereres Geschoß, größere Sprengladung und demgemäß größere Zerstörungskraft des Ge-

schosses. Das 30,5 cm-Geschoß der französischen Marine enthält 17 kg Melinit, das 34 cm- wird 20 kg aufnehmen. Das größere Kaliber gibt eine um fast $^1/_3$ größere Mündungsenergie, die sich zwischen den beiden Kalibern wie 1 : 1,32 verhält. Daraus und aus der größeren Querschnittsbelastung folgt die größere Durchschlagsleistung des schwereren Geschosses auf gleicher Entfernung und eine gleiche Durchschlagsleistung auf größerer Entfernung. Das 30,5 cm-Geschoß durchschlägt eine 30 cm-Stahlplatte auf 6—7000 m, das 34 cm- aber eine solche auf 9000 m, während z. B. das 24 cm-Geschoß auf diese selbe Entfernung nur eine 16,1 cm-Stahlplatte durchschlägt. Der Wert der größeren Schußweite schwindet aber in der Praxis, wenn die geringere Treffwahrscheinlichkeit auf so großer Entfernung gegen das verhältnismäßig kleine Ziel in Betracht gezogen wird, das die stärksten Panzerplatten oberhalb der Wasserlinie darstellen und allein gegen diese kommt doch das schwere Geschoß auf solcher Entfernung zur Geltung. In Berücksichtigung dieses Umstandes sind nach Ansicht des Marineministers vom rein artilleristischen Standpunkt aus betrachtet auf Entfernungen von 6—9000 m beide Geschütze gleichwertig. Wenn man indessen alle maßgebenden Verhältnisse auf ihren Einfluß im Gefecht untersuchen will, müssen natürlich die Feuergeschwindigkeit und die Zahl der feuernden Geschütze berücksichtigt werden. Beides spricht zugunsten des kleineren Kalibers. Der frühere Marineminister Gaston Thomson hat der Kammer einen Vergleich der Feuergeschwindigkeit und der Menge der in vier Minuten verschossenen Sprengladung vorgetragen.

Danach ist in vier Minuten die Schußzahl und die verschossene Sprengladung:

bei der	24 cm-Kanone	12	Schuß,	66 kg,
„ „	30,5 „	8	„	88 bzw. 132 kg,
„ „	34 „	6—7	„	140—145 kg.

Die 30,5 cm-Geschosse der Dantonklasse haben 11 kg, die des „Jean Bart“ werden $16^1/_2$ kg Sprengstoff enthalten. Diesen letzteren gegenüber ist das Mehr an Sprengladung innerhalb vier Minuten im ungünstigsten Falle nur noch 8 kg. Wird nun noch die Zahl der Geschütze mit in Rechnung gestellt, so schwindet das Übergewicht des größeren Kalibers noch mehr. Bei letzterem ist Rohr, Lafette, Turm und alles Zubehör wesentlich schwerer als bei dem kleineren Kaliber, so daß auf einem Schiff von gegebener Wasserverdrängung nur eine geringere Anzahl Geschütze größeren Kalibers aufgestellt werden können als vom kleineren Kaliber. Ein Schiff vom Typ „Jean Bart“, das 12 305 cm-Kanonen aufnehmen kann, würde nur 10 34 cm-Kanonen zu tragen

vermögen. Dadurch würden sich die Mengen Sprengstoff, die die 12 bzw. 10 Kanonen innerhalb vier Minuten fortschleudern könnten, auf 1584 kg aus 12 30,5- und 1400 bzw. 1450 kg aus 10 34 cm-Kanonen belaufen, so daß das schwerere Kaliber sogar um etwa 134—184 kg im Nachteil ist. Wenn das oben angegebene Verhältnis der Mündungsenergie von 1 : 1,32 der einzelnen Geschütze auf die Feuergeschwindigkeit von 8 : 7 bzw. 8 : 6 bezogen wird, so ändert sich jenes Verhältnis in 1 : 116 bzw. 1 : 1, und wenn dann noch die Geschützzahl von 12 : 10 berücksichtigt wird, sogar in 1 : 0,97 bzw. 1 : 0,85.

Auf dem Wege der Beibehaltung des Tonnengehaltes der Schiffe unter gleichzeitiger Verminderung der Zahl der schweren Geschütze läßt sich eine Steigerung des artilleristischen Gefechtswertes der Schiffe höchstens in bezug auf die größere Entfernung erreichen, auf die der Artilleriekampf mit einiger Aussicht auf Erfolg eröffnet werden kann. Deshalb haben auch die Engländer bei Steigerung des Kalibers von 30,5 und 34,3 cm die Zahl der schweren Geschütze (10) nicht vermindert, sondern den Tonnengehalt ihrer Schiffe von 21 000 t auf 27 500 gesteigert.

Trotz der großen Meinungsverschiedenheit über den Wert der Kalibersteigerung auch in französischen Marinekreisen ist die Veranlassung zu den Versuchen mit 34 cm-Kanonen der Vorgang Englands gewesen und man ist in Frankreich der Ansicht, daß man im Kaliber nicht zurückbleiben darf, nachdem die Vereinigten Staaten zum 35,56 cm-, England zum 34,3 cm-Kaliber übergegangen sind und nachdem Krupp (siehe unter Deutschland) eine 35,5 cm-Kanone konstruiert hat. England hat dabei allerdings die Kaliberlänge der Rohre verringert. Außerdem ist aber auch die an und für sich sehr beschränkte Lebensdauer der schweren Geschütze für die Entscheidung in Frankreich mit maßgebend gewesen. Nach Mitteilung des Marineministers arbeiten die neuen 34 cm-Rohre weniger nahe an der äußersten Grenze ihrer Widerstandsfähigkeit als die 30,5 cm-Rohre, weil trotz höheren Geschoßgewichtes die Gasdrucke verhältnismäßig weniger hoch und infolgedessen auch weniger beunruhigend für die Widerstandsfähigkeit der Rohre sind, wodurch ihre Lebensdauer verlängert wird.

Bahn.

Die neuen Gebirgsgeschütze.

Den dem „Journal officiel" beigefügten „Documents parlementaires" läßt sich entnehmen, daß die 18 französischen Gebirgsbatterien (14 im Mutterlande und 4 in Afrika) nunmehr mit dem neuen 65 mm-Rohrvorlaufgebirgsgeschütz ausgerüstet sind. Das „Petit Journal" vom 16. März d. J. nennt die Truppenteile, denen die

zurzeit für das Okkupationskorps von Casablanca erforderlichen Verstärkungen entnommen werden sollen, und meldet gleichfalls hierbei, daß die Gebirgsartillerie dieses Korps an Stelle des alten 80 mm-Gebirgsgeschützes die genannten neuen Schnellfeuergeschütze erhalten solle.

Neue Geschütze für die Festungs- und Belagerungsartillerie.

Wie aus den Kammerverhandlungen über den Heereshaushalt 1911 hervorgeht, steht in Frankreich die Einführung neuer weittragender Festungs- und Belagerungsgeschütze nahe bevor. Nach dem „Journal officiel" betonte der Abgeordnete Gustave Chapuis in der Kammersitzung vom 14. März die dringende Notwendigkeit dieser Einführung unter Hinweis darauf, daß Deutschland neue lange Kanonen von mehr als 12 km Tragweite habe. In der Sitzung vom 20. März antwortete der Kriegsminister, daß nicht nur die Frage neuer Festungsgeschütze gegen die lebenden und toten Ziele des Angreifers, sondern auch die neuer Belagerungsgeschütze gegen Beton und Panzer durchgearbeitet, und daß neue Typen bereits erprobt worden wären, so daß man in der Lage sei, die Neueinführung sehr bald durchzuführen.

Neue Schilde für das 7,5 cm-Feldgeschütz.

Die französische Feldartillerie war die erste, die mit einem beschildeten Rohrrücklaufgeschütz ausgerüstet wurde. Der vielleicht etwas schnellen Neueinführung sind von der Fachpresse im Laufe der Jahre mancherlei kleine Mängel nachgewiesen worden, und tatsächlich hat das Geschütz ja auch eine Reihe von Änderungen erfahren. Jetzt hat man auch in Frankreich den Vorwurf, daß die Schilde zu klein seien, anerkannt. Bereits im März 1910 glaubte der „Temps" zu wissen, daß die bisherigen Schilde durch größere und stärkere ersetzt werden sollen. Neuerdings meldete die „France Militaire" daß die jetzigen Schilde geändert werden sollen, derart, daß sie der Bedienung völligen Schutz gewähren. Vielleicht handelt es sich hierbei nur um die in der Umschau vom Februar d. J. erwähnten Änderungen. W.

Die Bedeutung des Wechsels im Kriegsministerium.

Der unerwartete Tod des General Brun, dessen Verdienste um die französische Armee, neben der schneller als zunächst beabsichtigt durchgeführten Vermehrung der Artillerie, besonders auch nach der Richtung der Auffrischung der Generalität und des Offizierkorps, des Strebens nach Sicherstellung der Einheit der Gesichtspunkte bei der höheren Führung, der Maßnahmen für die gründlichere Ausbildung der Generalstäbe in ihrer Aufgabe für den Krieg und für die einleitenden Anordnungen für die Beschleunigung der Beförderung, endlich in der Aufbesserung der Bezüge der Offiziere liegen, hat Frankreich in Berteaux wieder einen Zivilkriegsminister gebracht.

Schon einmal, vom November 1904 bis November 1905, hat, in den Kabinetten Combes und Rouvier, Berteaux denselben Posten bekleidet, sich vorher und nachher als Berichterstatter für das Kriegsbudget und als Vorsitzender des Armeeausschusses vielfach schon eingehend mit Heeresfragen beschäftigt. Im Kabinett Combes hat Berteaux als Nachfolger Andrés das von diesem geduldete sehr unwürdige „Fiches-Spionagesystem“ gegen Offiziere beseitigt — eine Maßnahme die er soeben als Kriegsminister wieder gegenüber dem Nationalisten Driant in der Kammer zu vertreten hatte, sonst aber durchgreifend reformatorisch nicht gewirkt. Wie bei jedem Wechsel des „Chefs der Armee“ (so hat Fallières in seiner Kundgebung zu Bruns Tod den Kriegsminister offiziell genannt), so ist natürlich auch jetzt — erst recht da Berteaux Zivilkriegsminister — die Frage akut, ob bei dem Nachfolger „Kontinuität der Ansichten“ und Bestrebungen des Vorgängers bestehen wird. Wir müssen uns mit dieser Frage bei dem jetzigen Wechsel um so mehr etwas beschäftigen, als Brun manche für die Armee bedeutsame Frage zwar in der Durchführung vorbereitet, aber doch nicht durchgeführt hatte, als ihn der Tod ereilte. Berteaux trifft also eine Reihe sehr wichtiger Fragen in der Schwebe. In den meisten dieser Fragen kann auf „Kontinuität der Ansichten“ und Bestrebungen Bruns gerechnet werden, bei einzelnen greift Berteaux, wie wir sehen werden, sogar beschleunigend durch, aber nach den bisherigen Erklärungen und Anordnungen Berteaux zu schließen, doch nicht bei allen. Daß sich Berteaux und Bruns Ansichten über das neue Kadergesetz nicht voll decken beweist wohl klar dessen durch den Kriegsminister schon erfolgte Zurückziehung unter Zusicherung baldigster Vorlage einer Neubearbeitung mit einigen Änderungen. Berteaux ist Anhänger der starken Kompagnie, will aber nicht mehr die von Brun für den Kriegsminister verlangte Befugnis, stellenweise bei den Regimentern im Innern Kompagnien aufzulösen und nur als Kaders bestehen zu lassen. Bei den sinkenden Rekrutenkontingenten und bei nach und nach sinkender Iststärke muß man dann aber naturgemäß dazu kommen, die Zahl der Kompagnien zu vermindern. Anhänger des Gedankens des Vorschiebens von Reserveformationen in die I. Linie — die dadurch zu erreichende Dreiteilung des Korps hat man bei den Manövern in der Picardie durch die Zuweisung gemischter Brigaden an die beiden Korps schon zum Ausdruck gebracht und tut dasselbe in diesem Jahr durch Zuweisung einer kriegsstarken Reservebrigade II. Korps an das I., während das VI. dauernd 3 Divisionen hat — so zwar, daß das normale mobile Korps nicht nur 2 aktive Divisionen und 1 Reservebrigade, sondern

2 aktive und 1 Reservedivision stark sein soll, will Berteaux nichts versäumen, was zur schnellen Bereitschaft und festen Einrahmung der Reserveformationen dienen kann. Zu diesem Zwecke, allerdings auch aus dem der Beschleunigung der Beförderung zum Major, will er aber durch das neue Kadergesetz, die Adjutanten bei der Infanterie, heute Hauptleute, zu Majors machen und drei von ihnen die Führung von Reservebataillonen übertragen. In welchem umfassenden Maße bzw. mit welcher Steigerung der Einbeorderungen von Leuten des Beurlaubtenstandes man übrigens in Frankreich rechnet, beweist, wie wir hier gleich kurz bemerken wollen, die Tatsache, daß das Kriegsbudget 1911, das für Manöver und technische Übungen der einzelnen Waffen über 11,5 Millionen, d. h. 900000 Frs. mehr als das von 1910 aufweist, für Reservisten bei den Manövern und auf Truppenübungsplätzen mit Transport über 1,3 Millionen mehr enthält und die andere, daß die Sozialistengruppe in der Kammer — freilich ohne jede Aussicht auf Erfolg — den Antrag stellte, in Kapitel 13 des Kriegsbudgets 1911 rund 15 Millionen abzusetzen und damit alle vorgesehenen Übungen des Beurlaubtenstandes 1911 fortfallen zu lassen. Auch in bezug auf die Kavallerie weicht Berteaux Plan, wenn die französischen Fachblätter gut unterrichtet sind, wesentlich von demjenigen Bruns ab. Die genannten Blätter wollen nämlich wissen, daß Berteaux den Gedanken verfolgte, möglichst mit einer der deutschen — besonders bei einem Kriege nach zwei Fronten — überlegener Heereskavallerie aufzutreten und dazu zwei Lösungsfragen der Gliederung der Kavallerie bearbeiten lasse. Die erstere von diesen will 23 Regimenter Divisionskavallerie in Frankreich und Afrika ausscheiden, um im allgemeinen jede Division mit 2 Eskadrons Divisionkavallerie auszustatten, den ganzen Rest, 66 Regimenter, aber zu 13 dauernd bestehenden Kavalleriedivisionen zu 5 bzw. 6 Regimentern zusammenfassen, um nicht nur 8, sondern 13 Reiterdivisionen dauernd in die Hand der Führer zu geben. Die letztere will die berittenen Gendarmen, in Frankreich über 10 000, im Frieden zu Halbregimentern zusammenfassen (die unberittenen dafür mit Rädern ausstatten) und im Kriege als Divisionskavallerie verwenden, so fast alle Reiterregimenter für die Vereinigung zu Kavalleriedivisionen verfügbar halten. Diese Lösung hat sehr viel Unwahrscheinliches. Kontinuität der Ansichten Bruns sogar mit beschleunigterem Durchgreifen beweist Berteaux in anderen Fragen so, daß seine Entschlüsse nach dieser Richtung noch auf eine Steigerung des Kriegsbudgets 1911 einwirken müssen.

Berteaux hat nach Verabredung mit dem Finanzminister dem Budgetausschuß schon den Vorschlag gemacht, zur Beseitigung der

„unerträglichen Krisis" der mit 15 Dienstjahren auf den Hauptmann wartenden Oberleutnants: 1. die zum zweiten Lehrgang der oberen Kriegsschule und zum Generalstab kommandierten Offiziere hors cadres zu stellen; 2. die auf Grund des Gesetzes vom 19. April 1905 vorzeitig in den Ruhestand versetzten Offiziere sofort in ihren Dienstgraden zu ersetzen (im ganzen bei der Infanterie allein 26 Majors, 317 Hauptleute) so zwar, daß diese Maßnahmen noch vor dem 1. April 1911 für das Aufrücken wirksam werden können. Das bedingt aber eine Steigerung des Budgets für 1911 über die obige Summe hinaus, denn durch die Nichtbesetzung hat, noch Pedoya, der Staat 6,7 Millionen erspart. Diese Vorschläge und auch die Schaffung einer Spezialreserve an Offizieren sind bereits genehmigt. Auch bezüglich der Unteroffiziere hat Berteaux schon stufenweise Steigerung der Besoldung beantragt und durch einen Erlaß schon die langgewünschte, für unsere Manneszuchtverhältnisse absolut unverständliche Erlaubnis für kapitulierende Unteroffiziere erteilt, an Sonn- und Festtagen Zivil tragen zu dürfen, eine Erlaubnis, die von 1912 ab auch allen anderen Unteroffizieren gegeben werden soll. Weiter ist Berteaux Anhänger des Clementelschen Vorschlages, die Pensionen der älteren Hauptleute und der Bataillonskommandeure baldigst zu erhöhen, so daß ohne Härte Verabschiedungen stattfinden können, sowie, wenn es auf andere Weise nicht möglich, von Messimys Vorschlag, so lange Hauptleute über den Etat zu ernennen, bis $13^1/_2$—14 Jahre Offizierzeit die normale für das Aufrücken zum Hauptmann geworden ist, endlich des Brunschen Gesetzentwurfes der Schaffung „einer Reserve von Offizieren". Berteaux, der am 23. März in der Kammer feierlich erklärte, er sei für jeden Vorschlag zur Verbesserung der Lage der Offiziere zu haben, teilt auch Bruns Ansichten über das „Zentrum der höheren militärischen Studien", die Reform des Generalstabsdienstes denkt er sich anders durch Schaffung einer Adjutantur. Er besitzt in den bewirkten Änderungen der Gesetze von 1839 und 1875 auch die Möglichkeit, non valeurs in der Generalität vor Erreichen der Altersgrenze zu Leibe zu können. Zunächst wird Berteaux dafür zu sorgen haben, daß in dem „Zentrum für höhere militärische Studien", das, wie auch der obere Kriegsrat und die Beförderungsfrage, beim Kriegsbudget in der Kammer Gegenstand von Erörterungen war, die Einheit der Gesichtspunkte sichergestellt wird, die es in die Armee bringen soll.

Zunächst haben sich Reibungen zwischen den beiden wichtigsten Lehrfaktoren an diesem Zentrum, dem Oberen Kriegsrat und dem Generalstab der Armee, ergeben. Letzterer untersteht dem Oberen

Kriegsrat nicht, der Kriegsminister ist vorgesetzte Behörde für beide. Ob die Herbeiführung der Einheit der Gesichtspunkte hinsichtlich Kriegsführung und militärischer Operationen gerade einem Zivilkriegsminister besonders leicht sein wird, wollen wir hier nicht weiter erörtern. In der Kammer erkannte General Pedoya die Schaffung des Zentrums für höhere militärische Studien an. Bezüglich des Oberen Kriegsrats, der übrigens eben durch den Ersatz des in die Disponibilität versetzten früheren Generalissimus Trémeau (dem gegenwärtigen, Michel, zweifellos überlegen) durch den General Meunier, bisher kommandierender General des III. Korps (den Lesern der Jahrbücher aus den Armeemanövern in der Picardie und als früherer Militärattaché in Berlin bekannt), eine Ergänzung gefunden hat, bemerkte Pedoya, seit 1870/71, bis zu Bruns Errichtung des genannten „Zentrums", sei für die Hebung der höheren Führung so gut wie gar nichts geschehen. Die Regierung pflegt, so führte er aus, in den Oberen Kriegsrat die ältesten, um nicht zu sagen, die verbrauchtesten Generale zu berufen. Der Obere Kriegsrat soll lediglich eine beratende Behörde für den Kriegsminister sein, von der er Gutachten verlangen kann; er ist entgegen dem Gesetz zu einem Zwischenglied zwischen Minister und den kommandierenden Generalen geworden, welch letztere, entgegen dem Gesetz, der General Charreton durch Erlasse in ihrer Bedeutung herabzusetzen bemüht gewesen ist. Gegen den Gedanken des „Syndikalismus" in der Armee sich wendend, gibt Pedoya, der unter Beifall der Kammer auch dringend für die Verbesserung der Pensionen, die ungerecht und unzulänglich, eintrat, zu, daß weitgehende Niedergedrücktheit in der Armee bestehe. Der Abgeordnete Major Driant hatte dem Kriegsminister die Frage gestellt, ob er die Offiziere nach den Eignungsberichten ihrer Vorgesetzten, oder auch noch nach anderen Notizen beurteile und wenn nur nach den ersteren, wie er dann erklären wolle, daß ein Offizier, den seine Vorgesetzten mit Nr. 1 klassifizierten, in den Beförderungsvorschlagslisten des Kriegsministers mit Nr. 10 erscheine. Driant hatte dann auf die Möglichkeit der Bildung von Syndikaten in der Armee hingewiesen. (Nicht ganz mit Unrecht, wie das Vorgehen einer Anzahl von aus dem Unteroffizierstande hervorgegangenen Offizieren bewiesen hat.) Der Kriegsminister, so führte Driant weiter aus, kann nichts gegen die Militärliga tun. General André hat einmal erklärt, die Beförderung der Offiziere liege in der Hand des Parlaments, und seit zehn Jahren, so sagt Driant, sehen wir in bezug auf die Beförderung die tollsten Willkürlichkeiten, der Kriegsminister könne nicht alle Beförderungsvorschlagslisten selbst aufstellen, und so falle die Beförderung von

Stabsoffizieren und Generalen in die Hand der Offiziere des Militärkabinetts des Kriegsministers. Die Debatte desselben Tages brachte auch eine Erklärung des Berichterstatters für das Kriegsbudget Clementel über die Frage des Ersatzes des Lebel-Gewehrs durch einen Selbstlader. Man werde dann bei einer Ausgabe von 500 bis 700 Millionen Franken eine gefährliche Waffe erhalten, der gegenüber das Lebel-Gewehr auf dem Schlachtfelde eine Reihe von Vorzügen habe. Das Lebel-Gewehr sei eine ganz vorzügliche Waffe und der Mehrzahl der anderen überlegen.

Wenn wir betonten, man werde auch mit rund 906 Millionen Kriegsbudget nicht auskommen, so hatten wir auch einen lebhaften Feldzug, den General Langlois für die Vermehrung der Munition auf dem Schlachtfelde führte, im Auge. Langlois hatte schon am 13. Februar 1909 in der Sitzung des Senats und am 3. Februar 1910 im „Temps", anknüpfend an den Gesentzentwurf, betreffend die Vermehrung der Artillerie, die Forderung aufgestellt, die in den Batterien und den Munitionskolonnen des Armeekorps pro 7,5 cm-Geschütz vorhandene Schußzahl auf 3000, rund das Sechsfache der heutigen, zu bringen. Im Parlament hielt man damals 1000 Schuß für ausreichend, etwa das Doppelte der heutigen, bewilligte dazu aber keine besonderen Kredite, obwohl Langlois bei seiner Forderung nicht einmal die zehn Verstärkungsbatterien pro Armeekorps berücksichtigt hatte. Nun setzte das Kapitel „Feldfahrzeuge", das auch den Betrag für Munition der Feldartillerie enthält, im Budget 1911 rund 5,75 Millionen weniger an als das Budget 1910, und das veranlaßte Langlois zu seinem neuen nachdrücklichen Alarmruf, der auch wohl nicht ungehört verhallen wird [1]).

Radfahrerverbände. Der Bericht Clementel über das Kriegsbudget 1911 weist darauf hin, daß die an den Armeemanövern in der Picardie teilnehmenden Radfahrerformationen sich wiederum durchaus bewährten, sowohl bei großen Kavalleriekörpern als auch als teilweiser Ersatz der ungenügend starken Divisionskavallerie bei Aufklärung, Sicherung und raschem Besetzen wichtiger strategischer Punkte, und macht deshalb den Vorschlag — mit dem die Kammer sich im Prinzip einverstanden erklärt hat —, auch die 5. Kompagnie der fünf Jäger-

---

1) Berteaux hat inzwischen schon die nötigen Erklärungen gegeben, ebenso auch über die Iststärken. Bezüglich der Kolonialtruppen bemerkte Berteaux, daß der Armee aus ihrem Bestande an älteren, gut geschulten Leuten bei der Mobilmachung 84000 zuflössen. Die Änderung des Marineaushebungsgesetzes macht rund 50000 „inscrits maritimes", die bis jetzt im Kriege ohne Verwendung blieben, für die Armee verfügbar, zusammen 130000 Mann.

bataillone, deren 6. schon Radfahrerkompagnien sind, zu solchen umzuwandeln und so bei der Mobilmachung durch Einziehung von Reservisten Radfahrergruppen zu je drei Kompagnien à 150 Gewehre zu bilden. Dem Vorschlag kommt die Herstellung eines neuen, nur 12,5 kg wiegenden Modells eines zusammenlegbaren Fahrrades, das sehr viel widerstandsfähiger ist als das Modell Gérard, sehr entgegen. Das neue Modell ist vom Kriegsministerium schon erprobt worden, der Kriegsminister Berteaux verlangt von dem Budgetausschuß zunächst 225000 Frs.

Großer Dauerritt.

In den Tagen des 8. bis 11. April fand in Paris, wo gerade ein Concours hippique seinen Abschluß findet, ein sehr umfassender Dauerritt statt, der eine Dauerleistungsprüfung des Pferdematerials der Armee und auch einen Vergleich der Leistungsfähigkeit der Pferde der einzelnen Remontedepots darstellt. Zu diesem in Feldbekleidung (Kürassiere aber ohne Panzer) und mit feldmäßiger Packung stattfindenden Dauerritt stellen 7 Kürassier-, 16 Dragoner-, 6 Chasseur- und 3 Husaren-, zusammen 27 Regimenter, je eine Patrouille aus 1 Offizier, 1 Unteroffizier, 4 Mann, so daß 162 Pferde teilnehmen. Jede Patrouille soll nur Pferde aus demselben Remontedepot enthalten (abgesehen von eigenen Offizierpferden), die mindestens acht Jahre alt und mindestens einmal an Herbstübungen beteiligt gewesen sind. In dreimal 24 Stunden, vom 8. April morgens 9° ab bis zum 11. April 9° vormittags, mußten 300 km auf vorgeschriebenen Wegen zurückgelegt werden. Es handelte sich nicht um einen Schnelligkeits-, sondern um einen Dauerrekord, an dessen Schluß sämtliche Pferde jeder Patrouille in einer Kondition ankommen sollen, die ihnen noch eine Attacke und am folgenden Morgen volle, von einer Kavallerietruppe zu fordernde Leistung erlaubt. Behufs voller Ausnutzung der 72 Stunden war bestimmt, daß die Patrouillen überhaupt vor dem 11. April 9° vormittags nicht vor der Musterungskommission in Paris erscheinen durften. Selbst bei zehn Stunden Ruhe — deren Ansetzen, wie auch das des Tränkens, Futterns usw. den Führern der Patrouillen völlig überlassen wird — alle 24 Stunden und bei Zurücklegen von je 100 km in 24 Stunden bleiben je 14 Stunden für den Ritt, d. h. 8,9 Minuten für 1 km. Kommt bei einer Patrouille eins der Pferde lahm oder stark gedrückt an, so scheidet die ganze Patrouille aus dem Wettbewerb aus. Die Patrouillen, die am 11. April zwischen 9 und 10° vormittags in der verlangten Kondition vor dem Musterungsausschuß in Paris erschienen, nahmen am Wettbewerb um den I., die zwischen 10 und 11° vormittags eintreffenden um den II. Preise teil, die bis zum Nachmittag 4° in der verlangten Verfassung anlangenden

erhalten noch ein Diplom. Die Preise sind für die Offiziere Ehren-, für Mannschaften zum Teil Geldpreise, zum Teil aus Privatspenden hervorgehend.

Neue Feldsanitätsordnung. Im Kriegsbudget, bei dessen Beratung in der Kammer Clementel die Bemerkungen seines Berichtes über sinkende Iststärke in den letzten zehn Jahren, die Notwendigkeit der Vermehrung der Truppen aus Algerien und einer „schwarzen Armee“, sowie die Notwendigkeit stärkerer Zugmittel für Kapitulanten und Mahnung vor Sorglosigkeit im Vertrauen auf den Frieden näher ausführte, erscheinen auch rund 3,5 Millionen Mehrausgabe für neues Sanitätsmaterial. Diese Mehrforderung hängt eng mit der neuen Kriegssanitätsordnung zusammen, deren Vorzüge schon in früheren Berichten hervorgehoben worden sind.

Generalität. Die Beförderungen von Ende März haben die Ernennung von 7 Divisions- und 23 Brigadegeneralen gebracht. Der für Meunier zum kommandierenden General des III. Korps ernannte General Valabrèque entstammt, wie Meunier, der Artillerie. General Pedoya stellte ja auch bei der Beratung des Kriegsbudgets in der Kammer fest, daß die Besetzungen der höheren Stellungen in der Armee zum größten Teile mit Offizieren der Spezialwaffen erfolgen (bei uns ist es wesentlich anders). Der neue Kommandierende General des III. Korps ist noch nicht ganz 59 Jahre alt, er hat vielfach im Generalstab Verwendung gefunden, war unter André Chef des Militärkabinetts und später Kommandeur der oberen Kriegsschule, die 12. Division kommandierte er 3 Jahre. Zum Beweise der schlechten Aussichten der Infanterie — bei welcher Pedoya auch nach dem Vorbild Italiens Hauptleute über den Etat (aber nach 13 Jahren Offizierzeit, statt dort nach 15) ernannt sehen will — führt er aus den Beförderungsvorschlagslisten für 1911 an, daß bei der Artillerie auf 14, bei der Kavallerie auf 25, bei der Infanterie auf 37 Leutnants ein Vorschlag zum Hauptmann käme, bei der Artillerie auf 17, Kavallerie auf 20, Infanterie auf 39 Hauptleute ein Vorschlag zum Major, bei der Artillerie auf 7,8, Kavallerie auf 7,1, Infanterie auf 14 Majors ein Vorschlag zum Oberstleutnant, bei der Artillerie auf 3,7, Kavallerie auf 2,9, Infanterie auf 3,9 Oberstleutnants ein Vorschlag zum Oberst käme. Er verlangt vom Kriegsminister gesetzliche Maßnahmen zur Herstellung des Gleichgewichts in den Beförderungsaussichten bei den verschiedenen Waffen.

Änderungen zum Rekrutierungsgesetz vom 21. März 1905. Der Kriegsminister hat der Kammer eine Reihe von Änderungen zum Rekrutierungsgesetz vorgelegt, deren Tragweite eine sehr verschiedene ist. Bei Artikel 4 kommt der Vorschlag des Ministers dazu: bei den als unwürdig vom Dienst im Heer Auszuschließenden zu der Fassung des Gesetzes von 1889, die Soldaten, die wegen

militärischen Verbrechens zum Tode aber nicht zur Degradation verurteilt worden sind, und dann begnadigt werden, nicht als unwürdig auszuschließen. Artikel 9 bestimmt, daß die Militärs aller Dienstgrade an Wahlen nicht teilnehmen sollen, sobald sie im Dienst, oder zu Übungen einberufen worden sind. Anderseits wollte man die bürgerlichen Rechte der Leute der Reserve und Territorialarmee berücksichtigen und entließ die zu den Wahlen berufenen daher frühzeitiger aus den Übungen. Der neue Artikel will nun bestimmen, daß auch die zu Übungen eingezogenen an den Wahlen teilnehmen können, wenn sie sich durch einen Urlaubspaß ausweisen und nicht Uniform tragen. Tragen von Uniform zu einem Wahlakt, ist auch allen Offizieren der Reserve, des Beurlaubtenstandes usw. untersagt. Wichtiger ist die im Artikel 19 § 3 vorgesehene Änderung. Nach der bisherigen Fassung können Leute, die nach einem Jahr Zurückstellung dem Hilfsdienste zugewiesen werden, zum Dienst mit der Waffe übergeführt werden, wenn sie nach einjährigem Dienst für den Waffendienst tauglich befunden werden, nicht aber Leute, die bei der ersten Musterung den Hilfsdiensten zugeteilt werden. Das soll jetzt geändert werden und erwartet man davon einen Zuwachs von einigen Hundert Leuten jedes Kontingents für den Dienst mit der Waffe. Die Änderung des Artikels 22 nimmt in den Text des Rekrutierungsgesetzes die Bestimmung des Finanzgesetzes vom 8. September 1910 auf, die für jedes Kind eines als Familienstütze anerkannten, einberufenen Soldaten täglich 0,25 Frs. Unterstützung gewährt.

Festungsmanöver.

In der zweiten Hälfte April, zur Zeit der Übungen des Reserveregiments 242, fanden bei dem Waffenplatz Belfort große Festungsmanöver statt. Es handelte sich um den Angriff (drei Tage) auf einen Sektor der Festung, der durch die Kriegsgarnison verteidigt wurde. An den Festungsmanövern waren beteiligt je 4 Bataillone der Regimenter 35 und 42, je 1 Bataillon der Regimenter 23, 133, 152, Jägerbataillon 21, 3 Bataillone Reserveregiments 242 (zusammen 15 Bataillone), 1 Geniekompagnie, 6 fahrende Batterien, das 9. Fußartillerieregiment und 2 Dragonerregimenter. Bei den Manövern wurden auch große Erdarbeiten und Abholzungen durchgeführt.

18

Italien.

Der Bericht über das Kriegsbudget 1911/12.

Der Ausschuß für die Beratung des Kriegsbudgets 1911/12 hat den dessen Bewilligung empfehlenden Bericht Pais gebilligt. Der Schluß dieses Berichtes spricht die Hoffnung aus, es werde baldigst möglich sein, im Kriegsbudget nicht nur die Gehälter der Offiziere,

sondern auch die Bezüge der Mannschaften aufzubessern. Der Bericht hebt im übrigen hervor, der Budgetvorschlag 1911/12 übersteige den des laufenden Finanzjahres um 40810756 Lire, und wenn man die rein figurativen Ausgaben und die Girokonten abziehe, um 39119800 Lire, von denen ein Mehr von 29622300 Lire auf das Ordinarium und 9497500 Lire auf das Extraordinarium entfallen. Die Budgetstärke ist mit 240000 Mann angesetzt und um die dabei gegenüber der organisatorischen Sollstärke noch um rund 31000 Mann zurückbleibende Budgetstärke der Sollstärke gleichzumachen, wäre ein Mehraufwand von 13 Millionen im Ordinarium erforderlich, die bei den sonst noch nötigen Mehraufwendungen, die Finanzlage heute nicht zur Verfügung stellt. Der Bericht enthält auch die Beantwortung einer Anzahl der von dem Budgetausschuß gestellten Fragen durch den Kriegsminister. Spingardi erklärte u. a., daß die Aufhebung des Anspruchs auf Burschen für Offiziere heute ohne Mehrausgaben, die das Budget nicht zu tragen vermöge, und ohne sehr schwere Schädigung der Interessen der Offiziere nicht durchgeführt werden könne. Es sei also darüber noch nicht zu verhandeln. Die Arbeiten an der Landes- und Küstenbefestigung schreiten planmäßig mit Sicherheit fort. Bezüglich des Gesetzes über die Heiraten der Offiziere schließt sich der Kriegsminister dem Bericht Compans über seinen Gesetzentwurf an, der Wegfall des Nachweises jedes Heiratsgutes, aber die Beschränkung nicht unter 25 Jahren und nur mit königlichem Konsens zu heiraten, erhält. Das Gesetz wird einer großen Anzahl von Offizieren die Möglichkeit geben, bis jetzt bestehende Gewissensehen zu legalisieren. Von der Absicht einer Umbewaffnung der Infanterie und Kavallerie mit einem Selbstladergewehr, das sich bei den Proben ausgezeichnet bewährt haben soll und dessen Einführung rund 15 Millionen Kosten verursachen würde, war im Bericht Pais und in der Erwiderung des Kriegsministers keine Rede.

Zu den Militärkollegien werden für das Schuljahr 1911/12 Zulassungen zum ersten Lehrgang stattfinden. Die Dauer der Studien beträgt drei Jahre, während welcher die Zöglinge entweder die Lehrfächer eines technischen Instituts oder eines Lyzeums hören können. Maximum der Zulassungen 1911/12 zum Militärkollegium Rom 40 für Klasse des technischen Institus, 75 Lyzeumklasse, Neapel 40 bzw. 60.

Gliederung des Genie-Spezialistenbataillons.

Der Kriegsminister hat durch Erlaß verfügt, daß das Geniespezialistenbataillon sich aus einem Stabe und den folgenden 4 Abteilungen zusammensetzen soll. 1. Truppen und verschiedene Dienstzweige, an der Spitze ein Genieoberstleutnant. 2. Militärfliegerdienst, Spitze ein Artillerieoberstleutnant. 3. Lenkluftschiffe, Spitze ein See-

offizier. 4. Werkstätte für Versuche und mechanische Konstruktionen, Spitze ein Geniehauptmann. Dem Spezialistenbataillon gehört auch eine photo-elektrische Sektion an.

Spingardi und die Überwachung der Lebensführung der Offiziere durch deren Vorgesetzte.

Der durch die Zeitungen bekannte skandalöse Vorgang, bei dem ein Kavallerieoberleutnant beteiligt war, veranlaßte den Kriegsminister, am 4. März in der Kammer auf drei Interpellationen, betreffend die Überwachung der Lebensführung der Offiziere durch ihre Vorgesetzten, zu erklären, daß in diesem Spezialfalle von dem seit längerer Zeit bestehendem Verhältnis den Vorgesetzten nichts bekannt geworden, er in einer strengen Untersuchung feststellen lassen wolle, wen dafür eine Schuld treffe. Er mache — und das kommt auch in einem scharfen Erlaß vom 4. März zum Ausdruck, der an die kommandierenden Generale und Generalinspektionen gerichtet — die Vorgesetzten, aber auch die Kameraden dafür verantwortlich, daß Verstöße gegen die richtigen Ehrbegriffe zur Kenntnis der Vorgesetzten gebracht und Unwürdige aus dem Heere entfernt würden.

Marine.

Der Bericht Balzo über das Marinebudget 1911/12 ist von dem allgemeinen Finanzausschuß gebilligt worden. Er weist, die Gründe für die neuen Forderungen als Verbesserung des Gesetzes vom 27. Juni 1909, angebend, darauf hin, daß für die Marine für 1911/12 im Voranschlag 195062372 Lire, 8601707 Lire mehr als für 1910/11 verlangt wurden, und bringt dann einige Antworten des Marineministers auf Fragen. Wir heben von diesen hervor die Mitteilung des Ministers, daß die Schiffsbauten auf Staats- und Privatwerften mit Hochdruck fortschreiten, und man hoffen darf, daß die im Programm 1909 vorgesehenen Bauten rechtzeitig fertig werden. Bezüglich des „Dante Alighieri" hat der Marineminister dahin Auskunft gegeben, daß der über den vorgesehenen hinausgehende Tiefgang auf 25 cm vermindert und auf die Schnelligkeit des Schiffes keinen hemmenden Einfluß haben wird. Das Schiff wird 1913 fertig sein. Der Bericht schließt mit den Sätzen: „Wenn der Staat darauf verzichtet, den ihm gebührenden Platz im Range der Seemächte zu behaupten, würde er ein Verbrechen am Vaterlande begehen und den Untergang Italiens herbeiführen." 18

Österreich-Ungarn.

Neue fahrbare Mörser. Von den Skodawerken.

Meldungen aus Wien besagen, daß die Skodawerke einen neuen fahrbaren Mörser hergestellt haben sollen. Über die Art dieses Belagerungsmörsers verlautet bisher nur, daß sein Kaliber größer als das des eingeführten 24 cm-Mrs. sei, und daß die größte Scheitelhöhe der Geschoßbahn 2000 m betrage. Schießversuche auf dem

Felixdorfer Steinfeld sollen bisher befriedigende Ergebnisse gehabt haben. Nach einigen Meldungen soll die Heeresverwaltung entschlossen sein, bei weiterem günstigen Verlauf der Probeschießen bereits im nächsten Budget einen Kredit zur Einführung dieses neuen Mörsers zu beantragen. Nach anderen Nachrichten ist die Angelegenheit dagegen über das Versuchsstadium noch nicht hinausgekommen und ist noch nicht abzusehen, ob eine Bestellung des Kriegsministeriums erfolgen wird. Daß im übrigen die Beschäftigung der Pilsener Werke befriedigend ist, dürfte daraus hervorgehen, daß die diesjährige Dividende auf 9 % (gegenüber 8 % i. V.) geschätzt wird. W.

Rufsland.

Wir hatten in unserem Februarbericht des Gerüchtes gedacht, daß der bisherige Kommandierende General des XVIII. Armeekorps, Generalleutnant Letschitzkij, als Nachfolger des aus seiner Stellung abzuberufenden Generals der Ingenieure Unterberger, für den Posten des Oberbefehlshabers des Militärbezirks Amur in Aussicht genommen sei. Dies Gerücht hat nunmehr durch die im „Russkij Inwalid" veröffentlichte Ernennung des Generals seine Bestätigung erhalten. Kaum ein Militärbezirk bedarf heute wohl mehr eines besonders tüchtigen Oberbefehlshabers als der zwischen China und Japan liegende Amurbezirk. General Letschitzkij scheint aber den Ruf eines solchen nicht unverdient zu genießen. Er kennt aus langer Tätigkeit die Verhältnisse Ostasiens, auf dessen Schlachtfeldern er sich so auszeichnete, daß er mit 48 Jahren Divisionskommandeur wurde. Er stammt aus einfachen Verhältnissen, erhielt seine Erziehung auf einem geistlichen Seminar und machte seinen Weg, soweit uns bekannt, mehr in der Front als in ausgezeichneten Generalstabsstellungen. Er war für die glänzenden Petersburger Kreise ein Homo novus, als er im Jahre 1906 in der schlimmsten Zeit der Revolution an die Spitze der 1. Gardeinfanteriedivision gestellt wurde. Kaum zwei Jahre in dieser Stellung, wurde der General — 51 Jahre alt — Kommandierender General des in Petersburg garnisonierenden XVIII. Armeekorps, um heute in dem rüstigen Alter von 54 Jahren den zurzeit bedeutsamsten Posten auf asiatischem Boden einzunehmen. Nicht zum Nachteil seiner militärischen Tätigkeit wurde ihm nicht wie seinen Vorgängern auch das Amt des Generalgouverneurs übertragen, das der Senator Gondatti erhielt. — Der bisherige Militärgouverneur des Küstengebietes und Hetmann des Ussuri-Kasakenheeres, Generalmajor Swetschin, ist zur Verfügung

des Ministers des Innern gestellt. An seine Stelle trat der Kommandeur der 1. Brigade der 10. Schützendivision, Generalmajor Manakin. Der erst vor kurzem zum „Gehilfen“ des Kommandierenden des Wilnaer Militärbezirks ernannte „Gehilfe“ des Generals Unterberger, Generalleutnant Martos, wurde zum Kommandierenden General des XV. Armeekorps ernannt. Der Chef des Hauptstabes, Generalleutnant Kondratjew, ist auf eigenes Ersuchen aus Gesundheitsrücksichten durch einen Kaiserlichen Erlaß, der der besonderen Dienste des Generals gedenkt, seines Posten enthoben worden. Zu seinem Nachfolger wurde der bisherige Kommandeur des V. Armeekorps, General der Infanterie Michnewitsch, ernannt. Den erledigten Posten des Chefs des Generalstabes erhielt der General der Kavallerie J. G. Schilinskij. Er hat seine Laufbahn als Kornett in dem Chevaliergarderegiment begonnen. Nach Besuch der Generalstabsakademie hat er den größeren Teil seiner Dienstzeit im Generalstabe zugebracht. Zu Beginn des Russisch-Japanischen Krieges wurde er Chef des Feldstabes des Statthalters Alexejew. Im Jahre 1906 erhielt er die 14. Kavalleriedivision und ein Jahr später das 10. Armeekorps, das er bis zu seiner Ernennung zum Chef des Generalstabes befehligte. Auch der Grenzbezirk mit China, der Militärbezirk Irkutsk, hat in der Person des bisherigen Kommandierenden Generals des 1. Armeekorps, Generals der Artillerie Nikitin, einen neuen Oberkommandierenden erhalten.

Das Donische Heer hat seinen Hetmann, einen General aus alter deutsch-schwedischer Familie, den Generalleutnant Baron Taube, durch den Tod verloren. Sein Nachfolger wurde der aus dem letzten Feldzuge bekannte Generalleutnant Mischtschenko. Er war bisher dem Oberkommandierenden im Kaukasus zur Verfügung gestellt.

Der Marineminister Admiral Wojewodskij hat den Abschied erbeten. Fraglich ist ob dieser Entschluß mit dem „Allerhöchsten Erlaß in Verbindung steht, den der Kaiser auf das eingereichte Gutachten der mit der Untersuchung der Tätigkeit der Hauptverwaltung für Schiffbau und Schiffsausrüstung der staatlichen Marinefabriken und Kriegshäfen in wirtschaftlicher und in Hinsicht ihrer Verwaltung betrauten Kommission hat ergehen lassen. Jedenfalls ist durch den Erlaß eine Reform der in keiner Weise als mustergültig hingestellten Marineverwaltung angeordnet worden. Man erhält gleichzeitig die Überzeugung, namentlich aus dem Schlußsatz des Reskripts, daß die Regierung sich der Hoffnung hingibt, durch das Entgegenkommen gegen die Volksvertretung und das Versprechen der Reorganisation der für sehr wenig vertrauenswürdig

erklärten Verwaltung die Bewilligung der sehr großen Forderungen für den Neuaufbau der Schlachtflotte zu erreichen.

Vorläufig scheint die Stimmung der Duma noch sehr pessimistisch. Charakterisiert wird die Lage treffend durch den Bericht der Budgetkommission in einer der letzten Sitzungen im März. Da sagt der Berichterstatter u. a.: „In den vier Jahren, in denen die dritte Duma über den Etat verhandelt, ist sehr wenig getan worden im Vergleich zu den Rüstungen der anderen Mächte. Die russischen Kräfte zur See nehmen immermehr ab, zumal im bedrohten Schwarzen Meere. Der Ministerpräsident hat große Reformen in Aussicht gestellt. Davon sei nichts zu bemerken, und eine Hoffnung auf diese Reform fehle. Der Minister sei willig, richte aber nichts aus. Es fehle das energische Wollen, daher die Stockung. Da würde selbst der Optimist zum Pessimisten. Der Etat werde nur als Mittel, eine bestimmte Geldsumme zu erhalten, betrachtet, doch man richtet sich nicht nach ihm. Die Duma muß wissen, wofür man das Geld hergibt. Es wurden 250000 Rubel für die Umbewaffnung der „Zwölf Apostel" verlangt, das Geld aber wurde für andere Zwecke verausgabt. Das 1908 angewiesene Geld für fünf Torpedoboote wurde auch anderweitig verbraucht. Da herrschen in der Türkei ganz andere Zustände. Das russische Marineministerium ist immer im unklaren darüber, welchen Schiffstypus es zu wählen hat, selbst bei den Unterseebooten. Das Ministerium verlange 112994257 Rubel. Dreimal seien sie abgelehnt, und doch hat es sie erhalten. Geld ist zur Genüge da. Doch wird es zur Tilgung alter Schulden verwendet."

In der Sitzung der Landesverteidigungskommission vom 20. März wurde beschlossen, die Juden zur Wehrsteuer heranzuziehen, da sie ein für die Armee schädliches Element seien. Es sei daher möglichst bald ein entsprechender Gesetzentwurf seitens der Regierung einzubringen. Am 24. März nahm die Duma in einer Geheimsitzung eine Vorlage an, in der nicht weniger als 38 060 000 Rubel für die Vervollkommnung der Artillerie in materieller und technischer Hinsicht bewilligt wurden. Hierbei sprach die Duma die Erwartung aus, daß die Luftschiffsabteilungen verstärkt würden.

Vom 1. bis 14. Januar dieses Jahres ist der Bau aller neuen nicht der Landesverteidigung dienenden Baulichkeiten der Militärverwaltung dem „Hauptkomitee für den Kasernenbau" übertragen worden. Die Unterbringung der russischen Armee lag bis in die achtziger Jahre hinein sehr im argen. Im Jahre 1882 schuf man beim Kriegsrat eine „Kommission für den Kasernenbau". Das Feld ihrer Tätigkeit

war freilich ein sehr weites, da es das ganze europäische und asiatische Rußland, von der Newa bis zum Stillen Ozean, von Finnland bis zum Kaukasus, umfaßte. Man beschränkte sich jedoch nicht darauf, nur Kasernen oder Offizierswohnungen zu erbauen, sondern man errichtete auch Truppenkirchen, Garnisonbäckereien, Magazine, einen Artillerieschießplatz, einen Stützpunkt für die Amurstromflottille usw. Außerdem wurden von dieser „Kommission" an der Westgrenze „strategische Chausseen" und Brückenbauten geschaffen. Diese Bauten wurden technisch und „finanziell" (wie der „Russkij Inwalid" sich kürzlich ausdrückte) so tadellos ausgeführt, daß sie ohne jede Beanstandung von der Ingenieurverwaltung und der Verwaltung der Straßenverbindungen übernommen wurden.

Zurzeit sind in den verschiedenen Militärbezirken des europäischen Rußlands, in dem Kaukasus, in Finnland, in Sibirien und dem Amurbezirk 80 Militärbaukommissionen an 80 verschiedenen Punkten tätig. Durch Kaiserliche Verordnung vom 2. Februar d. J. hat die zum „Hauptkomitee" umgeschaffene „Kasernenkommission" einen großen Teil der Obliegenheiten der Hauptingenieurverwaltung übernommen. Zu diesen gehört u. a. der Bau aller neuen nicht zu Verteidigungszwecken bestimmten Gebäude in den Festungen und außerhalb derselben. Infolgedessen erhielt diese Behörde auch einen anderen Charakter. Wenn sie bisher den Charakter einer nicht selbständigen, dem Kriegsrate angegliederten unter einem von dessen Mitgliedern stehenden Behörde trug, so trat sie jetzt als selbständige Behörde in die Reihe der anderen Hauptverwaltungen des Kriegsministeriums. Zum Chef der neuen Hauptverwaltung wurde Generalleutnant Hausmann ernannt.

Aus den soeben veröffentlichten Ergebnissen der letzten Rekrutenaushebung entnehmen wir: Die Gesammtzahl des erforderlichen Ersatzes betrug 456 635 Mann. In dieser Zahl waren 28965 Juden enthalten, teils aus den Gouvernements, in welchen den Juden die Niederlassung gestattet ist, auf Grund der Verhältniszahlen der Bevölkerungsteile bestimmt, teils — in den anderen — auf Grund der Losziehung. Zur Gestellung kamen 1 192 792 Mannschaften in wehrpflichtigem Alter. Es waren 867 141 Groß-, Klein- und Weißrussen; andere Angehörige christlicher Volksstämme 220598. Von den Nichtchristen waren Juden 67 294, Karaimen 98, Mohammedaner 35942, andere nichtchristliche Mannschaften 1719.

Zum Dienste wurden ausgehoben: 436 283 Mann.

Von diesen waren Groß-, Klein- und Weißrussen 325 733, andere christliche Volksstämme 74 188, Juden 18997, Karaimen 14, Mohammedaner 12 943, andere Nichtchristen 532. Zur Prüfung ihres

Gesundheitszustandes wurden 49 003 Wehrpflichtige Krankenhäusern überwiesen, der Superrevisionskommission in der Gouvernementshauptstadt usw. wurden 13 554 Wehrpflichtige vorgestellt. Zur Gestellung erschienen überhaupt nicht 94 002 Mann, von denen 22 207 Juden.

Es fielen vom prozentualen Anteil der von den einzelnen Gruppen auszuhebenden Mannschaften aus: 1. an Groß-, Klein- und Weißrussen 1441; 2. an Angehörigen anderer christlicher Volksstämme 6332; 3. an Juden 11 239; 4. an Karaimen 17; 5. an Mohammedanern 1196. 6. An anderen nichtchristlichen Gestellungspflichtigen 77, so daß im ganzen 20 352 Wehrpflichtige aus früheren Jahren eingestellt werden mußten.

Über den militärischen Wert des Kosakenpferdes entstand eine ziemlich heftige Polemik. Im „Russkij Inwalid“ erschienen in neuester Zeit Aufsätze, die sich namentlich für die Verwendung des donischen Pferdes für die Artillerie höchst abfällig aussprachen. Hierauf erwiderte W. Dobrynin in Nr. 53 des „Russkij Iwalid“, daß die Kosakenpferde nicht nur als Artilleriepferde völlig brauchbar wären, sondern auch die größten Strapazen im Felde ertragen hätten.

Als Beweis hierfür wurden Marschleistungen der der Donschen Kosakenbrigade im letzten Feldzuge zugeteilten Kosakenbatterien aufgeführt. Im Februar des Jahres 1905 hatten die Japaner die Huntschulinbrücke gesprengt. Die Brigade wurde von der rechten Flanke der Armee aus in den Rücken derselben gesandt. Hierzu waren sehr starke Märsche bei äußerst ungünstigem Wetter zurückzulegen, und zwar am 3. Februar 68, am 4. Februar 60, am 5. Februar 70, am 6. Februar 80, am 7. Februar 50 und am 8. Februar 80 Werst. Die unendlichen Krümmungen der Wege, die aus der Karte gar nicht ersichtlich waren, verlängerten jede dieser Strecken mindestens um 8 Werst. Während des ganzen Marsches verlor die Batterie 8 Pferde, die fielen, und 20 andere waren so erschöpft, daß sie vor einem weiteren Marsche Schonung forderten. Diese Angaben beweisen — nach des Verfassers Ansicht — aber nur, daß man Batterien nicht mit eben erst ausgehobenen Bauernpferden bespannen darf. Denn diese Zugpferde waren beim Beginn des Feldzuges im Charkower Gouvernement auf Grund des Pferdegestellungsgesetzes in mehreren Kreisen in Bauerngemeinden ausgehoben worden. Man war genötigt, Geschütze und die Munitionswagen der ersten Staffel teilweise mit Kosakenpferden zu bespannen. Von ihnen fiel während der Märsche nur ein einziges Pferd. Zum ferneren Beweise führt der Verteidiger des Kosakenpferdes an, daß

bei Manövern die Kosakenbatterien Treffliches im Verbande mit regulären reitenden Batterien geleistet, jedenfalls diesen in keiner Weise nachgestanden hätten.

Es ist schwer, aus Erfahrungen einzelner ein Gesamturteil zu fällen. Die Kosakenfrage will auch allseitig betrachtet sein. Schon heute ist es nicht mehr möglich, in manchen Gegenden der Kosakengebiete die Kosaken auf eigenen, völlig kriegsbrauchbaren Pferden beritten zu machen. Je mehr ein großer Teil der Kosakenbevölkerung den Charakter des kriegsgewohnten Grenzers verlor und zum friedlichen Ackerbürger, oft aber auch zum Handwerker, Kaufmann oder Gewerbetreibenden ohne Pferd und „Halm und Ar“ wurde, desto geringer wird auch die Leistungsfähigkeit für Pferdegestellung.

Für Rußland bedeutet aber die Beibehaltung der Kosakenreiterei die Möglichkeit, die Kavallerie ohne große Kosten der Zahl nach hochzuhalten. Daher wird man sie auch, trotzdem man die Schwächen der Kosakenorganisation nicht verkennt, beibehalten. C. v. Z.

Türkei.

Nach Meldung des „Ikdam“ hat die türkische Regierung, außer den bereits Ende 1909 bestellten, 80 weitere Feldgeschütze bei der Essener Gußstahlfabrik in Auftrag gegeben. W. Feldgeschützbestellung bei Krupp.

Literatur.

I. Bücher.

Gneisenau. Von Wilhelm Capelle. Leipzig und Berlin 1911. B. G. Teubner. 2,40 M.

Dieses ausgezeichnete Büchlein gehört zu der von demselben Herrn Verfasser herausgegebenen Sammlung „Deutsche Charakterköpfe“. Es tritt anspruchslos auf und führt sich ein als „eine Auswahl aus seinen Briefen und Druckschriften“. Aber das in der warmherzig geschriebenen Einleitung über Gneisenau Gesagte ergänzt durch die Briefe, genügt vollkommen, um ein Bild zu geben von dem Wesen des Mannes, der neben Scharnhorst an erster Stelle genannt werden muß unter den treibenden, schöpferischen, fortreißenden Männern jener Zeit. Und in Gneisenau verkörpert sich vielleicht noch ausgeprägter wie in dem kühleren Scharnhorst — Schwung der Gedanken, Weite des

Geistes, glühender Patriotismus, unerschütterliche Charakterstärke, die in dieser Vereinigung unsere Bewunderung erheischen. Wir sollen aber auch von und bei solchen überragenden Männern lernen, was ihre außerordentliche Wirkung und ihre Erfolge ausmachte. Sie lagen in erster Linie auf dem Gebiete selbstlosen Idealismus. Letzterer hatte aber in einer langen Friedenszeit, bei einer vorwiegend mechanisch aufgefaßten Wertung der Kriegskunst, unter dem Einfluß eines teils sentimental, teils materiell gerichteten Zeitgeistes Schaden gelitten. Deshalb hatte Gneisenau damals ein Recht zu schreiben: „Kleinmut herrscht überall und das Zeitalter ist so kraftlos, daß die Idee mit Anstand zu fallen, für eine poetische Exaltation gilt". Diese Zeilen wurden geschrieben nach Jena und Auerstaedt, sie waren zutreffend und man sollte nicht versuchen, wie das jetzt hie und da geschieht, zu retouchiren, was den Geist der Armee 1806 angeht. Aber gerade weil auch der innerliche Zusammenbruch in Armee und Staat damals ein so vollständiger war, desto größer sind die Verdienste, desto unermeßlicher war die Arbeit, die von 1807—1813 geleistet werden mußte, um den neuen Geist zu wecken, zu hegen und zu pflegen. Nicht nur im Heere, sondern auch im Staate, in allen Schichten des Volkes. Leicht wurde das den Reformern nicht gemacht, auch Gneisenau nicht, denn die selbstgefällige Mittelmäßigkeit, der Neid, der Ressortdünkel drohten damals wiederholt, das große Werk der Befreiung in Gefahr zu bringen.

Die Briefe Gneisenaus zu lesen, ist auch ein literarischer Genuß wegen ihres prachtvollen Stiles und der Klarheit des Gedankenganges. Der Humor fehlt auch nicht wie bei allen großen Deutschen. Dieser „Gneisenau" sollte in der Armee recht viel gelesen werden Keim.

Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Oberstleutnant a. D. Frhr. v. d. Osten-Sacken und v. Rhein. Erster Band. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 8,50 M.

Der erste Band dieses sehr beachtenswerten Werkes umfaßt: die alte Armee bis zum Frieden von Tilsit. Nach einer kurzen Vorgeschichte der Entwicklung des Brandenburgischen Kriegswesens bis zum Großen Kurfürsten gibt der Herr Verfasser eine mustergültige Darstellung des organischen wie innerlichen Werdens des Heeres vom Jahre 1655 ab. Mustergültig, weil der Fehler vermieden ist, Nebensächliches zu behandeln und damit das Langweilige, welches meistens solchen Heeresstudien anhaftet. Mustergültig, weil der innere Zusammenhang von Heeresangelegenheiten unter sozialen, wirtschaftlichen, politischen und nicht zuletzt unter ethischen Gesichtspunkten auf einwandfreier historischer Grundlage nachgewiesen und in das richtige Licht gestellt ist. Dabei wird dem Leser nicht entgehen, daß sich schon vor 400 Jahren die „Stände" — im gewissen Sinne die Vorläufer der heutigen Parlamente — wenig heeresfreundlich erwiesen, dabei natürlich auch sehr kurzsichtig, denn unter ihrer Pfennigfuchserei mußte am letzten Ende das Land selbst am meisten leiden in Kriegs-

zeiten. Noch König Friedrich Wilhelm I. hatte mit dieser Renitenz zu kämpfen, bis er die Monarchie als „rocher de bronze stabilisierte". Derselbe König stellte auch die allgemeine Wehrpflicht zuerst grundsätzlich fest in dem Kontrereglement von 1733 an dessen Spitze der Satz stand: Alle Einwohner des Landes werden zu den Waffen geboren." Die allgemeine praktische Durchführung erfolgte allerdings erst nach dem Zusammenbruche von 1806. Der Grundsatz als solcher gilt ja auch heute noch, aber wir entfernen uns jedes Jahr mehr von seiner Durchführung und ich denke im nachfolgenden Bande wird der Herr Verfasser nicht ermangeln, auf diese nicht unbedenkliche Entwicklung des Heerstandes hinzuweisen. Beim Durchlesen des vorliegenden Bandes wird sich aber auch der Eindruck befestigen, daß es immer hervorragende Persönlichkeiten, hier Herrscher, gewesen sind, welche das Heer vorwärts gebracht haben und niemals ein „System oder eine lahmgerittene Tradition". Der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., der Große König — sie alle waren schöpferisch tätig. Altes Unbrauchbares beseitigend, Neues einführend und vor allem bestrebt, auch das Heer mit wahrhaft kriegerischem Geiste zu erfüllen. Dazu gehörte unter Friedrich Wilhelm I. die Hinneigung zu einem gleichsam Spartanischen Sinne, und diesen wußte er vor allem dem Offizierkorps einzupflanzen. Die scharfen Begriffe von „Ehre und Zucht" wurden die Fundamente des preußischen Heeres und so muß er auch als der innerliche Schöpfer desselben angesprochen werden. Eine tendenziöse, bis auf den heutigen Tag fortspukende Geschichtschreibung hat aber gerade das Bild dieses Königs aus rührsamen Gründen arg verzeichnet.

Einen breiten Raum nimmt naturgemäß der Abschnitt „Das Heer des Großen Königs" ein, der auch eine kurze Darstellung der kriegerischen Ereignisse in sich schließt. Man kann diese Zeiten gar nicht oft genug dem Gedächtnis der Nation wie des Heeres einprägen. Die Begriffe Ruhm, Ehre, Aufopferung, Pflichterfüllung um ihrer selbst willen sind ja in der Gegenwart vielfach nicht mehr so ganz vollwichtig. Sie sind aber neben dem Genie des Königs es gewesen, die dem Preußischen Heere jenen beispiellosen Ruhm eingebracht, den es allerdings auch mit dem Tode von 180000 Streitern erkämpfen mußte. Mehr als die Kriege von 1813—15, 1864, 1866 und 1870/71 zusammen gefordert haben.

Aber auch die schwachen Punkte in dem Heere Friedrichs des Großen entgehen dem Herrn Verfasser nicht — den ein feines psychologisches Verständnis auszeichnet — und in denen schon teilweise die Keime liegen für den Rückgang des Heereswertes unter seinen Nachfolgern. Bemerkenswert erscheint mir hier das Vordrängen finanzieller Erwägungen zu ungunsten des Heeres. Bemerkenswert, weil ja auch die Gegenwart im Begriff ist, militärische Fragen neben parteipolitischen unter finanzpolitischen Erwägungen zu betrachten. Da aber doch einmal von der Gegenwart die Rede ist, so möchte ich

zu dem statistischen Nachweise auf S. 337, der beim Kapitel Überalterung der Armee 1806 unter den 540 Stabsoffizieren einschließlich Obersten der Infanterie 187 Fünfziger festgestellt und 110 Sechziger, doch bemerken, daß wir im Begriffe sind, diesen Zahlen bedenklich nahe zu kommen. Ich glaube sogar annehmen zu dürfen, daß jetzt schon über die Hälfte der Stabsoffiziere der Infanterie einschließlich der Obersten die „Fünfziger" überschritten hat. Auch damals war die Sparsamkeit bei den Pensionen die Haupttriebfeder für das Belassen von Offizieren in Stellungen, die sie bei ihrem Alter nur unvollkommen ausfüllen konnten. Und nun vergleiche man den gewaltigen Unterschied zwischen den körperlichen wie geistigen Anforderungen jener Zeit und der heutigen an die Offiziere aller Grade!

Die Ursachen der Katastrophe von 1806 sind durchaus objektiv geschildert. Daß ein unkriegerischer, von Humanitätsduselei und Kulturphrasen durchsetzter Geist des preußischen Volkes unter Führung der Gebildeten und einflußreichen Schichten damals die Mitschuld an dem unerhörten Zusammenbruche des Heeres wie des Staates trug, steht fest. Moniti discite! Keim.

Silvestre, Général, **Considérations sur la Campagne de Mandchourie** (1904—1905). 5 Skizzen. 97 S. Paris, Berger-Levrault. Preis 3 Frs.

Die Frage, die der Verfasser in seinem Vorwort stellt: Ursachen der russischen Niederlagen, warum vermochte am Schluß des Krieges die russische Armee nicht noch einmal das Waffenglück zu versuchen, findet sich nur andeutungsweise beantwortet; das Hauptmoment, das jeden Offensivgedanken erstickte: „Der japanische Alp" findet sich nur unzureichend betont. Der Widerstreit der Ansichten zwischen Alexejew und Kuropatkin lähmte bei Beginn des Krieges jedes kraftvolle Handeln, in dem zweiten Teile machte er sich weniger geltend. Wäre Kuropatkin nur dem Wunsche des Vizekönigs gefolgt! „Ist nicht ebenso wie bei Austerlitz das Vertrauen auf einen theoretisch entwickelten und festgestellten Plan die erste Ursache der russischen Mißerfolge? Das Vertrauen auf den Wert verfrühter Dispositionen, die Furcht sich zu schlagen, ohne eine gute, befestigte Stellung vorher zu besetzen, die Neigung, nur Verteidigungsschlachten zu schlagen, ist Überlieferung in der russischen Armee seit einem Jahrhundert und ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Selbst ein Genie würde nicht imstande gewesen sein, die Armee von dieser Bürde zu befreien, denn wenn auch ein Genie die Einzelteile zu einem Ganzen zusammenfügen kann, ein Genie braucht aber lange Zeit, wenn es vor dem Aufbauen erst zerstören muß." Die Überlegenheit der japanischen Operationsmethode über die des übermäßig zu Theorien neigenden russischen Generalstabes wird anerkannt. In taktischer Beziehung wird die Bedeutung der Offensive anerkannt, vor einer übermäßigen Bewertung der Nachrichtenmittel wird gewarnt und auf die Schwierigkeit hingewiesen, Entschlüsse zu fassen, ohne

selbst das Schlachtfeld vor Augen zu haben. Sehr richtig wird darauf hingewiesen, daß die Erfolge der Japaner bei ihren nächtlichen Unternehmungen hervorgerufen wurden durch die Unbeweglichkeit der Russen. Nächtliche Anmärsche der Japaner und Räumen einer Stellung selbst in naher Fühlung mit dem Feinde ist stets möglich gewesen, erst wenn man in Berührung mit dem Feinde tritt, mehren sich die Reibungen, so daß nur die Überraschung des Feindes, falls dieser nicht entmutigt ist, einen Erfolg mit Sicherheit verbürgen könne. Das Buch enthält eine Menge anregender Betrachtungen, die aber an und für sich nur wenig Neues bieten.

Moltkes Kriegslehren. Die operativen Vorbereitungen zur Schlacht. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Kriegsgeschichtliche Abteilung I mit 5 Karten und 28 Textskizzen. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung. 7 M.

Der Große Generalstab hat eine Pflicht gegen die Armee und das Andenken des Feldmarschalls Moltke zu erfüllen geglaubt, wenn er die in verschiedenen Werken und Schriften zerstreuten reichen Lehren für die Kriegführung gesammelt und zu einem geordneten Ganzen vereinigt hat. In dem vorliegenden ersten Band sind die Kriegsverhältnisse im großen behandelt. Die folgenden beiden Bände sollen die taktischen Vorbereitungen zur Schlacht und die Schlacht selbst umfassen. Der Stoff ist in 13 Kapitel eingeteilt, die in der Regel in einen theoretischen und einen kriegsgeschichtlichen Teil zerfallen, von denen der erstere vollständig, der letztere zum größten Teil aus Moltkes Feder stammen. Naturgemäß sind die Kriege von 1864, 1866, 1870/71 zumeist als Beispiele benutzt. Sie gewinnen durch die vielseitigen, geistreichen Beleuchtungen, die ihnen hier zuteil geworden sind, ein erneutes, erhöhtes Interesse.

Überaus fesselnd auch für weitere Leserkreise sind die Kapitel über Krieg und Frieden, über Krieg und Politik, die Zusammensetzung des Hauptquartiers, die Wahl des Feldherrn, die Freiheit des Handelns, der Operationsplan, die Operationsbasis, die Festungen und die Eisenbahnen.

Bezüglich der Wahl des Feldherrn wird z. B. überzeugend nachgewiesen, daß der Monarch, dem der Staat mit seinen Hilfsmitteln zur Verfügung steht, nur dann seinen richtigen Platz an der Spitze der Feldarmee hat, wenn er es vermag, selbst der Führer seiner Heere zu sein und die schwere Verantwortlichkeit für alles, was im Felde geschieht, selbst zu übernehmen, andernfalls wirkt er lähmend. Der König von Hannover 1866, Napeleon 1870 sind Beispiele dafür, während, nach Moltkes Ansicht, die Anwesenheit des Königs von Dänemark 1864 beim Heere den ziellosen Terrorismus aus Kopenhagen unschädlich hätte machen können. Sehr charakteristisch ist der Ausspruch, daß der Feldherr, der sich erst auf einen Kriegsrat stützen will und verschiedenen Ansichten, die an sich jede einzelne begründet

sein mögen, Gehör gibt, hundert gegen eins zu wetten seinen Feldzug verlieren wird.

Bezüglich des Operationsplans wird ausgesprochen, daß ein solcher in seinen Grundzügen unbedingt festgelegt werden muß, daß aber jedes größere Gefecht sozusagen die Etappenpunkte für neue strategische Entschlüsse bildet. Über die erste Schlacht kann kein menschlicher Scharfsinn hinaus vorsehen.

Den Festungen, mit denen sich Moltke auch als Mitglied der Landesverteidigungskommission immer sehr eingehend beschäftigen mußte, ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Ohne ihre Bedeutung zu verkennen und trotz der Erfahrungen von 1864 und 1870/71 ist Moltke seiner Ansicht treu geblieben, daß die Festungen unverhältnismäßig viel Mittel an Geld und Besatzung beanspruchen und öfter schaden als nutzen. Er hat darauf hingewirkt, daß nach 1871 die Zahl der vorhandenen Festungen verringert, die großen zeitgemäß umgestaltet wurden.

Die übrigen Kapitel haben mehr rein militärisches Interesse und behandeln Flankenstellungen, Telegraphen, Verpflegung, Munitionsersatz 1870/71, Sanitätswesen und Feldpost.

Das ausgezeichnete Werk kann als Vermächtnis Moltkes angesehen werden. Je gründlicher es studiert wird, um so höher wird der Genuß, den es bereitet. v. Twardowski.

Die Fremdenlegion. Eine sozialpolitische, völkerrechtliche und weltpolitische Untersuchung von Victor Reven. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. Preis 1,50 M.

Mehrfache, in der letzten Zeit aus den französischen Fremdentruppen bekannt gewordene Ereignisse haben diese unzeitgemäße Einrichtung der französischen Heeresorganisation nicht nur vor das Forum der Deputiertenkammer geführt, sondern haben sie auch in der deutschen Presse und im deutschen Reichstage Bemerken finden lassen. In dem letzteren durch eine gelegentlich der Beratung des Heeresetats gefallene Äußerung des Kriegsministers, die geradezu als eine Berufung an die Presse aufzufassen ist, „mitzuwirken an einer Aufklärung im Volke über in der Fremdenlegion vorliegende Verhältnisse“. Im allgemeinen hat es zwar auch bis jetzt weder an Zeitungsartikeln noch an gelegentlichen Schriften gefehlt, die einzelne Begebenheiten aus dem Dienst der erwähnten Truppe zu besprechen oder auch zusammenhängende Schilderungen aus dem „abenteuerlichen“ Leben der Legionäre zu geben suchten. Aber gerade diese Bemühungen vermochten nicht in der Weise zu wirken, die ihnen zu wünschen gewesen wäre. Denn meist trugen sie offen den Stempel der Übertreibung und der Sucht nach Sensation. Aber nur strengste Objektivität und schlichte Darstellung der greller Farben nicht bedürfenden Schreckensbilder können hier wirken. Wenn aber zur Beschreibung wüster, gegen die Eingeborenen Afrikas oder Indochinas ge-

führter Kämpfe ein ehemaliger Fremdenlegionär zur Feder gegriffen hat, der während der betreffenden Feldzüge friedlich im Kasino der Herren Offiziere diente, oder wenn ein anderer ehemaliger Fremdenlegionär sich als Offizier und Führer einer Kompagnie vorstellt und behauptet, mit dieser Kompagnie Gegenden Marokkos erreicht zu haben, die auch jetzt noch kein französischer Soldat betrat, und wenn dann dieser Mann in den, doch schließlich Nachforschungen offenstehenden Listen der Legion als Offizier nicht zu finden ist, so mußten jene Darstellungen unter diesen Unwahrheiten leiden und konnten einen ernsthaften Leserkreis nicht finden. Für den Reisenden ist es nicht leicht, bei gelegentlichem Zusammentreffen mit Teilen der Fremdenlegion den einzelnen Mannschaften näherzutreten. Auf tagelanger Reise bin ich selbst einst solcher Abteilung gefolgt, die zumeist aus Deutschen bestand. Vergebens waren die Bemühungen, mit den Leuten in Verkehr zu kommen. Immer wieder sahen sie sich, obwohl sie dem Mitreisenden Interesse schenkten, von den aufsichtführenden Unteroffizieren zurückgewiesen — meist schroff und hart! Nur einem der Leute gelang es, halb wohl im Selbstgespräch, bei mir vorüberschreitend durch die im unverfälschten Dialekt gesprochenen Worte „Nu, da wull'n m'r noch amal spazieren gehn!“ auf seine Nationalität in unzweifelhafter Weise hinzudeuten

In allerjüngster Zeit nun sind von der Stuttgarter Verlagsfirma Robert Lutz zwei die Fremdenlegion betreffende Bücher herausgegeben worden, die ganz im Gegenteil zu der oben erwähnten Art von Veröffentlichungen sehr verdienen, allgemeinste Beachtung zu finden. Das eine, das zuerst, und zwar von einem ehemaligen Legionär E. Rosen, geschrieben ist, hat dem zweiten Buch, das soeben erst herausgegeben wurde und dessen Autor sich Victor Reven nennt, als Grundlage für Betrachtungen gedient, die als „sozialpolitische, völkerrechtliche und weltpolitische Untersuchung“ aufgestellt sind. Der Autor zeigt, wie in gewissen Fällen die unglücklichen Geworbenen auf dem Wege des Zivilprozesses zu befreien sind. Gerade in diesen Hinweisungen dürfte ein besonders hervorragender und vor allem praktischer Wert der verdienstvollen Arbeit zu erblicken sein, die nicht warm genug allen denen empfohlen werden kann, die der Fremdenlegion auch nur einiges Interesse entgegenbringen. Und dies werden im Hinblick auf die Aktualität, die die Verhältnisse in dieser unglückseligen Truppe erreicht haben, nicht wenige sein. Es steht zu erwarten und zu hoffen, daß das Buch: „Die Fremdenlegion“ von Victor Reven nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich recht viele Leser finden wird. Denn wie bereits angedeutet, wird auch in Frankreich die Einrichtung der Fremdenlegion von sehr vielen Seiten verurteilt. Noch einmal sei erwähnt, daß beiden Büchern, sowohl dem Rosenschen „In der Fremdenlegion“ wie nicht minder dem Revenschen „Die Fremdenlegion“, im gleichen Maße vollstes Bemerken zu schenken ist. Das Studium des Revenschen Buches wird sicher am ehesten

dazu beitragen, die von dem Herrn Kriegsminister dem deutschen Volke gewünschte Aufklärung zu bringen. Einige kleine in beiden Büchern vorliegende Irrtümer sind kaum der Erwähnung wert.

Oberstleutnant Hübner.

Der Werdegang des preufsischen Offizierkorps bis 1806 und seine Reorganisation. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Entwickelung von Apel, Hauptmann. Oldenburg 1910. G. Stalling. Preis 2,50 M.

„Der Geist der preußischen Armee steckt in ihren Offizieren" hat in seiner drastischen Weise einmal ein alter preußischer General gesagt. Und die Geschichte hat ihm recht gegeben. Freunde und die modernen Feinde des deutschen Offizierkorps, die in der törichten Idee einer Demokratisierung desselben dem unserer Zeit anhaftenden „Zuge nach unten" folgen, können nicht umhin, die hohe Bedeutung der Schaffung eines so eigenartig unter den anderen Armeen stehenden Offizierkorps, wie das preußische und mit ihm das heutige deutsche ist, anzuerkennen. Daher die auffallende, man könnte sagen politisch selbstmörderische Erscheinung, immer gegen dasselbe Sturm zu laufen, gleich wie auch gegen das Offizierkorps des Beurlaubtenstandes, das man durch Tropfen jüdischen Blutes durchaus „verbessern" will, als ob es nicht die Aufgabe der Heeresleitung sei, das kostbare Material der Blüte unseres deutschen Volkes nur durch seine besten Elemente führen zu lassen. Hauptmann Apel zeigt in seiner Schrift, welch hohes Verdienst sich der große Kurfürst durch die Schaffung eines Offizierkorps erworben, das die Seele seines Heeres und seine feste Säule war. Treffend zeigt Verfasser, von welcher hohen Wichtigkeit es war, daß Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große das Offizierkorps gesellschaftlich so hoch stellten, dadurch, daß sie es zu einem adeligen machten. „Selbstlose, nicht auf pekuniäre Vorteile gerichtete Hingabe an den Staat und seine Interessen geben einen Anspruch auf bevorrechtete Stellung. Dies ist für die Folge ein außerordentlich wichtiges Moment geworden, namentlich seit das Offizierkorps aufgehört hat, ein ausschließlich adeliges zu sein. Es hat dem Offizierkorps indirekt den aristokratischen Charakter bewahrt." Wir stimmen dem Verfasser völlig zu. Ein Volksheer wie das deutsche, dem alle Stände und Berufskreise angehören, bedarf eines Offizierkorps, das sich aus den besten Schichten des Volkes zusammensetzt, selbstverständlich nicht wie in alten Zeiten, aus dem Adel der Geburt, sondern der Gesinnung. Diesen Vorzug sollte sich unser Volk nie nehmen lassen von den Parteien, die in nichtdeutscher Weise dem Zuge nach unten folgen. Den Wert eines solchen Offizierkorps gezeigt zu haben, ist ein Verdienst des Hauptmanns Apel. C. v. Z.

Dr. Paul Rohrbach, **Die Bagdadbahn.** Berlin 1911. Wiegandt & Grieben. Preis 1,50 M.

In einer Schrift „Deutschland unter den Weltvölkern" hat sich der Verfasser schon 1908 auch mit der Bagdadbahn beschäftigt, deren

Bau als ein dringendes handelspolitisches Bedürfnis anzusehen sei zumal bei den jetzt noch ungenügenden Verkehrsverhältnissen in Kleinasien. An den Gleisen dieser Bahn dürfte sich die Wiederbelebung der alten Kultur in Syrien und Mesopotamien ermöglichen lassen.

In einer Neubearbeitung dieser Schrift wird nun als Ergebnis seiner jüngsten Reisen 1901—1908 ein genauer Überblick über den jetzigen Stand der Bagdadbahn gegeben. Politische und wirtschaftliche Gesichtspunkte über die Anlage dieser Bahn wie auch des von ihr durchquerten Geländes werden dargelegt. Die Notwendigkeit dieses Bahnbaues im internationalen Interesse wird eingehend besprochen, auch werden die Aussichten dieses großartigen Unternehmens in Erwägung gezogen. Anknüpfend folgt die Verdeutlichung der Bahntrace. Der den nordöstlichen Rand der Mittelmeerküste umziehende Schienenweg wird, die lebhaften Handelsplätze Aleppo und Harran mit Mossul verbindend, das Stromgebiet des Euphrat durchqueren und dann, dem rechtsseitigen Flußufer des Tigris folgend, Bagdad erreichen, um so den einstigen Mittelpunkt alter Kultur wieder ins Leben zu rufen.

Zur Orientierung ist eine Kartenskizze beigefügt.

Das gründlich bearbeitete Werk bietet alles Wissenswerte und wird berechtiges Interesse beanspruchen können. H.

Darstellungen aus der bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte. Herausgegeben vom Kgl. B. Kriegsarchiv. Heft 19. München 1910. J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping). 4,50 M.

Oberstleutnant Sixt schildert die Kämpfe des II. Bayerischen Armeekorps bei Wörth auf Grund eines sehr fleißigen und umfangreichen Quellenmaterials. Da die Schlacht bei Wörth bereits von verschiedenen Seiten eingehend behandelt und dargestellt worden ist, konnte er keine wesentlichen Neuerungen bringen. Seine Schilderung deckt sich im allgemeinen mit den Angaben von Kunz, Balck und der Studie des Generalstabes über das Abbrechen von Gefechten. Aber in Einzelheiten konnte er wertvolle Aufschlüsse geben, Die Schwierigkeiten des Waldgefechtes treten deutlich hervor. Mangelhaft war die Aufklärung, wenn auch nicht verkannt werden darf, daß sie durch die ungünstigen Geländeverhältnisse wesentlich erschwert war. Es mangelte auch an einer zuverlässigen und raschen Nachrichten- und Befehlsverbindung zwischen den einzelnen Kommandostellen. Vorbildlich erscheint die Tätigkeit des Generalstabsoffiziers der vierten Division des Majors Fleschnez, der sich mehrfach hervortat. Die falschen Angaben des französischen Generalstabswerkes werden richtiggestellt. Wir möchten das Studium dieser wertvollen Studie jedem Infanterieoffizier empfehlen, um daraus das Verhalten in einem Waldgefecht zu lernen. Die beigegebenen Ansichtsskizzen tragen wesentlich zum Verständnis der Lage bei und sind namentlich für alle diejenigen von Wert, die das Gelände nicht aus eigener Anschauung kennen.

Generalmajor E. Hagen behandelt die Fürstlich Würzburgische Hausinfanterie von ihren Anfängen bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges 1636—1756. Es sind dies die Stammtruppen des 12. und 19. Bayerischen Infanterieregimentes. Die sehr ausführlich gehaltene Darstellung zeigt eine abwechselungsreiche und ruhmreiche Vergangenheit, entbehrt aber des allgemeinen Interesses und dürfte hauptsächlich für diejenigen von Bedeutung sein, die sich besonders mit der älteren bayerischen Heeres- und Truppengeschichte beschäftigen.

Die Geschichte der Feste Marienberg bei Würzburg wird von Hauptmann X. Stöber behandelt. Er gibt ein anschauliches Bild von den wechselvollen Schicksalen dieser Befestigung. Neunmal ist sie im Laufe der Zeiten belagert oder beschossen, neunmal von schweren Bränden heimgesucht worden. Zum letztenmal wurde sie 1866 nach den Gefechten von Helmstadt und Roßbrunn angegriffen. Mit dieser Beschießung schließt die Geschichte des Marienbergs als Festung ab. Für gezogene Geschütze waren ihre Werke nicht geschaffen. Jetzt dient sie als Artilleriedepot und vorübergehend werden die alten Kasernen als Unterkunft für Übungsmannschaften und Pferde benutzt.

v. Schreibershofen.

Der Russisch-Japanische Krieg. Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Deutsche, vom russischen Kriegsministerium mit Allerhöchster Genehmigung autorisierte Ausgabe von Freiherrn von Tettau (Oberstleutnant a. D.). Bd. II. Zwei Teile: Die Schlacht von Liaoyan. Mit 9 Skizzen, 1911, Preis M. 7,— und 7,50. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Eine eingehende Besprechung beider Bände ist in Form eines Aufsatzes beabsichtigt. Es sei an dieser Stelle nur auf die beiden Bände hingewiesen, welche in besonders eingehender Weise die Schlacht von Liaoyan schildern. Band I die Vorkämpfe von Mitte Juli bis zum Rückzug auf Liaoyan am 26. August; der II. Band die eigentlichen Kämpfe bis zur Einleitung des Rückzuges auf Mukden.

Die Bedingungen und die Umstände, unter denen die Schlacht bei Liaoyan geschlagen wurde, waren in jeder Weise den Russen günstig. Der Feind trat in die ihnen vertraute Ebene hinein; die Überlegenheit an Zahl war auf ihrer Seite und sie befanden sich in lange vorbereiteten befestigten Stellungen. Schließlich beging der Gegner auch noch das Wagnis, seine Kräfte durch Übergang eines Teils über den Taitsy-ho zu trennen und dem russischen Führer die günstige Gelegenheit zu geben, mit erdrückender Überlegenheit über einen der Teile herzufallen. Wohl selten in der Kriegsgeschichte war einem Feldherrn ein so sicherer Erfolg in die Hand gegeben, wie hier dem General Kuropatkin. Es bedurfte nur eines festen, energischen Entschlusses und seiner kräftigen Durchführung, und der Feldzug war für Rußland gewonnen! Nicht widrigen Umständen war der Verlust der Schlacht zuzuschreiben, sondern vor allem dem Mangel an Ent-

schlußkraft und Verantwortungsfreudigkeit bei den russischen Führern. Die Japaner aber bewiesen durch ihren „den Grundsätzen der Strategie widersprechenden" teilweisen Übergang über den Taitsy-ho, daß im Kriege kühnes Wagen die höchste Weisheit bildet. Man muß es dem russischen Generalstabe als großes Verdienst anrechnen, daß er bei seinen Schilderungen jede Schönfärberei, jede persönliche Rücksichtnahme ausschließt. Das mit zahlreichen erläuternden und ergänzenden Bemerkungen des Herausgebers versehene Werk gehört zu den wichtigsten Studienmitteln und Quellenwerken über den epochemachenden Krieg. Balck.

Die Geschichte des Russisch-Schwedischen Krieges 1808/09. Vom schwedischen Generalstab. III. Teil. Russische Übersetzung mit Kommentaren vom Oberst des russischen Generalstabes Niwe. St. Petersburg 1910.

In neuester Zeit beschäftigt den russischen Generalstab lebhaft die Fortführung der Geschichte der um die Herrschaft am Finnischen Meerbusen geführten Kriege. Es bedarf kaum einer näheren Ausführung über die Bedeutung dieses Meeresteiles für die Festsetzung Rußlands an der Ostsee nach der Verlegung der Hauptstadt an die Küste dieses Meeres. Die Sicherheit Petersburgs allein zwang zur Beherrschung des Finnischen Meerbusens. Eine Macht an diesem war eine ständige Bedrohung der russischen Hauptstadt. Schwedens Macht in der Ostsee beruhte aber nicht zum geringsten gerade in der Beherrschung des östlichen Ufers dieses Meeres und dem Besitz Finnlands und der Ostseeprovinzen. Der schwedische Generalstab hatte nun vor mehr als 10 Jahren die Schilderung dieses für sein Vaterland so unglücklichen Krieges unternommen. Soeben ist die russische Übersetzung des dritten Teiles jenes Werkes von der „Abteilung des Generalquartiermeisters des Generalstabes" herausgegeben worden. Der in der Erinnerung der Finnländer einen nicht gerade guten Platz einnehmende Generalgouverneur Bobrikow hatte den gleichfalls verstorbenen Obersten des Generalstabes, Alexejew, und dann den augenblicklichen russischen Militärbevollmächtigten bei den Höfen von Stockholm und Kopenhagen hiermit betraut. Den vorliegenden dritten Band gab Oberst Niwe vom Generalstab heraus, der durch seine selbständige, in den Jahren 1908 und 1909 veröffentlichte Arbeit über den „Russisch-Schwedischen Krieg der Jahre 1808 bis 1809" hierzu trefflich vorbereitet war. Für die Kriegsgeschichte ist diese Übersetzung aber von besonderem Wert, da dem schwedischen Original eine große Zahl sehr wichtiger, auf den Feldzug bezügliche Dokumente beigefügt sind, die der General Niwe aus den russischen Archiven entnahm oder die früher in Rußland veröffentlicht waren. Was den Inhalt dieser geschichtlich interessanten Arbeit anlangt, so enthält er ein umfangreiches Kapitel, in dem die inneren Verhältnisse des Großfürstentums Finnland dargelegt werden. Weiter findet man eine

treffliche Charakterisierung der militärischen Lage auf beiden Seiten und der Kriegspläne der Schweden und Russen im Frühjahr 1808 sowie der Vorbereitungen der Mächte zum Sommerfeldzuge. Dann werden die Angriffsversuche der Schweden sowohl an der Küste wie in das Innere des Landes hinein geschildert. Eine eingehende Darstellung der Operationen des schwedischen Generals Sandels um Kupio schließt den Band, dem 30 Aktenstücke, eine Übersichtskarte und 14 in Farben ausgeführte Pläne beigefügt sind. Die beiden folgenden Teile des schwedischen Originals sind bereits erschienen und sollen im Laufe dieses Jahres voraussichtlich vom russischen Generalstabe in der Übersetzung und Ergänzung veröffentlicht werden.

C. v. Z.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (April.) Die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757. — Über Befehlstechnik. — Dienst und Verwendung der Divisionskavallerie. — Luftschiffahrt und Flugwesen in Deutschland.

Revue militaire des armées étrangères. (April.) Das neue deutsche Militärquinquennat. — Die Verkehrswege im türkischen Reiche. — Reorganisation der Militärschulen in Rumänien.

Journal des sciences militaires. (April.) Die Vlissinger Frage. — Anleitung der Kompagnie für den Felddienst (Forts.). — Die Handfeuerwaffen der hauptsächlichsten Staaten und ihre Munition. — Die afrikanische Armee und das Kadergesetz. — Studie über die Manöverbestimmungen vom 3. Dezember 1904.

Revue d'histoire. (März.) Der Feldzug 1808/09 in Chaouïa. — Napoleon und die Festungen Deutschlands 1813. — Die erste Loirearmee 1870/71.

Revue de cavalerie. (März.) Studie über das Fußgefecht. — Studie über die Gefechtsart der drei Waffengattungen. — Briefe zweier Kavallerieoffiziere unter dem Konsulat.

Revue d'artillerie. (März.) Die Stabilierung der Flugmaschinen mittelst des Gyroskops. — Untersuchungen über die Dauer und die Sprödigkeit der Stahlsorten. — Patronen mit Spitzgeschossen in Spanien.

Revue du génie militaire. (März.) Normand: Verwendung der Genietruppen auf dem Schlachtfelde. — Escudier: Vorträge über Flugkunst (Forts.). — Delcambre: Bemerkung zum Rechenlineal des Oberst Mannheim. — Automatische Niederdruck-Dampfheizung mit Gas. — Neue Zementpfahlfabrikation. — Pflaster mit Asphaltfugen. — Haspel für Feuerschläuche. — Explosionspumpe System Humphrey.

Rivista di artiglieria e genio. (Januar.) De Stefano: Rohrrücklauflafetten ohne Bremse und ohne Vorholer. — Cascino: Wie man eine Belagerung auf dem Plan durchführen kann (Festungskriegsspiel). — Loperfido: Das Problem der Erdmessung und Schweremessungen. — De Rossi: Der neopolitanische Artillerieoberst Alessandro Begani. — Organisation der Feldartillerie in Österreich, Frankreich, Deutschland und der Schweiz zu Beginn des Jahres 1911. — Maltese: Luftschiffe und Flugapparate. — Die Funkentelegraphie an Bord der Luftschiffe und Flugapparate. — Notizen: Argentinien: Der Profilograph. — Österreich-Ungarn: Artilleriepatrouillen auf Schneeschuhen; ein neues Militärluftschiff. — Frankreich: Übungen der Infanterie in Verbindung mit der Artillerie; Bewaffnung der Genietruppen; Regionalschulen der Militäraviatik; Anleitung zur Militärtelegraphie. — Deutschland: Vorlage der Kadervermehrungen des Heeres; neuer Mörser; Lehrkurse bei den Waffenfabriken. — Japan: Übungen der Festungsartillerie; Scheinwerfer. — England: 36 cm-Kanone; gehärtetes Aluminium. — Rußland: Wettbewerb in Konstruktion von Militärflugapparaten. — Vereinigte Staaten: 305 mm-Marinekanonen. — Uruguay Neues Feldartilleriematerial.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 3. Das Schießen der Küstenartillerien in England, Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn. — Russischer Batterierichtkreis. — Artillerieaufklärung und Verwendung der Telephonstationen. — Annäherungsarbeiten im Kampf um vorbereitete Stellungen. Heft 4. Zur Theorie der Drachenflieger. — Das Schießen der Küstenartillerien in England, Frankreich, Italien und Österreich-Ungarn. — Artillerieaufklärung und Verwendung der Telephon- und Signalstationen.

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Heft 3. Manöverrückblicke und sonstige Erfahrungen. — Brückenschlag über den Rhein bei Eglisau, ausgeführt durch die Kriegsbrückenabteilung 3 am 20./21. September 1910. — Artillerie und Genietruppen nach der deutschen Heeresvorlage.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. **Nr. 10.** Kriegslehren. — Die hellenische Armee. **Nr. 11.** Kriegslehren. — Die hellenische Armee. **Nr. 12.** Schießpflicht und Schießkontrolle. — Die hellenische Armee. **Nr. 13.** Schießausbildung. — Der Feldzug der Türkei in Yemen. **Nr. 14.** Wachtdienst. — Reformen in der österreichisch-ungarischen Armee.

Russkij Inwalid. 1911. **Nr. 51.** Die Festungen in der Verteidigung und im Angriff. — Aus der Front. — Die Unteroffizierfrage. — Das Minenwesen. **Nr. 52.** Das Kriegsspiel. — Das Pferd des reitenden Artilleristen. **Nr. 53.** Zur Verteidigung des Kasakenpferdes. — Die Russendenkmäler im Auslande. — Sportliche Bemerkungen. **Nr. 57.** Über die berittenen Offiziere der Infanterie. — Über die Erziehung in den Kasakenschulen. — Aus der Kaiserlichen Kriegsgeschichtlichen Gesellschaft. **Nr. 59.** Die Lehrkommandos der

Kasakenregimenter. — Was bedeutet die Regimentsgeschichte? — Die Obersten in dem Armenregiment.

Morskoj Ssbornik. 1911. Februar. Skizzen aus der Biographie von Stephan Ossipowitsch Makarow. — Aus der Tätigkeit der russischen Flotte in den dänischen Gewässern in den Jahren 1848 bis 1850. — Der Krieg des Jahres 1854 in der Ostsee. — Strategische Schilderung Dänemarks. — Experimentalskizze einer Untersuchung der taktischen Elemente des Unterseebootes. — Die Manöver der italienischen Flotte im Jahre 1910. — Die Aviatik in der Flotte. — Von Wladiwostok bis Nome.

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 2. Der Minenkrieg. — Die Ursachen der Rohrerosion und ihr Zusammenhang mit der Verwendung des Nitropulvers. — Budget der k. u. k. Kriegsmarine für das Jahr 1910. — Die Sturmflut am 15. und 16. November 1910 in Pola. — Die Wahrheit über das Schlachtschiff „Dante Alighieri“. — Italienische Flottenübungen. — Des Vizeadmirals Hans Birch Freiherrn von Dahlerup Erinnerungen über sein Wirken in Österreich. — Die Neuorganisation der nordamerikanischen Marinearsenale. **Nr. 3.** Kunstseide. — 2 × 120 t Schwimmkrahn. — Zur Entwickelung der autogenen Metallbearbeitung und der hierzu notwendigen Betriebsmittel. — Der offizielle Bericht über die Versuchsfahrt des Unterseebootes „Salmon“ von Quincy, Mass., nach Hamilton, Bermuda und zurück. — Etat für die Verwaltung der Kaiserlich deutschen Marine auf das Rechnungsjahr 1911. — Über die vom aëronautischen Ausschusse in England vorgenommenen Versuche. — Der Unfall des deutschen Unterseebootes „U 3“. — Die Schiffsdivision in zwei Einheiten und das neue 340 mm-Geschütz. — Voranschlag zum Türkischen Marinebudget für das Finanzjahr 1327 (1911). **Nr. 4.** Fortschritte im Artilleriewesen 1909/10. — Die englischen Flottenmanöver 1910. — Der französische Marinevoranschlag 1911. — Das gefechtsmäßige Schießen der französischen Eskadren im Jahre 1910. — Der niederländische Marinevoranschlag für 1911. — Die Sprengversuche gegen „Puritan“ in den Vereinigten Staaten. — Versuchsschießen gegen Panzer in den Vereinigten Staaten. — Operationen der Schlachtschiffflotte während der Aufklärungsübung gelegentlich Rückfahrt der Atlantischen Flotte der Vereinigten Staaten. — Marine von England nach Guantánamo.

Army and Navy Gazette. Nr. 2662. Das Memorandum des ersten Sulords. — Die „King-Edward“-Klasse. — Das moderne Schlachtschiff. — Lord Fischers Abschied. — Aviatik in der französischen Marine. **Nr. 2663.** Die Royal Marines. — Flugzeug und die Marine. — Stapellauf des „Thunderer“. — Die Ausbildung britischer Seeleute. **Nr. 2664.** Die chilenische Marine. — Der verstorbene Lord Cawdor. —

Die Ausbildung britischer Seeleute. **Nr. 2665.** Marinesparer. — Trafalgar Schiffsnamen. — Marineuniformen. **Nr. 2666.** Das kritische Jahr. — Dreadnoughtdocks. — Die neuen Ernennungen. — Die Grundberührungen in Ferrol. — Die Marineliga. — Marineuniformen (Fortsetzung). **Nr. 2667.** Marinegeschichte. — Der verstorbene Admiral Curzon-Howe. — Unterseeboote und Ölmaschinen. — Britische und fremde Boote. — Stapellauf der „Dartmouth". — Kreuzerstärke. — Britische Kriegsschiffentwürfe. — Marineuniformen (Schluß). **Nr. 2668.** Wollen die Dominions helfen? — Die Marinestellung. — Beförderungen zu Flaggoffizieren. — Die Übungen der Heimatflotte. — Probefahrten von Kriegsschiffen. — Das Flottenjahrbuch. — Preiskadettenschiffe. **Nr. 2669.** Der Marinevoranschlag. — Die australische Flotte. — Die Reichslage 1915. — Die kanadischen Kriegsschiffe. — Das Motorschlachtschiff. — Im Jahre 1911 vom Stapel laufende Dreadnoughts. — Die deutsche Marine. **Nr. 2670.** Die Königsmedaille für Kadetten. — Das Kommando der Heimatflotte. — Die Kosten der Dreadnoughts. — Russische Küstenverteidigung. — Der Hydroaeroplan und die Marine. — Die türkische Marine. — Die französische Marine.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Espé de Metz**, . . 70 . Cinq Tableaux de la Guerre. Paris 1911. L. Fournier. 3,50 Frs.

2. **v. Loebells Jahresberichte** über das Heer- und Kriegswesen. 37. Jahrgang 1910. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 11,50 M.

3. **Der Russisch-Japanische Krieg.** Amtliche Darstellung des russischen Generalstabes. Herausgegeben von Freiherr v. Tettau. III. Band: Schaho-Sandepu. Erster Teil: Die Schlacht am Schaho. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 8,50 M.

4. **Mitteilungen der k. u. k. Armeeschiefsschule.** IV. Jahrgang. Nr. 1. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn.

5. **Denkschrift der Ersten Internationalen Luftschiffahrtausstellung (Ila)** zu Frankfurt a. M. 1909. Band II. Ergebnisse der Ausstellung. Berlin 1911. Julius Springer. 8,— M.

6. **Mein Regiment!** Kgl. Bayr. 1. Ulanen-Regt. Kaiser Wilhelm II. Bamberg. Herausgegeben von Schmidt. Bamberg 1911. Germaniaverlag. 5 M.

7. **v. Damnitz,** das Armeepferd und die Versorgung der modernen Heere mit Pferden. Leipzig 1911. G. J. Goeschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. 0,80 M.

8. **Archiv für aktuelle Reformbewegung auf jeglichem Gebiete des praktischen Lebens.** Heft 1. v. Mellenthin. Was Preußen-Deutschland und seiner Armee not tut! Leipzig. Eduard Demme. 0,60 M.

9. **Der Japanisch-Russische Seekrieg 1904/05.** Amtliche Darstellung des japanischen Admiralstabes. II. Band: Das Zusammenwirken der Flotte mit dem Landheere bis zum Ende des Jahres 1904. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 6,— M.

10. **Grama,** Behelf für die Schieß- und Gefechtsausbildung der Kompagnie. Wien 1911. Selbstverlag (L. W. Seidel & Sohn.)

11. **Meister,** der Russisch-Japanische Krieg. Ein Studienbehelf. 2. verbesserte Auflage. Wien 1911. L. W. Seidel & Sohn. 2 Kr.

12. **Tisch,** Annahmen und Skizzen des Scheibenmanövers für Schießaufgaben unter gefechtsmäßigen Verhältnissen für Infanterie, Kavallerie und Maschinengewehrabteilungen nebst einer Anleitung zur Anlage und Protokollierung solcher Aufgaben. Wien 1911. Selbstverlag (L. W. Seidel & Sohn.) 10 Kr.

13. **Rehers Jahrbuch** für Pferdesport und Vollblutzucht. 1. Jahrgang 1911. Charlottenburg. August Rehers Verlag. Geb. 6,— M.

14. **Colson,** La Planchette-Télémètre. Ses Usages. Paris 1911. Berger-Levrault. 2 Frs.

15. **Audibert,** Résolution des problèmes tactiques. Paris 1911. Berger-Levrault. 3,50 Frs.

16. **Challéat,** Armées modernes et flottes aériennes. Paris 1911. Berger-Levrault. 1,50 Frs.

17. **Roy,** Études sur le 18. août 1870. Paris 1911. Berger-Levrault. 6 Frs.

18. **Oré,** Fischer et l'origine des chasseurs. Paris 1911. Berger-Levrault. 2,50 Frs.

19. **v. d. Decken,** Wie springt das Pferd über Hindernisse. Eine Kasinoplauderei, Stuttgart 1911. Schickhardt & Ebner. 1,80 M.

20. **Unsere Pferde:** 20. Heft: Horsa, das Geheimnis des Sitzes. 2. verbesserte Auflage. Stuttgart 1911. Schickhardt & Ebner. 1,— M.

43. Heft: Knebusch, Die Spannung im Pferde und die Mittel sie zu beseitigen. Stuttgart 1911. Schickhardt & Ebner. 1,— M.

44. Heft: Hartmann, die unerkannten großen Dressurfehler beim Reitpferde und die Mittel zur rationellen Verbesserung. Stuttgart 1911. Schickhardt & Ebner. 1,— M.

21. **v. Aster,** die Nahaufklärung der Infanterie. Ein Handbuch für die praktische und theoretische Ausbildung des Infanteriepatrouillenführers. Berlin 1911. Vossische Buchhandlung. 0,80 M.

22. **Mertens,** Kolonialpraxis. Handbuch für Kaufleute, Industrielle, Banken, Behörden und Kapitalisten. Berlin 1911. W. Süsserott. Geb. 10,— M.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber) in Potsdam.

XXXIV.

Organisation und Verwendung der französischen Feldartillerie.

Von

H. Rohne, Generalleutnant z. D.

Die im Jahre 1906 durchgeführte Neubewaffnung der deutschen Feldartillerie mit Rohrrücklaufgeschützen hat in Verbindung mit der 1899 eingetretenen Vermehrung derselben, bekanntlich eine einschneidende Neuorganisation und Verstärkung der französischen Feldartillerie zur Folge gehabt, die nunmehr zum Abschluß gelangt ist. Es erscheint daher angezeigt, einen Überblick über den augenblicklichen Stand der französischen Feldartillerie zu geben, wobei indes nicht beabsichtigt ist, auf die großartigen Anstrengungen einzugehen, die das Nachbarreich gemacht hat, sich die artilleristische Überlegenheit zu sichern.

Die französische Feldartillerie zählt:

a) im Mutterlande:

619 fahrende 75 mm-Batterien,
21 „ k. 155 mm-Batterien,
16 reitende Batterien,
14 Gebirgsbatterien,

zusammen 670 Batterien;

b) in Afrika:

15 fahrende 75 mm-Batterien,
4 Gebirgsbatterien,

zusammen 19 Batterien.

Im ganzen sind also 689 Batterien im Frieden vorhanden[1]).

[1]) Nicht gezählt sind 18 fahrende und 17 Gebirgsbatterien, die dem Kolonialkorps angehören. Von diesen befinden sich 8 fahrende und 6 Gebirgsbatterien in Frankreich, die übrigen in entlegenen Kolonien.

Je 3 fahrende oder 2 reitende Batterien bilden eine Abteilung. Die ganze Feldartillerie ist formiert in 64 Regimenter (darunter 2 Gebirgsartillerieregimenter); die 19 in Afrika stehenden Batterien bilden 5 selbständige Abteilungen.

Bei normaler Zusammensetzung des Armeekorps bildet die ihm zugehörige Artillerie 1 Brigade von 3 Feldartillerieregimentern; zwei davon zählen 9 Batterien und bilden die Divisionsartillerie; das dritte ist 12 Batterien stark und zur Korpsartillerie bestimmt. Durch Zuteilung von 2 reitenden Batterien sind 8 Divisionsregimenter auf 11 Batterien gebracht, während 7 solchen Regimentern 3 k. 155 mm-Batterien zugeteilt sind; diese haben daher wie die Korpsartillerieregimenter eine Stärke von 12 Batterien. Die beiden Gebirgsartillerieregimenter zählen 7 oder 8, die selbständigen Abteilungen in Afrika 3 bis 5 Batterien.

Von den 20 vorhandenen Armeekorps haben das VI. (Châlons) und VII. (Besançon) 3, alle übrigen 2 Infanteriedivisionen. Da jedes der 20 Korps über eine Korpsartillerie von 12, jede der 42 Infanteriedivisionen über 9 fahrende 75 mm-Batterien verfügen sollen, sind zur Ausstattung mit Artillerie 618 Batterien erforderlich; die eine noch überschüssige Batterie steht in Korsika und gehört zum 2. Gebirgsartillerieregiment. Bei normaler Zusammensetzung zählt also jedes Korps 30 fahrende 75 mm-Batterien; das VI. und VII. 39. Die k. 155 mm- und die Gebirgsbatterien sind einzelnen Brigaden besonders zugeteilt. Die Stärke der Brigaden schwankt daher sehr bedeutend: zwischen 30 und 45 Batterien. Die letztere Zahl ist beim VI. Korps vorhanden, dem noch 3 reitende Abteilungen im Frieden unterstellt sind.

Sobald die personellen und finanziellen Mittel es zulassen, ist eine weitere Verstärkung der Artillerie um 6 fahrende Batterien in Aussicht genommen. Bis dahin ist die Aufstellung dieser Batterien (batteries de renforcement) bei der Mobilmachung geplant.

Die Friedensstärke der Batterien ist sehr verschieden. Die in Afrika stehenden Batterien haben einen bedeutend höheren Etat als die im Mutterlande. Von den letzteren haben 78 fahrende und 6 reitende Batterien, die sämtlich den beiden an der Ostgrenze stehenden Korps (VI. Châlons, XX. Nancy) angehören, einen verstärkten Stand.

Die Stärke an Offizieren, Mannschaften und Pferden ist wie folgt:

	Offiziere	Mannschaften	Pferde
Fahrende 75 mm-Batterie in Frankreich	3	90	57
Fahrende 75 mm-Batterie, verstärkt	3	130	98
Fahrende k. 155 mm-Batterie .	3	100	60
Gebirgsbatterie	3	130	84 [1]
Reitende Batterie	3	120	100
Reitende Batterie, verstärkt . .	3	160	148
Fahrende Batterie in Afrika .	3	125	115
Gebirgsbatterie in Afrika . .	3	130	110 [2]

Die Batterien mit gewöhnlicher Friedensstärke können 4 Geschütze mit 6, und 2 Munitionswagen mit 4 Pferden bespannen; die auf verstärktem Etat befindlichen Batterien können mit ihrer „Schießbatterie" — 4 Geschütze und 6 Munitionswagen — sofort ausrücken. Die kurzen 155 mm-Batterien sind nur 2 Geschütze stark, können aber 6 Fahrzeuge — 2 Rohrwagen, 2 Lafetten, 2 Munitionswagen — mit je 6 Pferden, oder einen Beobachtungs- und 2 Munitionswagen mit je 4 Pferden bespannen. Die Gebirgsbatterien werden ihre 4 Geschütze und eine gewisse Patronenzahl fortschaffen können.

Die Kriegsstärke der verschiedenen Batterien ist, soweit sie bekannt geworden, die nachstehende:

		f. 75 mm	f. k. 155 mm	reit.	Gebirgs.
Geschütze	6spännig	4	2 [3]	4	4
Lafettenwagen . .	6spännig	—	2 [3]	—	—
Munitionswagen . .	6spännig	12	10 [4]	12	—
Feldschmiede . . .	6spännig	1	1	1	—
Packwagen . . .	6spännig	1	1	1	—
Futterwagen . . .	6spännig	1	1	1	—
Patronenwagen . .	6spännig	—	—	1	—
Beobachtungswagen, 4spännig (?) . .		—	1	—	—
Lebenmittelwagen, 2spännig . . .		3	3	3	—
zusammen Fahrzeuge		22	21	22	4
Offiziere		4	4	4	5
Mannschaften		170	150	175	200
Pferde		168	164	217	?

[1]) Darunter 70 Maultiere.

[2]) Darunter 90 Maultiere.

[3]) Die Geschützzahl wird sowohl in dem Buche „Die französische Armee" (E. S. Mittler & Sohn, 1910) als auch in Veltzes „Militäralmanach"

Einer der beiden Batterien jeder reitenden Abteilung ist noch ein 6spänniger Sprengpatronenwagen zugeteilt.

Wie bereits erwähnt, gehört auch im Kriege zu jedem Armeekorps eine Artilleriebrigade aus 3 Regimentern bestehend, von denen je eins den beiden Infanteriedivisionen zugeteilt ist, das dritte die Korpsartillerie bildet. Die Divisionsartillerieregimenter bestehen aus 3[1]), das Korpsartillerieregiment aus 4 Abteilungen (groupes).

Das Korpsartillerieregiment besteht aus 2 Halbregimentern (fractions d'artillerie de corps), die in taktischer Beziehung ganz selbständig sind. Der Artilleriebrigadekommandeur führt zwar den Titel „Commandant l'artillerie du corps d'armée", kommandiert aber direkt nur die Korpsartillerie. Sein Stab besteht aus 1 Stabsoffizier als Stabschef und 4 Adjutanten (darunter 1 Kapitän), von denen 2 der aktiven Armee angehören dürfen. An der Spitze der Regimenter steht ein Oberst oder Oberstleutnant. Bei den Divisionsartillerieregimentern besteht der Stab aus 1 Oberstleutnant und 4 Adjutanten, darunter 1 Kapitän und 3 der Reserve angehörende Offiziere. Der Oberstleutnant vertritt in der Feuerstellung den Regimentskommandeur, der beim Truppenführer verbleibt. Jeder der beiden Stabsoffiziere der Divisionsregimenter verfügt über je 2 der Adjutanten; ebenso befinden sich bei jedem der beiden Halbregimenter 2 Adjutanten. Jeder Abteilungskommandeur verfügt über einen Stab von 3 Adjutanten, von denen 2 der Reserve angehören.

Beim Armeekorps befindet sich ferner ein Artilleriepark (parc d'artillerie de corps d'armée), der aus 2 leichten und 1 schweren Staffel besteht. Die beiden leichten Staffeln bestehen aus mehreren Artillerie- und Infanteriemunitionskolonnen (sections de munition); die schwere dient zur Ergänzung der leichten Staffeln und besteht aus mehreren Parkkolonnen (sections de parc) und 1 gemischten Kolonne (section de parc mixte), in der sich neben den Munitionswagen auch 4 Reservekanonen befinden.

Den Kavalleriedivisionen ist je 1 Abteilung von 2 reitenden Batterien zugeteilt.

Zu jeder Armee gehört 1 Großer Armeeartilleriepark (Grand parc d'artillerie d'armée), der aus mehreren Batterien der schweren

---

zu vier angegeben. Mir scheint diese Zahl sehr unwahrscheinlich; sie ist für ein „Schnellfeuergeschütz" dieses Kalibers und bei der geringen Munitionsausrüstung (wenig über 100 Schuß für ein Geschütz) zu groß, zumal wenn man bedenkt, welcher Wert in Frankreich auf eine starke Munitionsausrüstung gelegt wird. Auch die Zahl der Köpfe und Pferde spricht gegen 4 Geschütze. Loebell 1911 gibt ebenfalls 2 Geschütze an.

[4]) Nach Veltze; Loebell gibt 12 Munitionswagen an.

Artillerie, Arbeiterabteilungen, Parkkolonnen und Munitionsersatzabteilungen (Approvisionnement de munition) zusammengesetzt ist.

Betrachtungen.

Die Organisation der französischen Feldartillerie unterscheidet sich von der der deutschen grundsätzlich nach drei Richtungen hin, nämlich:

1. in der Stärke der Batterien;
2. in der Verteilung der Artillerie an die höheren Verbände und
3. in dem Verhältnis zur schweren Artillerie.

Zu 1: Die Vorzüge der in Frankreich nach Einführung der Schnellfeuerkanone angenommenen 4geschützigen Batterie gegenüber der von 6 Geschützen sind heute so allgemein anerkannt, daß wohl kaum ein Artillerist sie noch in Abrede zu stellen versucht. Durch sehr gründliche und ausgedehnte Versuche nicht nur in Frankreich, sondern auch in anderen Ländern ist einwandfrei festgestellt, daß sich das Geschütz und die Munition in kleineren Batterien erheblich höher verwerten, ja daß unter Umständen die kleinere Batterie nicht nur dasselbe, sondern sogar mehr leistet als die größere[2]). Das klingt sehr paradox, ist aber trotzdem wahr, weil die Leitung des Feuers und die Aufrechterhaltung der Feuerdisziplin in der kleineren Batterie leichter ist. Ganz besonders tritt das beim Schießen aus verdeckter Stellung hervor, wo die auf die Einstellung der Richtfläche usw. bezüglichen Rechnungen bei der kleineren Geschützzahl leichter auszuführen sind. Die Prüfung, ob das Überschießen der vorliegenden Deckung möglich ist, erfordert natürlich für 6 Geschütze mehr Zeit als für 4. In erhöhtem Maße gilt das für das Parallelstellen der Geschütze. Die Batterie von 4 Geschützen gelangte bei Vergleichsversuchen fast immer früher zum Wirkungsschießen. Dehnt man dieses nicht zu lange aus, so kann die 6geschützige Batterie, die hierbei natürlich im Vorteil ist, den Vorsprung der kleineren Batterie nicht mehr einholen. Im Ernstfalle sind aber die wenigen Minuten, vielleicht nur Bruchteile von Minuten, um die das Wirkungsschießen früher beginnt, von entscheidender Bedeutung. Dies kann natürlich bei Friedensversuchen gar nicht in die Erscheinung treten, darf aber nicht unbeachtet bleiben.

Es ist daher ein ganz ungerechtfertigtes, von artilleristischer Seite oft ausgesprochenes Verlangen, wenn an die Herabsetzung der

---

[1]) Es ist eine offene Frage, ob im Kriege nicht jeder Infanteriedivision noch eine Abteilung von 3 Verstärkungsbatterien zugeteilt wird.

[2]) In Holland erwägt man daher, die Batteriestärke aus diesem Grunde sogar auf drei Geschütze herabzusetzen.

Batteriestärke die Bedingung geknüpft wird, daß die Geschützzahl im ganzen unvermindert bleibt. Es kommt doch nicht auf die Größe dieser Zahl, sondern auf die der Wirkung an. Stehen dem Organisator bestimmte Mittel — Geld, Menschen, Pferde — zur Verfügung, so hat er sich lediglich die Frage vorzulegen: wie erreiche ich mit diesen Mitteln die größte Wirkung? Und da kann es gar keinem Zweifel unterliegen, daß aus diesem Grunde die Gliederung in Batterien von 4 Geschützen der von 6 Geschützen weit vorzuziehen ist, obwohl dabei die Geschützzahl im ganzen herabgesetzt werden muß. Wenn schon bei Friedensversuchen das Geschütz der kleineren Batterie sich höher verwertete, so wird das im Kriege in viel höherem Grade der Fall sein, da bei der viergeschützigen Batterie das Verhältnis der Friedens- zur Kriegsstärke günstiger sein und bei gleicher Batteriezahl die kleinere Geschützzahl mit viel mehr Munition ausgestattet werden kann. Das ist aber eine sehr wichtige Sache, denn nicht die Zahl der feuernden Geschütze, sondern die der treffenden Geschosse entscheidet die Schlacht, und daß diese unter sonst gleichen Umständen mit der Zahl der verfeuerten Geschosse wachsen muß, leuchtet ohne weiteres ein. Die modernen Schlachten werden — daran kann gar kein Zweifel sein — sehr viel länger dauern als früher. Die Dauer der Schlachten hat in den letzten Jahrhunderten stets zugenommen und im Ostasiatischen Kriege eine vorher nicht geahnte Länge erreicht. Das liegt in der Natur der Dinge; die Heere sind größer geworden und ihre Entwickelung erfordert mehr Zeit; die größeren Schußweiten der modernen Feuerwaffen nötigen den Angreifer, weitere Strecken zurückzulegen; die Ausnutzung der vorhandenen Deckung verzögert den Vormarsch und setzt zugleich die Geschoßwirkung herab, so daß dadurch die Entscheidung sich sehr hinausschieben kann. Man mag noch so sehr bestrebt sein, haushälterisch mit der Munition umzugehen, allein schon diese Verhältnisse verursachen einen starken Munitionsverbrauch. Daß die Verführung, schneller zu feuern, durch die modernen Feuerwaffen gewachsen ist, kann kein Verständiger leugnen. Sehr leicht kann der Sieg dem zufallen, der gegen den Schluß über die größere Munitionsmenge verfügt.

Die Herabsetzung der Batteriestärke hat es zugelassen, jede Batterie in Frankreich mit 12, für jedes Geschütz also 3 Munitionswagen auszustatten, von denen 6 mit in die Feuerstellung rücken, der Rest die „Staffel" bildet. In Deutschland ist in der Batterie für jedes Geschütz nur 1 Munitionswagen vorgesehen, eine stärkere Ausrüstung würde die Batterie leicht zu schwerfällig machen. Um den ersten Munitionsnachschub sicherzustellen, ist hier bekanntlich

für jede Abteilung 1 leichte Munitionskolonne aufgestellt, die für jede Batterie 8 Munitionswagen enthält. Es ist eine offene Frage, ob die Zuteilung der nicht in die Feuerstellung rückenden Munitionswagen zur Batterie oder ihre Vereinigung zu besonderen Kolonnen den Vorzug verdient. Im ersteren Falle wird der Abteilungskommandeur, im anderen der Batterieführer mehr entlastet.

Es wurde schon oben hervorgehoben, daß in der französischen Artillerie jede Batterie im Frieden nicht nur sämtliche Geschütze, sondern darüber hinaus noch 2 Munitionswagen, diese freilich nur mit 4 Pferden, bespannt hat, während in Deutschland fast $^1/_3$ aller Batterien nur 4 Geschütze und nur 40 Batterien (darunter 22 reitende) je 2 Munitionswagen bespannen können. Daß durch die französische Organisation die Übungen in gefechtsmäßiger Stärke sehr erleichtert werden, liegt auf der Hand.

Die Friedensstärke der französichen Feldartillerie errechnet sich wie folgt:

78 fahr. Batt. mit verstärktem Etat	234 Offiz.	10140 Mann	7644 Pf.
536 „ „ „ gewöhnl. „	1608 „	48240 „	30552 „
5 „ „ in Afrika[1])	15 „	625 „	575 „
6 reit. „ mit verstärktem „	18 „	960 „	888 „
10 „ „ „ gewöhnl. „	30 „	1200 „	1000 „
Zus. 635 Batterien	1905 Offiz.	61165 Mann	40659 Pf.
Dazu treten noch			
18 Gebirgsbatterien mit	54 „	2340 „	1616 „[2])

Die mit sehr vielen Offizieren ausgestatteten Stäbe sind hier nicht eingerechnet.

Die nach denselben Grundsätzen berechnete Friedensstärke der deutschen Feldartillerie[3]) ergibt

501 Batterien[4]) mit 2450 Offizieren 67152 Mann 42015 Pferden

Bei einem Vergleich dieser Zahlen muß man berücksichtigen, daß — von den Gebirgsbatterien abgesehen — im Kriege 2540 französische, dagegen 3606 deutsche Geschütze besetzt werden

[1]) Hier ist die in Korsika stehende Batterie, die dieselbe Stärke hat wie die in Afrika, eingerechnet.

[2]) Darunter 1340 Maultiere.

[3]) Einschließlich 9 Batterien des Lehrregiments und die eigenen Pferde der Offiziere.

[4]) Die 9 Batterien des Lehrregiments sind eingerechnet und 22 reitende, 27 fahrende Batterien auf hohem, 363 fahrende Batterien auf mittlerem, 189 Batterien auf niedrigem Etat angenommen. Alles nach der neuen Heeresvorlage.

müssen. Auf je 1 bespanntes Geschütz der Kriegsstärke kommen von der Friedensstärke

in Frankreich . . .	0,75 Offiziere	24,1 Mann	16,0 Pferde
in Deutschland . . .	0,68 „	18,6 „	11,6 „
also in Frankreich mehr	0,07 „	5,5 „	4,4 „
in Prozenten	10 „	30 „	35 „

Nahezu in diesem Verhältnis, d. h. um etwa 245 Offiziere, 20100 Mann und 14700 Pferde mußte die deutsche Feldartillerie verstärkt werden, wenn sie ein ebenso günstiges Verhältnis zwischen Kriegs- und Friedensstärke erreichen sollte, wie die französische. Um etwas werden sich diese Zahlen verringern, wenn man auf deutscher Seite die hier nicht eingerechneten Einjährig-Freiwilligen, deren Pferde, sowie die Krümper in Anrechnung bringt. Es würde sich denn immer noch um eine Verstärkung von 19000 Mann und 10000 Pferde handeln. Eine solche Vermehrung — wozu noch die Aufstellung von 6 fehlenden Batterien in Bayern treten müßte — ist mit Rücksicht auf die Finanzlage des Reiches auf absehbare Zeit ausgeschlossen. Man wird wohl nur die Wahl haben, entweder unter Beibehalt der jetzigen Zahl der Batterien und Geschütze die noch auf niedrigen Etat stehenden Batterien auf den mittleren zu bringen oder aber unter Erhöhung der Zahl der Batterien von 24 auf 30 bei jedem Armeekorps die Stärke auf 4 Geschütze herabzusetzen.

Wenn seitens der Artillerie die Forderung ausgesprochen wird, die vorhandenen 24 Batterien des Armeekorps umzuwandeln in 36 Batterien von 4 Geschützen, so haben sich die Vertreter dieser Ansicht wohl kaum die Tragweite eines solchen Gedankens klargemacht. Wo will man bei einer so enormen Vermehrung der Batterien — um 50% — die Offiziere hernehmen? Selbst dann, wenn man die Zahl der Leutnants einer Batterie um einen herabsetzt, was wohl zulässig wäre, erforderte eine solche Änderung der Organisation eine so große Zahl neuer Stellen für Stabsoffiziere und Hauptleute, daß sie schon mit Rücksicht auf die Beförderungsverhältnisse bei den anderen Waffen unausführbar sein würde. Eine solche Verbesserung ist ohne Herabsetzung der Geschützzahl niemals zu haben[1]). Im übrigen würde man mit 30 Batterien zu 4 Geschützen dieselbe Geschützzahl haben, die man bis zum Jahre 1899, als man noch keine Schnellfeuergeschütze kannte, trotzdem für völlig ausreichend hielt.

---

[1]) Im Jahre 1863 wurde freilich die Zahl der Geschütze in der Batterie von 8 auf 6 herabgesetzt, ohne sie im ganzen zu verringern. Man muß aber bedenken, daß die 1860 vorgenommene Reorganisation der Armee an der Artillerie spurlos vorübergegangen war.

Man kann dieser Erörterung entgegenhalten, daß sie an der Tatsache vorübergeht, daß die Franzosen im Mobilmachungsfalle in jedem Korps noch 6 Batterien — batteries de renforcements — aufstellen werden, daß die Friedensstärke also nicht in ihrem Verhältnis zu 2540, sondern zu der Zahl von 3020 Geschützen im Vergleich zu stellen sei. Das ist richtig; aber auch dann noch ist das Verhältnis der Mannschafts- und Pferdestärke in Frankreich günstiger. Bei den Offizieren stellt sich das Verhältnis rechnungsmäßig ungünstiger für Frankreich; aber es muß hervorgehoben werden, daß die Feldartillerieregimenter in ihren Stäben eine große Zahl von Offizieren haben, die für solche Neuformationen verfügbar ist, daß ebenso die Zahl der nicht regimentierten Offiziere bei der Artillerie, die einen besonderen Stab — état-major particulier — besitzt, besonders groß ist und daß auch auf deutscher Seite eine große Zahl von Neuformationen, ganz abgesehen von den leichten Munitionskolonnen, in Aussicht steht, die sehr viele Offiziere nötig haben.

An dieser Stelle möge noch hervorgehoben werden, wie gründlich alles vorbereitet ist, damit diese Batterien wirklich zehn Tage nach ausgesprochener Mobilmachung marschbereit sein können. Die zur Abgabe für diese Batterien bestimmten Stammannschaften müssen allwöchentlich mindestens einmal dem für ihre Ausbildung verantwortlichen Stabsoffizier zur Verfügung gestellt werden. Sobald die Mannschaften theoretisch und praktisch weit genug vorgeschritten sind, üben sie in bespannten Batterien, wozu, wenn nicht Reservisten eingezogen werden können, von den Friedensbatterien Aushilfemannschaften gestellt werden. Diese Batterien sollen auch alljährlich an der Schießübung teilnehmen.

Im Sommer vorigen Jahres hat auch beim XIII. Korps (General Peletier Artillerist) eine Übung stattgefunden, bei der eine Friedens-, eine Verstärkungsbatterie und eine halbe Munitionskolonne durch Einstellung von Reservisten und ausgehobenen Pferden auf den Kriegsfuß gesetzt wurden. Die Übung dauerte 17 Tage und umfaßte die Formation der Truppenkörper, einen Eisenbahntransport, fünftägige Übungen mit gemischten Waffen und daranschließender Schießübung, Rückkehr in die Garnison durch Fußmarsch. Der hierüber erstattete Bericht spricht sich sehr günstig über den Ausfall dieser Übung aus und hebt besonders hervor, daß die Neuformationen der Artillerie schon bei Beginn des Feldzuges gute Dienste zu leisten imstande sein werden.

Zu 2. Die Franzosen haben die Korpsartillerie beibehalten, weil sie hoffen, daß dadurch der kommandierende General ein gewichtiges Mittel besäße, einen Einfluß auf die Entscheidung der

Schlacht auszuüben. In Deutschland hat man im Jahre 1899 die Korpsartillerie abgeschafft, weil diese auch bei uns gehegten Erwartungen sich nicht verwirklicht haben. Dagegen sah man in der Unterstellung der Artillerie unter die Infanteriedivisionen das Mittel Truppen und Führer schon im Frieden miteinander in Fühlung zu bringen. Will der Kommandierende an einer Stelle eine besonders kräftige Wirkung hervorbringen, so steht es ihm frei, in der geplanten Schlacht sich wie von der Infanterie auch von der Artillerie einen Teil zu seiner Verfügung zu halten; ein solches Mittel besitzt er überdies stets in den schweren Haubitzbatterien.

Die Franzosen haben den Divisionskommandeuren gewisse Befugnisse gegenüber den Divisionsartillerieregimentern, die den Artilleriebrigadekommandeuren unterstellt sind, eingeräumt. Darin liegt eine Quelle unvermeidlicher Konflikte; denn eine scharfe Trennung der Wirkungssphären der beiden Behörden ist sehr schwierig. Die für den Krieg in Aussicht genommene Teilung des Korpsartillerieregiments in 2 Halbregimenter ist wohl mit Rücksicht auf die große Stärke der Korpsartillerie erfolgt; sie erleichtert aber auch die Verteilung der Korpsartillerie auf die beiden Divisionen und dieser Umstand mag wohl sehr dabei mitgesprochen haben.

Zu 3. Die französischen kurzen 155-mm Schnellfeuerbatterien gehören zur Feldartillerie, obwohl ihre Verwendung in der Feldschlacht in der Regel nicht stattfinden soll. Gegen freistehende Ziele hält man ihre Wirkung der der leichten Kanonen für unterlegen. Nur wo es sich um Zerstörung besonders widerstandsfähiger Ziele oder um Bekämpfung von Zielen handelt, die den Flachbahngeschützen gegenüber im toten Winkel liegen, verspricht man sich von ihnen Erfolg. Man wird sie also nur dann, wenn das Gelände, wie z. B. beim Angriff befestigter Stellungen, der Marschkolonne der fechtenden Truppen eingliedern, andernfalls aber sie an das Ende der Marschkolonnen verweisen, um sie, falls der Verlauf des Gefechts erkennen läßt, daß ihr Einsatz nötig ist, zu verwenden.

In Deutschland gehören die schweren Feldhaubitzen, obwohl sie in der Schlacht ganz wie die Feldgeschütze verwendet werden sollen, zur Fußartillerie und müssen daher auch für den Festungskrieg ausgebildet werden.

Die Gesamtstärke der im Frieden vorhandenen 21 französischen Batterien beläuft sich auf 63 Offiziere, 2100 Mannschaften, 1260 Pferde. Für die schweren Haubitzbatterien sind in Deutschland 24 Bespannungsabteilungen in einer Friedensstärke von 24 Offizieren, 1268 Mannschaften und 2232 Pferden vorgesehen. Ein Vergleich dieser Zahlen ist nicht ohne weiteres zulässig; denn für jedes Haubitzbataillon sind

außerdem noch 16 Offiziere, 576 Mann vorhanden. Die deutschen Haubitzbataillone bespannen im Kriege 16 Geschütze; die französischen Kanonen 155 mm-Batterien werden wahrscheinlich im Kriege erheblich vermehrt, was daraus hervorgeht, daß für jedes Geschütz im Frieden drei Richtkanoniere vorgesehen sind.

Ehe auf die Verwendung der Artillerie im Gefecht eingegangen wird, sind einige Worte über die hervorstechendsten Eigenschaften der französischen Geschütze zu sagen. Sie dürfen im allgemeinen als bekannt vorausgesetzt werden.

In Frankreich hat man, wie bei der Konstruktion des Geschützes m/77, auch bei den neu eingeführten Schnellfeuergeschützen den Hauptwert auf eine hohe ballistische Leistung gelegt, wobei nach unseren Anschauungen die Beweglichkeit etwas zu kurz gekommen ist.

Die ballistische Leistung der 75 mm-Kanone wird unter den eingeführten Feldgeschützen nur von dem russischen Geschütz übertroffen. Ihr 7,24 kg schweres Schrapnell mit 290 Kugeln von 12 g wird mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 529 m verfeuert und hat infolgedessen eine außerordentlich gestreckte Flugbahn, was namentlich in der Größe der bestrichenen Räume zum Ausdruck kommt. Für ein Ziel von 1 m Höhe beträgt dieser

auf	1000 m	bei der	franz.	75 mm-Kanone	36 m,	bei der	Feldh.	96	31 m
„	2000 „	„ „	„	75 „	16 „	„ „	„	96	12 „
„	3000 „	„ „	„	75 „	8,5 „	„ „	„	96	6,5 „
„	4000 „	„ „	„	75 „	5,3 „	„ „	„	96	4,1 „
„	5000 „	„ „	„	75 „	3,4 „	„ „	„	96	2,2 „

Mit zunehmender Entfernung wird das Verhältnis der bestrichenen Räume und damit der Tiefenwirkung des Schrapnells für das französische Geschütz immer günstiger. Namentlich, wenn man nicht genau richtig eingeschossen ist, wird die große Tiefenwirkung von Vorteil. Wenn beim praktischen Schießen die Überlegenheit des französischen Geschützes sich weniger geltend macht, als man nach seiner hohen ballistischen Leistung annehmen sollte, so liegt das in der geringen Zahl der Füllkugeln, eine Folge ihres höheren Gewichts. Nach umfassenden und sorgfältig durchgeführten Versuchen reicht aber die Wucht der leichteren Kugel des deutschen Schrapnells vollkommen aus, um selbst bei großer Sprengweite einen Mann außer Gefecht zu setzen. Gegen Pferde ist dem französischen Schrapnell eine gewisse Überlegenheit nicht abzusprechen.

Die hohe ballistische Leistung ist aber erkauft mit einem hohen Gewicht des Geschützes, das in der Feuerstellung 1140 kg — gegen 945 des deutschen — wiegt. Für die marschfertigen, kriegsmäßig ausgerüsteten Geschütze verschwinden die Unterschiede fast ganz. Das französische Geschütz wiegt etwa 2175, die Feldkanone 96 2130 kg. Die französische Protze nimmt nur 24, die deutsche dagegen 36 Patronen auf; ferner werden auf dem französischen Geschütz 3, auf dem deutschen 5 Kanoniere befördert. Größer ist der Gewichtsunterschied bei den Munitionswagen. Obwohl das Gewicht der französischen Patronen mindestens um $^1/_2$ kg höher ist, nimmt der französische Munitionswagen doch 6 Patronen mehr auf als der deutsche — 96 gegen 90. — Er wiegt 1960 kg gegen 1780 des deutschen; mit voller Ausrüstung und aufgesessener Bedienung — 3 Mann — stellt sich das Gewicht auf 2345 kg; also entschieden zu hoch. Besonders ungünstig ist, daß der Hinterwagen, der in der Feuerstellung neben dem Geschütz steht, verhältnismäßig sehr schwer — 1310 kg — ist. Er ist dadurch sehr unbeweglich, was bei einem Stellungswechsel schwer ins Gewicht fallen kann, zumal die Zahl der in der Feuerstellung am Geschütz befindlichen Kanoniere noch um einen geringer ist, als bei uns. Vorteilhaft ist freilich die reiche Ausstattung mit Munition — 72 gegen 54 Patronen. Da bei der französischen Artillerie die Patronen nicht in Körben, sondern einzeln verpackt sind, kann man nicht, wie das bei uns geschieht, die Protzmunition am Geschütz niederlegen.

Ein besonderes Interesse dürfen die Richteinrichtungen des französischen Geschützes beanspruchen, namentlich der zum Messen wagerechter Winkel dienende „Goniometer“ und die „unabhängige Visierlinie“. Das deutsche Geschütz hat in der „Richtfläche“ ein demselben Zweck wie der Goniometer dienendes Instrument; der Vorzug des französischen Instrumentes liegt in der Meßtrommel, die eine leichte und zuverlässige Messung gewährleistet, während an der Richtfläche die Messung durch den vor mehr als 300 Jahren erfundenen Nonius ausgeführt werden muß. Trotz des ehrwürdigen Alters muß dieses Instrument als gänzlich kriegsunbrauchbar bezeichnet werden. Das deutsche Geschütz ist mit einem Fernrohrvisier versehen, das dem französischen fehlt. Die unabhängige Visierlinie beruht darauf, daß die Wiege mit dem Rohr innerhalb des Wiegenträgers drehbar um eine wagerechte Achse angebracht ist. Der Wiegenträger, an dem sich die Visiereinrichtung — collimateur — befindet, kann ebenfalls um eine wagerechte Achse — Schildzapfenachse — schwingen. Durch ein an der linken Seite der Lafette angebrachtes Handrad der Höhenrichtmaschine kann die

Visierlinie auf das Ziel eingerichtet — der Geländewinkel erteilt — werden. Ganz unabhängig von dieser Bewegung und somit auch von der Lage der Visierlinie kann durch Betätigung eines Handrades an der rechten Lafettenseite die Wiege mit dem Rohr innerhalb des Wiegenträgers um ihre Achse gedreht werden. Es kann somit der Seelenachse eine ganz bestimmte Neigung zur Visierlinie gegeben, d. h. der von der Schußweite abhängige Schuß- oder Visierwinkel erteilt werden. Zu dem Zwecke ist nur nötig, den entsprechenden Teilstrich einer Scheibe mit einer Stellmarke zum Einspielen zu bringen. Das Erteilen der Höhenrichtung ist auf diese Weise außerordentlich erleichtert und vereinfacht, indem eine Teilung der Arbeit eingetreten ist. Der Kanonier zur Linken richtet die Visierlinie auf das Ziel ein oder läßt die Libelle für den Geländewinkel einspielen — die Schußweite geht ihn gar nichts an; der Kanonier zur Rechten läßt den der befohlenen Entfernung entsprechenden Teilstrich mit der Stellmarke einspielen — ihn geht das befohlene Ziel nichts an. Da beide Operationen gleichzeitig ausgeführt werden können, geht das Richten auch mit großer Geschwindigkeit vor sich. Von besonderem Vorteil ist die unabhängige Visierlinie, wenn ein bereits gerichtetes Geschütz auf eine andere Entfernung schießen soll, wie das beim Einschießen und beim Streufeuer die Regel ist.

Nachteilig ist, daß infolge der Einrichtung der Seitenrichtmaschine — Verschieben der Lafette auf der Geschützachse — das Feststellen der Räder auf den Radschuhen (die Verankerung — abatage) nötig wird. Das ist zeitraubend und erschwert einen Zielwechsel in hohem Grade. Auch das Fehlen eines Richtbaums zum Erteilen der groben Seitenrichtung ist als ein Mangel zu bezeichnen.

Eine fernere Eigentümlichkeit und ein Vorzug des Geschützes ist die im Munitionswagen befindliche Zünderstellmaschine, wodurch die Zünder mechanisch auf die befohlene Entfernung eingestellt werden können. Durch Verlegung der Stellmarke werden Unstimmigkeiten zwischen Brennlänge und Erhöhung selbsttätig beseitigt.

Die Feuergeschwindigkeit des französischen und deutschen Geschützes wird dieselbe sein, so lange auf eine Entfernung gefeuert wird. Wechselt diese von Schuß zu Schuß, so ist das französische Geschütz infolge der unabhängigen Visierlinie im Vorteil.

Die Batterien sind sehr reichlich mit Munition ausgestattet. Es führen

4	Geschützprotzen	96 Patronen
12	Munitionswagen	1152 „
	Zusammen also	1242 Patronen

darunter 144 Granaten. Für jedes Geschütz sind also innerhalb der Batterie 312 Patronen verfügbar. Davon befinden sich in der Feuerstellung für jedes Geschütz 108, zusammen also 432 Patronen. In den Munitionskolonnen des Armeekorps befinden sich noch für jedes Geschütz etwa 210 Schuß, so daß jedes Geschütz im ganzen 522 Schuß verfeuern kann. Beim Armeekorps sind somit 62640 Patronen vorhanden, wenn man nur die 120 Geschütze der Friedensbatterien berücksichtigt. Unter Einrechnung der 6 Verstärkungsbatterien steigt die Zahl auf über 70000 Patronen, selbst wenn die Munitionskolonnen keine entsprechende Verstärkung erhalten, worüber nichts bekannt geworden. Für die deutsche Feldkanone werden innerhalb der Armeekorps 433, im ganzen also 54558 Patronen mitgeführt; für jede leichte Feldhaubitze 229, zusammen also 4180 Schuß. Die Gesamtsumme ergibt noch nicht ganz 59000 Schuß. Die französischen Batterien sind also mit einer um fast $^1/_5$ höheren Schußzahl ausgestattet.

Die kurze 155 cm-Kanone ist ein Rohrrücklaufgeschütz mit ständig langem Rücklauf. Die Schildzapfen sitzen nahe am Verschluß. Es ändert seine Richtung beim Schuß nur wenig und besitzt daher eine große Feuergeschwindigkeit. Das Geschütz ist so schwer, daß Rohr und Lafette auf den Märschen getrennt fortgeschafft und erst in der Feuerstellung miteinander verbunden werden, was etwa vier Minuten beanspruchen soll. Die k. 155 mm-Kanone verfeuert Granaten nur mit Aufschlagzünder, die weniger durch ihre Splitter, als vielmehr durch ihre große minenartige Sprengkraft (15 kg Melinit) wirken, und Schrapnells, beide mit verschiedenen Ladungen. In der Feuerstellung werden am Geschütz Schutzschilde angebracht. Die Batterie soll (nach Veltzes Internationalem Militär-Almanach) mit 412 Schuß ausgerüstet sein. Für eine Batterie von 4 Geschützen wäre das eine sehr dürftige Ausrüstung, so daß sich darauf meine Vermutung stützt, daß die Batterie nur aus 2 Geschützen besteht. Die deutsche schwere Feldhaubitze steht diesem Geschütz ballistisch sehr nahe, ist aber weit beweglicher. Dagegen hat sie Rohrrücklauf von mittlerer Länge, steht daher weniger fest beim Schuß und hat deshalb eine geringere Feuergeschwindigkeit. Sie verfeuert nur Granaten mit Aufschlagzünder und kleinerer Sprengladung, deren minenartige Wirkung gegen alle Ziele des Feldkriegs mehr als genügt, deren Splitterwirkung aber besser ist. Die Ausstattung mit Munition ist eine überaus reichliche. Innerhalb der Batterie und der leichten Munitionskolonnen sind für jedes Geschütz zusammen 126 Schuß vorgesehen. Dazu treten für jedes

Geschütz noch 306 in den Fußartilleriemunitionskolonnen mitgeführte Schüsse.

Das Gebirgsgeschütz, für den Hochgebirgskrieg betimmt, hat für uns nur ein untergeordnetes Interesse. Das Kaliber ist 65 mm; die Schrapnells wiegen 4,45 kg und enthalten 138 Kugeln von 12 g, ihre Anfangsgeschwindigkeit beträgt 330 m, die größte Schußweite etwa 5000 m. Auch Sprenggranaten werden verfeuert. Zum Fortschaffen wird das Geschütz und seine Lafette in vier Tragelasten zerlegt; die Patronen werden zu je 9 in Kästen verpackt; ein Maultier trägt 18 Patronen. Das Geschütz ist ein Vorlaufgeschütz, d. h. das Geschütz läuft beim Abfeuern unter dem Druck einer Vorholfeder vor, bis ein am Bodenstücke gelagerter Abzugshammer gegen einen Anschlag stößt. Dadurch wird der Schuß gelöst und das Rohr läuft selbsttätig in die ursprüngliche Ladestellung zurück. Die Vorlaufeinrichtung dient dazu, daß das vorlaufende Geschütz im Augenblick der größten Vorlaufgeschwindigkeit abgefeuert wird; ein Teil der Rücklaufenergie wird also verbraucht, um die Vorlaufbewegung zum Stillstand zu bringen, so daß die Bremseinrichtung nur noch einen Teil der Rücklaufenergie zu vernichten braucht.

Bei dem Schießverfahren legt die französische Artillerie Hauptwert auf das frühzeitige Eintreten einer ausreichenden Wirkung, weil, wie das Reglement mit Recht hervorhebt, es vor allem darauf ankommt, zunächst den Feind zu lähmen und ihm die Freiheit des Handelns zu entreißen. Ist das erreicht, so steht nichts im Wege, sich genauer einzuschießen, um dadurch zu ermöglichen, jeden seiner Versuche, wieder in den Kampf einzugreifen, mit einem Minimum von Munition schon im Keime zu ersticken.

So genügt es im allgemeinen, eine Gabel von 200, ja unter schwierigen Beobachtungsverhältnissen oder, wenn besondere Eile geboten ist, eine solche von 400 m zu bilden, um dann zum Wirkungsfeuer überzugehen. Dabei wird in der Regel auf 4 um je 100 m auseinanderliegende Entfernungen Schnellfeuer abgegeben und ein Raum von etwa 450 m Tiefe wirksam unter Feuer gehalten, so daß kein Ziel sich ungedeckt darin aufhalten kann. Als kürzeste Entfernung gilt bei der Gabel von 400 m die kurze Gabelentfernung, bei der Gabel von 200 m eine Entfernung, die um 100 m kürzer ist als die kurze Gabelentfernung.

Das Einschießen erfolgt mit Brennzünder, wobei die Spreng-

punkte so tief gelegt werden, daß sie beobachtungsfähig sind, ein Verfahren, das auch neuerdings von der deutschen Feldartillerie angenommen ist. Es wird dabei lagenweise gefeuert, wobei die Schüsse sich in Pausen von zwei bis drei Sekunden folgen. Diese Feuerart ist bei der deutschen Fußartillerie unter dem Namen „Rollsalven" gebräuchlich. Es werden gleichzeitig die Entfernung ermittelt, die Sprenghöhen und die Feuerverteilung geregelt, letztere in der Weise, daß das Feuer sich möglichst gleichmäßig über einen der Zielbreite entsprechenden Raum ausbreitet.

Jedes Geschütz kann einen Raum von etwa 25 m Breite wirksam unter Feuer halten. Ist das Ziel breiter als 100 m, so muß auch nach der Seite gestreut werden. Zu dem Zwecke werden die Schußrichtungen der Geschütze gleichmäßig über das Ziel verteilt und die Seitenrichtungen von Schuß zu Schuß durch Betätigung des Handrades der Seitenrichtmaschine mechanisch verlegt. Wie oft das geschieht, hängt von der Breite des Zieles ab. Es sei z. B. ein Ziel von 200 m Breite auf eine Entfernung von etwa 3000 m zu bekämpfen. Jedes Geschütz hat also einen Raum von 50 m Breite zu beschießen. Wird die Seitenrichtung zweimal um je 15 m nach links verlegt, so hält jedes Geschütz einen Raum von 30 plus 25, also etwa 55 m Breite unter Feuer. Die Änderung der Seitenrichtung erfolgt dadurch, daß durch eine dreimalige Umdrehung des Handrades der Seitenrichtmaschine die Richtung um $^5/_{1000}$ der Entfernung geschwenkt wird. Ist die Entfernung bedeutend kleiner, so bewirkt eine Schwenkung der Richtung eine weit geringere Verlegung der Sprengpunkte: auf 2000 m nur 20, auf 1500 nur 7,5 m. Das Reglement gestattet daher auch eine doppelt so große Streuung vorzunehmen. Während auf das Kommando: „fauchez!" der Richtkanonier das Handrad dreimal umdreht, führt er auf das Kommando: „fauchez double!" zweimal je 3 Umdrehungen aus und erzielt dadurch eine doppelt so große Verlegung des Treffpunktes.

Ist der unter Feuer zu nehmende Raum noch breiter, so muß jedes Geschütz einen entsprechend breiteren Raum bestreuen und dazu die Verlegung des Treffpunktes öfter ausführen. Die Zahl der auf eine Entfernung abzugebenden Schüsse bestimmt der Batterieführer durch das Kommando „Par 3 (4, 5 usw.)!". Auf das Kommando „Par 3! fauchez!" werden also 3 Schüsse abgegeben, einer mit der ursprünglichen Richtung, die zweimal durch dreimaliges Umdrehen des Handrades geändert wird. Das Kommando „Par 4! fauchez double!" würde bewirken, daß 4 Schüsse abgegeben werden, wobei die Richtung dreimal um das doppelte Maß geschwenkt

wird. Nach Abgabe der befohlenen Schußzahl wird die ursprüngliche Seitenrichtung durch entsprechende Drehung des Handrades im entgegengesetzten Sinne wieder hergestellt.

Theoretisch kann die Schußrichtung im ganzen um 100 Tausendstel verlegt werden; d. h. es könnten 20 Schüsse abgegeben werden, wodurch z. B. auf 3000 m von einem Geschütz eine Front von 300 m Breite unter Feuer genommen wird. Das wird in der Praxis wohl niemals vorkommen; immerhin liegt in diesem Verfahren ein Mittel, den Feind über die Stärke der verdeckt aufgestellten Artillerie zu täuschen, das bei den sogenannten „Köderbatterien“ angewendet werden könnte.

Beim Wirkungsschießen hat der Batterieführer volle Freiheit in der Wahl der Feuerordnung. Er kann das Feuer in der Hand behalten und wie bei uns Gruppenfeuer (rafales) auf die von ihm befohlene Entfernung abgeben. Es wird dabei empfohlen, nicht mit der kürzesten, sondern mit der weitesten Entfernung zu beginnen, weil die vor dem Ziel liegenden Sprengpunkte die Beobachtung erschweren würden. Er kann aber auch durch das Kommando „tir progressif“ in die Tiefe streuen lassen. Ist z. B. die Gabel 2600/2800 gebildet, so kommandiert er: „2500! tir progressif!“, worauf jedes Geschütz je 2 Schüsse auf 2500, 2600, 2700 und 2800 m abgibt. Das „tir progressif“ kann mit gleichbleibender oder wechselnder Seitenrichtung (avec oder sans fauchage) abgegeben werden. Soll die Seitenrichtung geändert werden, so muß die auf jede Entfernung abzugebende Schußzahl kommandiert werden; es wird alsdann die Seitenrichtung bei der ersten Entfernung nach je 1 Schuß von rechts nach links geändert; nach Abgabe der befohlenen Schußzahl wird mit der Entfernung unter Beibehaltung der innehabenden Richtung vorgegangen und nun von links nach rechts gestreut, bei der dritten Entfernung wieder von rechts nach links usf.

Das Gruppenfeuer auf die befohlene Entfernung ermöglicht dem Batterieführer die Streugrenzen einzuschränken und daher die Munition besser auszunutzen; er kann aber seine Aufmerksamkeit nicht dem Gefechtsfelde zuwenden. Will er das, so wird er dem tir progressif den Vorzug geben.

Das neue französische Reglement gibt (T. IV, S. 87) einige interessante Angaben über die in den Schießübungen beim tir progressif durch eine Batterie gegen verschiedene Ziele von 100 m Frontbreite erreichten Treffergebnisse.

Von je 100 Mann sind außer Gefecht gesetzt:

Entfernung m	Infanterie				Artillerie mit Schutzschilden. Schußrichtung senkrecht zur Zielfront. Bedienung	
	Eingliedrig stehend	Eingliedrig liegend: ohne Tornister	Eingliedrig liegend: Tornister auf dem Rücken	Eingliedrig liegend: Tornister vor dem Kopf	arbeitend	sich deckend
2000	45	19	15	6	20	20
2500	42	17	13	8	18	15
3000	33	16	8	11	15	11
3500	24	14	6	12	12	9
4000	21	13	—	—	11	8

Diese Methode, die zu erwartende Wirkung nach Prozenten der getroffenen Figuren anzugeben, war bisher der deutschen Artillerie fremd. Ich habe sie in meiner „Neuen Studie über den Schrapnellschuß" angewendet. Sie hat den Vorzug, daß sie ganz unabhängig ist von der Stärke und Formation des beschossenen Zieles. Die Wirkung hängt lediglich ab von der Trefferdichte und der Größe der Trefffläche. Bei größerer Frontbreite nimmt die Wirkung im einfachen Verhältnis dazu ab, dagegen mit der abgegebenen Schußzahl zu. Gegen ein Ziel von 200 m Breite würde sie auf die Hälfte sinken; da aber im tir progressif avec fauchage auf jeder Entfernung 3 statt 2 Schüsse abgegeben werden, wird sie auf etwa $^2/_3$ der vorstehend angegebenen Zahlen zu schätzen sein.

Der Hauptunterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Schießverfahren liegt darin, daß jene der Ausnutzung der Zeit, diese der Munition die höhere Bedeutung beimißt. Die deutsche Schießvorschrift verlangt in der Regel die Bildung einer Gabel von 100 m und bestreut das innerhalb der Gabelgrenze gelegene Gelände durch Schießen auf Entfernungen, die um nur 50 m auseinanderliegen. Ein dem „tir progressif" entsprechendes Streuverfahren ist der deutschen Schießvorschrift unbekannt.

(Schluß folgt.)

XXXV.

Die Bedeutung des Kriegswertes der Truppen.

Von

Dorndorf, Hauptmann und Kompagniechef im 2. Hannoverschen Infanterieregiment Nr. 77.

Auf die Wichtigkeit des Kriegswertes der Truppe hinzuweisen, liegt neben anderen Gründen um so mehr Veranlassung vor, als sich in neuerer Zeit eine Strömung geltend gemacht hat, die den Erfolg im Kriege zum größten Teil von der Führung, zum viel geringeren von dem Wert der Truppen abhängig gemacht wissen will. Ganz im Gegensatz zu Moltke, der bekanntlich den Ausspruch tat, „es sei sehr schwer, das wirkliche Verdienst des Feldherrn am Erfolge zu bemessen". Das tote Kriegsmaterial, so wichtig es ist, steht hier jedenfalls erst in zweiter Linie, der Gebrauch selbst der besten Schieß- oder anderer Maschinen hängt doch stets von der Tüchtigkeit und dem Wert der sie bedienenden Menschen ab.

Einige Beispiele aus der Kriegsgeschichte mögen zunächst über das Verhältnis von Führung und Truppenleistung Aufklärung geben.

Beim Regierungsantritt König Friedrichs II. standen die Heere der in Betracht kommenden Staaten, was Ausbildung, Taktik und Strategie betrifft, fast auf gleicher Stufe, hervorgerufen durch vielfache Berührung in den Kriegen, welche den Anfang des Jahrhunderts erfüllt hatten. Gerade wie heute stritten sich nebenbei die Meinungen über die Zweckmäßigkeit dieser oder jener taktischen Form, über Vor- oder Nachteil dieser oder jener strategischen Idee. Erst ein Krieg sollte Klarheit bringen. Da begann Friedrich II. seinen ersten Feldzug, der der staunenden Welt die Schlachten von Mollwitz und Chotusitz darbot.

In der Schlacht bei Mollwitz standen die Preußen mit der Infanterie in zwei Treffen, vor ihr die Artillerie, auf den Flügeln die Kavallerie. Das Gefecht begann mit dem Angriff der österreichischen Reiterei auf die preußische. Diese damals noch minderwertig wurde sofort geworfen und jagte zurück, sie schied für die weitere Schlacht aus. Die österreichischen Kavallerieregimenter stürmten nun gegen die Bataillone des preußischen rechten Flügels, wurden jedoch durch die unerschütterliche Ruhe und ihr vortreffliches Schießen abgewiesen. Nach diesem erfolglosen Bemühen wandten sich die österreichischen Reiter gegen die Batterien

vor der Front der Infanterie, nahmen und vernagelten sie, um dann noch die Kavallerie des preußischen linken Flügels zu verjagen. In diesem kritischen Augenblicke hielt der junge König die Schlacht für verloren und verließ auf Zureden seiner Umgebung das Schlachtfeld. Schwerin übernahm die Führung. Inzwischen war die österreichische Kavallerie des preußischen Lagers ansichtig geworden, stürzte darauf los und begann mit der Plünderung. Das Schicksal der Schlacht ruhte jetzt auf den beiderseitigen Infanterien. Beide Heerführer befahlen den Angriff. Die Preußen traten sofort an, die Österreicher zögerten, gerieten den stetig vorgehenden Preußen gegenüber ins Stutzen und wurden schließlich durch deren überlegenes Feuer und rücksichtslosen Bajonettangriff zum Weichen gebracht.

Vor der Schlacht bei Chotusitz hatte der König sein Heer aus nicht geklärten Gründen geteilt, er schien unschlüssig, was zu tun sei. Der schwächere dieser Heerteile kam vereinzelt mit dem gesamten österreichischen Heer ins Gefecht, das sich in der Hauptsache um den Besitz des Dorfes Chotusitz abspielte. In der richtigen Erkenntnis, daß mit dem Besitz des Dorfes der Kampf entschieden sei, setzte der österreichische Feldherr allmählich seine ganze Macht dort ein, d. h. in moderner Lesart, er brachte auf den entscheidenden Punkt eine weitüberlegene Stärke ins Gefecht. Dadurch gelang es auch, die Preußen langsam aus dem Dorf und auf die dahinter liegenden Höhen zu treiben. Durch den hartnäckigen Widerstand der preußischen Bataillone war aber so viel Zeit gewonnen, daß der herbeigeeilte König seinen inzwischen eingetroffenen Heerteil aufstellen und zum Gegenangriff antreten lassen konnte. Das bloße Erscheinen dieser Truppe entlastete nicht bloß vollständig die weichenden Preußen, sondern brachte einen derartigen Umschwung bei den bis dahin siegreichen Österreichern hervor, daß diese vor dem nicht einmal durchgeführten Angriff — die Bataillone des Königs hatten nämlich auf einem Bergrücken Halt gemacht — sofort zurückwichen.

Die Betrachtung der beiden Schlachten zeigt folgendes:

Bei Mollwitz war der König, dessen Feldherrntalent sich naturgemäß auch erst entwickeln mußte, infolge des Zusammenbruchs seiner schlecht ausgebildeten Reiterei und des Verlustes seiner Artillerie an dem glücklichen Ausgang der Schlacht verzweifelt und weggeritten. Sein Nachfolger in der Führung hatte den Mut, trotz widriger Umstände den Befehl zum Angriff zu geben. Besonderes Geschick gehörte dazu nicht. Der feindliche Feldherr hatte denselben Befehl erteilt. Aber die Preußen führten den Befehl aus

und siegten, die Österreicher zögerten und wurden geschlagen. Der Führung kann man also diesen Sieg nicht ohne weiteres zuschreiben, wohl aber der hervorragend ausgebildeten und den Österreichern überlegenen preußischen Infanterietruppe. Denn diese besaß genügend Selbstvertrauen und Schneid, trotz des beobachteten Mißgeschicks an anderen Stellen des Schlachtfeldes den Angriffsbefehl auszuführen, während die österreichische Infanterie, deren Mut durch die Erfolge ihrer Kavallerie erst recht hätte gehoben sein müssen, sich nicht zu energischem Draufgehen entschließen konnte. Auch die siegreiche österreichische, der preußischen überlegene Kavallerie versagte schließlich, und zwar aus Mangel an Disziplin. Beim Anblick des preußischen Lagers rissen alle Bande der Ordnung und die Plünderung begann; für die weitere Schlacht war ihre Tätigkeit gleich Null, ihr Kriegswert hatte nicht durchgehalten.

Ähnlich bei Chotusitz. Die beiderseitigen Kavallerien verschwanden aus gleichen Gründen wie bei Mollwitz vom Schlachtfeld, auch hier mußte die Infanterie über Sieg oder Niederlage entscheiden. Eine unterlegene, aber zäh und tapfer aushaltende Minderheit der Preußen fesselt die gesamte feindliche Macht, die bereits den Schlüsselpunkt des Gefechts, das Dorf Chotusitz, in Besitz nimmt. Trotz der umsichgreifenden Siegesfreude der Österreicher bringt der bloße Anblick des gar nicht einmal ernstlich angreifenden Heeresteils des Königs die Österreicher zum Weichen. Die preußische hohe Schießfertigkeit, die straffe Disziplin, die selbst in dem ungewohnten Dorfgefecht nicht versagte, hatte das ganze österreichische Heer zu ihrer Besiegung herangezwungen, bis der Umschwung durch den drohenden Flankenangriff des Königs eintrat.

Dieser Flankenangriff beruhte aber keineswegs auf besonders geschickter Schlachtleitung des Königs, etwa vorher befohlenem konzentrischen Vormarsch zur Schlacht oder dergleichen, sondern er ergab sich ganz natürlich aus der Anmarschrichtung des vor der Schlacht ohne sichtlichen Grund abgetrennten Heeresteiles und aus dem außerordentlich günstigen Gelände.

Die Schlacht wurde auf preußischer Seite wiederum durch die bessere Fechtweise und die bessere Disziplin, also durch den von Haus aus vorhandenen höheren Kriegswert der Infanterie, nicht durch die Führung, entschieden. Diesen höheren Kriegswert hatte die Infanterie aber nicht erst kurz vor der Schlacht durch den König erhalten, sondern er beruhte auf der ausgezeichneten Ausbildung und der strammen Disziplin, die schon Friedrich Wilhelm I. ihr einzuprägen verstanden hatte. Er gründet sich also auf Eigenschaften, die die Infanterie schon lange *vor* der Schlacht besaß.

Den Österreichern dagegen gelang es trotz zielbewußter überlegener Führung abermals nicht den Sieg zu erringen, denn die Truppe vermochte nicht, die richtig gegebenen Befehle der Führung bis zur glücklichen Entscheidung energisch durchzuführen.

Diese Überlegenheit der preußischen Infanterie, die infolge der ausgezeichneten Anweisung des Königs auch bald auf die Kavallerie übergeht, wird von Friedrich II. richtig gewürdigt und veranlaßt ihn, in seinen späteren Kriegen nicht nur die Vernichtung des Gegners in der Schlacht anzustreben, sondern diese selbst geradezu zu suchen, ein für damalige Zeit ganz neues Verfahren. Im 2. Schlesischen und in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges bewahrt das preußische Heer sein Übergewicht, das Jahr 1757 beweist es in besonders glänzender Weise. Aber allmählich lernt der Gegner sich die preußische Fechtweise anzueignen, die Heere werden wieder gleichwertig, was durch den großen Verlust an altgedienten Soldaten auf preußischer Seite beschleunigt wird. Jetzt will der Sieg durch bessere Führung errungen sein. Was ist die Folge? Das Kriegsglück schwankt, auch die Feinde erringen mehrfache Siege und der König, der die neuen Verhältnisse wiederum richtig einschätzt, sucht nicht mehr die Schlacht, er meidet sie sogar und stellt sich nur dem Gegner bei für ihn möglichst günstigen Umständen. Dadurch macht er sich die Art der Kriegsführung zu eigen, die schon lange vor seiner Zeit in Brauch war. Also von dem Augenblick an, wo der Kriegswert der beiderseitigen Truppen sich nahezu ausgeglichen hatte und wo nun die Führung den Ausgang der Schlacht entscheiden soll, ist es selbst einem solch genialen Feldherrn, wie der große König war, nicht möglich, den Sieg dauernd an seine Fahnen zu fesseln.

In den Kriegen am Ausgang jenes Jahrhunderts stehen sich Heere mit ganz verschiedener Organisation und Fechtweise gegenüber: die Heere der Französischen Revolution mit ihren ungeordneten Schützenschwärmen gegen die nach linearer Treffentaktik festgefügten Bataillone der Koalition. Die Erkenntnis, daß diesen wohlgeordneten, stramm disziplinierten Truppen gegenüber der Sieg nur durch Umgehung und Angriff ihrer Flanken zu erringen sei, führte die französischen Führer dazu, ihre Fronten stark zu verlängern. Dies wiederum bewirkte bei den gegnerischen Generalen auch ihrerseits dasselbe zu tun; die bis dahin zusammenhängenden Linien wurden in mehrere Teile zerlegt, die jeder selbständig zur Schlacht an- und aufmarschierten. Dadurch wurde die Führung auf beiden Seiten erschwert, denn der Feldherr, der bisher sein gesamtes Heer fest in der Hand hatte, mußte jetzt seinen Unterführern Spielraum zum

Handeln lassen. Der Wert der Truppen beginnt dagegen zu steigen, wie die folgenden Beispiele zeigen sollen.

Im Jahre 1796 war der Erzherzog Karl von Österreich den beiden vom Oberrhein und aus der Gegend von Worms vorrückenden französischen Feldherrn Moreau und Jourdan weit gegen den Rhein entgegengerückt. Jedoch in an sich unbedeutenden Gefechten von Moreau geschlagen, wich der Erzherzog Schritt für Schritt zurück. Allmählich gestaltete sich die Lage für die Österreicher sehr mißlich, bis der Erzherzog seinen unmittelbaren Gegner Moreau stehen ließ und sich gegen den zweiten seiner Feinde, Jourdan, wandte. Obgleich nur langsam und zögernd marschierend, gelingt es den Österreichern, bei Amberg den Franzosen Flanke und Rücken abzugewinnen, so daß Jourdan sich zum Rückzug entschließt, bei dem nur noch seine Nachhut in ein leichtes Gefecht verwickelt wird. Trotzdem der größte Teil der Franzosen garnicht im Gefecht gestanden hatte, wirkt der Rückzug auf die undisziplinierten Truppen so zersetzend, daß sie unterwegs die größten Ausschreitungen begehen. Die Einwirkung des Oberfeldherrn versagt, die einzelnen Divisionen gehen einfach dahin zurück, woher sie gekommen waren. Erst bei Würzburg zum Stehen gebracht, werden sie von den in mehreren Kolonnen vorrückenden Österreichern, deren jede auf den Kanonendonner zumarschiert und ohne den einheitlichen Befehl des obersten Führers abzuwarten energisch angreift, abermals geschlagen und gehen vollständig aufgelöst über den Rhein zurück.

Bei dem hier geschilderten Teil des Feldzuges fällt besonders in die Augen, wie der Kriegswert der österreichischen Truppen, die bis dahin nach alter Gewohnheit lässig und unlustig gehandelt hatten, durch den leicht errungenen Erfolg bei Amberg in ungeahnter Weise gehoben wird. Überall bei Unterführer und Truppe tritt das Bestreben zutage, an den Feind heranzukommen und die Befehle nicht nur auszuführen, sondern möglichst noch darüber hinauszugehen. Dies steigert sich derart, daß schließlich in der Schlacht bei Würzburg die Führung überhaupt nicht mehr eingreift, sondern alles von der vorwärtsstrebenden Truppe selbsttätig ausgeführt wird.

Das Umgekehrte zeigt sich auf Seite der Franzosen. Diese waren bis zum Gefecht bei Amberg siegreich vorgedrungen, rücksichtslos alles benutzend, was das Feindesland gab, und dabei den allerdings sehr energischen Weisungen des Pariser Direktoriums folgend, gegen die österreichische Hauptstadt Wien vorzudringen. Alles ging gut und glatt. Da plötzlich geschieht etwas Unerwartetes, der Feind erscheint, wo man ihn nicht vermutete, die Franzosen gehen zurück. Die Bande der Ordnung, die das Glück, der Erfolg

bisher zusammengehalten, zerreißen bei den undisziplinierten Republikanern mit dem ersten Mißerfolge. Ihr Kriegswert hielt nur so lange vor, als das Glück sie begünstigte, was bei den in Eile ausgehobenen und nur wenig geübten Truppen der Republik nicht zu verwundern war. Ihre bisher erfochtenen Erfolge in diesem Feldzuge und auf anderen Kriegstheatern waren ihrer starken Überlegenheit an Zahl und dem rücksichtslosen Einsatz von Menschenleben zuzuschreiben.

In dasselbe Jahr fällt der berühmte Feldzug Bonapartes in Italien. Das republikanische Heer war hier bis an die Riviera zurückgedrängt, aber im Besitz der Pässe der Apenninen geblieben. Ihm gegenüber standen Österreicher und Sardinier. Der Plan des österreichischen Feldherrn Beaulieu war, sich in Besitz des für die Franzosen wichtigen Genua zu setzen und von hier aus gegen ihren Rücken vorzugehen, gleichzeitig die Feinde in der Front anzugreifen. Während sich nun die einzelnen Teile des verbündeten Heeres in Bewegung setzten, war es dem französischen General Bonaparte gelungen, durch äußerste Energie und Schnelligkeit der Bewegungen die noch vereinzelten Teile der Österreicher und Sardinier jedesmal mit erheblicher Überlegenheit anzugreifen und zu schlagen, so daß sich Beaulieu veranlaßt sah, ganz im Geist der damaligen Kriegsführung bis hinter den Po zurückzugehen. Die Erfolge Bonapartes sind bekannt, die Sardinier baten um Frieden, den der französische General, der sich nach eigenem Eingeständnis höchst ungemütlich fühlte, gern gewährte.

Hier scheint es ja nun der kühne strategische Plan und die überlegene Führung Napoleons gewesen zu sein, die diese überraschenden Erfolge hervorbrachten. Bei genauerem Zusehen stellt sich indes heraus, daß der Plan gar nicht von Bonaparte stammt, sondern daß dieser ihm von dem französischen Direktorium vorgeschrieben worden war. Das vollständige Sichhineindenken und die energische Ausführung des Planes ist dagegen Napoleons Verdienst, das aber auch dadurch noch gemindert wird, daß ihm ebenso wie den französischen Feldherrn in Deutschland vom Direktorium Energie bis zum äußersten als einziges Mittel zum Siege vorgeschrieben war. Er war allerdings der Mann dazu, diese Energie nicht nur selbst zu betätigen, sondern sie auch seinem Heere durch rücksichtslose Strenge einzuimpfen. Die Erfolge in diesem ersten Teile des Feldzuges verdankt er der durch schnelle Märsche herbeigeführten örtlichen Überlegenheit über den jedesmaligen Gegner, also der hervorragenden Tätigkeit seiner Truppe.

Der weitere Feldzug führt die Franzosen nach mehreren Gefechten

bis vor die Festung Mantua, die dem geplanten Vordringen auf Wien ein Halt gebietet. Um den Besitz dieser Festung spielt sich in der Folge der Krieg ab. Die einzelnen Entsatzversuche der Österreicher zu beschreiben, würde zu weit führen, es können hier nur kurze Schilderungen gegeben werden. Viermal dringen die Österreicher, jedesmal in zwei Kolonnen, gegen die Franzosen vor. Bonaparte fühlt sich durch diese so oft getadelte Trennung der Gegner auf das höchste bedroht und hält seine Lage mehrfach für derart verzweifelt, daß er an Rückzug nicht nur denkt, sondern sogar die einleitenden Bewegungen dazu ausführen läßt. Die Hingabe seiner kriegsgeübten, ihm blind vertrauenden Truppe gestattet ihm jedoch, das Äußerste von ihrer Leistungsfähigkeit zu verlangen, und die republikanische Energie führt auch hier schließlich zum taktischen Siege. Trotzdem gelang es den Österreichern, einmal Mantua zu befreien und den ganzen Belagerungspark des Feindes zu erbeuten, das zweitemal eine starke Besatzung in die Festung zu werfen. Also den eigentlichen Zweck dieses Feldzuges, nämlich Mantua einzunehmen, hat Napoleon trotz seiner vielgerühmten Führung zweimal nicht erreicht. Die weiteren österreichischen Entsatzversuche scheiterten in der Hauptsache an dem immer schlechter werdenden Soldatenmaterial, das der Kaiserstaat nur noch zur Verfügung stellen konnte — also an dem geringeren Kriegswert der Truppe — und an dem damals im österreichischen Heere vielfach üblichen Schlendrian.

Die Pläne der österreichischen Führung waren durchaus gute, sie mißglückten aus den eben angeführten Gründen und mußten dies um so mehr tun, als ihnen gegenüber ein durch einen langen Feldzug kriegsgeübtes und durch viele Erfolge ermutigtes Heer stand, dem schließlich nichts mehr unmöglich schien. Dabei möge nur an die lediglich auf den Dämmen einer Sumpfniederung ausgefochtene dreitägige Schlacht bei Arcole, deren Erfolg allein der ungebrochenen Energie der Franzosen den an dem Entscheidungspunkt in umfassender Stellung befindlichen Österreichern gegenüber zu danken ist, und an die Schlacht von Rivoli erinnert sein, in der 10000 Franzosen den weit überlegenen Feind warfen und infolge einer ganz unbegründeten Panik auf österreichischer Seite in regellose Flucht trieben.

„Drauf, drauf! das ist die Quintessenz der ganzen praktischen Kriegsführung," sagt Beerenhorst, ein Satz, der kaum besser als durch diesen Feldzug bewiesen wird.

Zehn Jahre später.

Der Zusammenbruch des preußischen Heeres 1806 wird vielfach allein auf Rechnung der schlechten Führung gesetzt. Der Grund lag aber tiefer. Zunächst im Volke selbst. Es war durch steigenden Wohlstand behäbig und infolgedessen unkriegerisch geworden, hielt trotz der drohenden Zeiten ein starkes Heer für überflüssig und betrachtete den Offizierstand mit neidischen Augen. Die erforderlichen Ausgaben für das Heer wurden nicht bewilligt und die Regierung verstand es nicht, das für notwendig Gehaltene durchzusetzen. Sodann hatte aber das Heer starr an der friderizianischen Kriegsweise festgehalten in der falschen Meinung, die Form, und natürlich gerade diese Form verbürge den Sieg. Es hatte seit mehr als einem Jahrzehnt einem Feinde nicht gegenüber gestanden und war durch dessen neue Kampfweise ziemlich überrascht, obgleich die zahlreichen Kriege der letzten Jahre genügend Gelegenheit gegeben hätten, die Fechtart des voraussichtlichen Gegners zu studieren. Und trotzdem konnte bei dem guten Geist, der in der Truppe steckte, der Ausgang der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt mindestens sehr viel weniger beschämend werden, wenn die Truppe in der langen Friedenszeit nicht ausschließlich zur Parade und zur glatten Ausführung von Exerzierbewegungen gedrillt worden wäre. Manöver hatten fast gar nicht stattgefunden, die wenigen Übungen in größeren Verbänden, die in der Nähe von Potsdam oder Berlin abgehalten wurden, waren auch weiter nichts als Parade- und Schaustücke, wurden die Bewegungen dabei doch durch umfangreiche Instruktionen und durch Kanonenschläge als Signale geregelt. Einige preußische Regimenter gerieten vor der Schlacht in die größte Verlegenheit, als sie Vorposten beziehen, selbst sogar nur die Marschsicherung übernehmen sollten; bei den verbündeten Sachsen hatte ein Teil der Mannschaften überhaupt noch kein Gewehr abgeschossen. Die Truppe trat also kriegsungewohnt einem kriegsgeübten Gegner gegenüber.

Welchen Einfluß dieser verschiedene Kriegswert der Truppen hatte, zeigt besonders deutlich die Schlacht von Auerstädt. Die parademäßig gedrillten Preußen wissen sich bei dem anfangs nebligen Wetter und dem ungewohnten Gelände nicht kriegsmäßig zu verhalten, sie gehen ihrer Friedensübung gemäß in ganzer Figur und langen Linien vor und bieten dadurch dem das Gelände geschickt benutzenden Feinde ausgezeichnete Ziele. Die kriegsgewohnten Franzosen verstehen es dagegen vortrefflich, sich der ihnen sich bietenden Vorteile zu bedienen, sie fügen ihren Gegnern durch richtige Ausnutzung der Feuerwirkung erhebliche Verluste zu, so daß ihr entschlossenes Draufgehen die Preußen zum Rückzug und ihre energische

Verfolgung sie schießlich zur ausgesprochenen Flucht veranlaßt. Davoust hatte hier mit 30000 Mann 50000 Preußen geschlagen!

Auch der Feldzug von Regensburg 1809 ist fast durchgehends ein Beweis dafür, daß weniger die Führung, als die Truppe es ist, welche die Schlachten entscheidet. Napoleon, der die Österreicher sehr unterschätzt hatte, war ziemlich spät auf dem Kriegsschauplatz erschienen und hatte bei seiner Armee eine ungeheuere Verwirrung, den Heerteil Davoust sogar in ziemlich verzweifelter Lage angetroffen. Letzterer, 50000 Mann stark, konnte nach Lage der Dinge von den Österreichern mit Sicherheit geschlagen werden, wenn diese an energisches Ausführen von Befehlen gewöhnt gewesen wären. Aber selbst die von dem österreichischen Feldherrn, Erzherzog Karl, der die Schwerfälligkeit seiner Truppe richtig erkannt hatte, angeordneten Märsche von täglich nur 12—13 Kilometern wurden sehr oft nicht bis zu Ende geführt, stets hatten die Unterführer eine Menge von Entschuldigungen wegen des nicht erreichten Marschzieles, meist wird Ermüdung der Truppe vorgeschützt. Und dies bei einem Feldzug, der nur durch Schnelligkeit der Bewegungen und durch Energie der Handlungen einen günstigen Anfang nehmen konnte. Der Erzherzog, dessen Plan an sich — nämlich den Gegner in seiner Vereinzelung und vor Eintreffen Napoleons zu schlagen — durchaus sachgemäß genannt werden muß, war wie alle Feldherren zu allen Zeiten von der Brauchbarkeit, d. h. dem Kriegswert seines Heeres zu sehr abhängig. Er hatte dessen Tüchtigkeit, obgleich niedrig veranschlagt, dennoch zu hoch eingeschätzt. Das österreichische Heer war zwar nach dem unglücklichen Kriege von 1805 reorganisiert und seine Taktik verbessert und mehr der Zeit angepaßt worden, aber was jahrzehntelang in einer Armee steckt, daß konnte, zumal bei den Verhältnissen der damaligen Zeit, nicht in wenigen Jahren geändert werden. Wir wissen ja selbst, daß bei uns die Erfahrungen des Krieges 1870/71 erst in dem Reglement von 1889, also nach 18 Jahren, für die Infanterie verwertet wurden. Der Geist einer neuen Vorschrift wird aber mit ihrer Ausgabe nicht gleich Gemeingut der ganzen Armee, sondern dies beansprucht auch erst wieder Jahre, wie sich das bei dem Exerzierreglement für die Infanterie von 1906 wieder zeigt.

Der von Napoleon befohlene Flankenmarsch Davouts am 19. April von Regensburg nach Abensberg war z. B. eigentlich eine strategische Unmöglichkeit, da er angesichts eines weit überlegenen Heeres ausgeführt werden mußte. Und doch gelang er dank der größeren Kampftüchtigkeit der französischen Divisionen. Denn als der Erzherzog

nun endlich sich zur Schlacht gegen Davout entschließt, scheitert das Gelingen wiederum an der langsamen und schlaffen Ausführung und der Verständnislosigkeit der Truppe. Hat diese irgendwo einen örtlichen Erfolg errungen, so wird dieser, wenn auch rechts und links die Schlacht noch schwankt, nicht durch energisches Einspringen an anderer Stelle ausgenutzt, sondern man begnügt sich mit dem kargen Bissen, den man erhascht, und läßt die schwer ringenden Kameraden sehen, wie sie allein fertig werden. Nach dem Gefecht bei Thann, in dem Wälder eine große Rolle spielten, deren Benutzung und Verwertung die Österreicher in den zahlreichen seit 1792 von ihnen geführten Kriegen wohl hätten lernen können, meldet der Führer eines Korps dem Erzherzog: „Sowie der feindliche Verlust an Toten und Verwundeten den unseren überwiegt, so ist jener der Gefangenen ganz außer dem Verhältnis und so wird es auch bei jedem Waldgefecht bleiben, weil unsere Infanterie gegen die der Franzosen zu wenig Fertigkeit und zuviel Unbehülflichkeit zeigt, sie ist an die geschlossenen Reihen und an das Kommandowort zu viel gewöhnt, als daß man auf eine Selbstbeurteilung rechnen dürfte.“ Einer solchen Truppe kann man natürlich nur sehr geringen Kriegswert beimessen und der Feldherr, der sie führt, ist in seinen Entschlüssen überall gefesselt.

Wie anders sah es bei den Franzosen aus! Seit Eintreffen des Kaisers in allen Teilen des Heeres Leben, Bewegung, Energie und der anerkennenswerte Eifer, die Befehle Napoleons nicht nur auszuführen, sondern ihnen durch Vorausdenken zuvorzukommen und mehr zu tun als verlangt wird. Daher auch überall die Erfolge.

Napoleon hatte die Hauptmacht seines Heeres in einer ganz falschen Richtung angesetzt, nämlich über Landshut, in der Annahme hier den Erzherzog zu finden, der tatsächlich schon in der Gegend von Regensburg stand. Als die ersten Nachrichten hiervon einlaufen, will er daran nicht glauben, er beharrt auf seinem Gedanken. Endlich wird er durch das Zusammentreffen einer Anzahl Meldungen eines Besseren gelehrt und nun setzt seine Energie wieder ein, um so viel wie möglich von seinem Heere an der Entscheidungsstelle zur Vernichtung des Feindes zur Hand zu haben. Wie anders hier die Marschleistungen den Feldherrn unterstützen, zeigt z. B. das Korps Massenas, das 50000 Mann stark auf einer Straße in 48 Stunden 100 km zurücklegt; einzelne Regimenter hatten diese Strecke sogar in 36 Stunden überwunden, ohne daß größere Marschverluste eingetreten zu sein scheinen. Am Tage darauf marschieren dieselben Leute 35 km, kämpfen und schlagen den Gegner. Ein anderes Korps macht in 4 Tagen 200 km und liefert zwischendurch ein erfolgreiches Gefecht.

Napoleon konnte mit solchen Truppen allerdings anderes leisten, als der überall auf Unlust und mangelnden Unternehmungsgeist stoßende Erzherzog.

Wir finden also 1809 auf österreichischer Seite einen sehr richtig angelegten und durchdachten Operationsplan, der in der Hauptsache an dem mangelnden Kriegswert der Truppe scheitert. Bei den Franzosen herrscht anfangs ein unglaublicher Wirrwarr, Napoleon sieht die Sachlage durchaus falsch an und macht infolgedessen mit seinen Hauptkräften einen Luftstoß. Erst ziemlich spät erkennt er seinen Irrtum. Aber dieser Fehler seiner Führung wird durch die großartigen Leistungen seiner Truppen zum Teil wieder wettgemacht — zum Teil nur, denn seine Absicht, die Vernichtung des Gegners, konnte Napoleon nicht mehr erreichen.

Wie aber Napoleon die Leistungen seiner Truppe stets zur Verherrlichung seiner Person zu verwerten wußte, ist bekannt. Als Beispiel dafür sei an die Schlacht von Marengo im Jahre 1800 erinnert. Die Führung versagte hierbei auf französischer Seite vollkommen. Napoleon hatte noch unmittelbar vor der Schlacht zwei Divisionen detachiert. Einer derselben, Desaix, gelang es noch heran zu kommen, als die Schlacht schon völlig verloren war, und sie sogar wieder einigermaßen herzustellen. Aber gewonnen worden ist diese Schlacht schließlich von den Franzosen, weil die österreichische Kavallerie und Infanterie — ähnlich wie bei Rivoli — infolge des Angriffs von ein paar hundert Reitern unter Kellermann von einer plötzlichen Panik ergriffen, Kehrt machten und flohen. Desaix war gefallen. Der Schlachtbericht nun stellte Napoleons Genie in das hellste Licht, bis dann später der wahre Sachverhalt aufgedeckt wurde. Derartige Schlachtberichte sind aber fast ein Jahrhundert lang die Grundlage für die schönsten strategischen und taktischen Lehren und Folgerungen gewesen und haben die Tätigkeit der Truppe zugunsten Napoleons so herabgesetzt, daß sie kaum beachtet wurde.

Auch die Schlacht von Montmirail im Jahre 1814 zeigt, daß selbst so überragende Persönlichkeiten, wie Gneisenau sie darstellte, nicht die sichere Gewähr für den Sieg bieten, selbst nicht einmal in der Verbindung mit einem solchen Feuergeist wie Blücher. Die Entschlüsse der Führer sind eben, wie gerade diese Schlacht zeigt, von so viel Zufälligkeiten, aber auch von der nicht immer sachgemäßen Mitwirkung so vieler Persönlichkeiten abhängig, und zwar heutzutage noch mehr wie früher, daß es ihnen oft geradezu unmöglich wird, das Richtige zu treffen. Da muß dann die Truppe

einspringen, um durch ihre Tüchtigkeit und ihre Leistungen das wieder gut zu machen, was die Führung mit oder ohne Verschulden gesündigt hat.

Wie Irrtümer der Führung durch die Truppe ausgeglichen werden, zeigt 1870 die Schlacht von Spichern. Es ist dies so recht eigentlich eine Truppenschlacht. Wie wir jetzt wissen, war die Auffassung des Führers der 14. Division, er habe nur eine Nachhut des abziehenden Feindes vor sich, eine falsche. Er griff an. Bald zeigte sich die Überlegenheit der in starker Stellung befindlichen Franzosen. Infolgedessen bald hier, bald da kritische Situationen, so daß die nachfolgenden Bataillone, wie sie eintrafen, in die oft weit auseinander liegenden Brennpunkte hineingeworfen wurden. Von einer einheitlichen Führung des Gefechts war schon bald nach dessen Beginn keine Rede mehr. Die Truppe hatte angebissen, sie ließ nicht locker, selbst gegen Übermacht errang sie schließlich Erfolge. Die sehnlichst erwartete 13. Division, die ihren Vormarsch nur hätte fortzusetzen brauchen, um in den Rücken des Feindes zu kommen und damit die schwer ringende 14. Division zu entlasten, ließ sich und zwar nicht durch Schuld der Truppe von einer Handvoll französischer Dragoner aufhalten und stand angesichts des Schlachtfeldes untätig da. Der Ausgang der Schlacht ist bekannt. Auf französischer Seite sehen wir ähnliche Verhältnisse, wie wir sie in den bisher besprochenen Feldzügen bei den Österreichern kennen gelernt haben. Kein richtiges Zutrauen zur Sache, kein gegenseitiges Vertrauen, kein frisches Handeln, überall werden Befehle erwartet, die oft zu spät kommen und bei verändert angetroffener Lage kein derselben angepaßtes Handeln erwecken können.

Die zehn Tage später stattfindende Schlacht von Vionville — Mars-la-Tour, die im übrigen nur möglich war, weil die deutsche Oberleitung sich in einem großen strategischem Irrtum befand, ist ein Beispiel dafür, was entschlossene Führung zusammen mit einer kriegstüchtigen Truppe zu leisten vermag. Der General von Alvensleben wußte, was er von seinen Leuten verlangen konnte, und sah sich nicht getäuscht in ihnen. Als der General den Angriff befiehlt, glaubt er zwar nur eine starke Nachhut des Feindes sich gegenüber zu haben, aber nachdem er seinen Irrtum erkannt und eingesehen hatte, daß er die gesamte französische Rheinarmee vor sich habe, beharrt er trotzdem bei seinem Entschluß in vollem Bewußtsein von dessen Wichtigkeit und in vollem Vertrauen auf die Tüchtigkeit seiner Truppe. Seine Worte: „Schlagen kann er mich, aber losgeworden wäre er mich noch lange nicht," zeigen nicht nur, wie klar der General die Sachlage ansah, sondern auch wie er seine

Truppe einschätzte. Und die braven Brandenburger schlugen sich heldenhaft und setzten dadurch ihren Führer in die Lage, den richtig gefaßten, verantwortungsschweren Entschluß festzuhalten und nach Eintreffen des größten Teils des X. und geringer Teile des VIII. und IX. Armeekorps zu glücklichem Ende durchzuführen. Geradezu aber bewundernswert sind die deutschen Korps, als abends nach Eintreffen des Oberfeldherrn der zweiten Armee, des Prinzen Friedrich Karl, dieser den Befehl erteilt nochmals anzugreifen. Die durcheinandergeworfenen, zusammengeschossenen, völlig ermüdeten Truppen raffen sich wirklich zu einem neuen Vorgehen auf, das allerdings der sechsfachen Übermacht gegenüber nicht weit führen kann. Ein solcher Schneid war aber auch nur von einer Truppe möglich, in der ein Geist steckte, wie er damals im ganzen deutschen Heere vorhanden war. Beaune la Rolande, die Schlacht an der Lisaine und viele andere sind weitere Beweise für diese heldenmütige Tatkraft der Deutschen.

Wie anders die Franzosen! Vor Mars-la-Tour war bereits das häßliche Wort „Verrat“ durch die Reihen der französischen Krieger geschlichen, das unentschlossene, zögernde Handeln Bazaines in dieser Schlacht setzte sich nach unten fort und hemmte trotz der großen Überlegenheit an Zahl das frische fröhliche Draufgehen, das allein den Erfolg verbürgt. Bei Beaune la Rolande und an der Lisaine sehen wir die neu geschaffenen Heere der Franzosen anfangs tapfer gegen die weit unterlegenen Deutschen anstürmen, aber durch Mißerfolge bald entmutigt, ohne die erforderliche Disziplin und notwendige Gewohnheit im Ertragen von Strapazen hielten sie nicht durch, ihr Kriegswert reichte nicht aus, obgleich ihnen kein Zweifel gelassen war, daß sie berufen waren, das Vaterland zu retten. Schuld ihrer Führer Aurelles de Paladine, Chanzy, Bourbaki waren diese Niederlagen gewiß nicht. Ihre guten Pläne scheiterten, wie so oft, an der Minderwertigkeit des Materials, das sie ausführen sollte. Vollwertige Heere lassen sich eben nicht in wenigen Wochen herstellen.

Woher kam es nun, daß die Deutschen in diesem Kriege fast überall siegreich waren? War es die Unfehlbarkeit der Führung, die Initiative der Unterführer, die Überlegenheit an Zahl, die bessere Bewaffnung? Was letztere anbetrifft, so wissen wir, daß die deutsche Infanterie damals ein dem französischen unterlegenes Gewehr besaß, ein Nachteil, der bei der sachgemäßeren Fechtweise der französischen Infanterie nur zum Teil durch unsere bessere Artillerie ausgeglichen werden konnte. Die Überlegenheit an Zahl ist auch nicht überall der Grund des Sieges gewesen, wie wir gesehen haben, ebenso wie

die Führung nicht immer einwandfrei war. Bliebe also noch die Initiative der Unterführung. Daß dieselbe viel zum Erfolge beigetragen hat, ist unbestritten. Aber diese Initiative war doch schließlich auch nur möglich, weil eine Truppe hinter ihr stand, mit der man sozusagen den Teufel aus der Hölle holen konnte. Und in dieser Verfassung der Truppe liegt der wahre Grund des selten glücklichen Ausganges unseres letzten Krieges. Das hatte aber nicht die Führung in der Schlacht oder kurz vor derselben verursacht, sondern diese Eigenschaft brachte das damalige Heer von Hause aus mit. Man muß bedenken, das Preußen damals zwei Kriege erfolgreich bestanden hatte. Solch frischer Lorbeer tut aber auch dadurch seine Wirkung kund, daß die Nachfolger der ruhmreichen Kämpfer sich selbst auch etwas zutrauen, gewiß aber das Bestreben haben, gleiches zu leisten, um so mehr als die Leute, welche die Reihen der aktiven Armee auf Kriegsstärke brachten, zum großen Teil aus diesen sieggewohnten Kriegern bestanden. Von den süddeutschen Truppen aber hatten viele ebenfalls einen Feldzug kennen gelernt und bildeten als kriegserfahrene ältere Leute einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil der mobilen Truppe. Wie die Stimmung in Süddeutschland seinerzeit war, erfuhr ich aus dem Munde eines leider zu früh verstorbenen hessischen Offiziers; er sagte etwa: „1866 hatte jedermann das Gefühl, er müsse sich um der Ehre willen schlagen, war dieser genüge geschehen, dann war es gut, auf den Erfolg kam es nicht so sehr an. 1870 aber merkte man es den Leuten an, sie wollten siegen.“ Das deutsche Heer besaß also in moralischer Beziehung einen sehr hohen Kriegswert und war darin dem französischen so erheblich überlegen, daß selbst die weniger kriegsmäßige Ausbildung und schlechtere Bewaffnung der Infanterie dadurch aufgehoben wurde.

(Schluß folgt.)

XXXVI.

Etwas über Geländebeurteilung.

Von

Ruppricht, Major im 1. Hannoverschen Infanterieregiment Nr. 74.

II.

Eine Lösung der 2. Aufgabe[1]).

Wie schon aus der im Maiheft gegebenen Lösung der ersten Aufgabe hervorgeht, ist zu einer sachgemäßen Geländebeurteilung die Kenntnis der einschlägigen taktischen Grundsätze erforderlich. Wer die Lösung aufmerksam gelesen hat, wird ferner in ihr auch eine zeitlich geordnete Darstellung des Angriffs auf eine befestigte Feldstellung in großen Umrissen erkannt haben. Es ist zu Anfang von der ersten Artilleriestellung und ihrer Sicherung durch Truppen der Vorhut die Rede. Es folgt der gleichzeitig mit dem Auffahren der Artillerie vorzunehmende Aufmarsch der Infanterie, deren entfaltetes Vorgehen, ihre Entwickelung, der Schützenkampf unterstützt durch die Artillerie aus ihrer ersten Stellung und darauf aus der zweiten Stellung. Endlich ist die Benutzung der nächtlichen Dunkelheit erwähnt zur Überwindung von deckungslosen Strecken.

In derselben Weise kann man zur Lösung der zweiten Aufgabe auch nur gelangen, wenn man die für Unterkunft, Verpflegung und Sicherung ruhender Truppen in der Felddienstordnung niedergelegten Vorschriften beherrscht. Da das aber doch nicht bis in alle Einzelheiten bei jedem Offizier der Fall zu sein pflegt, so muß die Beschäftigung mit derartigen Geländebeurteilungen notwendig zum Studium unserer Vorschriften anregen.

Im vorliegenden Falle dürfte es wohl klar sein, daß es sich um Unterbringung einer Truppe handelt, die am nächsten Tage ihren Marsch fortsetzen will. Wenn aber diese Absicht besteht, so wissen wir, daß dann die Truppe am besten längs der Marschstraße untergebracht wird. Ganz klar ist das allerdings in FO.[2]) 376 nicht ausgedrückt; immerhin läßt es sich aber aus dem Punkt herauslesen.

Welches ist nun hier die Marschstraße? Die Kriegslage gibt darüber nicht so ohne weiteres Aufschluß. Wir wissen nur, daß

[1]) Siehe Maiheft 1911 der Jahrbücher für Armee und Marine.

[2]) FO. = Felddienstordnung.

sich der Anfang des Gros bei Hessange befindet und im Begriff ist die große, von Bettsdorf nach Vigy führende Straße zu betreten. Wir kennen auch die Absicht, mit der Vorhut Bolchen zu erreichen. Wo aber die Vorhut sich befindet, wissen wir nicht, denn eine direkte einwandfreie Verbindung zwischen Hessange und Bolchen besteht nicht.

Von dem Punkt, wo rund 1 km nordöstlich Gondreville die Chaussee von der großen Straße Metz—Freisdorf abzweigt (wir wollen diesen Punkt der Einfachheit halber mit A bezeichnen) und über Charleville—Brechlingen nach Bolchen führt, also in seinem letzten Teil, ist der Weg klar. Zwischen dem eben genannten Punkt A und Hessange aber ist der Weg zweifelhaft, da sowohl einer über Vigy—Vry, als auch einer über St. Hubert—Béfey dahin führt. Daß der Weg über Vigy—Vry der bessere ist, erscheint auf den ersten Blick klar; aber auch, daß er weiter ist, als der andere. Rund gemessen ist der eine 11, der andere 6 km lang; es besteht also ein nicht unerheblicher Unterschied von 5 km oder annähernd einer Stunde Marsch.

Dieser Umstand zwingt uns zu einer näheren Untersuchung des zweiten Weges und dabei ergibt sich, daß er von Hessange bis St. Joseph, von St. Hubert bis Béfey und von Lallier bis zur großen Straße Metz—Freisdorf doppelt gestrichen ist; wir es mithin, wenn nicht mit einer weniger breiten und festen Chaussee, so doch mit einem gebesserten Wege zu tun haben.

Westlich St. Hubert haben wir sogar auf 900 m gute Chaussee, welche, im Bogen um die Bergnase herumführend, die Steigungen herabmindert. Nur von St. Joseph bis zur eben erwähnten Chaussee und von Béfey bis Lallier ist der Weg schlecht. Das erstgenannte Stück führt den Berg herab, wird also keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten. Anders liegt es beim zweiten Stück; dort muß von dem tiefgelegenen Béfey nach dem hochliegenden Lallier ein recht steiler Hang emporgestiegen werden. Es fragt sich hier, ob nicht der von Béfey nach dem Südwestausgang von Gondreville führende Weg vorzuziehen ist, weil der Anstieg zur Höhe dort weniger schroff, der Umweg aber nicht erheblich ist.

Hält man noch hinzu, daß von Hessange nach St. Joseph keine nennenswerte Steigung zu überwinden ist — der Weg schneidet die Bergstriche teils senkrecht, teils im stumpfen Winkel —, daß der Weg von St. Hubert bis Béfey fast ohne Steigung verläuft — er führt an einem Bach entlang —, so wird man mit Rücksicht auf die zu ersparenden 5 km vielleicht die kleinen Unbequemlichkeiten, die der Weg bietet, mit in Kauf nehmen. Auf alle Fälle kann

man ihn nicht von vornherein als ganz unmöglich verwerfen, und es dürfte wohl nicht so leicht sein, sich für den einen oder anderen Weg kurzerhand zu entscheiden. Daß eine Erkundung dem Entschluß, ihn einzuschlagen, vorauszugehen hat, sei der Vollständigkeit halber hier miterwähnt.

Bei der Wahl des Weges kommt es natürlich auch sehr auf die Lage an. Handelt es sich z. B. im Manöver, wo die Truppe nicht die Fahrzeuge der Gefechtsbagage mit sich führt, der Mann nicht die 150 scharfen Patronen zu tragen braucht und der Tornister nicht seine volle Belastung hat, darum, ein Gefechtsfeld bei Bolchen zu erreichen, wo die Schlacht schon in vollem Gange und bei der Schnelligkeit der sich abspielenden Gefechtshandlung jede Minute kostbar ist, wird wohl mehr für den kürzeren Weg sprechen, als im Kriege, wo alle die eben genannten Marscherleichterungen wegfallen und man auch mit einer Stunde Verspätung immer noch zum Kampf zurechtkommt.

Aus alledem ist zu ersehen, daß wir, um zu einer richtigen Geländebeurteilung zu kommen, für den Fall, daß die Division an der Marschstraße untergebracht werden muß, beide Wege in Betracht zu ziehen haben. Wird der erstgenannte Weg eingeschlagen, so müssen wir über die großen Orte Vigy und Vry, wird der zweite benutzt, über die kleinen Orte St. Hubert und Béfey unser Urteil abgeben. Das Endergebnis dürfte verschieden sein.

Da nach FO. 376 es am einfachsten und bequemsten für die Truppe ist, wenn der Unterbringungsraum etwa der Tiefe der Kolonne entspricht, so würde die Division zu 13 km Länge rund gerechnet, beim ersten Weg von Bolchen bis Vry reichen, beim zweiten Weg von Bolchen bis St. Hubert. Wird im ersteren Fall Vigy mit belegt, so ist der Unterbringungsraum annähernd 18 km tief, die vorschriftsmäßige Tiefe also um 5 km überschritten.

Wir müssen das bei der Beurteilung der Unterkunftsverhältnisse mit in Betracht ziehen und kommen zu folgendem Schluß:

„Der große Ort Bolchen bietet ausreichend Raum für die Vorhut. Bei dem stadtartigen Charakter wird aber für die Kavallerie schwerlich genügend Raum vorhanden sein, so daß diese wenigstens mit zwei Eskadrons nach Brechlingen zu legen sein würde.

Für das vorderste Infanterieregiment und die vorderste Abteilung Artillerie des Gros kämen die Ortschaften Heinkingen und Charleville in Betracht. Mit Rücksicht auf deren nicht übetrieben große Ausdehnung dürfte diesen Truppen Petringen und Epinger Hof mit zuzuweisen sein. Daß auch dann die Truppe noch nicht übermäßig bequem untergebracht sein würde, steht außer Frage.

Es bleibt für die hinterste Infanteriebrigade und das zweite Artillerieregiment bei Benutzung des ersten Weges Gondreville, Laneuville, Lavieuville, Wirtshaus Nordstern, Vry und Vigy. Das wäre eine Unterbringung, die zur Not als solche bezeichnet werden kann, wobei aber zu bemerken ist, daß dann die Unterbringungstiefe der Division 18 km beträgt, ein Nachteil, der in Kauf genommen werden kann, wenn die taktische Lage es erlaubt.

Bei Benutzung des zweiten Weges würde für die eben erwähnten Truppen nur Gondreville mit Laneuville und Lavieuville, Béfey und St. Hubert in Betracht kommen. Hier wird man nicht mehr von einer Ortsunterkunft sprechen können; die Kleinheit der Orte erlaubt nur, Ortsbiwak zu beziehen."

Wenn wir aus dem Vorstehenden ersehen haben, daß die Unterbringung der Division an der Straße Bolchen—St. Hubert schlecht ist, weil sie der Truppe keine ausreichende Bequemlichkeit gewährt, und die Unterbringung an der Straße Bolchen—Vigy der Division 18 km Tiefe gibt, so wissen wir auch, daß der Divisionskommandeur keine Bedenken tragen wird, die erstere Unterkunft zu wählen, wenn die taktische Lage es erfordert, und wiederum nicht davor zurückschrecken wird, wie im zweiten Fall, die Division so weit auseinanderzureißen, wenn die taktische Lage es erlaubt.

Wir müssen nun untersuchen, ob die taktische Lage den Fall Nr. 1 fordert, den Fall Nr. 2 erlaubt, oder ob nicht eine ganz andere Unterbringung am Platze ist, im besonderen, ob es hier überhaupt richtig ist, die Division an der Marschstraße unterzubringen. Da empfiehlt es sich, zunächst noch einmal die Felddienstordnung aufzuschlagen und zu prüfen, ob sie uns nicht noch andere Grundsätze für die Unterbringung der Truppen an die Hand gibt.

Wir finden da in Nr. 376: „Maßgebend für die Ausdehnung des zu belegenden Bezirks ist neben anderen Dingen die bevorstehende Marschleistung." Damit ist nun nicht viel anzufangen, aber wir wissen, daß nicht nur die bevorstehende Marschleistung, sondern, und nicht zum wenigsten, auch die bevorstehende Marschrichtung für die Unterbringung maßgebend ist.

Auf den höheren militärischen Lehranstalten wird das jedenfalls gelehrt und wir finden auch eine Andeutung davon bei Nr. 201 der FO., wo es unter der Überschrift „Vorposten" heißt: „Die erste Grundlage für die Aufstellung der Vorposten gibt der Entschluß des Führers, an einem bestimmten Ort oder in einem bestimmten Bezirk seine Truppen zur Ruhe übergehen zu lassen. Hierzu tritt mitbestimmend seine Absicht für den nächsten Tag usw." Hier ist, also die Absicht für den nächsten Tag mitbestimmend für die Auf-

stellung der Vorposten. Da diese aber innig zusammenhängt mit dem Unterkunftsbezirk, so wird der Rückschluß wohl erlaubt sein, die Absicht für den nächsten Tag, hier in unserem Falle weiterzumarschieren, auch für den Entschluß in einem bestimmten Bezirk zur Ruhe überzugehen, mit maßgebend sein zu lassen.

Unverständlich ist es ja, warum dieser in der Armee allgemein gültige Grundsatz nicht im Punkt 376 der FO. durch Einschaltung der Worte „und Marschrichtung“ hinter Marschleistung, in einfachster Weise zum Ausdruck gebracht wird. Das nur nebenbei.

Lassen wir uns nun bei unseren weiteren Erwägungen von dem eben erwähnten Grundsatz leiten, so gelangen wir zu folgenden Erörterungen.

Daß die Division am nächsten Tage nicht in Gegend Bolchen und westlich bleiben, sondern weitermarschieren wird, steht wohl außer Frage. Wohin aber am 2. Juli die Division marschieren wird, das ist doch wohl am 1. Juli mittags noch nicht ganz geklärt. Zwar sagt die Aufgabe, daß die Division sich im Marsch über Bolchen auf St. Avold befindet und danach wäre der Weitermarsch auf St. Avold als wahrscheinlich anzunehmen; aber auch nur als wahrscheinlich — nicht als sicher. Untersuchen wir einmal, welche Marschrichtungen außerdem für den 2. Juli noch in Betracht kommen.

Der rechte Flügel der roten Armee will heute Saarlouis erreichen, dort also die Saar überschreiten.

Daß dies schon geschehen ist, wissen wir nicht; es kann heute noch vor sich gehen, kann aber auch erst morgen erfolgen.

Gelingt dies nicht ohne weiteres, so wäre die 1. Infanteriedivision doch wohl die nächste, um helfend einzugreifen. Mit der Anwesenheit einer feindlichen Kavalleriedivision östlich, aber auch nordöstlich der Linie Kurzel—Hargarten, über welche Linie am Vormittag des 1. Juli starke feindliche Kavalleriepatrouillen gegangen waren, ist zu rechnen.

Warum sollte diese Kavalleriedivision nicht bei Saarlouis dem rechten Armeeflügel Schwierigkeiten bereiten, wenn sich sein Vormarsch am 1. Juli verzögert hat! Eine Kavalleriedivision soll beweglich sein.

Ferner liegt es nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit, daß die Armee, mit ihrem rechten Flügel Saarlouis erreicht habend, mit Front nach Süden stehen bleibt, um einen feindlichen Angriff zu erwarten.

Bei beiden hier angeführten Möglichkeiten wird die 1. Infanteriedivision am 2. Juli nicht auf St. Avold, sondern auf Saarlouis vormarschieren. Dann führt der Weg über Teterchen, das von den

vorderen Teilen der Division von Bolchen aus direkt, von den hinteren über Brittendorf—Bettingen erreicht werden kann, wenn nicht sogar eine Vereinigung erst bei Felsberg den Marsch über Busendorf empfehlenswerter macht.

Für diesen Marsch auf Saarlouis am 2. Juli würde aber eine Belegung von Brittendorf, Rederchen, Mengen und Gehnkirchen recht vorteilhaft sein, ohne einen Abmarsch in der ursprünglichen Richtung über Bolchen auf St. Avold auch nur im mindesten zu erschweren. Hat man in diesen Orten ein Infanterieregiment und eine Abteilung Artillerie untergebracht, so liegt hier eine regelrechte Vorhut bereit zum Marsch auf Teterchen wie auf Busendorf und auch der Marsch in zwei Kolonnen auf Saarlouis über Bisten und Felsberg ist vorbereitet.

Aber auch noch eine andere Marschrichtung muß für den 2. Juli mit berücksichtigt werden, nämlich die über Waibelskirchen nach Falkenberg. Schlägt am 2. Juli der rechte Flügel der Armee von Saarlouis nicht die Marschrichtung über Wadgassen—Ludweiler—Merlenbach nach Genweiler, sondern über Überherrn—Karlingen auf St. Avold ein, so würde bei einem Vorgehen der 1. Infanteriedivision auf St. Avold möglicherweise ein unerwünschtes Zusammentreffen an diesem Orte stattfinden; der ursprünglich ja gesuchte Anschluß würde, wenn es bei St. Avold nicht zum Kampfe kommt, ein zu enger werden. Dann aber würde für die 1. Infanteriedivision als Marschziel ein von St. Avold mehr südwestlich gelegener Ort, nämlich Falkenberg, in Betracht kommen. Ein Vormarsch in der Richtung würde aber zweckmäßig durch Belegung der Orte Vry, Haiss, Luë, Niedbrücken vorbereitet werden, wobei die diesem Straßenzug parallel liegenden Orte Mitchen und Northen ein nicht unerwünschter Zuwachs an Bequemlichkeit für die dort untergebrachte Truppe sein würde.

Auf Grund der so angestellten taktischen Erwägungen kommen wir nun zu einer Unterbringung, die allen für den 2. Juli möglichen Marschrichtungen Rechnung trägt, nämlich:

Die Vorhut nach Bolchen und Brechlingen.

Vom Gros die Gruppen:

a) ein Infanterieregiment und eine Abteilung Artillerie nach Charleville, Heinkingen, Gehnkirchen, Mengen, Rederchen und Brittendorf.

b) ein Infanterieregiment und eine Abteilung Artillerie nach Haiss, Luë, Niedbrücken, Northen, Mitchen und Schönbronn.

c) ein Infanterieregiment und eine Abteilung Artillerie nach Vry, Wirtschaft Nordstern, Marivaux, Laneuville, Lavieuville und Gondreville.

Und damit kommen wir zu einer ganz anderen Beurteilung des Geländes für die Unterkunft der Division. Die Vorhut sowie die Gruppen b, c des Gros verfügen jede über eine große Ortschaft, nämlich die Vorhut über Bolchen, b über Haiss, c über Vry. Die Gruppe a hat sechs Orte von mittlerer Größe. Im Verein mit den vielen kleinen Orten, die den Gruppen b und c zugeteilt sind, werden alle Teile bequem unterkommen. Die reichlich bedachte Gruppe a wird den Divisionstab sehr gut mit aufnehmen können. Gegeben ist da wohl Charleville, weil es in der Mitte des ganzen Unterbringungsbezirks und an der großen Straße nach Bolchen liegt; sei es nun, daß man dieses Ziel über Haiss oder über Gondreville marschierend, gewinnen will.

Damit können wir auch die Verpflegung erledigen. Zu den großen und mittelgroßen Orten führen überall gute Straßen; nur um den kleinen Orten die Lebensmittelwagen zuzuführen, sind weniger gute Wege zu benützen, aber doch nur auf kurzen Strecken. Man kann also annehmen, wenn die Division nicht überhaupt mit Küchenwagen versehen ist, daß allen Teilen die Verpflegungsfahrzeuge rechtzeitig und ohne große Schwierigkeiten zugeführt werden können. Auch ihre Ergänzung wird sich mit Leichtigkeit aus den den Gruppen zugewiesenen Bezirken bewerkstelligen lassen. Bei den Gruppen b und c, deren Gebiet reichlich mit Waldstücken durchsetzt ist, wird man nicht so viel Lebensmittel vorfinden, als bei Gruppe a und bei der Vorhut, die inmitten weiter Ackerflächen liegen und deren Bezirke daher auf Wohlhabenheit der Bevölkerung schließen lassen. Allein die großen Orte Vry und Haiss im Bezirk der Gruppen b und c erlauben, mit Rücksicht auf die Nähe der großen Stadt Metz, ein Umstand, der auf eingehende Ausnutzung des vorhandenen Ackerbodens deutet, die Annahme, daß sie allein den Bedarf decken werden.

Ein Mangel an Trinkwasser ist nicht zu befürchten, denn selbst wenn infolge großer Hitze die Brunnen ausgetrocknet sein sollten, werden die vielen Bäche genügend Wasser liefern. Zuflüsse der Nied gehen durch Brittendorf, Redercben, Heinkingen, Bolchen, Marivaux, Luë; bei Mengen, Gehnkirchen, Vry, in der Nähe von Gondreville und Mitchen liegen Quellen, Brechlingen, Northen, Niedbrücken liegen an der Nied und unweit der nicht genannten Dörfer fließen Bäche vorbei.

Vergleichen wir nun die Unterbringung an der Straße Bolchen—St. Hubert, von der aus ein Abmarsch nach Saarlouis wie Falkenberg selbstverständlich auch möglich ist, mit der zuletzt angegebenen Unterbringung, so werden wir zugeben müssen, daß die letztere vor-

zuziehen ist, da sie der Truppe größere Bequemlichkeit gewährt und die taktische Lage gleichzeitig zu ihr hindrängt.

Nun wird man aber sagen können: „Das ist alles schön und gut, aber jetzt ist die Division auf einen so weiten Raum verstreut, daß sie gefährdet ist“, und damit komme ich auf die Beurteilung des Geländes für die Sicherung.

Zunächst kann es sich nur um eine Sicherung gegen Kavallerie handeln; Infanterie ist nicht in bedrohlicher Nähe, denn sonst müßte etwas von ihr gemeldet sein.

Gegen Kavallerie sichert man sich aber am besten durch Verteidigung der Unterkunftsorte selbst. Diese wird hier außerordentlich dadurch begünstigt, daß sämtliche Orte geschlossen sind. Zerstreute Ortschaften, wie wir sie beispielsweise in Westfalen haben, sind nicht vorhanden. Patrouillen, selbst größere, weisen kleine Außenwachen ab.

Ein ernstlicher Angriff größerer Kavalleriekörper wird sich durch Verteidigung des Ortssaumes hinziehen lassen, bis die Truppen aus den Nachbarorten herbeigeeilt sind. Die Unterkunftsorte liegen so nahe aneinander, daß eine gegenseitige Unterstützung gewährleistet ist.

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Nied, welche hier doppelt gestrichen gezeichnet, kein unerhebliches Hindernis bildet und daher, wenn nur die Übergange verteidigt werden, wie eine Barriere wirkt, hinter der das Gros, wie in Abrahams Schoße liegt. Nur nach Südwesten, wo die Kavallerie ja herumgreifen könnte, sind die Orte Vry, Haiss, Luë nicht durch sie geschützt. Mit Ausnahme von Luë, liegt ihre Sicherheit in ihrer starken Belegungsfähigkeit.

Mit Recht fragt man sich, warum liegt unter diesen Umständen nicht die ganze Division hinter der schützenden Nied; warum ist die ganze Vorhut, reichlich der vierte Teil der Division, über sie hinaus in das tiefgelegene Bolchen vorgeschoben.

Hieran erkennt man aber besonders die Bedeutung der Nied. Gerade, weil sie ein beträchtliches Hindernis ist, will sich der Divisionskommandeur noch am 1. Juli den Übergang über die Nied sicherstellen. Eine feindliche Kavalleriedivision ist in der Nähe. Am Vormittag gingen starke Kavalleriepatrouillen über die Linie Kurzel—Hargarten, denn um 12 Uhr mittags wußte man das bereits unweit Hessange. Spätestens am Nachmittag werden die Aufklärungseskadrons in der genannten Linie eintreffen. Am 2. Juli morgens kann also eine feindliche Kavalleriedivision den Übergang bei Brechlingen streitig machen.

So fällt denn hier der Vorhut nicht die Aufgabe zu, das Gros zu sichern, diese Aufgabe besorgt die Nied, sondern sie hat den Übergang über diesen Fluß offen zu halten. Es muß nun aber die Sicherung der Vorhut besprochen werden. Diese ist aber nicht so leicht, denn Bolchen liegt tief, und ist, da man mit feindlicher Kavallerie rechnen muß, von drei Seiten bedroht.

Volmeringen, Macher, die Höhe 283 östlich davon, der Hohwäldchen Berg, die Straße nach Teterchen, der Ottendorfer Wald, welcher gedeckte Annäherung bietet, ja selbst Ruplingen werden besetzt werden müssen, denn die um Bolchen herumliegenden Höhen beherrschen den Ort und geestatten der feindlichen Kavalleriedivision mit Artillerie die Brechlinger Brücke unter Feuer zu nehmen. Aus letzterem Grunde wird man sich auch der Höhe 240 nordwestlich Helsdorf versichern müssen.

Die Hauptsicherung, die die Aufklärung gewährt, wird die überlegene feindliche Kavallerie erschweren. Bis zur Linie Füllingen —Buschborn wird die Aufklärung unterstützt durch das offene Gelände. Darüber hinaus, wie über die Linie Buschborn-Dentingen in nordöstlicher Richtung erschweren die z. T. ausgedehnten Wälder in erheblicher Weise die Übersicht und damit auch die Aufklärung. Günstiger liegen in dieser Beziehung die Dinge in südlicher Richtung wo erst der Staatswald Remilly verschleiernd wirkt.

So sehen wir denn, was die Sicherung anbelangt, daß das Gros durch das Gelände begünstigt, die Vorhut dagegen erheblich benachteiligt wird.

Hier kommt aber noch ein Umstand der Absicht des Divisionskommandeurs zugute. Wenn nämlich die Vorhut, überrascht, nicht vermag den Übergang bei Brechlingen frei zu halten, so wird es sich als sehr vorteilhaft erweisen, daß vom Gros an den Übergängen von Niedbrücken, Northen und Ruplingen Teile bereit liegen, um überzugehen. Alle Übergänge wird der Feind nicht sperren können, und wenn nur einer der drei genannten benutzt werden kann, ist es möglich, der bedrohten Vorhut durch flankierendes Eingreifen zu helfen.

Das ist aber ein nicht zu unterschätzender Vorteil, den die vorgeschlagene gruppenweise Belegung gegenüber der Unterbringung an der Marschstraße Bolchen—St. Hubert oder auch Bolchen—Vry—Vigy voraus hat.

So sehen wir denn, daß die breite Ausdehnung der Division nicht nur nicht nachteilig, sondern sogar in drei Richtungen vorteilhaft ist, einmal für die Sicherung, dann aber auch für den nächst-

tägigen Vormarsch, und endlich bietet sie den Truppen größere Bequemlichkeit.

Alle diese Erwägungen und Geländebeurteilungen aber, die hier einen so breiten Raum einnehmen, sind blitzartig durch das Gehirn des Divisionskommandeurs gegangen, ehe er seinen Entschluß kund gab, die Division zur Ruhe übergehen zu lassen, und finden ihren Niederschlag in folgendem Befehl:

Weg Hessange—Charleville, 1. Juli — 12^{15} N.

Divisionsbefehl.

1. Gegend zwischen Mosel und französischer Nied oberhalb Pange vom Feinde frei; über Linie Kurzel—Hargarten gingen heute vormittag feindliche Kavalleriepatrouillen.

Der rechte Flügel unserer Armee will heute Saarlouis erreichen.

2. Die Division geht zur Ruhe über.

3. Es beziehen Unterkunft:

a) die Vorhut in Bolchen und Brechlingen, — sie führt die Aufklärung bis zur Bahn Han a. d. Nied—Merlenbach heute noch durch und stellt bei feindlichem Angriff dem Gros den Niedübergang bei Brechlingen sicher;

b) nach Anordnung von Oberst I.R. 2:

Div.Stab, Stab der 1. F.A.Br. und des F.A.R. 1,

I.R. 2, $^1/_4$ 4 Hus. 3. II. F.A.R. 1 und l. M.K. nach Charleville, Heinkingen, Gehnkirchen, Mengen, Rederchen und Brittendorf;

c) nach Anordnung der 2. I.Br.:

2. I.Br., F.A.R. 2 mit l. M.Kolonnen, S.Kp. 1 in dem Raume Vry—Haiß—Niedbrücken—Schönbronn—Gondreville.

Die Unterkunftsorte sichern sich unmittelbar.

4. Es empfangen die große Bagage:

a) die Vorhut von 5^{30} N. ab bei Brechlingen Westausgang.

Die Truppen unter b von 4^0 N. ab an der Chausseegabel 1 km nordöstlich Gondreville.

Die Truppen unter c von 3^0 N. ab bei Vry, Ausgang nach Sanry bei Vigy.

Verpflegung aus Lebensmittelwagen, Ergänzung aus den Unterkunftsorten, Ausgleich innerhalb der Bezirke a, b, c ist zu regeln.

5. Befehlsempfang 11^0 Abds. im Divisionstabsquartier Charleville.

gez. A.
Generalleutnant.

Zunächst im Auszug:
mündlich persönlich an Führer der Vorhut,
mündlich durch Adjutant an Führer des Gros,
danach schriftlich an Vorhut, I.R. 2, 2. I.Br.
1. F.A.Br. und San.-Komp.

3. Aufgabe.

Karten: wie bei der zweiten Aufgabe.

Kriegslage
im Anschluß an die Lage der 2. Aufgabe.

Am 1. Juli N. war die rote 1. Infanteriedivision mit der Vorhut in Bolchen, mit dem Gros in und nordwestlich der Linie Niedbrücken—Gehnkirchen zur Ruhe übergegangen.

Bis zum späten Abend waren Nachrichten eingegangen:

1. Um 2⁰ N. hatte man kurze Zeit Kanonendonner aus Richtung Saarlouis gehört.

2. Kavalleriepatrouillen meldeten:

a) Ein feindliches Kavallerieregiment um 12^{30} N. bei Buschborn gesehen, ging auf Niederwiese, später über Memersbronn auf Bruchen.

b) Starke feindliche Kavallerie, mindestens drei Regimenter mit Fahrzeugen, zwischen 3 und 4^{0} N, von Überherrn auf Karlingen im Marsch.

c) Eine feindliche Infanteriebrigade mit Maschinengewehren rückte um 4^{0} N. in St. Avold ein.

Der Divisionskommandeur beschließt am 2. Juli in zwei Kolonnen, mit der einen über Waibelskirchen—Füllingen—Elwingen, Maiweiler; mit der anderen von Bolchen über Hallingen—Möhringen—Nieder-Fillen—Fletringen, Falkenberg zu erreichen.

Aufgabe.

a) Inwiefern war bei dem Entschluß des Divisionskommandeurs, am 2. Juli nach Maiweiler—Falkenberg zu marschieren, das Gelände mitbestimmend?

b) Beurteilung des Vormarschgeländes der beiden Kolonnen der 1. Infanteriedivision am 2. Juli.

(Lösung erfolgt im Juliheft.)

Lösungen zu persönlicher Durchsicht nimmt der Verfasser vor Erscheinen des Julieftes gern entgegen.

XXXVII.

Gedanken über die Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes.

Von

Hirzel, Oberstleutnant z. D.

Es ist eine allgemein bekannte Tatsache, daß wir eine große Anzahl Offiziere des Beurlaubtenstandes im Fall einer Mobilmachung brauchen, und ebensowenig dürfte darüber ein Zweifel bestehen, daß diese Offiziere ihre Stelle nur dann voll und ganz ausfüllen, wenn sie in geeigneter Weise dazu vorgebildet sind. Durch Einführung besonderer Kurse auf den Truppenübungsplätzen ist zwar die Ausbildung gegen früher besser geworden. Trotzdem sind neuerdings Stimmen laut geworden, nach welchen die Ausbildung noch recht viel zu wünschen übrig läßt.

Besondere Veranlassung zu solchen Betrachtungen gibt der Umschwung, der bei den französischen Reserveoffizieren seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit und Aufhebung der Einjährig-Freiwilligen eingetreten ist. Früher zeigten die Franzosen keine große Lust zum Reserveoffizier, jetzt ziehen sie doch vor, das zweite Jahr ihrer Dienstzeit — im ersten tun sie den vollen Dienst in der Truppe — in besonderen Kursen als Zugführer und als Reserveoffizier, statt in der Truppe zu verbringen. So haben sie an Zahl und Brauchbarkeit zugenommen; im Jahre 1908 waren es etwa 1200, 1909 etwa 1500, weitere Zunahme ist zu erwarten. Auch ihre Ausbildung wird viel günstiger beurteilt, während bisher die Franzosen mit den Leistungen ihrer Reserveoffiziere wenig zufrieden waren. Es ist auch ohne weiteres einleuchtend, daß eine zweijährige, zusammenhängende, grundlegende erste Ausbildung einen Vorsprung gibt oder wenigstens geben kann, der sich durch spätere getrennte, wenn auch längere Übungen schwer einholen läßt.

Wenn im Vergleich damit eine bessere Ausbildung unserer Reserveoffiziere wünschenswert erscheint, so findet dieser Wunsch wohl allgemeine Zustimmung; den Wunsch aber in die Tat umzusetzen oder auch nur einen praktischen Vorschlag zu machen, ist ungemein schwer. So gehen auch die Vorschläge recht weit auseinander, die einen versprechen sich schon eine Besserung von einem besonderen Übungskursus auf dem Truppenübungsplatz für die Ein-

jährig-Freiwilligen, andere sehen das Heil nur in einer völligen Umgestaltung dieser Einrichtung. Eine Aufhebung der einjährig-freiwilligen Dienstzeit wäre ja freilich ein sehr einfaches und durchgreifendes Mittel, um uns von allen derartigen Sorgen zu befreien. Aber diese Einrichtung hat sich bei uns so eingebürgert und ist so in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, das mit einer Änderung, die ein Verlängerung der Dienstzeit mit sich brächte, vorläufig wohl kaum gerechnet werden kann. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß ein Jahr bei den immer mehr gesteigerten Anforderungen des Dienstes für die Ausbildung kaum noch genügt, selbst für solche Leute, die neben dem guten Willen auch die nötige Intelligenz mitbringen.

So bleibt uns, m. E., nichts anderes übrig, als auch den Weg zu beschreiten, auf dem uns schon andere Nationen mit gutem Beispiel vorangegangen sind, und durch sachgemäße militärische Erziehung der Jugend vor Ableistung der Dienstpflicht ihre Ausbildung während der Dienstzeit zu erleichtern.

In Frankreich besteht neben etwa 3000 Turn- und Schießvereinen, welche die jungen Leute im Turnen und Schießen ausbilden, ein großer Verband mit 650 Einzelvereinen zu dem ausschließlichen Zweck der Vorbereitung für den Militärdienst. In Rußland nehmen die Jugendwehren einen ungeahnten Umfang an, seitdem Kaiser Nikolaus selbst sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat, und überall bilden sich Jugendbataillone und Kompagnien im Anschluß an die bestehenden Truppen. In Italien sorgt der Verein für nationales Schießwesen in seinen Schulabteilungen für Heranbildung der Jugend. Der Erwerb des Berechtigungsscheines für Einjährig-Freiwillige ist von der Teilnahme an diesen Übungen abhängig und in Österreich hat erst in der neuesten Zeit das Ministerium für Landesverteidigung eine Anleitung für Schießunterricht und Schießübungen an den Mittelschulen herausgegeben.

In Deutschland wird zwar der Wert einer bestmöglichen körperlichen Vorbereitung der Jugend für den Militärdienst anerkannt, der Ausdehnung der Jugenderziehung auf Schießen und Exerzieren steht aber die oberste Militärbehörde ablehnend gegenüber. In einem Schreiben des preußischen Kriegsministers an den Vorsitzenden des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele wird ausgeführt, eine Ausbildung im Exerzieren und Schießen, soweit auf diese der Hauptwert gelegt sei, werde sich für militärische Zwecke weniger nützlich erweisen, als eine planmäßige Durchbildung des Körpers, wie sie in den Vereinen für Körperpflege betrieben werde.

An unsern Gymnasien, Realschulen und andern diesen gleich-

stehenden Lehranstalten ist der Wert der lange vernachlässigten Leibesübungen jetzt allgemein anerkannt und dem Rechnung getragen worden durch Vermehrung der Turnstunden, Einführung von Jugendspielen, gemeinschaftliche Wanderungen und dergleichen, und es dürfte auf dieser Grundlage nicht allzuschwer sein, durch Aufstellung einer festen und einheitlichen Norm eine gleichmäßige, körperliche Ausbildung zu erzielen. Auf der Hochschule müßte der Unterricht weiter fortgesetzt werden. Für die schulentlassene Jugend könnten die Turnvereine besondere Jugendabteilungen einrichten, wie dies, soweit bekannt, auch schon vielfach geschieht.

Neben dem Turnen wären Schießübungen wünschenswert und man sollte meinen, ihre Einführung würde sich auch bei uns ohne zu große Kosten und Schwierigkeiten ermöglichen lassen. Der so genannten Soldatenspielerei kann am besten durch entsprechende Organisation des Unterrichts begegnet werden. Im allgemeinen können wir das Programm des österreichischen Ministeriums für Landesverteidigung ohne große Änderungen annehmen. Es sieht für die Schüler der zwei obersten Klassen der Mittelschulen fakultativen Unterricht im Schießen vor: Theorie des Schießens, Kenntnis, Reinigen und Gebrauch der Waffe, Kapselschießen (etwa unserem Schießen mit dem Zielgewehr entsprechend) und zuletzt Schulschießen. Zugleich wird empfohlen bei gemeinschaftlichen Spaziergängen kurze Vorträge über Wehrmacht, die Armee, kriegsgeschichtliche Episoden, Entfernungsschätzen und Kartenlesen abzuhalten. Die Militärbehörden sind angewiesen, jede mögliche Unterstützung zu gewähren durch Überlassung von Lehrern, Waffen, Munition und Schießplätzen. An Lehrern, als welche Reserveoffiziere zu diesem Zweck geeignet wären, wird es bei uns an keiner Lehranstalt fehlen, auch Bezirksoffiziere könnten hierzu herangezogen werden. Am meisten Schwierigkeiten dürfte die Beschaffung von Schießplätzen an den Orten verursachen, in welchen keine Garnison ist. Hier müßten die ja nahezu überall bestehenden Schießvereine eingreifen, denen es gar nichts schadete, wenn ihnen durch Angliederung von Jugendabteilungen frisches Blut zugeführt würde. Zum Schluß müßte beim Schießen wie beim Turnen eine Prüfung — vielleicht in Gegenwart eines Offiziers — vorgenommen und ein entsprechendes Zeugnis ausgestellt werden.

Die in solcher Weise im Turnen und Schießen ausgebildeten jungen Leute könnten bei ihrem Diensteintritt in besondere Abteilungen zusammengestellt und wesentlich leichter ausgebildet werden, als die übrigen. Damit komme ich auf die einjährige Dienstzeit selbst zu sprechen.

Ich bin nun keineswegs der Ansicht, daß diese jungen Leute in ganz besonderer Art ausgebildet werden sollen. Im Gegenteil! Die Zeit, die durch die raschere erste Ausbildung gewonnen wird, soll lediglich der Gründlichkeit und Verbesserung der ganzen Ausbildung zugute kommen. Eine Abweichung vom bisherigen Ausbildungsgang möchte ich daher — mit einer Ausnahme — nicht empfehlen. Sie sollen alle Übungen in der Kompagnie von Anfang bis zu Ende mitmachen, so daß sie den ganzen Dienstbetrieb während eines Ausbildungsjahres gründlich kennen lernen und der Kompagniechef sich ein sicheres Urteil über sie bilden kann. Es ist selbstverständlich, daß daneben ein besonderer mehr theoretischer Unterricht durch einen dazu geeigneten Offizier stattfindet. Nach $^1/_2$ Jahr: Beförderung zum Gefreiten, nach $^3/_4$ Jahr zum Unteroffizier, bei der Beurlaubung zur Reserve: gegebenen Falles Geeignetheit zum Reserveoffizieraspiranten.

Als alleinige Ausnahme von der bisherigen Ausbildungsart möchte ich vorschlagen, die Einjährig-Freiwilligen zu einem drei- bis vierwöchentlichen Kursus im Gefechtsschießen auf dem Truppenübungsplatz zusammenzuziehen. Denn gerade in diesem so überaus wichtigen Dienstzweig ist die Ausbildung in den Garnisonen sehr erschwert und während der verhältnismäßig kurzen Zeit der Anwesenheit des Regiments auf den Übungsplätzen ist die Zeit derartig ausgefüllt, daß zu besonderer Unterweisung der Einjährig-Freiwilligen wenig Zeit übrig bleibt. Diesen Kursus ausgenommen halte ich eine besondere Ausbildung außerhalb der Kompagnie nicht für ratsam; denn die Gefahr liegt zu nahe, daß die Einjährig-Freiwilligen in diesem ersten Jahr ihrer Ausbildung mit Dingen überlastet werden, die sie nach dem Stand der Ausbildung noch nicht verdauen können.

Für diesen besonderen Ausbildungskursus dürfte der Monat März der geeignetste sein. Um diese Zeit sind die Einjährigen in ihrer Ausbildung soweit vorgeschritten, daß sie an dem gefechtsmäßigen Schießen auf dem Übungsplatze mit Erfolg teilnehmen können. Im Sommer haben sie anderweitig genug zu lernen, beim Exerzieren im Bataillon, bei den Felddienstübungen, während der Anwesenheit des Regiments auf dem Truppenübungsplatz usw. Nachdem die jungen Leute unter Leitung besonderer Offiziere im gefechtsmäßigen Abteilungsschießen gründlich geschult worden sind, müßten sie in der zweiten Hälfte der Übungszeit als Gruppenführer ausgebildet werden, daß sie, in die Kompagnie zurückgekehrt, mit Vorteil als solche verwendet werden können. Auch zu den Übungen der Reserveoffiziere und Unteroffiziere, die gewöhnlich um diese Zeit sich auf dem Übungsplatz befinden, könnten sie herangezogen

werden. In kriegsstarke Verbände formiert, mit den Offizieren und Unteroffizieren der Reserve als Chargen, könnte die Übung für beide Teile zwekmäßiger und kriegsmäßiger gestaltet werden.

Die Geeignetheit zum Reserveoffizieraspiranten dürfte auch nicht ein ausschließliches Recht für diejenigen Einjährigen werden, die schon vorher Unterricht im Turnen und Schießen genossen haben; hierfür kann nur die persönliche, körperliche und geistige Tüchtigkeit maßgebend sein. Den übrigen dürfte der Weg dazu nicht unbedingt verschlossen sein, denn er ist ihnen ja schon dadurch erschwert, daß sie wegen mangelnder Vorkenntnisse und körperlicher Übung mit größeren Schwierigkeiten bei der Ausbildung zu kämpfen haben. Nach dreivierteljähriger Dienstzeit wird wohl darüber entschieden werden können, welche von diesen jungen Leuten sich zum Reserveoffizieraspiranten eignen; ebenso wie aus der ersten Kategorie untaugliche Elemente baldmöglichst zu entfernen sind.

Wünschenswert wäre es noch, den Eintritt der Einjährig-Freiwilligen am 1. April, wenn er sich nach den bestehenden Bestimmungen nicht ganz beseitigen läßt, noch mehr einzuschränken als bisher. Der Diensteintritt am 1. April ist für den ganzen Ausbildungsgang im höchsten Grade störend und mit dem sonstigen Dienstbetrieb nicht mehr in Einklang zu bringen, er sollte höchstens denen, die nur ein halbes Jahr mit der Waffe dienen, gestattet sein, für alle anderen nur am 1. Oktober.

Wenn so bei der Kürze der einjährigen Dienstzeit nur kleine Verbesserungen erzielt werden können und eine Steigerung der Leistungsfähigkeit während dieser Zeit nur durch entsprechende Vorbildung zu erreichen ist, drängt sich uns umsomehr die Frage auf, ob nicht durch Änderung in der Anlage der Übungen eine bessere Ausbildung möglich ist. Diese Möglichkeit dürfte nicht ganz von der Hand zu weisen sein und zwar durch Zusammenlegen mehrerer Übungen. Bis jetzt war es nur ausnahmweise erlaubt zwei Übungen unmittelbar hintereinander abzuleisten. Könnte man dies nicht zur Regel und Pflicht machen und drei Übungen zu je acht Wochen zu einer halbjährigen Übung zusammenziehen?

Wie würde sich unter dieser Annahme die Ausbildung gestalten?

Die Übung müßte pflichtmäßig in dem auf die Beurlaubung zur Reserve folgenden Sommer stattfinden. Aufschub auf ein Jahr dürfte in besonderen Ausnahmefällen gewährt werden. Die Übung an die Dienstzeit unmittelbar anzuschließen — vorausgesetzt, daß alle Einjährigen im September zur Reserve beurlaubt werden — geht nicht wegen des Ganges der Ausbildung überhaupt, der un-

günstigen Jahreszeit und weil die meisten Truppenübungsplätze im Winter der Witterung halber zu längeren Übungen nicht zu benutzen sind.

Nach Beginn der Übung am 1. April: Fortsetzung der Ausbildung als Unteroffizier in der Kompagnie, Wiederholung und Befestigung des Gelernten, am 1. Mai Beförderung zum Vizefeldwebel, Ausbildung als Zugführer, besonderer Kursus auf dem Truppenübungsplatz, Dienst in der Kompagnie, Ende Juni Beförderung zum Reserveoffizier, vom 1. Juli ab Dienst als Offizier in der Kompagnie, vielleicht noch einmal durch einen kürzeren besonderen Kursus unterbrochen. Ob dies bei dieser Art der Ausbildung notwendig ist, wird die Erfahrung zeigen; der praktische Dienst in der Truppe darf auch nicht unterschätzt werden.

Die Vorteile dieser Einrichtung sind einleuchtend. Daß eine zusammenhängende halbjährige Ausbildung, kurz nach Ableistung der einjährigen Dienstzeit, einen weit größeren Wert hat, als mehrere oft durch jahrelange Unterbrechungen getrennte achtwöchige Übungen, bedarf wohl keiner besonderen Begründung. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil wäre, daß die Zeit bis zur Beendigung der Ausbildung für die Reserveoffiziere wesentlich verkürzt und das ganze Offizierkorps des Beurlaubtenstandes dadurch verjüngt würde.

Wenn wir als Durchschnittsalter für Ableistung des einjährigen Dienstes das 20. Lebensjahr annehmen, so wird frühestens im 24. Lebensjahre der Betreffende als ausgebildeter Reserveoffizier zählen können, d. h. wenn er jedes Jahr eine Übung ableistet und wenn mit der ersten Offizierübung die Ausbildung als beendigt angesehen wird. Im Durchschnitt aber kommen wir mindestens auf das 26. Lebensjahr. Denn die Übungen als Unteroffizier und Vizefeldwebel finden wohl bald nach der einjährigen Dienstzeit statt, von da ab bis zur Beförderung zum Offizier und zur ersten Offizierübung aber vergehen in der Regel mehrere Jahre. Das gibt für die Mobilmachung einen Ausfall von fünf Jahrgängen Reserveoffiziere im besten und kräftigsten Lebensalter. Wenn auch ein Teil der Vizefeldwebel für Offizierstellen vorgesehen ist und im Mobilmachungsfall zu Offizieren befördert wird, so ist dies eben ein Notbehelf, ohne welchen wir überhaupt nicht alle Offizierstellen besetzen können. Die noch unvollendete Ausbildung müssen wir dabei in Kauf nehmen. In Frankreich treten — beim Diensteintritt im 20. Lebensjahr — jährlich etwa 1500 durch zweijährige Dienstzeit geschulte und ausgebildete Offiziere im 21. Lebensjahr zur Reserve über, das bedeutet in fünf Jahren einen Zuwachs und damit einen Vorsprung von

7500 Reserveoffizieren. Unsere Reserveoffiziere werden durchschnittlich 26 Jahre alt, bis sie diesen Dienstgrad erreichen.

Darin liegt auch der Grund, daß unsere Offiziere des Beurlaubtenstandes zu alt sind. Denn bei einer Beförderung im 26. Lebensjahr wird der Reserveoffizier etwa im Alter von 36 Jahren erst Oberleutnant; das ist zu spät. In diesem Alter haben nur die wenigsten noch die körperliche Gewandtheit und Frische, die von einem Leutnant in der Front verlangt wird. Außerdem sind die meisten von ihnen zu dieser Zeit schon in Amt und Würden und können sich schwer in die untergeordnete Stellung des Leutnants hineinfinden. Auch der große Unterschied im Lebensalter zwischen ihnen und den aktiven Offizieren, die im Dienstalter vorgehen, wirkt oft störend. Deshalb treten auch die meisten nach Erfüllung ihrer Pflichtübungen zur Landwehr über. Durch eine Beförderung zum Leutnant im 21. Lebensjahr könnte im 30.—32. Jahr die Beförderung zum Oberleutnant und im 36.—38. zum Hauptmann erreicht werden. Dies wäre ein Ziel, das viele verlocken würde, und um es zu erreichen, würden gerne die nötigen Beförderungsübungen abgeleistet werden. Der große Unterschied im Lebensalter zwischen ihnen und den aktiven Offizieren würde ausgeglichen und ihr militärischer Rang mit der bürgerlichen Stellung mehr im Einklang stehen. Vor allem aber würde dadurch dem Mangel an Kompagnieführern bei allen Reserve- und Landwehrformationen abgeholfen werden.

Der hauptsächlichste Einwurf, der gegen solch frühe Beförderung zum Reserveoffizier gemacht wird, ist der, daß junge Leute im 21. Lebensjahr noch nicht die nötige Festigkeit und Charakterbildung und noch keine gesicherte Lebensstellung haben. Die Bedeutung dieses Einwurfs ist keineswegs zu unterschätzen. Das erstere mag ja teilweise zutreffen, aber ein nicht unbeträchtlicher Teil wird in seiner Charakterbildung so weit vorgeschritten sein, daß seine Beförderung zum Reserveoffizier auf keine Bedenken stoßen wird. Den Vergleich mit den aktiven Offizieren will ich nicht heranziehen, denn ein solcher findet in dem Offizierkorps, dem er angehört, in jeder Lage seinen Halt und seine Stütze, während beim Reserveoffizier das außerdienstliche Leben in diesem Alter zu manchen unliebsamen Vorkommnissen Veranlassung geben kann.

In einer gesicherten Lebensstellung werden sich freilich im 21. Jahr die wenigsten Leute befinden. In diesem Punkt müßte man sich mit der Vorbereitung zu einem entsprechenden Beruf, Besuch einer Hochschule u. dgl. begnügen und besonderen Wert auf Erziehung, Familie und sonstige Verhältnisse des Offizieraspiranten

legen. Die Grenzen für den Begriff der „gesicherten Lebensstellung“ sind ja jetzt schon etwas weit gezogen. Referendare, die in finanzieller Hinsicht noch ganz von ihren Eltern abhängig sind und noch eine höhere Dienstprüfung vor sich haben, werden allgemein zum Reserveoffizier vorgeschlagen und befördert.

Diese Art der Übungen würde es mit sich bringen, daß die Wahl zum Offizier durch die Offiziere des Regiments, nicht durch die des Landwehrbezirks vorzunehmen wäre. Denn die Offiziere des Regiments und der Kompagnie, welcher der Offizieraspirant angehört, werden ihn besser kennen und haben jedenfalls mehr Gelegenheit gehabt, sich ihn näher anzusehen, während er bei dem Landwehrbezirk, dem er zufällig angehört, oft kaum bekannt sein wird. Dies schließt natürlich nicht aus, daß vorher durch Vermittelung des Bezirkskommandeurs genaue Erkundigungen über seine Familie usw. eingezogen werden.

Die zu Reserveoffizieren des Regiments nicht vorgeschlagen werden, müßten nach dreimonatlicher Übung als Vizefeldwebel beurlaubt werden. Diesen jungen Leuten könnte bei entsprechender Tauglichkeit die Geeignetheit zum Offizierstellvertreter verliehen werden. Es dürfte sich empfehlen, diese Geeignetheit von der Übernahme der Verpflichtung zu weiteren Übungen abhängig zu machen oder mindestens die Bestimmung zu treffen, daß die Geeignetheit verloren geht, wenn sie nicht alle zwei Jahre durch eine vierwöchige Übung dargetan wird. Denn die Offizierstellvertreter müssen dasselbe leisten wie die Offiziere.

Für die nach halbjähriger Übung entlassenen Reserveoffiziere würde, wie bisher, die Verpflichtung zu zwei achtwöchentlichen Übungen fortbestehen, mindestens aber zu vierwöchtlichen Übungen alle zwei Jahre, solange sie der Reserve angehören.

Der weitere Einwand, daß eine Übung von halbjähriger Dauer für den bürgerlichen Beruf zu störend sein würde, mag wohl in einzelnen Fällen richtig sein; im allgemeinen wird man ruhig annehmen können, daß eine halbjährige zusammenhängende Unterbrechung des Berufs oder der Vorbereitung hierzu weniger störend wirkt, als drei achtwöchentliche Übungen in drei verschiedenen Jahren. Selbst wenn auch eine Störung vorhanden ist, so muß dieses Opfer eben gebracht werden. Die Einjährigen sind immer noch besser daran, als die Leute, die zwei und drei Jahre bei der Fahne bleiben müssen.

Ob eine derartige Änderung ohne Mitwirkung der Volksvertretung möglich ist, entzieht sich meiner Beurteilung, jedenfalls würde sie eher zu erreichen sein, als Abschaffung der Einjährig-Freiwilligen.

Zum Schluß möchte ich noch einige Punkte berühren über die Verwendung der Reserveoffiziere in der Kompagnie und die Ausbildung überhaupt, die nicht mit einer Änderung der Übungen usw. im Zusammenhang stehen.

Niemand wird es dem Kompagniechef verübeln, wenn ihm z. B. während des Kompagnieexerzierens und besonders vor der Kompagniebesichtigung die Ausbildung der Kompagnie mehr am Herzen liegt, als ein ihm zugeteilter Reserveoffizier, dem trotz des besten Willens, den er mitbringt, die praktische Erfahrung und die körperliche Gewandtheit fehlt, und der mit den besonderen Eigentümlichkeiten des Kompagniechefs nicht so vertraut ist, wie die Offiziere und Unteroffiziere der Kompagnie. Und doch sollte es der Kompagniechef über sich gewinnen, neben der Kompagnie seinen Reserve- oder Landwehroffizier nicht zu vergessen. Mancher Kompagniechef würde der Ausbildung dieser Offiziere mehr Eifer und Sorgfalt widmen, wenn er bedenken würde, daß er seine mit so großer Mühe ausgebildete Kompagnie eben an den Oberleutnant der Reserve oder Landwehr abgeben muß, den er bis jetzt mehr als notwendiges Übel hat mitlaufen lassen, und daß er selbst eine Kompagnie des Reserveregiments übernehmen muß, bei welcher ihm nur Reserve- und Landwehroffiziere zur Unterstützung zur Seite stehen.

Jeder Kompagniechef hat je nach Veranlagung, Charakter und Temperament in der Ausbildung der Kompagnie seine besondere Art und Weise — natürlich im Rahmen der bestehenden Vorschriften und Bestimmungen. Diese Besonderheit möchte man auch gar nicht vermissen, denn sie drückt der Kompagnie den Stempel auf und nicht umsonst wird das persönliche Auftreten des Vorgesetzten so hoch bewertet. Aber diese persönlichen Eigentümlichkeiten dürfen nicht zu weit gehen oder gar in Spielereien ausarten. Dazu ist die Sache zu ernst. Im Mobilmachungsfalle nützen derartige Spielereien nichts. Die Offiziere wechseln, die Unteroffiziere und Mannschaften werden derartig mit Reservisten durchsetzt, daß nur dasjenige Bestand hat, was nach Vorschrift und Reglement eingeübt ist. Im Frieden aber wird der Dienst dem Reserveoffizier unnötig erschwert, wenn er sich bei dem einen Kompagniechef abgewöhnen muß, was er bei dem andern gelernt hat. Also: gleichmäßige Ausbildung, so daß jeder Offizier und Unteroffizier der Reserve ohne weiteres in jeder Kompagnie, in die er gestellt wird, seinen Platz ausfüllen kann.

Im allgemeinen steht der Reserveoffizier an den Vormittagen der Kompagnie, an den Nachmittagen dem Lehrer oder den Lehrern, die zu seiner besonderen Ausbildung bestimmt sind, zur Ver-

fügung. Dagegen läßt sich nichts sagen. Es muß nur immer im Auge behalten werden, daß für den Reserveoffizier die Führung des Zuges im Gefecht und in späteren Dienstjahren die Führung der Kompagnie im Gefecht Ziel und Zweck der Ausbildung sein sollte. Darauf müssen Kompagnie und Unterricht mit vereinten Kräften hinwirken. Der Kompagniechef, der seine Kompagnie auszubilden hat, kann unmöglich den Reserveoffizier während des Exerzierens auf alles aufmerksam machen, was zu beachten ist oder was zu beachten gewesen wäre, er muß sich darauf beschränken, Unrichtigkeiten zu verbessern und Fehler abzustellen. Vielleicht kann er auf dem Rückmarsch in die Kaserne die Übung noch einmal durchsprechen und dabei auf das eine oder andere zurückkommen, was für den Reserveoffizier von Wert ist, sich aber zur Besprechung mit den übrigen Offizieren oder der Kompagnie weniger eignet. Deshalb empfiehlt es sich auch ab und zu nachmittags den Reserveoffizier der Kompagnie zu überlassen; denn nachmittags hat der Kompagniechef viel mehr Zeit und Gelegenheit, sich mit ihm abzugeben. Da ist auch die Möglichkeit vorhanden, manchmal eine Übung gerade mit Rücksicht auf den Reserveoffizier abzuhalten und auf all die Dinge und Einzelheiten näher einzugehen, in welchen Nachhilfe erforderlich erscheint.

Da bei all diesen Übungen der Endzweck: die Ausbildung als Zugführer für das Gefecht, nicht vergessen werden darf, so ist auch angezeigt, daß der Reserveoffizier hauptsächlich in den für das Gefecht in Betracht kommenden Dienstzweigen ausgebildet, zu Übungen aber, welche hierfür nicht in Betracht kommen, nur in beschränktem Maße herangezogen werde. Wenn der Reserveoffizier zum Turnen, Bajonettfechten, Garnisondienst u. dgl. zugezogen wird, mag das wohl insofern seine Berechtigung haben, als er den gegenwärtigen Dienstbetrieb in diesem Dienstzweig kennen lernt; damit ist aber der Nutzen erschöpft. Auf den Dienstbetrieb wird er ebensowenig großen Einfluß haben, als er selbst viel dabei lernen wird. Man verschone also diese Offiziere mit allem unnötigen Herumstehen, die Zeit kann nützlicher angewandt werden.

Hier muß auch der besondere Unterricht helfend und ergänzend einsetzen. Nicht bloß durch theoretische Vorträge, sondern auch durch praktische Übungen ist hierbei der Reserveoffizier im Führen des Zuges im Gefecht so auszubilden, daß er allen Anforderungen gewachsen ist, daß er die Vorschriften nicht bloß im Kopfe hat, sondern sie auch zu jeder Zeit und bei jeder Gelegenheit richtig anzuwenden versteht. Erst wenn er dieses Bewußtsein in sich trägt, wird er seinen Untergebenen gegenüber entsprechend auftreten können und

durch sein persönliches Verhalten sich ihr Vertrauen erwerben. Unsere Mannschaften haben darin ein feines Gefühl und ein Führer, dessen Unsicherheit sich schon beim ersten Kommando bemerkbar macht, wird seine Truppe nimmermehr zum Siege führen.

Beim Gang der Ausbildung ist zu beachten, daß es ebenso schädlich ist, anfangs zu hohe Anforderungen zu stellen und die Leute dadurch einzuschüchtern, wie es falsch ist, immer gleich zu verdammen, wenn die Aufgabe nicht richtig, d. h. nicht so gelöst wird, wie der Auftraggeber es sich in den Kopf gesetzt hat. — Über den „einzig" richtigen Weg gibt es bekanntlich oft sehr verschiedene Ansichten. — Wenn der Betreffende nur nichts unbedingt Falsches tut, ja wenn er im Anfang überhaupt etwas tut, ist schon viel gewonnen und, wenn das Begonnene nur mit einiger Energie und Konsequenz durchgeführt wird, so wird das Endergebnis, wie die Erfahrung lehrt, viel besser sein, als es im Anfang den Anschein hatte. Sache des Lehrers ist es, durch stufenweises Fortschreiten vom Leichten zum Schweren das Selbstvertrauen seiner Schüler zu wecken und ihr persönliches Auftreten vor der Front in jeder Richtung zu heben. Man glaube auch ja nicht, daß diese Dinge so nebenher in ein paar Nachmittagstunden abgetan werden können. Ein derartiger Unterricht erfordert zahlreiche Übungen und nur ein sehr gewandter, mit allen einschlägigen Dienstzweigen vollständig vertrauter Offizier eignet sich als Lehrer. Von dem Lehrer verlangt er sorgfältige Vorbereitung der Übung, wenn etwas dabei herauskommen soll, von den Schülern gespannte, angestrengte Aufmerksamkeit und volle Hingabe an den Gegenstand. — Dann wird auch der Erfolg nicht ausbleiben.

In ähnlicher Weise müssen auch die Offiziere angelernt werden, die für die Führung einer Kompagnie in Betracht kommen. Vor allem müssen sie, wenn sie eine Zeit lang mit dem nötigen Verständnis und Aufmerksamkeit zugesehen haben, die Kompagnie selbst führen, selbst kommandieren, selbst Anordnungen treffen, auf die Gefahr hin, daß Fehler mit unterlaufen. Gerade an diesen kann man am meisten lernen. Aber damit, daß sie immer nur hinter der Kompagnie herreiten, wird nichts erreicht.

Als Kern und Ziel dieser Ausführungen möchte ich den Wunsch bezeichnen, auf die Ausbildung der Reserveoffiziere für das Gefecht und den Krieg noch mehr Wert zu legen, als bisher. Dabei drängt sich die Frage auf, ob es nicht angezeigt wäre, durch eine allgemeine Vorschrift die Ausbildung der Reserveoffiziere dahin zu regeln, daß sie hauptsächlich in den für das Gefecht in Betracht kommenden Dienstzweigen auszubilden sind, in den andern nur so

weit es erforderlich ist, und daß am Schluß jeder Übung eine Besichtigung in der Führung des Zuges im Gefecht stattzufinden hat. Dabei müßte immer wieder der Grundsatz betont werden, daß es weniger darauf ankommt, das unbedingt Richtige zu treffen, sondern überhaupt etwas einigermaßen Vernünftiges zu tun, das aber auch mit aller Kraft durchzuführen.

Ein weiterer Punkt wäre noch die mangelnde Reitfertigkeit der Kompagnieführer des Beurlaubtenstandes. Junge Leute, die die Mittel und Lust und Liebe zum Reiten haben, dienen schon an und für sich bei den berittenen Waffen. Die Reserveoffiziere der Infanterie haben nicht immer Zeit und Gelegenheit, sich die nötige Reitfertigkeit zu erwerben und die erworbene, aber im Laufe der Zeit wieder verlorene, aufzufrischen. So sind für diese Offiziere, die Reitstudien, die sie auf der Hochschule gemacht haben, oft die einzigen Vorübungen, die sie zum Reiten mitbringen und bis sie zum Führen einer Kompagnie heran sind, darüber vergeht eine lange Zeit. Auch die Beschaffung eines Pferdes macht Schwierigkeiten und erfordert Mittel, über die nicht jeder verfügt. Deshalb sollte ihnen die Teilnahme an den Reitkursen der aktiven Offiziere, wie es schon teilweise geschieht, in jeder Weise erleichtert werden, auch sollte es sich ermöglichen lassen, sie bei den kurzen Landwehrübungen beritten zu machen.

Eine vollständige Änderung des Systems ist, wie schon erwähnt, in absehbarer Zeit wohl nicht zu erwarten. Wir müssen uns deshalb vorläufig mit kleinen Mitteln zur Verbesserung der Ausbildung der Offiziere des Beurlaubtenstandes begnügen.

In erster Linie kommen dabei in Betracht: eine entsprechende Vorbildung zur Steigerung der Leistungsfähigkeit während der einjährigen Dienstzeit, Zusammenlegung von Übungen und Hervorhebung der Kriegsmäßigkeit in der Ausbildung. Auf diese Punkte hinzuweisen, ist der Zweck dieser Ausführungen.

XXXVIII.

Deutsche Kritik in französischer Beleuchtung.

Von
Major Berlin.

Das „Journal des Sciences militaires“ vom Dezember 1910, das mir erst verspätet zugegangen ist, beschäftigt sich in seiner „chronique étrangère“ mit der deutschen militärtechnischen Literatur und rühmt ihr nach, daß sie sich in letzter Zeit einer vorurteilslosen Würdigung fremder Erzeugnisse mehr als früher befleißige. Leider kann man dasselbe von der entsprechenden französischen Literatur nicht behaupten; dies beweist das „Journal des Sciences militaires“ selbst in seinen weiteren Ausführungen in so merkwürdiger Weise, daß es mir gestattet sein möge, näher darauf einzugehen. Das „Journal des sciences militaires“ wirft mir ungenaue Angaben in meinem in „Löbells Jahresberichten“ erschienenen Bericht über das „Artilleriegerät 1909“ vor. Es behauptet, ich hätte geschrieben, daß Peru „ein Gerät“ der Firma Schneider ohne vorherige Vergleichsversuche angenommen habe und weist zum Beweise des Gegenteils auf den im „Boletin de Ministerio de Guerra y Marina“ (Lima) vom Februar 1906 erschienenen Bericht über solche Versuche hin.

Dieser Bericht handelte aber nur von der Beschaffung von Feldkanonen im Jahre 1906, während ich über die Beschaffung von Gebirgskanonen im Jahre 1909 berichtete. Ich schrieb:

„Außer den im Jahre 1906 angekauften Feldgeschützen wurden neuerdings, ohne vorhergegangene Vergleichsversuche, mehrere Batterien Gebirgsgeschütze ebenfalls bei Schneider bestellt.“

Diese Angabe ist und bleibt völlig zutreffend.

Ferner wird mir im „Journal“ vorgeworfen, unter „Spanien“ geschrieben zu haben, daß das neue Gerät der Gebirgsartillerie (des Creusot) im Feldzuge (von Melilla 1909) keine Verwendung finden konnte, da es nicht fertig war ohne „in Übereinstimmung mit dem Memorial de Artilleria“ erwähnt zu haben, daß die Verspätung der Langsamkeit der Erprobung zugeschrieben werden müßte.

Im „Memorial de Artilleria“ vom November 1909 heißt es darüber wörtlich: „Schade, daß unsere Gebirgsartillerie noch nicht in den Besitz des neuen Schneider-Geräts gelangt ist. Die bei der Erprobung des Versuchsmusters entstandene Verzögerung von einigen Monaten hätte wohl vermieden werden können . . . Es sind schon

einige Batterien abgeliefert worden; es fehlt ihnen aber noch das zur Verwendung auf dem Kriegsschauplatz erforderliche Zubehör (los elementos complementarios)."

Diese Angabe berechtigte meines Erachtens mindestens ebensogut zu der von mir gewählten Fassung wie zu der von französischer Seite gewünschten.

Von dem alten Kruppschen Gebirgsgeschütz M/96 steht im „Artilleriegerät 1909", daß es „trotz seiner veralteten Einrichtungen seine Schuldigkeit erfüllt habe".

Der Chroniqueur des „Journal" bemängelt die in der „Internationalen Revue" gebrachte Übersetzung meines Berichts: „L'ancien canon de montagne Krupp 96 y a été d'un secours précieux malgré sa construction surannée."

In der vom französischen Generalstabe geleiteten „Revue militaire des armées étrangères" vom April 1910 steht in einem Aufsatz über den Melillafeldzug in bezug auf das gleiche Geschütz wörtlich:

. . . „Les batteries de montagne dans un pays dépourvu de communications, furent d'un secours précieux."

Angesichts dieser wörtlichen Übereinstimmung kann ich die Übersetzung in der „Internationalen Revue" nur für besonders glücklich halten. Meine Angabe stützt sich auf die in den „Jahrbüchern" vom April 1910 erschienenen Bemerkungen über Spanien, die der Chroniqueur des „Journal des Sciences militaires" auch unrichtiger Angaben bezichtigt.

In den „Jahrbüchern" ist über das spanische Gebirgsgeschütz von Krupp das Folgende geschrieben worden:

. . . „Gänzlich falsch wäre es natürlich, wenn man sich durch die französische Zeitschrift zu einem Vergleiche dieser für andere Zeiten geschaffenen Gebirgsgeschütze mit den ganz neuen Schneiderschen Feld- oder den Schneiderschen Gebirgsgeschützen — deren verspätete Lieferung das französische Organ zu Unrecht den spanischen Behörden zur Last zu legen sich bemüht — verleiten lassen wollte."

Diese Bemerkung bezog sich ausdrücklich auf einen im Oktoberheft des „Journal des Sciences militaires" erschienenen Aufsatz, worin sich an eine Beschreibung des neuen spanischen Feldgeschützes Schneiderschen Musters eine Beurteilung des Kruppschen Gebirgsgeschützes anschloß, an die wiederum lobende Ausführungen über das neue Schneidersche Gebirgsgeschütz geknüpft waren.

Das „Journal" behauptet jetzt, nur zwei Gebirgsgeschütze miteinander verglichen zu haben: das alte deutsche und das alte französische 80 mm-Geschütz. Diese Angabe mag auf einem Irrtum be-

ruhen, denn von diesem letzteren Geschütz ist in dem erwähnten Oktoberaufsatz des „Journals" nirgends die Rede.

Zur Vervollständigung des Urteils sei ferner darauf hingewiesen, daß der bemängelte Aufsatz der „Jahrbücher" sich auf eine Erklärung des „Memorial de Artilleria" stützt, in dem dieses dagegen Einspruch erhebt, daß frühere Ausführungen von ihm in dem genannten Oktoberaufsatz des „Journal" aus dem Zusammenhang gerissen wurden, um dessen Zwecken zu dienen. Dies erwähnt der Chroniqueur des „Journals" freilich nicht.

Die Ausführlichkeit vorstehender Erörterungen möge der Leser damit entschuldigen, daß es angebracht und nützlich sein kann, einmal an einem Beispiele zu zeigen, mit welcher Kunst französische Schriftsteller gewisse Angelegenheiten in dem ihnen passenden Lichte darzustellen verstehen.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufsatze im Maiheft „Der Entwurf zur Schießvorschrift für die Feldartillerie" vom März 1911 ist

auf Seite 472, Zeile 4 von oben „sich" zu streichen,
„ „ 480, „ 6 „ unten statt „besondere" zu setzen „bohrende".

In dem Aufsatze „Zur Kornfrage" — Maiheft 1911, S. 507 ff. — ist mir ein Rechenversehen unterlaufen, insofern als ich die 96 prozentige Streuung 4 mal statt 3 mal so groß als die 50 prozentige berechnete. Hiernach ändert sich das Resultat etwas zu meinen Ungunsten, ohne daß jedoch die Beweiskraft meiner Rechnung Einbuße erleidet.

Es sind zu ändern die Zahlen:

137	in	154	auf	S. 510	Zeile	3	v. u.,
70	„	76	„	„ 511	„	2	v. o.,
157	„	184	„	„ 511	„	4	„ „,
77	„	87	„	„ 511	„	5	„ „.

Unter dem Strich muß es heißen:

S. 510 Z. 7 v. u. statt $110 \cdot 4 = 440$ $110 \cdot 3 = 330$,

„ 511 „ 4 „ o. $x_I = \sqrt{165^2 + 105^2} = 196$; $x_{II} = \sqrt{165^2 + 210^2} = 267$;

„ 511 „ 5 „ „ $x_{100} = 196 + 267 = 463$; $50\,^0/_0$ Strg. $463 : 3 = 154$ m;

„ 511 „ 7 u. 8 v. o. $\left.\begin{array}{l} x_I = \sqrt{90^2 + 45^2} = 100 \\ x_{II} = \sqrt{90^2 + 90^2} = 127 \end{array}\right\} x_{1000} = 227$; $50\,_0/^0 = 76$ m.

Umschau.

Afghanistan.

Emir Abdurrhaman bemüht sich, wie russische Zeitungen melden, sein Heer nach europäischem Muster umzugestalten. Die Armee hat (nach Angabe des D. O.-Bl. Nr. 17, 1911) zurzeit eine Stärke von etwa 70000 Mann Infanterie, 15000 desgl. Kavallerie, 3000 Mann Artillerie und 350 Geschütze. Das erforderliche Kriegsgerät wird in Kabul in Werkstätten gefertigt, die unter Leitung europäisch ausgebildeter Ingenieure stehen. Der Emir beabsichtigt, sich von Auslandslieferungen völlig freizumachen und das gesamte Gerät einschließlich der Geschütze und Munition im Inlande selbst herstellen zu lassen. Neugestaltung des Heeres.

W.

Argentinien.

Die Einführung des neuen Kruppschen Feldartilleriegerätes 1909 hat eine Reihe von Änderungen im bisherigen, dem alten Material angepaßten Reglement nötig gemacht. Nachdem der Präsident diese Änderungen genehmigt hat, sollen die betreffenden Dienstvorschriften neu gedruckt werden. Änderungen im Reglement der Feldartillerie.

Ferner hat der Präsident verfügt, daß die jetzige Feldhaubitzabteilung zu einem Regiment von vorläufig 3 Batterien ausgestaltet werden soll. Diese Maßnahme bezweckt, aus der Feldhaubitztruppe einen selbständigen Verband zu machen, woraus man sich sowohl für die Gesamtorganisation der Artillerie, wie auch für die Ausbildung Vorteile verspricht. W. Bildung eines Feldhaubitzregiments.

Brasilien.

Die brasilianische Regierung hatte bei der Firma Armstrong im vorigen Jahre ein Linienschiff „Rio de Janeiro" zum Preise von 59 Millionen Mark bestellt, das mit 12 35,6 cm-Kanonen, vermutlich L/45, 14 15,2 cm-, 14 10,2 cm- und 3 4,7 cm-Kanonen armiert und nach zweijähriger Bauzeit etwa im Sommer 1912 abgeliefert werden sollte. „The Engineer" teilt neuerdings mit, daß die brasilianische Regierung infolge neuerer „marinepolitischer" Erwägung den Bau dieses Schiffes habe einstellen lassen. Man vermutet, daß an Stelle dieses 32000 t-Schiffes ein drittes Schiff vom Änderung der Schiffsbestellungen.

„Minas-Geraes"-Typ werde gebaut werden, wie auch ursprünglich beabsichtigt gewesen sei.

Um die Bedeutung dieser Mitteilung richtig zu werten, muß beachtet werden, daß die beiden Linienschiffe „Minas Geraes" und „Sao Paolo" nur mit 12 30,5 cm- L/45, 22 12 cm- L/50 und 8 4,7 cm-Kanonen, also wesentlich schwächer armiert sind, als „Rio de Janeiro" werden sollte. Das Deplacement beträgt auch nur 21200 t gegen 32000 t, Länge 152,4 gegen 200, Breite 25,3 gegen 28,00 und Tiefgang 7,6 statt 7,9 m.

Wenn die Baueinstellung aufrechterhalten bleibt, so bedeutet dies im vorliegenden Falle einen Verzicht auf die Steigerung des Kalibers des schwersten Geschützes über 30,5 cm hinaus. In den Flotten der süd- und mittelamerikanischen Staaten und in der Japans sind Schiffe mit schwereren Geschützen als 30,5 cm nicht vorhanden. Nur die beiden zuletzt auf Stapel gelegten Linienschiffe A und B der Vereinigten Staaten sollen 10 35,6 cm-Kanonen erhalten. Die Verhältnisse der europäischen Flotten sind hierbei nicht mit in Betracht gezogen worden.

Ferner sind die Vorverhandlungen über die Bestellung weiterer Torpedobootszerstörer eingestellt worden. Dagegen ist die Bestellung eines weiteren geschützten Kreuzers nach dem „Bahia"-Typ in Aussicht genommen. „Bahia", „Rio Grande do Sul", sind von Armstrong erbaut und 1909 vom Stapel gelaufen; ein Schwesterschiff „Ceara" liegt dort noch auf Stapel. Diese Kreuzer sind nur schwach armiert: 10 12 cm L/50 und 6 4,7 cm, haben ein Deplacement von 3100 t und laufen 27,0—27,4 Sm. Bahn.

Chile.

Befestigungsanlagen im Norden des Landes.

In der vormonatlichen Umschau (S. 519) ist mitgeteilt worden, daß im Norden des Landes Befestigungen bei Arica und Tacna ausgeführt werden sollen.

Der Vorsitzende der zum Studium dieser Frage ausgesandten Kommission, General Don José Maria Bari, hat erklärt, daß die Kommission ihre Arbeiten, betreffend den Hafen von Iquique, beendigt habe und zu dem Vorschlag gekommen sei, eine Kette von Forts und kleineren Batterien zu errichten, wodurch der Hafen eine Festung ersten Ranges werden würde. Die Kosten für diese Werke seien auf eine Million Pesos veranschlagt.

Iquique liegt südlich von Arica und Tacna auf 20° 13′ südlicher Breite an der Küste des Stillen Ozeans. Die Bucht ist geräumig

und sicher, aber die Landung ist wegen der felsigen Ufer und der starken Brandung schwierig. Bahn.

In Erwartung des bei Krupp bestellten Feldartilleriegerätes (vgl. Umschau von Januar 1911) hat das Kriegsministerium von der Regierung den Auftrag erhalten, ein für die Übungen einer Armeedivision ausreichendes Gelände möglichst im mittleren Gebiet des Landes und in der Nähe des Haupteisenbahnnetzes auszusuchen. W.

Neuer Truppenübungsplatz.

Ecuador.

Nach einer aus Buenos Aires kommenden Meldung hat die Regierung von Ecuador Gebirgsartilleriegerät bei der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik Düsseldorf-Derendorf (Ehrhardt) bestellt; Mitteilungen über den Umfang des Auftrages sind zurzeit noch nicht veröffentlicht worden. W.

Bestellung von Gebirgsartilleriegerät bei der Rheinischen Metallwarenfabrik.

Frankreich.

Das letztjährige Preisschießen der französischen Flotte hat eine allgemeinere Beachtung dadurch gefunden, daß die Feststellung des Schießergebnisses nach den letztjährig herausgegebenen neueren Bestimmungen und infolge der bei keinem Schießen völlig zu vermeidenden Zufälligkeiten, die in diesem Jahre aber besonders störend auftraten, so wenig einwandfrei war, daß sich das Marineministerium veranlaßt sah, auf Vorschlag des Generalstabs der Marine die von der Kommission festgestellten Schießleistungen der einzelnen Schiffe und die Prozentzahl ihrer Treffer in bezug auf die mögliche Trefferzahl so vollständig umzuändern, daß z. B. das Linienschiff „Démocratie“ statt 24,3% 45 erhielt, eine Zahl, die von der Kommission überhaupt nicht erreicht ist. Deren höchste Prozentzahl war nur 33,69 für das Linienschiff „Jauré Guiberry“, das in der Liste der Kommission demgemäß den ersten Platz einnahm, von dem Ministerium aber völlig ausgeschieden wurde. Der Grund für so weitgehende Änderung der Klassifizierung war neben anderem in erster Linie die nicht völlig einwandfreie Aufnahme am Ziel.

Preisschießen der Marine 1910.

Als solches war in der Reede von Hyères der alte Küstenpanzer „Fulminant“ verankert, der durch Aufbauten zu einer rechteckigen Scheibe von 55 m Länge und 8 m Höhe ergänzt wurde. Über dieses Rechteck und seitlich von demselben standen noch Teile des Schiffes hervor. Nach den Bestimmungen sollten nur diejenigen

Treffer in Rechnung gestellt werden, die innerhalb dieser rechteckigen Scheibe lagen. Entgegen früherem Brauch sollten die innerhalb von 25 m vor dem Ziel aufschlagenden Schüsse nur dann berücksichtigt werden, wenn die Leistungen zweier Schiffe völlig gleich wären.

Zuerst schoß das zweite Linienschiffsgeschwader, dann folgte die zweite Panzerkreuzerdivision, der dann das erste Geschwader folgte.

Schon nach dem Schießen des zweiten Linienschiffsgeschwaders war das Ziel derart demoliert, daß die Aufnahmen sehr erschwert wurden. Vor Beginn des Schießens des ersten Geschwaders mußten die Zielaufbauten durch Drahtnetze gesichert werden, um die weiteren Aufnahmen zu ermöglichen. Schließlich wurden große Zielteile abgeschossen, die möglicherweise Schußlöcher enthalten haben, die auf diese Weise den betreffenden Schiffen verloren gingen.

Das zweite Geschwader ist, wie aus der unten gegebenen Zusammenstellung hervorgeht, auch mit 10 cm-Kanonen armiert, während beim ersten Geschwader 16,5 cm das kleinste Kaliber der Hauptarmierung ist. Es wird nun vermutet, daß Zieldurchschläge von Sprengstücken schwererer Geschosse als 10 cm-Volltreffer möglicherweise angesehensein können.

Diese beiden Umstände müssen natürlich sehr zuungunsten der Ergebnisse des ersten Geschwaders eingewirkt haben.

Um die nicht einwandfreie Zielaufnahme infolge der Mangelhaftigkeit des Zieles auszugleichen, hat das Marineministerium nicht nur die Aufschläge innerhalb 25 m vor dem Ziel — entgegen der ursprünglichen Bestimmung — berücksichtigt, sondern auch die zu weit gehenden Schüsse, wenn diese auf Grund seitlicher Beobachtung noch innerhalb des bestrichenen Raumes lagen. Diese Maßnahmen können gewiß zum Ausgleich für die vorerwähnten Nachteile dienen, doch werden sie immer zu einem unsicheren Ergebnis führen.

Es ist noch ein anderer Umstand, der die Schießergebnisse des zweiten Geschwaders zu begünstigen geeignet ist, der indessen auf den Normen für die Bewertung der Schießergebnisse beruht. Die Armierung der Schiffe wird eingeteilt in die Hauptarmierung und Nebenarmierung. Jede dieser beiden hält sein Preisschießen besonders ab. Zur Hauptarmierung rechnen alle Kaliber vom 30,5 cm bis einschließlich 10 cm hinab und jeder Treffer, gleichgültig welchen Kalibers, wird gleichwertig berechnet. Ein 30,5 cm-Treffer gilt so viel, wie ein 10 cm. Da aber die Feuergeschwindigkeit zunimmt, wenn das Kaliber abnimmt, so verfeuert ein 10 cm in der für das

Preisschießen freigegebenen Zeit von 6 Minuten 36 Schuß, ein alter 19,4 cm etwa 5 Schuß, ein neuer 12 und ein 30,5 cm nur 9 Schuß. Die Überlegenheit des kleineren Kalibers tritt somit klar zutage.

Diesem sehr großen Nachteil der Gleichbewertung aller Kaliber bei Berechnung der Schießergebnisse sucht man dadurch zu begegnen, daß zur Ermittelung der Trefferprozentzahl die absolute Trefferzahl auf die Zahl der möglichen Schüsse, d. h. auf Grund ihrer normalen Feuergeschwindigkeit, und nicht auf die Zahl der wirklich abgegebenen Schüsse bezieht. In gewissem Maße wird ja dadurch die Überlegenheit der kleinen Kaliber ausgeglichen. Wenn indessen mehr Schüsse abgegeben werden als der mögliche Durchschnitt ist, so ist der Divisor kleiner als er sein würde bei der Berechnung nach der Zahl der wirklich abgegebenen Schüsse. Gleiche Treffgenauigkeit in beiden Fällen vorausgesetzt, liefert dann eine hochgesteigerte Feuergeschwindigkeit ein besseres Prozentverhältnis. Dies kann dahin führen, die Feuergeschwindigkeit der kleinen Kaliber nach Möglichkeit zu steigern und schon bei der Ausbildung das kleinere Kaliber dem größeren vorzuziehen. Diese Gewöhnung führt aber auch dazu, während der kurzen Spanne Zeit des Schießens die gebotenen Vorsichtsmaßregeln weniger zu beachten und das gerade für den Schraubenverschluß und die Beutelkartuschen notwendige und dringend befohlene Reinigen nach jedem Schusse zu unterlassen oder nur oberflächlich auszuführen. Das hat seine große Gefahr! Wie weit darin gegangen wird, beweist, daß die Feuergeschwindigkeit bei Beutelkartuschen zeitweise nur 2 Sekunden geringer war als bei Metallkartuschen.

Schließlich entspricht eine Gleichbewertung eines 30,5 cm-Treffers mit einem 10 cm nicht der Wirkung dieser beiden Geschosse, und der Hauptwert muß doch gerade auf die Treffähigkeit und Feuergeschwindigkeit der großen Kaliber gelegt werden.

Diese Zusammenfassung der sämtlichen Kaliber der Hauptartillerie ist nach alledem m. E. nicht zweckmäßig, weil sie kein richtiges Bild von der Schießleistung der einzelnen Schiffe gibt.

Um den Einfluß der Größe des Kalibers und der Feuergeschwindigkeit auf die Schuß- und Trefferzahl beurteilen zu können, gebe ich im nachstehenden eine Zusammenstellung der beiden französischen Geschwader, deren Einzelheiten aus dem Taschenbuch von Weyer und einem Bericht aus der Marine-Rundschau zusammengestellt sind.

Name des Schiffes und Stapellauf	Hauptarmierung	Mögliche Schusszahl in 6 Min. für das einzelne Geschütz	Mögliche Schusszahl in 6 Min. für alle Geschütze	Schußentfernung m	Bemerkungen
	I. Geschwader.				
	A. 6 Linienschiffe.				
Verité 1907	4 39,5 cm L/40	9	36		
Liberté 1905	10 19,4 „ L/50	12	120		
Justice 1904					
Démocratie 1904					
	Im ganzen pro Schiff	—	156	7200—6600	
Patrie 1903	4 30,5 cm L/40	9	36		
République 1902	18 16,5 „ L/45	18	324		
	Im ganzen pro Schiff	—	360	6900—6400	
	B. 4 Panzerkreuzer.				
Ernest Renan 1906	4 19,4 cm L/50	12	48		
Jules Michelet 1905	12 16,5 „ L/50	(18) 24	288		
	Im ganzen pro Schiff	—	336		
Victor Hugo 1904	4 19.4 cm L/40 (L/45)	5	20		
Jules Ferry 1903	16 16,5 cm L/50	24	384		
	Im ganzen pro Schiff	—	404	6900—6400	
	II. Geschwader.				
	A. 6 Linienschiffe.				
Bouvet 1896	2 30,5 cm L/45	5	10		
	2 27,4 „ L/45	6	12		
	8 14 „ L/45	36	288		
	8 10 „ L/55	36	288		
	Das ganze Schiff	—	598		
Carnot 1894	Das ganze Schiff	—	310		Dieselbe Armierung wie Bouvet, nur fehlen die 8 10 cm L/55.
Jauréguiberry 1893	„ „ „	—	310		
Gaulois 1896	4 30,5 cm L/40	5	20		
Saint Louis 1895	10 14 „ L/45	36	360		
Charlemagne 1895	8 10 „ L/45	36	288		
	Im ganzen pro Schiff	—	668	6000—5600	
	B. 4 Panzerkreuzer.				
Condé 1902	2 19,4 cm L/45[2])	5	10		1) Bei Dupetit-Thouars.
Gloire 1900	8 16,5 „ L/45	30	240		2) L/40.
Marseillaise 1900	6[3]) 10 „ L/55	36	216[4])		3) 4.
Dupetit-Thouars 1901[1])					4) 144.
	Im ganzen pro Schiff	—	466[5])	6900—5900	5) 394.

Ein Blick in diese Zusammenstellung weist die sehr bedeutend größere Schußzahl der Schiffe des zweiten Geschwaders gegenüber denen des ersten nach. Begünstigend tritt noch die geringere Schußentfernung des zweiten Geschwaders hinzu, obwohl gerade der 10 cm L/55 desselben mit 730 m Anfangsgeschwindigkeit auf so geringe Entfernung eine gute Treffähigkeit haben muß.

Es kommt allerdings nicht auf die Schußzahl der ganzen Hauptarmierung eines Schiffes für den vorliegenden Fall an, sondern nur auf die Schußzahl derjenigen Geschütze, die nach der Fahrtrichtung zum Ziel zum Schuß kommen können. Da bei annähernd gleicher Aufstellung das Verhältnis hier für alle Schiffe fast das gleiche sein wird, so bieten die gegebenen Zahlen immer die Grundlage für den Vergleich der Schiffe ersten und zweiten Geschwaders zueinander.

Um den Einfluß der verschiedenen Armierung beider Geschwader auf die Klassifizierung der Schiffe nach der gleichwerten Berechnung der Treffer aller Kaliber nachzuweisen, folgt hier eine Zusammenstellung aus der Marinerundschau, der ich die letzte Reihe: „Mögliche Schußzahl der gesamten Hauptarmierung" hinzugefügt habe.

Gesamtergebnis
nach der Zahl der Treffer im Rechteck 55 × 8 m.

	Tatsächliche Schusszahl	Mögliche Schusszahl	Treffer im Rechteck	Trefferprozente nach der tatsächlichen Schusszahl	Trefferprozente nach der möglichen Schusszahl	Mögliche Schusszahl d. gesamten Hauptarmierung
I. Geschwader:						
Linienschiffe	578	659	99	17,1	15,02	1344
Panzerkreuzer	569	640	73	12,8	11,4	1480
Im ganzen	1147	1299	172	15,0	13,24	2824
II. Geschwader:						
Linienschiffe	893	909	139	15,6	15,3	3222
Panzerkreuzer	490	620	121	24,7	19,5	1792
Im ganzen	1383	1529	260	18,8	17,0	5014

Hierin zeigt sich die Überlegenheit des zweiten Geschwaders über das erste sowohl hinsichtlich der tatsächlichen, wie der möglichen Schußzahl, der Treffer und der Prozentzahl. Die Tabelle zeigt auch, inwieweit die Prozentzahl verändert wird, wenn statt der tatsächlichen die mögliche Schußzahl zugrunde gelegt wird.

Das erste Geschwader, das gerade die neuesten Schiffe enthält,

die mit Rücksicht auf eine möglichst starke Artilleriewirkung in möglichst kurzer Zeit mit den neuesten, besten und stärksten Geschützen zahlreicher ausgerüstet sind als die älteren Schiffe des zweiten Geschwaders, vermag vornehmlich nach Art der Klassifizierung und auch durch die Zufälligkeiten bei der Schießübung diese seine artilleristische Überlegenheit nicht zum Ausdruck zu bringen. Da man wohl nicht berechtigt ist, dies auf einen Mangel in der Ausbildung der Artillerie des ersten Geschwaders zurückzuführen, so wird dadurch darauf hingewiesen, wie schwierig es ist, bei der Klassifizierung von Schießleistungen alle diejenigen Faktoren richtig und vollwertig zu berücksichtigen, die das Schießergebnis merklich beeinflussen können und hierin liegt eine Kritik für den Wert solcher Klassifizierungen überhaupt, so objektiv, sorgfältig und gewissenhaft sie auch durchgeführt sein mögen.

Geschoß-aufzüge. Über die neuen Munitionsaufzüge auf den französischen Schiffen, deren Einrichtung bei der gesteigerten Feuergeschwindigkeit aller Geschütze besondere Bedeutung hat und Beachtung verdient, werden folgende Einzelheiten bekannt: Der Munitionsaufzug für einen 30,5 cm-Doppelturm ist ein Zweietagenaufzug. Die Geschosse und Kartuschen werden aus den Munitionsräumen durch einen oder zwei elektrisch betriebene ortsfeste Aufzüge bis zur Umladeplattform und von hier durch zwei bewegliche Aufzüge zu den beiden Geschützen gebracht. Der Abstand der Munitionskammern von der Umladeplattform beträgt ungefähr 15 m. Zum Durchlaufen dieses Weges braucht der Aufzug zur Aufwärtsfahrt 11 Sekunden, zur Abwärtsfahrt 7 Sekunden. Die Aufzugwinden können langsam angelassen und schnell angehalten werden. An Stelle des elektrischen Antriebes kann beim Versagen Antrieb von Hand treten.

Der Paternosteraufzug von Harlé & Comp. ist nach langen Versuchen für die 14 cm-Kasemattengeschütze der neuen Linienschiffe, zunächst für „Jean Bart“ und „Courbet“ angenommen worden, für die 24 14 cm-Geschütze an Bord von „Jean Bart“ sind 8 Paternosteraufzüge für Geschosse und 8 für Kartuschen vorgesehen, die in einer Minute 70 Geschosse fördern können, so daß der Bedarf für eine Feuergeschwindigkeit von 5 Schuß in der Minute durch sie gedeckt wird. Der elektrisch betriebene Paternosteraufzug ladet die wagerecht auf eine besondere Ladeschale gelegten Geschosse selbsttätig auf und entladet sie ohne Stoß wiederum auf eine Geschoßschwinge. Zur Vermeidung unnötiger Geschoßansammlung an der Entladestation hält der Aufzug in der Bewegung selbsttätig an oder setzt die Bewegung selbsttätig wieder fort je nach der Entnahme der Geschosse oder deren Eintreffen auf der

Geschoßschwinge. Der Aufzug arbeitet bei allen Schiffslagen, selbst bei Schlingern von 15° und einer ständigen Neigung von 5°. Beim Reißen der Förderkette tritt eine Fangvorrichtung in Tätigkeit, bei Störungen des elektrischen Betriebes kann der Aufzug durch 2 Mann bedient werden, allerdings bei verringerter Fördergeschwindigkeit.

Bahn.

Kriegsminister Berteaux und das Kriegsbudget 1911.

Die Beratung des Kriegsbudgets in der Kammer hat zu sehr wichtigen Erklärungen des Kriegsministers geführt, die nach manchen Richtungen ein Programm vorzeichnen. Bemerkenswert ist zunächst, daß Berteaux in bezug auf Iststärke und Sinken der Rekrutenkontingente sehr viel weniger schwarz sieht, als der Berichterstatter Clementel, der auch bei der Beratung der einzelnen Kapitel des Budgets wieder davor warnte, sich durch die Ergebnisse der Rekrutierung des letzten Jahres täuschen zu lassen, und mit der Bemerkung schloß, daß in dem Augenblick, in dem er spreche, eine Anzahl von Kompagnien bestände, in denen es neben Leuten der Hilfsdienste auch für den Dienst mit der Waffe eingestellte Leute gebe, die die Kompagniechefs sich weigern würden, mit ins Feld zu nehmen, und die Infanterie habe in drei Jahren an Iststärke über 27000 Mann verloren. Berteaux betonte dagegen nachdrücklich, daß 1. die zweijährige Dienstzeit sich durchaus bewähre, die Kavallerie, dank den vielen Freiwilligen und Gemeinenkapitulanten, die über zwei Jahre bleiben, sogar solider erscheine als früher, 2. die unbestrittene Tatsache, daß man 1910 rund 20000 Mann für den Dienst mit der Waffe mehr einstellte als erwartet, und dies trotz sehr scharfen Weisungen in bezug auf Prüfung der Dienstbrauchbarkeit, dem Umstande zuzuschreiben sei, daß Sport und Turnübungen die Jugend kräftiger gemacht hätten, 3. die Iststärke der Regimenter am 1. Januar 1911 rund 558000 Mann für den Dienst mit der Waffe, 35000 Mann der Hilfsdienste betrug, damit höher war als unter der Herrschaft des Gesetzes von 1889 mit dreijähriger Dienstzeit. Am 1. Januar 1911 hatten die Kompagnien im Innern 120 Mann aufzuweisen und der Kriegsminister versprach, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß die Iststärke nicht unter ein bestimmtes Minimum sinke. Es gibt aber, so sagte Berteaux, wenn die Rekrutenkontingente in Frankreich sinken, auch noch andere Hilfsquellen, größere Anspannung der Kolonialtruppen, Ausdehnung der in Tunesien schon geltenden und, wie die Einbeorderung der Reservisten bewiesen hat, glänzend sich bewährenden Rekrutierungsbestimmungen auf Algerien, das 60000 Mann brauchbare Truppen liefern kann, und die schwarze Armee, die sich bei ihrem in Algerien befindlichen Teilen — trotz entgegengesetzter

Angaben mancher politischen Blätter — gut bewährt hat und für die der Kriegsminister mit Zustimmung des Finanzministers noch in das Finanzjahr 1911 die Bildung eines neuen Bataillons in Algerien aufnehmen ließ. Frankreich ist, so bemerkte der Kriegsminister, das einzige Land, das absolute Gleichheit der Lasten im Rekrutierungsgesetz erreicht hat. Das Gesetz von 1905 hat uns eine große Zahl von sehr brauchbaren Reserveoffizieren geschafft, es muß nur noch durch Maßnahmen ergänzt werden, die uns erlauben, die Elite der Unteroffiziere in den Ausbildungszentren zu versammeln[1]). Was die Schulung der Offiziere im allgemeinen betrifft, so unterscheidet der Kriegsminister in seiner Rede vom 20. März drei Staffeln, die Militärschule, Vervollkommnungsschulen und vom Oberstleutnant aufwärts einen Ergänzungskursus, der zugleich eine Probe der intellektuellen und physischen Leistungen sein würde. Der Minister sprach den Gedanken aus, daß vom Stabsoffizier aufwärts die Beförderung nur nach Wahl erfolgen dürfe. Zu den früheren Klassierungskommissionen will der Minister nicht zurückkehren, er selbst habe ja während seiner ersten Ministerzeit die Vorschläge für die Beförderung in die Hand der Vorgesetzten gelegt, unter deren Augen die Offiziere arbeiten. Der Minister ist der Überzeugung, daß die Belohnungen für Offiziere, die hervorragend brauchbar sind, durch Vorpatentierung bezw. bevorzugte Beförderungen vermehrt werden müssen. Was die Heranbildung höherer Führer betrifft, so haben wir im letzten Bericht schon betont, daß Berteaux in den Spuren Bruns wandeln will und seine Rede am 20. März hat dies nur bestätigt, ebenso die von uns berührten Ansichten über die Vorbereitung der Generalstabsoffiziere für ihren Dienst im Kriege, ihre Entlastung von Bureauarbeiten durch Schaffen einer Adjutantur nach deutschem Muster. Bruns Erlaß, nach welchem die kommandierenden Generale und Divisionskommandeure dafür zu sorgen haben, daß bei den Armeekorps, die Korpsmanöver abhalten, an einigen Tagen das Korps unter seinem kommandierenden General gegen einen markierten Feind operiert, bei dem Korps, bei dem Divisionsmanöver vorgesehen sind, die Divisionen gegen markierten Feind, um die Generalstäbe zu üben, bleibt in Kraft. Bei der Schulung der Truppen stellte Berteaux große Fortschritte in den letzten Jahren fest, bezeichnete die für Erwerb bzw. Erweiterung von Truppenübungsplätzen verfügbaren Kredite aber als unzureichend, da man 17 Jahre gebrauchen werde, ehe man die erforderlichen Plätze habe, und und stellt größere Forderungen in Aussicht.

[1]) Während des Druckes sind nach dieser Richtung Versuche (im I. und VI. Korps) befohlen worden, die weittragende Bedeutung haben.

Der Munitionsvorrat für 7,5 cm-Geschütze war nach dem ersten Programm 1909 vorhanden. Die in dem genannten Jahre durch Gesetz befohlene Vermehrung der Artillerie ließ den pro Geschütz vorhandenen Vorrat sinken, aber nicht unter die Ziffer von 1905 herab. Ende 1911 wird die 1905 pro 7,5 cm-Geschütz vorgesehene Schußzahl weit überschritten sein und 1912 wird man den zweiten Teil des vorgesehenen Programms durchführen. Die Frage schwerer Flachbahnkanonen für die Fußartillerie wird nach Angabe Berteaux' baldige Lösung erfahren. Die Absicht eines baldigen Übergangs zu einem automatischen Gewehr besteht nicht, das Lebelgewehr ist nach Ansicht des Kriegsministers mit dem Geschoß D eine ganz vorzügliche Waffe. Von drei Millionen Lebelgewehren zeigten 300000 eine geringe Abnutzung des Laufes, unter Ausgabe von 10 Frs. pro Waffe sind sie wieder völlig kriegsbrauchbar gemacht. Sollte ein anderer Staat zur Einführung eines Selbstladegewehrs schreiten, so hat Frankreich ein vorzügliches Modell bereit und kann sofort in die Massenfabrikation eintreten. Die Schaffung einer Erinnerungsmedaille für die Teilnehmer am Kriege 1870/71 durch den Minister ist gesichert. Was das Kadersgesetz anbetrifft, so hat schon der letzte Bericht, den Wechsel im Kriegsministerium berührend, darauf hingewiesen, daß Berteaux die Vorlage Bruns nicht unverändert annehmen will. In seiner Rede vom 20. März in der Kammer betont Berteaux, er betrachte die Beratung, des die Infanterie und die Geniewaffe betreffenden Restes des Kadersgesetzes als dringend. Welche Änderungen er in dem Brunschen Entwurf, den er gegenwärtig einer Neubearbeitung unterzieht, eintreten lassen will, hat Berteaux bei dieser Gelegenheit nicht ausgesprochen. Sehr nachdrücklich ist, wie hier gleich bemerkt werden soll, Berteaux dem sozialistischen Antrag Betoulle und Genossen in Kapital 13, Sold der Infanterie, 15 Millionen zu streichen und die Übungen des Beurlaubtenstandes ausfallen zu lassen, wie die Kammer schon 1902 und 1903 (also vor der zweijährigen Dienstzeit) beschlossen habe, entgegen getreten. Nach dem Gesetz von 1908 haben, so sagt Berteaux, diese Übungen stattzufinden, gleichgültig welche Kredite die Kammer bewilligen werde, er werde daher die Übungen abhalten lassen. Berteaux betrachtet das neue Kadersgesetz auch als eines der Mittel, zur Lösung der Beförderungsfrage. Nach seiner, bei Beratung des Kriegsbudgets, abgegebenen Erklärung will er zunächst in dem Gesetz die Zahl der Leutnants vermindern, dann aber auch den Etat an Hauptleuten und Majors vermehren. Das von Berteaux einer Umbearbeitung unterzogene Kadersgesetz rechnete mit 182 Stabsoffizier- und 46 Haupt-

mannsstellen mehr. Der Vollständigkeit halber erinnern wir kurz daran, daß die Stellung hors cadres der zum Generalstab und zum oberen Lehrgang der oberen Kriegsschule kommandierten Hauptleute der Infanterie, der der Ersatz auf Grund des Gesetzes von 1905 vorzeitig in den Ruhestand versetzten Offiziere in ihren Dienstgraden und die Schaffung einer „Spezialreserve von Offizieren" vom Parlament genehmigt sind und daß der Budgetausschuß für die höheren Pensionen der älteren Hauptleute (von 2300 auf 2900 Frs.), um solche ohne zu große Härte verabschieden können, — über den im Antrag Clementel angesetzten Betrag pro 1911 hinaus, sogar 73000 Frs. mehr bewilligt hat. — Wenn der Berichterstatter Chéron am 1. April die Staatsausgaben schon als um 23,8 Millionen über den ursprünglichen Anschlag der Regierung hinausgehend und die Gründe für diese Mehrausgaben als zum großen Teil auf dem Gebiet des Heeres und der Landesverteidigung liegend bezeichnete, so leuchtet es ein, daß der Kriegsminister mit dem Voranschlag seines Budgets bei weitem nicht ausreichen wird, im Finanzgesetz schon merkbare Zusätze und später noch Ergänzungskredite erscheinen müssen.

Von Interesse, auch für den Vergleich mit unseren Verhältnissen, waren Erklärungen, die der Abgeordnete Thalamas zur Begründung seiner Absicht, im nächsten Jahre einen Antrag auf Abschaffung der vorbereitenden Militärschulen einzubringen, in der Kammer abgab und die der Kriegsminister nicht widerlegte. Die vorbereitenden Militärschulen für Soldatenkinder (annähernd unsere Unteroffiziervorschulen und Unteroffizierschulen) haben den Zweck, Berufsunteroffiziere für die Armee heranzubilden. Nach den Angaben des genannten Abgeordneten werden 29% der Soldatenkinder dienstunbrauchbar, ehe sie zum Regiment kommen. 60% der bei den Regimentern als dienstfähig eingestellten werden Unteroffiziere und von diesen gehen höchstens 30% Kapitulationen als Berufsunteroffiziere ein. Von 100% Soldatenkindern auf den vorbereitenden Schulen werden 13% etwa Berufsunteroffiziere. Jeder Kapitulantenunteroffizier kostet dem Staate 23077 Frs., was als eine sehr hohe Ausgabe erscheint. Von Interesse waren auch die Erörterungen über die Remontierung der Artillerie beim Kriegsbudget. Von verschiedenen Seiten wurden kleinere, aber geschlossene Pferde, nicht über 1,50 m Stockmaß, als die für den Artilleriezugdienst brauchbarsten bezeichnet. Nach den Angaben des Kriegsministers hat man 1910 rund 6000 Pferde für die Artillerie freihändig angekauft. Von Interesse waren weiter Erklärungen bei der Beratung des Budgets der Kolonialarmee, bei welcher der Berichterstatter Augagneur die

Frage der Verschmelzung mit der Heimatarmee ausschnitt, deren Diskussion der Kriegsminister ablehnte, während Herissé die Spezialisierung verfocht. Beide sind mit dem Kriegsminister einig in der Überzeugung, daß das in Frankreich vorhandene Kolonialkorps zu drei Divisionen in seiner heutigen Gliederung elastischer werden muß. Augagneur hatte zur Begründung seines Antrages folgende Angaben gebracht: 1899 kostete die Kolonialarmee (d. h. die in Frankreich und Nordafrika vorhandene, da die Kosten des Restes von den Kolonialbudgets getragen werden), rund 80,2 Millionen, heute rund 124 Millionen, also über 43 Millionen mehr, 1899 zählte sie 62 686 Mann, heute 63 960. Das Mehr von 1274 Mann entfällt auf Franzosen. Die Vermehrung der Zahl der Offiziere war nach Augagneur eine übertriebene, sie betrug 32,3 % gegen 2,3 % bei den Mannschaften. So lange die Autonomie der Kolonialarmee besteht, wird man, sagt Augagneur, Überschuß an Offizieren haben, 14 Divisions- und Brigadegenerale dieser Armee haben keine Beschäftigung. 16 Obersten, 27 Oberstleutnants, 73 Majors, 276 Hauptleute, 221 Leutnants ebensowenig. Wenn man diesen Überschuß an Offizieren durch Verschmelzung mit der Heimatarmee beseitigte, ersparte man jährlich 6,5 Millionen, die für andere Zwecke der Landesverteidigung Verwendung finden könnten. Das Kolonialarmeekorps in Frankreich hat keinen eigenen Bezirk, Brigaden, vielleicht auch einmal eine Division der Kolonialarmee werden zu den Manövern der übrigen Armeekorps herangezogen, noch nie hat aber das Kolonialarmeekorps als Ganzes an Manövern teilgenommen. Die Forderung der Beseitigung des Überschusses an Offizieren konnte der Kriegsminister leicht mit dem Hinweis darauf abfertigen, daß Expeditionen Offiziere verlangten und man mit dem heutigen Überschuß an Offizieren (wie z. B. jetzt Marokko), noch lange nicht ausreiche, um die mehr als 80000 Mann mobiler Truppen des Kolonialarmeekorps im Kriege fest einzurahmen.

Neue Feldbekleidung.

Der Kriegsminister hat sich für einen abschließenden Versuch — noch nicht zur endgültigen Einführung, wie deutsche politische Blätter melden — der von einem Sonderausschuß unter Vorsitz seines heutigen Chefs des Militärkabinetts, Divisionsgenerals Dubail, vorgeschlagenen Felduniform bei zwei Infanterieregimentern des VI., einem des VII. Korps, einem Kavallerieregiment und einer Feldartillerieabteilung des VI. Korps, sowie einigen Genieformationen entschieden und werden auch Verbände in der neuen Bekleidung und Ausrüstung an den Armeemanövern teilnehmen. Grundfarbe der neuen Uniform, die am 11. April 1911 den Armee-

ausschüssen von Senat und Kammer vorgeführt wurde, ist „Reseda" (braungraugrün), sie verträgt sich gut mit den Abzeichen, gelb, weiß, rot, so daß diese wenig abstechen, ebenso mattgoldene bzw. mattsilberne Gradabzeichen. An Stelle des bisherigen Waffenrocks tritt eine Art Ärmelweste (Vareuse), ähnlich unserer Mannschaftslitewka, aber mit Stehkragen, Schnitt für alle Waffen gleich, vorne vier Taschen, Knöpfe mattgelb, bzw. mattsilber, hinten keine Knöpfe. Das Reseda wird als Grundfarbe in der Bekleidung sogar so weit durchgeführt, daß selbst die Hüte der Generale graugrün werden. Gradabzeichen für die Offiziere sind Sterne aus Mattgold oder Mattsilber 2 für Oberleutnants, 3 für Hauptleute, für Stabsoffiziere ebenso Sterne, aber in doppelter Größe, für Generale in mattgoldener Eichelstickerei. Am Kragen der Litewka trägt die Infanterie rote Spiegel mit der Regimentsnummer, Dragoner weiße usw., die bei der Mobilmachung abgenommen werden. Die Hose ist ebenfalls resedafarbig mit roter Paspole und verläuft bei den Fußtruppen in deren gleichfarbige Wickelgamaschen über Schnürschuhen, bei den berittenen Truppen in braune Ledergamaschen. Der Helm der Fußtruppen ist niedrig, aus reseda-wasserdichtem Tuch hergestellt, hat für den Offizier eine Goldborde, für die Mannschaften eine solche in rot und durchweg einen Metallzierat, der bei der Mobilmachung abgenommen wird. Bei den Mannschaften ist alles Lederzeug braun. Für Paraden werden Epauletten, für den gewöhnlichen Dienstanzug breite Achselklappen getragen, die im Kriege fortfallen. Die unberittenen Offiziere tragen im Kriege einen Tornister, wie die Mannschaften. Die Abzeichen für die Unteroffiziere bestehen aus wollenen, auch mattgold oder mattsilber eingefaßten Litzen. Der Offizier trägt im Kriege und kleinen Dienst ein braunes Lederkoppel, im Paradeanzug ein Koppel aus Grün und Gold, der Offiziersäbel ist dem Modell des ersten Kaiserreichs nachgebildet, hat braune Lederscheide, ist kürzer als der bisherige und wiegt 700 g. Portepee in Gold mit Graugrün, im Kriege braunes Leder. Mantel wie bisher, nur resedafarbig. Bei den berittenen Truppen fällt die bisherige Pelerine des Mantels fort und wird dieser resedafarbig. Die berittenen Truppen behalten den Stahlhelm, der aber im Kriege mit einem graugrünen Überzug versehen wird und bei allen Reitergattungen, merkwürdigerweise auch im Kriege, den Roßschweif aufweist. Die Artillerie trägt ihren brünierten Stahlhelm weiter. Die neue Uniform wird allgemein als elegant und praktisch bezeichnet. Da man, selbst wenn man sich in diesem Herbst zum Eintritt in die Massenherstellung entschlösse, eine ganze Reihe von Jahren gebrauchen wird, so wird vorgeschlagen, eine blaue Ärmelweste einzuführen

die Hosen blau zu färben, blaue Wickelgamaschen und einen blauen Käppiüberzug einzuführen, um bald zu einer Felduniform zu gelangen. Ein entsprechender Versuch wird gemacht.

Für die Teilnahme von Flugzeugen an den Armeemanövern sind in diesem Jahre andere Bestimmungen erlassen worden als im vergangenen. Die Flugzeuge werden nicht zur Verfügung der Leitung stehen, sondern auf die Parteien verteilt werden. Jedem Parteiführer wird als technischer Beirat ein Stabsoffizier der Luftschiffertruppen zugewiesen. Je ein Luftkreuzer wird dem I. und VI. Korps (Halle in Arras bzw. Châlons) zugeteilt. Jede Partei soll auch über eine Sektion Flieger verfügen, 1 Korps wird auch noch einen Fesselballon haben. Auch für die Korpsmanöver sollen die Parteien — ziemlich dieselbe Ausstattung mit Flugzeugen erhalten. Für 1911 hat der Kriegsminister vom Parlament die Befugnis erhalten, 50 Offiziere und 50 Unteroffiziere aller Waffen als Pilotenpersonal über den sonstigen Etat hinaus, als hors cadres stehend, zu behalten. Der kommandierende General des XVII. Korps, der sehr frühzeitig schon die Zeiteinteilung, für dessen Herbstübungen 1911, bekanntgegeben hat, bestimmte, daß die zu drei Bataillonen und mit ihren Maschinengewehrsektionen ausrückenden Infanterieregimenter so viel Reservisten einzubeordern haben, daß die Kriegsstärke nahezu erreicht wird. Jede Division erhält 1 Kavallerieregiment zu 4 Eskadrons und, außer ihrem Regiment Divisionsartillerie, auch noch 1 Abteilung Korpsartillerie, die Batterien alle zu 4 Geschützen, 4 Munitionswagen. Je 1 Brigade pro Division hat berittene Aufklärer, und zwar bei ihrem 1. Regiment Kavalleristen, bei ihrem 2. eingezogene Kavalleriereservisten auf ermieteten Pferden. Für den Schiedsrichterdienst soll eine Sondervorschrift des kommandierenden Generals ergehen.

Flugzeuge bei den Armeemanövern.

Bezüglich der an den Armeemanövern 1911 teilnehmenden Truppenverbände hat übrigens der Leitende, designierte Generalissimus Michel, Anfang April eine wesentliche Änderung beantragt und auch erreicht. Zur Teilnahme an diesen Manövern waren, wie schon früher berichtet, zunächst bestimmt das VI. Korps zu 3 dauernd bestehenden Divisionen, das I. Korps, das durch eine kriegsstarke Reservebrigade des II. Korps und eine aus einem Gemisch von Zuaven und Jägerbataillonen gebildete Brigade auch auf 3 Divisionen kommen sollte, 2 Kavalleriedivisionen und schwere Artillerie des Feldheeres. Jetzt hat Michel, der bekanntlich 1910 die Armeemanöver nicht besonders abwechselungsreich zu gestalten verstand, erreicht, daß zu den vier ersten Tagen der Armeemanöver auch die 4. Division (II. Korps) mit Divisionskavallerie, 1 Divisions-

artillerieregiment und ½ Korpsartillerieregiment, sowie 1 Geniekompagnie herangezogen wird. Im ganzen werden also 7 Infanterie- und 2 Kavalleriedivisionen an den Armeemanövern beteiligt sein. Michel will die Vorteile der Dreiteilung des Armeekorps auch gegen eine Armeeabteilung aus 2 Korps zu 2 Divisionen und 1 Kavalleriedivision ausprobieren.

Die Kriegskraft Frankreichs.

Veröffentlichungen in der deutschen Presse gegenüber, die von erdrückender Überlegenheit der deutschen Kriegskraft über die französische sprechen, hat der Senator Gervais auf Grund amtlichen, ihm als Mitglied des Armeeausschusses des Senats zur Verfügung stehenden Materials, namentlich auch bezüglich der Erfahrungen an Abgängen bei den einzelnen Altersklassen an ausgebildeten Leuten, für die aktive Armee, ihre Reserve und die Landwehr (Territorialarmee) die an geschulten Mannschaften heute in Frankreich vorhandenen Stärken zusammengestellt. Er hat dabei sowohl den jüngsten, 1910 eingestellten Jahrgang, als auch die Leute der Hilfsdienste seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit außer Betracht gelassen, nur die für Feldverwendung in Frage kommenden Leute des aktiven Heeres, der Reserve und Landwehr (nicht also den Landsturm, Reserve der Territorialarmee) in Rechnung gestellt, und zwar ausgehobene wie Freiwillige der Heimat- und Kolonialarmee, bei letzterer nur die Franzosen, nicht die Eingeborenen. Nach ihnen wurden eingestellt:

1890	254 364	1897	252 915	1904	253 640	
1891	216 149	1898	252 806	1905	249 026	
1892	205 567	1899	229 154	1906	270 142	zweijährige Dienstzeit
1893	236 443	1900	247 104	1907	250 109	
1894	268 262	1901	238 700	1908	237 826	
1895	246 929	1902	266 206	1909	248 663	
1896	253 282	1903	225 810			

Ohne Abgänge ergibt das an feldverwendbaren Truppen im ganzen 4 874 521 Mann. An Erfahrungsabgängen berechnet Gervais nach amtlichem Material bei der ärztlichen Untersuchung nach Eintreffen der Rekruten im ersten Jahrgang 4 %, im zweiten 2,9 %, im dritten 1,9 %, im vierten und fünften 1,8 %, im sechsten, siebenten und achten je 1,7 %, im neunten bis zwölften je 1,6 %, im dreizehnten und den folgenden je 1,5 %. Danach bleiben verfügbar 4 750 000 für Feldzwecke geschulte Leute, eine Kriegskraft, die nach Gervais sowohl an Zahl wie an Qualität hinter der deutschen, mit gleicher Anzahl von Jahrgängen, in keiner Weise zurückstehe.

Anknüpfend an die Frage der Befestigung von Vlissingen führt der Senator Humbert, unter Hinweis auf die schon stark verbrauchte Annahme einer Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland und eines Einbruches durch das Maas- und Oisetal, einen sehr lebhaften Feldzug für eine Verstärkung der Befestigungen der französischen Nordgrenze. Für den wahrscheinlichen Einfall durch das südliche Belgien und Luxemburg, gewinnt, so führt Humbert aus, die Ardennenbahn eine sehr viel höhere strategische Bedeutung als 1870. Thionville und Metz sind heute nicht mehr in unserem Besitz, und die neuen, Belgien und Luxemburg durchquerenden Bahnlinien endigen in Longwy—Longuyon bzw. Ecouvier—Montmédy. Für Sperrung der Zugänge ist von uns nichts geschehen. Wir haben nur den kleinen Platz zweiter Ordnung Montmédy, durchaus unmodern, dem man 1909 sogar die schweren Geschütze genommen hat, und das Fort Ayvelles bei Mézièrese, dritter Ordnung und gegen moderne Angriffsmittel widerstandsunfähig. Montmédy wird offiziell überhaupt nicht mehr als Sperrfort betrachtet, sondern als eventuelle linke Flügelanlehnung einer Feldarmee, die in der Woëvre operiert. Es würde in kürzester Zeit einer Beschießung aus 15 cm-Haubitzen und 21 cm-Mörsern, die der Armee folgen, zum Opfer fallen, einer Vorbewegung des Gegners auf Charleville, Maubenge, Reims ständen dann Hindernisse nicht mehr im Wege. Mit $^1/_2$ Million könnte man, nach Humbert, Montmédy zu einem Sperrfort umgestalten, es müßte aber, um kräftig nach Norden gegen die belgische Grenze und nach Süden gegen die Woëvre wirken zu können, drei flankierende Werke erhalten, eines in der Richtung Virton—Cazignan, das andere zur Bestreichung der beiden Straßen, die von Longuyon und Spincourt auf Stenay laufen. Die Lücke Montmédy—Verdun würde dann auf die Straße Spincourt—Dun beschränkt und wäre von einer Armee nicht mehr zu benutzen. Man hat sich endlich zur Modernisierung von Maubenge entschlossen. ein Zwischenplatz bei Charleville, dem Knotenpunkt der Linien von Oise und Maastal her, wäre aber noch nötig. Diese Arbeiten unterlassen, hieße, nach Humbert, auf die Sicherung der Nordgrenze verzichten, also ein Verbrechen begehen. Humbert unterstreicht die Sätze des „Spectateur Militaire“, Montmédy ist der Schlüssel der Ardennenbahn, wie Verdun derjenige der Linie Metz—Châlons und Toul derjenige der Linie Nancy—Paris. Sorgen um die Nordgrenze.

Die Kredite für die Baulegung von zwei weiteren 23000 t-Schiffen 1911 sind endlich von Kammer und Senat genehmigt. Das Arsenal von Lorient hat zudem zum ersten Male die von dem Marineminister vorgesehene Zeit für einen Neubau nicht nur inne- Marine.

gehalten, sondern wesentlich verkürzt. Der 23000 t Deplacement aufweisende Dreadnought „Courbet“, der Ende November 1911 zu Wasser kommen sollte, kann noch vor Ende September 1911 ablaufen und vor Juli 1913 seebereit sein. Die Indienststellung der Danton-Klasse führt eine Krisis in den Iststärken der Flottenbemannung herbei, auf die wir im nächsten Bericht zurückkommen. In Brest will man die Werft an die Reede selbst verlegen, da man bei den wachsenden Deplacements auf der jetzigen Werft nicht Raum und Tiefe genug für Stapelläufe hat. 18

Grofsbritannien.

38 cm-Schiffsgeschützrohr L/50.

In dem Aufsatz: „Zur Kaliberfrage der Schiffsgeschütze“ im Aprilheft ist Seite 403 angeführt, daß die „Morning Post“ vom 24. Februar 1911 auf Grund zuverlässiger Nachrichten zu melden wußte, daß sich in England zurzeit ein 15zölliges = 38 cm-Geschütz in Versuch befinde, das bisher unter der Bezeichnung 13,5 Azölliges bekannt gewesen sei. Die gleiche Nachricht haben auch noch andere englische Zeitungen gebracht und zwar in der etwas geänderten Form, daß das Rohr bisher als 14zölliges A bezeichnet sei, 50 Kaliber = 19,05 m lang werden solle und von der englischen Admiralität „als Antwort auf das von der deutschen Marine kürzlich angenommene 35,5 cm-Schiffsgeschützrohr“ bestellt sei.

Die „Times“ widerruft diese Nachricht ausdrücklich und bemerkt, daß kein Auftrag zum Bau eines derartigen Rohres erteilt sei. Die Angabe über die Rohrlänge (50 Kal.) mache die Nachricht auch fraglich; es sei unwahrscheinlich, daß Rohre derartiger Länge hergestellt würden. Dieser Schlußfolgerung wird man ohne weiteres zustimmen können, denn die 30,5 cm-Rohre Marke XI von 50 Kaliber Länge haben zu erheblichen Anständen geführt und sich nicht bewährt, so daß sich die Marineverwaltung veranlaßt sah, ein um 2190 kg schwereres Rohr L/50 mit geringerer Leistung als Marke XII (oder XI/XIIA nach Weyer) für die Linienschiffe „Hercules“, „Colossus“ und die Panzerkreuzer „Indefatigable“, „Australia“ und „New Zealand“ einzuführen, das im Juliheft 1910 S. 81 dahin charakterisiert wurde, daß bei gleichem Geschoßgewicht mit Marke XI die ballistische Leistung (durch Verminderung der Anfangsgeschwindigkeit) herabgesetzt sei bei gleichzeitiger Erhöhung des Rohrgewichtes (Näheres s. a. a. Stelle). Dieser Verlust an ballistischer Leistung konnte nach den gemachten Erfahrungen nur durch Vergrößerung des Kalibers wieder eingebracht werden und so entstand der 34,3 cm., der für die Orionklasse, für die 4 Linienschiffe

und den Panzerkreuzer des Etats 1910 vorgesehen ist. Daß man diesen nur L/45 lang machte, lag wohl auf der Hand und ebenso selbstverständlich ist es, daß man ein 38 cm-Versuchsrohr nicht 50 Kaliber lang machen würde. Wenn sich also der Widerruf der Times gegen die Länge des Rohres richtet, so wird er zweifellos zutreffend sein. In der „Morning Post" und ebensowenig in meiner Mitteilung war die Rohrlänge mit L/50 angegeben. Die „Times" widerruft aber außerdem auch, daß zurzeit eine Vergrößerung des Kalibers beabsichtigt sei, da hierzu kein Grund vorhanden sei, indem England zuerst von allen Staaten Linienschiffe mit einer Armierung größer als 30,5 cmKaliber haben werde, und da die Annahme, daß das Kruppsche 35,5 cm-Rohr für die in Bau befindlichen deutschen Linienschiffe bestimmt sei, nicht aufrechterhalten werden könne, da jenes Geschütz auch ein Küstengeschütz sein könne. Bei Armstrong seien für die brasilianische Marine 35,56 cm-Schiffsgeschützrohre erprobt worden, die, wenn die englische Marine eine weitere Kalibersteigerung für notwendig erachte, auch für die englischen Neubauten verwendet werden könnten. Es sei immerhin möglich, daß man später zu einem 38 cm-Kaliber übergehe, es sei aber wenigstens ebenso wahrscheinlich, daß man zum kleineren Kaliber zurückkehre. Diese Ausführungen der „Times" sind in mehrfacher Beziehung bemerkenswert.

Außer England beabsichtigen nur noch die Vereinigten Staaten ihre beiden im Etatsjahre 1910 auf Stapel gelegten Linienschiffe A und B mit 35,56 cm-Rohren zu armieren und diese beiden Schiffe werden später fertig als die englischen, von denen „Orion" bereits am 28. August 1910 vom Stapel gelaufen ist und im Laufe dieses Jahres fertig wird, so daß England tatsächlich die ersten Schiffe mit 34,3 cm-Rohre besitzen wird. Wie eingangs der diesmaligen Rundschau unter „Brasilien" mitgeteilt ist, hat dieses den Bau seines 32000 t-Schiffes bei Armstrong, das ebenfalls mit 35,67 cm-Geschützen armiert werden sollte, einstellen lassen, weil es zu dem kleineren Typ der „Minas Geraes" mit 30,5 cm-Kanonen zurückzukehren beabsichtigt. Es kommt hierbei also nicht mehr in Frage.

Der Bericht der Times lehnt nun die Möglichkeit einer Kalibersteigerung nicht völlig ab, er läßt die Wahl offen zwischen dem Armstrongschen 35,56 cm und einem 38 cm oder aber der Rückkehr zu dem 30,5 cm. Wenn man hiermit die in letzter Zeit nach „Berichten aus London" in deutschen Blättern veröffentlichten Angaben über die Erfolge des gefechtmäßigen Schießens der Marineartillerie in Verbindung bringt, so läßt sich die Vermutung nicht völlig von der Hand weisen, daß die Schießleistungen der großen Kaliber nicht

völlig genügt haben und nicht derart sind, daß die Mehrausgaben und die Unzuträglichkeiten für Schiffbau und Schiffahrt, die die Steigerung des Geschützkalibers unabweislich mit sich bringen, gerechtfertigt wären. Unsere Marineverwaltung hat danach mit ihrem nur zögernden Vorgehen in dieser Frage recht behalten, und unsere neuesten Schiffe werden, wenn sie Kruppsche 30,5 cm-Geschütze erhalten, völlig auf der Höhe der Zeit stehen.

Bahn.

Italien.

Der Wechsel im Ministerium hatte auch im Kabinett Giolitti Kriegs- und Marineminister sowie ihre Unterstabssekretäre auf ihren Posten gelassen und dem Ministerium außerdem die Zusicherung der Mehrheit der Sozialisten gebracht, ihm auch auf dem Gebiete der Wehrkraft volle Unterstützung zu gewähren.

Neues Beförderungsgesetz.

Am 8. April, denselben Tag, an welchem Tarditti seinen Bericht über den Gesetzentwurf, betreffend Änderungen und Zusätze zum Gesetz, betreffend die posizione ausiliaria, Verabschiedungen und Beförderungen der Marineoffiziere, dem Senat überreichte, hat der Kriegsminister Spingardi seinen Gesetzentwurf, betreffend Änderungen zum Beförderungsgesetz, vorgelegt, der einen schon dem Senat vorgelegten, aber zurückgezogenen ersetzt. Uns vorbehaltend, auf diesen Gesetzentwurf nach seiner Beratung näher einzugehen, geben wir heute nur die wichtigsten Neuerungen gegenüber dem bisherigen. Für die Beförderung zum Unterleutnant des aktiven Heeres sollen 19 Jahre das Minimal-, 28 Jahre das Maximalalter sein, für die aus dem Unteroffizierstande Hervorgehenden 36 Jahre. Bei den fechtenden Waffen ist Vorbedingung für die Beförderung von Unterleutnants zu Leutnants erfolgreiche Absolvierung der Applikationsschulen. Die Beförderung vom Leutnant zum Hauptmann erfolgt nach dem Dienstalter, bei denjenigen, die auf Beförderung nach Wahl aspirieren, ist bei den fechtenden Truppen der erfolgreiche Besuch der Kriegsschule (unsere Kriegsakademie), bei den anderen das Bestehen einer Prüfung nötig. Zum Major erfolgt das Aufrücken nach dem Dienstalter nach Bestehen einer praktischen Prüfung. Die Beförderung vom Major zum Oberstleutnant erfolgt nach dem Dienstalter, zu allen höheren Dienstgraden nur nach Wahl. Die Beförderung nach spezieller Auswahl (Artikel 25 des bisherigen Gesetzes) wird beibehalten, aber an schärfere Bedingungen geknüpft. Für die Beurteilung zur Eignung zur Beförderung gibt es zwei Ausschüsse, beide haben ihr Urteil abzugeben, bei Mangel an Einigung entscheidet der Minister. Vom Oberst-

leutnant aufwärts schließt eine einmalige Erklärung der Nichteignung oder die Erklärung, er werde sich später zum kommandierenden General nicht eignen, den beurteilten Offizier von der Beförderungsliste aus. Der Generalstab ergänzt sich aus den Hauptleuten, die die Kriegsschule mit großem Erfolge absolvierten, sowie solchen, die die Prüfung für die Beförderung nach Wahl bestanden haben, bei den höheren Dienstgraden aus Stabsoffizieren aller Waffen. Die Hauptleute sind von dem Bestehen der praktischen Prüfung für die Beförderung nach dem Dienstalter befreit, die Majore können bei der Beförderung zum Oberstleutnant $^1/_{10}$ ihrer Altersliste an Vorteil haben. Die durchgehende Patentierung in der Armee findet auf die heutigen Stabsoffiziere keine Anwendung. Sie tritt aber nach dem Patent bei den in Zukunft zu ernennenden Majoren ein. Eine Zusatzbestimmung erlaubt dabei vorübergehend bei den heute am schlechtesten stehenden Waffen eine gewisse Vordatierung des Patents, wenn dies in der eigenen Waffe möglich ist. Die Stellung auf „Spezialwartegeld“ wird für alle Stabsoffiziere eingeführt. 18

Japan.

Ausbau eines Stahlwerkes.

Von den Verhandlungen des japanischen Reichstages verlautet, daß unter Ausschluß der Öffentlichkeit Beratungen, betreffend den Ausbau des Stahlwerkes in Wakamatsu, stattgefunden haben. Ob, und zu welchem Abschluß sie geführt haben, kann noch nicht angegeben werden. W.

Mexiko.

Bericht des Präsidenten über das verflossene Halbjahr.

Bei der Eröffnung der neuen Sitzungsperiode des Unionkongresses führte der Präsident von Mexiko über die Herstellung und Beschaffung von Kriegsgerät u. a. aus:

Um im Lande Artilleriegeschosse herstellen zu können, erfolgte die Beschaffung und Aufstellung der für Herstellung von Stahlgranaten und anderem Kriegsgerät notwendigen Maschinen. Das mexikanische Parlament hat im vergangenen Jahre 70000 Pesos zur Beschaffung von Waffen, Munition und Arsenalmaschinen bewilligt; daß man aber bezüglich der Munition noch nicht unabhängig vom Auslande ist, zeigt eine andere Meldung, nach der die Regierung bei dem Erfinder Martin Hale Gewehrgranaten, und in England 50000 schnellstens zu liefernde Granaten bestellt hat. Auch sollen kürzlich große Bestellungen an Maschinengewehren und Munition in Europa gemacht worden sein.

Die französischen St.-Chamond-Werke erhielten Auftrag zur Lieferung von 10 8 cm-Mörserbatterien System Chamond-Mondragon.

Um bei den Geschossen der verschiedenen eingeführten Geschütze die gleichen Zündmittel verwenden zu können, ging man an deren Neugestaltung und erreichte den Vorteil, daß der gleiche Zeitzünder und Zündung bei den beiden Kalibern von 7 und 8 cm verwendet werden können. (Anm. Es handelt sich um die 7 cm-Gebirgskanone, System Chamond-Mondragon, und das 8 cm de Bange-Feld- und Gebirgsgeschütz, beide nach Plänen Mondragons in Schnellfeuergeschütze umgewandelt; vgl. die Umschau im Januarheft 1911).

Zurzeit werden aus nationalen Elementen 100 kippbare Munitionswagen für die 7,5 und 8 cm-Geschütze gebaut. (Anm. Der Bau derartiger Wagen ist schon seit längerer Zeit im Gange; vgl Löbell, 1909). Ebenso wird aus heimischen Mitteln ein Militärzug mit Panzerwagen gebaut.

Endlich ist man an die Umgestaltung der alten 12 cm-Schneider-Canet-Kanonen in Schnellfeuergeschütze gegangen, indem man ihnen einen neuen Verschluß gab und sie für rauchloses Pulver geeignet machte. (Anm. Wahrscheinlich handelt es sich um die 6 Kanonen des 1892 vom Stapel gelaufenen alten Schulschiffes „Zaragoza“, eines kleinen Kreuzers von 1200 t). Zur Beschleunigung der genannten Arbeiten sind in der staatlichen Geschützgießerei weitere Werkstätten eingerichtet und neue Maschinen aufgestellt worden. W.

Österreich-Ungarn.

Bildung eines Militärlehrerkorps.

Die Heeresverwaltung hat die Erfahrung gemacht, daß die Kommandierung von Truppenoffizieren als Lehrer zu den militärischen Erziehungs- und Bildungsanstalten infolge des häufigen Personalwechsels sich nicht bewährt hat, weil die Einarbeitung jedes neuen Lehrers in den dem Truppenoffizier ferner liegenden Lehrstoff dem Unterricht in der ersten Zeit entschieden abträglich ist.

Deshalb ist man in Österreich der Frage nähergetreten, ein besonderes Militärlehrerkorps aus Offizieren zu bilden, die Beruf und Befähigung für die Lehrtätigkeit in sich fühlen.

Hierbei sei erwähnt, daß die gleiche Frage vor nicht langer Zeit von einer kompetenten Persönlichkeit in einer politischen Tageszeitung auch für die deutschen Verhältnisse eingehend besprochen worden ist. Bahn.

Neue fahrbare Mörser.

Bei dem neuen Mörser der Skoda-Werke, über den die Mai-Umschau berichtete, handelt es sich, wo jetzt ergänzend mitgeteilt werden kann, um ein 30,5 cm-Kaliber, das, in drei Transporteinheiten zerlegt, mittelst Kraftwagen befördert werden soll.

Vor einiger Zeit verlautete aus Wien, die Heeresverwaltung beabsichtige, an Stelle der versuchsweise eingeführten 7 cm-Gebirgskanone M./8 und M./9 eine 7,65 cm-Gebirgskanone, die somit dasselbe Kaliber wie das Feldgeschütz hätte, anzunehmen. Das neue, Modell 1910 bezeichnete Geschütz soll von dem Artilleriearsenal Wien nach dem Rohrvorlaufsystem konstruiert sein und eine pneumatische Schußbremse haben. Truppenerprobungen mit einer Batterie wurden als nahe bevorstehend bezeichnet. Gebirgsgeschützfrage.

Über die angekündigten Versuche hat weiter nichts verlautet. Nach neueren Meldungen hat man den Plan, das Geschütz einzuführen, wieder aufgegeben. Es soll nun die Absicht bestehen, die Gebirgskanone durch eine ebenfalls im Wiener Arsenal konstruierte und zurzeit in Versuch stehende Gebirgshaubitze M./1910 zu ersetzen. Im Anschluß hieran sei daran erinnert, daß ein Teil der österreichischen Gebirgsartillerie bereits eine Gebirgshaubitze M./1909 führt (s. „Umschau“ v. Juni 1909, S. 649 ff.).

Über Versuche mit Rohrvorlaufhaubitzen berichtete bereits die Umschau von November 1909. Bestimmteres wurde seitdem nicht bekannt; es verlautet nur, daß die Versuche mit 10 cm-Haubitzen nicht befriedigten. W. Versuche mit Rohrvorlaufhaubitzen.

Der bekannte § 14, zu dem man zum Inkraftsetzen des Budgets 1911 diesmal, dank dem Verhalten des österreichischen Reichsrats, wieder einmal seine Zuflucht nehmen mußte, reicht weder für die Verwirklichung des Wehrgesetzes noch der Militärstrafprozeßordnung aus. Nicht unmöglich, daß man in Ungarn früher zur Bewilligung beider kommt, als in Österreich, wo die ganze Gesetzgebung neu zu beginnen ist. Die Landesschützenbataillone in Tirol haben in den ersten Tagen des Aprils durch stärkere Mannschaftstransporte von den Landwehrinfanterieregimentern in Westgalizien, Schlesien, Mähren, Niederösterreich eine Ergänzung ihres Standes erfahren, der wesentlich höher ist, als der der Infanteriebataillone und wegen der schwierigen Ausbildung im Gebirgsdienst vollzählig erhalten werden muß. Zu den Korpsoffizierschulen werden in Zukunft alle Oberleutnants einberufen, die zu ihrer Beförderung in ihrer Waffe geeignet sind. Früher wurden die Offiziere nicht kommandiert, die auf ein Unterabteilungskommando ausdrücklich verzichteten, alle bisher erfolgten diesbezüglichen Erklärungen werden hierdurch aufgehoben und die betreffenden Offiziere 1911/12 kommandiert. Die Karabiner der Kavallerie werden jetzt mit aufklappbarem Bajonett versehen. Das neue Wehrgesetz soll erlauben: 1. Ergänzung der Friedensstände, 2. Vermehrung der Maschinengewehrformationen,

3. Bildung je eines neuen Eisenbahn- und Telegraphenregiments, einer Luftschiffer- und Automobiltruppe und von 9 neuen Festungsartilleriebataillonen, 4. Vermehrung der Feldartillerie um schwere Haubitzbatterien, der Gebirgsartillerie an Kanonen- und Haubitzbatterien, 5. Ausgestaltung der Festungskompagnien.

Bei der ersten Dreadnoughtdivision, deren Typschiff „Viribus unitis" demnächst abläuft, hat die Marineleitung Österreich-Ungarns einmal wieder ihren alten Ruf bewährt, mit verhältnismäßig geringen Mitteln sehr kampfkräftige Schiffseinheiten zu schaffen. Die Schiffe dieser Division haben 21000 t Deplacement, Turbinenmaschinen von 25000 indiz. Pferdekräften, die ihnen 21 Knoten Fahrt geben sollen, 150 m Länge und 27 m Breite. Die Hauptartillerie, die durch eine starke Nebenartillerie ergänzt wird, weist 12 30,5 cm-Geschütze auf. Sie sind in 4 mittschiffs (2 vorne, 2 achter) stehenden Türmen zu je 3 so untergebracht, daß die äußeren Türme vorn und achter von den hinter ihnen stehenden so überragt werden, daß ein ungehindertes Überschießen möglich ist. Nach vorn und achter ist daher gleichzeitiges Feuern mit 6, nach den Breitseiten mit 12 30,5 cm-Geschützen möglich. Die Dreigeschütztürme wiegen je 450 Tons, im ganzen sind also 1800 Tons anzusetzen. Die Gewichtsausnutzung ist eine sehr gute.

18

Rumänien.

Erhöhung der Friedensstärke der Armee.

Den Vorschlägen des Kriegsministers entsprechend hat der rumänische Ministerrat beschlossen, die Friedensstärke der Armee um 150 Kompagnien Infanterie, 40 Feldbatterien und 49 Maschinengewehrabteilungen zu erhöhen. Zur sofortigen Durchführung dieses Beschlusses sollen die erforderlichen Summen bereits in das nächste Budget eingestellt werden.

W.

Rufsland.

Die Aufmerksamkeit des amtlichen, aber auch des nichtamtlichen Rußlands ist neuerdings durch die Entwickelung der Dinge im russischen Asien in Anspruch genommen. Selbstverständlich bedingt dies nicht die Lösung der Frage, ob Krieg oder Frieden, aber es gehört wirklich keine große Prophetengabe dazu, die Möglichkeit eines Krieges zwischen China und Rußland in absehbarer Zeit zu verneinen, es sei denn, daß es China gelingt, Japan auf seine Seite zu ziehen. In diesem Sinne urteilt auch die militärische Presse Rußlands. Daß aber die Zukunft mit einem ganz anderen militärischen China zu rechnen hat wie heute, darüber gibt sich niemand einer Täuschung hin.

Die Reise des Generals Suchomlinow soll, wie die „Birshewüja Wedomosti“ melden, mindestens zwei Monate dauern, da nicht nur eine möglichst eingehende Besichtigung der gesamten Streitkräfte im Fernen Osten, sondern auch der Festung Wladiwostok geplant ist, die nicht nur durch die Anlage von Befestigungen auf der Russeninsel und der Insel Skrypleff gegen einen Angriff von der See her verstärkt ist, sondern die auch auf der Landseite, der Murrawjewhalbinsel, durch eine dreifache Reihe von Befestigungen geschützt wurde. Daß der Schutz der längs des Amurs projektierten Amurbahn, auch wenn man sie zwei Märsche weit vom Strom führen wird, gegen Angriffe vom rechten Amurufer her bei der langen zu sichernden Strecke fast undurchführbar ist, darüber wird man sich in Petersburg keiner Täuschung hingeben. Auch diese Frage dürfte Veranlassung zur Reise des Kriegsministers sein.

Die Frage des Schutzes der „Okrainü“, der Grenzlande, beschäftigt die leitenden Kreise nach den verschiedensten Richtungen.

Finnland, dessen bisheriger Sonderstellung ja infolge der von der Duma angenommenen Vorlage in den wichtigsten Punkten ein Ende gemacht wurde, hat hiernach als Ersatz für die persönliche Dienstpflicht im russischen Reiche außerhalb des Großfürstentums eine Geldkontribution zu leisten. Der Regierungsentwurf sah 10 Millionen finnischer Mark vor, die allmählich bis auf 20 Millionen Mark erhöht werden sollen.

Die betreffende Kommission der Duma hat nunmehr ihren Bericht vorgelegt. Derselbe weist darauf hin, wie das Großfürstentum als ein integrierender Teil des Zarenreiches an den Ausgaben für die Landesverteidigung teilnehmen müsse. Daran könne auch die in Finnland herrschende Vorstellung von seiner Sonderstellung zu Rußland nichts ändern. Und nun folgen Ausführungen, die Finnland in heftigster Weise angreifen. Unter anderem wird gesagt, daß im Prinzip eine persönliche Beteiligung der Finnländer an der Landesverteidigung zulässig sei. Doch unter den gegebenen Umständen erscheine die Durchführung einer derartigen Maßregel im Interesse des Heeres unerwünscht. Dies müsse von der Ergebenheit für das allgemeine Vaterland durchdrungen sein, um ein Bollwerk gegen den inneren und den äußeren Feind zu bilden.

Die Finnländer seien aber in ihrer Kultur und ihren Einrichtungen völlig eigenartig geblieben trotz ihrer hundertjährigen Vereinigung mit Rußland. Aus diesem Grunde erscheine es für unangebracht, dem russischen Heere ein so fremdes Element zuzuführen, weil dies unausbleiblich zur Schwächung der Einheitlichkeit der Armee in nationaler Beziehung führen müsse. Darum müsse vorläufig von der

Wiedereinführung der persönlichen Ableistung der Wehrpflicht Abstand genommen werden. (Früher dienten die Finnländer in den im Großfürstentum garnisonierenden nationalen finnländischen Schützen- und Landwehrbataillonen.) Diese müsse durch Zahlungen an die Staatskasse ersetzt werden, und zwar durch die Landeskasse des Großfürstentums. Um der Agitation in Finnland in der erregten Bevölkerung nicht Nahrung zu geben, solle von einer Personalsteuer einstweilen abgesehen werden. Dagegen hätte die Finanzkommission die anfängliche Wehrsteuer des Landes von 10 Millionen Mark für zu gering befunden und schlüge eine Anfangswehrsteuer von 13800000 Mark vor.

Auf die Freudigkeit, mit der man auch im eigentlichen Rußland die Wehrpflicht ableistet, wirft ein soeben gemeldetes Vorkommnis in Kijew ein eigenes Licht. Die dortige Detektivpolizei ist einer organisierten Bande auf die Spur gekommen, die ihre „Geschäftsfreunde" gegen entsprechende Geldleistungen von der Ableistung der Dienstpflicht zu befreien wußte. Sie schickte statt der gesunden Wehrpflichtigen Krüppel zur Gestellung, die mit auf die Namen des zu Befreienden lautenden gefälschten Papieren versehen waren.

Der „Kijewlanin" bringt einen längeren Artikel, der von der Erfahrung ausgeht, daß ein großer Bruchteil der jüdischen Wehrpflichtigen zur Gestellung nicht erscheine, ein anderer körperlich untauglich ist, und dem Vorschlage der „Kommission für die Landesverteidigung" zustimmt, der die Juden als ein schädliches Element in der Truppe bezeichnet und den Wunsch ausspricht, die persönliche Ableistung der Dienstpflicht bei den Juden durch eine entsprechende Abgabe zu ersetzen. Der Artikel stützt sich auf den General Martynow in seinen „Erinnerungen aus dem japanischen Kriege": „Mit seltenen Ausnahmen waren die Juden wegen ihrer physischen Schwäche und ihrer Feigheit ein für den Kriegsdienst gänzlich ungeeignetes Element. Um ihr Leben nicht zu gefährden, suchten sie sich alle mögliche Stellungen und Kommandos zu verschaffen, die sie hinter die Front führten, und wenn dies nicht glückte, simulierten sie Krankheiten oder begingen selbst Verbrechen, um aus dem Heere entfernt zu werden."

Der „Russkij Invalid" weist darauf hin, um den Mangel an militärischem Werte der Juden zu kennzeichnen, daß in dem Artikel des „Kijewlanin" als Tatsache angeführt wurde, daß von 18000 in der mandschurischen Armee befindlichen Juden 12000, d. h. zwei Drittel, in Gefangenschaft geraten waren. Auch ihr Verhalten in der Gefangen-

schaft sei schmählich gewesen. Sie hätten u. a. die Spione für die Japaner unter ihren Kameraden gemacht.

Endlich sagt der Verfasser jenes Artikels, daß die Juden nicht allein unfähig zum Kriegsdienst wären, sondern vor allem auch nur daran dächten, sich der Dienstpflicht zu entziehen. Die Statistik liefere hierfür den sicheren Beweis. Mit dem Jahre 1874, da die allgemeine Wehrpflicht auch für die Juden eingeführt wurde, erreiche die Zahl derer, die sich der Gestellung entzögen, eine geradezu unerhörte Höhe. Wenn sich im Jahrzehnt von 1874 bis 1884 31,7 % der Gestellung entzogen, so seien es heute 42 %.

Wer die „Chronique scandaleuse“ von St. Petersburg in der hauptstädtischen Presse verfolgt, der hat Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß leider auch Offiziere in Uniform in oft sehr zweifelhaften Lokalen an den nächtlichen Exzessen beteiligt sind. Neuerdings hat sich nun der Oberkommandierende des Gardekorps und der Truppen des Petersburger Militärbezirks, der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch, zu einem Verbote gewisser Klubs, Theater-Restaurants und anderer öffentlicher Lokale für alle in St. Petersburg garnisonierenden oder vorübergehend anwesenden Offiziere genötigt gesehen. Der hierüber erlassene Befehl ist für die Verhältnisse des Offizierkorps in mancher Hinsicht so bezeichnend, daß wir einiges aus ihm mitteilen:

Bedingungslos ist verboten, Klubs und Versammlungen, in denen Hasard gespielt wird, zu besuchen. Die Offiziere dürfen ohne Genehmigung ihrer vorgesetzten Behörde nicht Mitglieder von privaten Klubs jeder Art werden. Als Gäste dürfen sie den Kaiserlichen Jachtklub, den Kaiserlichen Fluß-Jachtklub, den Englischen Klub, den Neuen Klub, den Adels-Klub, den Kaufmanns-Klub, den Eisenbahn-Klub, den Theater-Klub und den Landwirtschaftlichen Klub besuchen.

Dann werden Cafés, Gärten usw. namentlich aufgeführt, deren Besuch den Offizieren untersagt wird.

Ähnlich sind die Verbote, die an die Schüler sämtlicher Militärbildungsanstalten ergangen sind.

In Moskau hat man neuerdings eine für das Offizierkorps mehr als peinliche Entdeckung gemacht. Im vorigen Jahre machte die Nachricht großes Aufsehen, man hätte aus der Moskwa-Rjeka eine große Zahl von Granaten und Schrapnells herausgefischt. Nun erfährt man durch einen Tagesbefehl des Kommandierenden der Truppen des Moskauer Militärbezirks, daß der Kommandeur einer Artilleriebrigade und ein Kapitän in Untersuchung gezogen sind, weil ersterer während des Aufstandes im Jahre 1905 sich eine

große Menge von Artilleriemunition angeeignet hätte, die dann von dem Kapitän auf Veranlassung seines Kommandeurs in den Fluß versenkt wurden.

Die Erfahrungen bei der Revision der Intendantur haben zu einer Verständigung zwischen dem Kriegsministerium und der Reichskontrolle geführt, nach der in Zukunft deren Beamten befugt sind, auch die Materialienvorräte in den Niederlagen der Intendantur zu revidieren. Bisher stand nämlich diesen Beamten nur das Recht zu, die Bücher zu prüfen, nicht aber sich von dem Vorhandensein der Bestände zu überzeugen. Die Erweiterung der Befugnisse der Reichskontrolle spricht sich auch darin aus, daß das Personal ihrer Kontrollkammer um nicht weniger als 66 Revidenten erhöht werden soll.

Die Ernennung des neuen Marineministers Grigorowitsch hat in manchen Kreisen die Hoffnungen auf die Verbesserung der Verhältnisse in der Flotte geweckt. Die „Nowoje Wremja" widmet ihm einen Lobhymnus auf Grund — der von ihm erlassenen Tagesbefehle. Die „Rjetsch" ist dagegen skeptischer. Der neue Minister war seit zwei Jahren Gehilfe des Kriegsministers und als solcher sein nächster Mitarbeiter. Bis zum Jahre 1896 war er meist im praktischen Dienst tätig. Im Jahre 1888 wurde er Flaggoffizier des Stabes des Geschwaders des Stillen Ozeans. Dann tat er Frontdienst in verschiedenen Stellungen. Später befehligte er den Kreuzer ‚Rasbojnik' und den Minenkreuzer ‚Wojewoda'. Dann wurde er zum Marineattaché in London ernannt, in welcher Stellung er zwei Jahre blieb. Im Jahre 1898 wurde er Kommandant des Geschwaderpanzerschiffes ‚Zessarewitsch'. Während der Belagerung von Port Arthur hatte er den schwierigen Posten als Hafenkommandeur. Nach dem Kriege wurde er Stabschef der Schwarzen-Meer-Flotte und dann Kommandeur des Kriegshafens Kaiser Alexanders III. (Libau), hierauf Oberkommandierender des Kriegshafens Kronstadt, Militärgouverneur von Kronstadt und seit Februar Gehilfe des Marineministers. Admiral Grigorowitsch ist zwar erst 57 Jahre alt, aber immerhin sechs Jahre älter als sein Vorgänger im Amte. Der neue Marineminister erließ einen Tagesbefehl, in dem er die Übernahme seines Amtes der Flotte mitteilt und alle Angehörigen der Marine auffordert, jeder in seiner Stellung, mitzuarbeiten zur Erreichung des großen Zieles: dem Wiederaufbau der Marine. Den gesetzgebenden Körperschaften sprach er die Überzeugung aus, sie würden solchem Streben ihre Mitwirkung nicht versagen. Gleichzeitig hat der Minister auch in der Presse seine Absichten über die Beseitigung der verrotteten Zustände in der Marine kundgegeben,

was in parlamentarischen Kreisen sehr gut aufgenommen wurde. Hierzu gehört die Absicht einer gewissen Dezentralisation durch Erweiterung des Wirkungskreises der obersten Marinechefs in der Ostsee, dem Schwarzen Meer und dem Stillen Ozean, die Verbesserung der Einrichtungen der Werften und Fabriken, um diese leistungsfähiger zu machen. Die in Rußland die Verantwortung dem einzelnen abnehmenden kollegialen Verwaltungen der Marineeinrichtungen sollen aufhören und einzelne Personen mit der ganzen Verantwortung an deren Stelle treten.

Was die bisher niemals veröffentlichten Pläne für die Flottenerneuerung anlangt, für die so große Mittel gefordert wurden, so verspricht Grigorowitsch in kürzester Zeit eine Vorlage unter Beifügung eines eingehenden Bauprogramms vorzulegen. Dies soll auf zwanzig Jahre berechnet sein. Von diesen sollen die Programme von je fünf Jahren ein abgeschlossenes Ganze bilden. Für das Schwarze Meer soll die Flotte eineinhalbmal so stark sein als die vereinigten Flotten zweier an dies Meer grenzenden Vormächte.

Freilich ist es keine leichte Aufgabe, die sich der Minister gestellt hat. An Mißtrauensvoten seitens der gesetzgebenden Körperschaften und in der Presse hat es wahrhaftig bisher nicht gemangelt, auch nicht an Versprechungen seitens der verantwortlichen Persönlichkeiten. Tatsache ist, daß z. B., wie Brutus in der ‚Nowoje Wremja‘ mitteilt, die Bauzeiten der Gangut-Klasse, die ursprünglich auf 45 Monate festgesetzt waren, in Wirklichkeit 80 Monate betragen haben. Der Preis für das Linienschiff ist von 45,36 Mill. M. (1908) bis auf 63,5 Mill. M., d. h. 2760 M. auf die Tonne, gestiegen. Der jetzige Marineminister hat übrigens auch schon in seiner Eigenschaft als Gehilfe Wojewodskijs in der Duma auf verschiedene notwendige Reformen hingewiesen. So sei der verhältnismäßig hohe Mannschaftsbestand der Flotte (43000 Mann seien vorhanden, 52000 Mann erforderlich) zum großen Teil dadurch bedingt, daß infolge des niedrigen Bildungsstandes des Ersatzes der Ausbildung der Spezialisten auf den Lehrabteilungen und Schulen weit langwieriger sei als in den anderen Marinen. Nach seinen neuesten Mitteilungen beabsichtigt man, besondere Vergünstigungen für die als Spezialisten ausgebildeten Mannschaften einzuführen, um so zum Kapitulieren anzuregen. Auch beabsichtige man Marinebataillone zu errichten, um hierdurch die vielen Abkommandierungen von Marinemannschaften für den Dienst am Lande entbehrlich zu machen.

Die hohen Preise der neuen Schiffe (20—25 % höher als im Auslande) erklärten sich durch das Bestreben, die Schiffe ganz aus

russischem Material zu erbauen und auch nur russische Arbeiter zu verwenden. Gegen dies Argument war selbstverständlich seitens der Duma, deren Mehrheit die Erbauung der Schiffe in dieser Weise im Inlande durchzuführen bestrebt war, nichts einzuwenden.

Man darf nun auf die Veröffentlichung des so lange erwarteten Flottenprogramms gespannt sein. C. v. Z.

Schweden.

Die neue 10,5 cm-leichte Feldhaubitze von Bofors.

Die Aufstellung der für die neuen Feldhaubitztruppen erforderlichen Kader wird demnächst im Ober- und Unterhause gemeinschaftlich besprochen und voraussichtlich erledigt werden. Nach der Heeresneuordnung von 1901 soll bei jedem der vorhandenen sechs Feldartillerieregimenter eine Haubitzabteilung zu zwei Batterien formiert werden.

Die neu zu bildenden Truppenteile sollen eine 10,5 cm-Haubitze, die aus der einheimischen Geschützfabrik Bofors stammt, erhalten. Schwedischen Zeitungsberichten zufolge hat das Geschütz die der endgültigen Wahl vorausgegangenen Erprobungen durchweg gut überstanden.

Es wurden Batterien zu je 4 Haubitzen vorgesehen, deren erste bereits Mitte Mai d. J. zur Abnahme gelangen sollte, während die Fertigstellung weiterer 6 Batterien bis zum Ende d. J. erwartet wird. Bekanntlich waren der Regierung schon 1909 im Prinzip 3 Millionen Kronen für neues Feldartilleriegerät bewilligt worden; für 1911 waren 800000 Kronen gefordert worden. W.

Schweiz.

Artilleristische Neuerungen.

Dem Bericht des Bundesrats an die Bundesversammlung über seine Geschäftsführung im Jahre 1910 ist zu entnehmen, daß die Versuche mit dem 12 cm-Geschützgerät derart fortgeschritten sind, daß eine 12 cm-Haubitzbatterie bestellt werden konnte, deren Ablieferung im Herbst d. J. erwartet wird (vgl. hierzu die Umschaumeldungen vom Juli und August 1910). Auch die Studien und Versuche mit der erforderlichen Munition sind erfreulich fortgeschritten. Hand in Hand hiermit gingen Versuche betreffend Verbesserung oder auch Neukonstruktion der Munition für die eingeführten Geschütze und endlich auch solche zur Verbesserung der bisherigen Richtmittel; die letzteren fanden ihren Abschluß mit der endgültigen Annahme eines Rundblickfernrohres, dessen Beschaffung nunmehr nichts mehr im Wege steht. W.

Spanien.

Neuer Doppelzünder.

Spanien hat für seine alten 9 cm-Kanonen sowie für die 7,5 cm-Feld- und 7 cm-Gebirgsgeschütze einen in Sevilla von der dortigen Militärfeuerwerkerei gebauten „22"/Dppz. M. 1911" eingeführt.

W.

Türkei.

Befestigungsanlagen.

Die Angaben der Januar Umschau 1911 können jetzt dahin erweitert werden, daß nach erfolgtem Ausbau der Befestigungen des Bosporus und der Dardanellen neben der Ausgestaltung von Smyrna und Saloniki zu Kriegshäfen auch Mitrovitza zu einer Festung ersten Ranges gemacht werden soll. Mitrovitza ist nicht zu verwechseln mit dem im kroatisch-slawonischen Komitat Syrmien gelegenen Mitrowitz und mit dem diesem gegenüber am anderen Sawe-Ufer liegenden serbischen Mitrowica. Es ist ein kleiner, strategisch wichtiger Punkt im Sandschak Prischtina des europäisch-türkischen Vilajets Kosowo. Auf einem Bergkegel nördlich der Stadt liegen noch die Ruinen der dort früher gestandenen Burg Zwečan.

W.

Vereinigte Staaten.

Neuerungen an Geschützen und Geschossen.

Die geringe Lebensdauer der schweren Geschütze nimmt die ernsteste Aufmerksamkeit aller Staaten in Anspruch. In den Vereinigten Staaten sind Versuche ausgeführt und Maßnahmen getroffen worden, um dieselbe zu verlängern. Alle Küstengeschütze vom 15 cm-Kaliber aufwärts, ausgenommen die Mörser, bei denen infolge ihrer geringen Ladung, des niedrigen Gasdruckes und der niedrigeren Verbrennungstemperatur Ausbrennungen nicht in dem Maße auftreten, wie bei langen Kanonen, sollen ein doppeltes Kernrohr erhalten, das beim Unbrauchbarwerden ohne sehr bedeutende Kosten ausgewechselt werden soll und zwar bevor die Ausbrennungen und Beschädigungen auf das äußere Kernrohr übergreifen.

Um die Treffgenauigkeit dieser Rohre wiederherzustellen, wenn sie infolge Verlängerung des Ladungsraumes durch Abnutzung des Übergangskonus und durch Ausbrennungen unter das gestattete Maß gesunken ist, hat man Geschosse mit breiteren Führungsbändern versucht. Bei den normalen Geschossen sind die Kupferbänder vom 15 cm-Kaliber an aufwärts $^1/_8$ Kaliber breit, das sind z. B. bei 15 cm-Geschossen 18,75 mm, bei 30,5 cm-Geschossen 38,125 mm und bei den neuen 35,5 cm-Geschossen 44,375 mm. Bei den Versuchen, die befriedigt haben sollen, wurde die Breite der Kupferbänder auf $^1/_3$ des Kalibers erhöht, d. h. bei 15 cm-Geschossen 50 mm, bei 30,5 cm

101,3 mm und bei 35,5 cm 118,3 mm. Breiten von 5, 10 und etwa 12 cm sind für Bänder recht bedeutend und sie vermögen gewiß eine strammere Führung bei abgenutzten Zügen herbeizuführen. Werden die Bänder nach der Geschoßspitze zu verbreitert, so werden solche Geschosse den Ladungsraum nach den oben gegebenen Zahlen um etwa 31 bezw. 63 und 74 mm wieder verkürzen: Beides sind Momente, die die Treffähigkeit günstig beeinflussen können. Der Nachteil dieser Maßregel liegt darin, daß für jedes Kaliber zwei verschiedene Sorten von Geschossen vorrätig gehalten werden müssen, um die Kanonen je nach dem Maße ihrer Abnutzung mit dieser oder jener Sorte auszurüsten. Die Umänderung eines Teiles dieser Geschosse ist kostspielig und nicht ungefährlich, wenn die Geschosse bereits laboriert sind, da sie in die Fabriken geschafft und entladen werden müssen. Bevor man zu dieser Maßregel schreitet, soll noch festgestellt werden, um welche durchschnittliche Schußzahl die Lebensdauer bereits ausgebrannter Rohre verlängert wird, denn davon hängt schließlich die Entscheidung ab, ob die Maßregel wirtschaftlich vorteilhaft ist oder nicht. Außerdem soll versucht werden, ob Geschosse mit dem breiteren Bande die Lebensdauer auch neuer Geschütze zu erhöhen vermag. Es ist nicht recht abzusehen, in welcher Weise dies möglich sein könnte, da die obengenannten beiden Faktoren doch nur bei ausgeschossenen bezw. ausgebrannten Rohren wirksam sein können, die bisher Geschosse mit schmalerem Band verfeuert haben.

35,56 cm-Küstenkanonen.

Die vom Kongreß bereits bewilligten 4 35,56 cm-Küstenkanonen werden in Drahtkonstruktion erbaut und erhalten bereits das oben besprochene doppelte Kernrohr. Sie haben eine Länge von nur 40 statt 34 Kaliber, sind also um 6 Kaliber länger und geben infolgedessen bei gleicher Ladung, gleichem Ladungsraum und gleichem Gasdruck eine größere Anfangsgeschwindigkeit und Mündungsenergie als die älteren kürzeren Rohre. Diese neuen Geschütze sollen, statt wie früher in Einplacements, in Türmen aufgestellt werden.

Schießversuche zur Erprobung der Durchschlagskraft moderner Geschosse gegen Panzer.

Das Linienschiff NewHampshire, am 30. Juni 1906 abgelaufen und mit 4 30,5 cm-Kanonen L/40, 8 20,3 cm L/45, 12 17,8 cm L/45 und mehreren kleineren Kalibern bewaffnet, hat am 21. und 22. März in der Chesapeakbay Schießversuche gegen das alte Schlachtschiff Texas, jetzt „San Marcos“ genannt, ausgeführt. Das Zielschiff war in 6 m tiefem Wasser verankert. Die gesamte Einrichtung, Maschinen, elektrische Leitungen und Apparate, Armierung und Kesselanlage, blieb bestehen, ausgenommen einige noch brauchbare Maschinenteile, die durch solche älteren Datums ersetzt waren.

Die Kessel waren unter Dampf. Die modernen Anforderungen nicht mehr völlig entsprechende Panzerung wechselt in der Stärke bis zu 30,5 cm. Anstelle der Mannschaft waren Puppen aufgestellt und Geflügel und andere Tiere auf dem Schiff untergebracht. Gegen das völlige Versinken des Schiffes waren Vorkehrungen getroffen.

Am ersten Versuchstage wurden 20 Schußreihen auf verschiedenen Entfernungen, die von 9000 bis 14000 m wechselten, abgegeben. In jeder Schußreihe wurden 4 30,5 cm, 4 20,3 cm und vermutlich 6 17,8 cm-Geschütze abgefeuert, d. h. sämtliche Geschütze, die nach jeder Breitseite feuern. 9 Schußreihen waren wirksam, davon riß die 4. ein Loch in den Bug des Schiffes; die 11. brachte mit 90% Treffer das Schiff zum Sinken. Bei der 14. Schußreihe wurden Sprenggranaten gegen die Aufbauten verfeuert. Die 15. und 16. Reihe ging durch den Schiffsrumpf. In diesem war durch die Explosion einer Sprenggranate ein Brand ausgebrochen.

Infolge der großen Entfernung trafen die 17,8 cm-Geschosse unter einem ziemlich großen Aufschlagswinkel auf, was zur Folge hatte, daß das Deck leicht durchschlagen wurde.

Am zweiten Versuchstage, dem 22. März, wurde der Schiffsboden des Zielschiffes durch Unterwassertreffer weggeschossen, der gepanzerte Kommandoturm in zwei Teile alter Konstruktion gesprengt und die vordere und hintere Brücke zerstört. Die gesamten Leitungen und Apparate waren demoliert. Der Beobachtungsmast zeigte 9 Löcher, stand aber noch aufrecht. Die Puppen waren in Stücke zerrissen. Von den Tieren blieb kein einziges am Leben. Alle durch Panzer von 30,5 bis 2,5 cm Dicke geschützten Teile waren zerstört. Das Schiff war nicht mehr zu heben und soll gesprengt werden. Bahn.

Literatur.

I. Bücher.

Briefe Napoleons des Ersten. Herausgegeben von F. M. Kircheisen. 3 Bände. Stuttgart 1909—1910. Verlag von Robert Lutz. Jeder Band 7 M.

Blücher und Gneisenau wollten 1815 Napoleon dem Tode überantworten. So hart war ihr Haß und er ist gemessen an dem was Napoleon Preußen-Deutschland an Schmach und Jammer zugefügt, nicht unverständlich. Die Gegenwart urteilt milder über einen der gewaltigsten Menschen, die je gelebt haben. Und selbst wir Deutsche müssen zugeben, daß er sich ein geschichtliches Verdienst erworben hat durch das Aufräumen der kläglichsten Kleinstaaterei und einer überlebten Feudalität.

„Das Genie ist der Fleiß", sagt einmal Moltke. Er selbst, vor allem aber Friedrich der Große und Napoleon I. bestätigen es. Des letzteren Briefe allein würden es schon erweisen aus den Zeiten seiner Macht. Sie füllen eine Bibliothek, wird doch ihre Zahl auf 60—70000 geschätzt.

Bei dieser Überfülle muß es deshalb als ein Verdienst bezeichnet werden, wenn der bekannte Napoleonforscher Kircheisen eine sehr geschickt getroffene Auswahl von charakteristischen Briefen in einwandfreier deutscher Übersetzung herausgegeben hat, welche in drei Bänden die Zeit von 1784 bis 1821 umfassen, also vom Jünglingsalter bis zu seinem Tode. Briefe sind vorzügliche „Dokumente" von der Wesensart eines Menschen und es ist merkwürdig, wie schon in den ersten Briefen des jungen Napoleon Energie und scharfer Verstand sich bemerkbar machen. Carlyle nannte ihn den größten „Tatsachenmenschen" aller Zeiten und dieses Urteil bestätigen die Briefe des Feldherrn, des Staatsmannes, des Diplomaten, des Herrschers. Aber auch in den Briefen an seine Geschwister tritt dieser Charakterzug hervor. In letzteren öfters in Form von Grobheit und recht deutlichen Vorwürfen. Aber auch zärtlichen Regungen war er nicht fremd, das beweisen u. a. die Briefe an Josefine. Für den Soldaten sind viele Briefe interessant durch ihren militärschen Inhalt. Da ist alles kurz, bestimmt, klar. Gefechts- und Schlachtenschilderungen sind allerdings mit Vorsicht aufzunehmen. Denn der Herausgeber bemerkt zutreffend, „daß Napoleon auch überzeugend zu lügen verstand, eine Eigenschaft, die sich später noch mehr ausprägte. Sein Genie erstreckte sich eben auf alle Gebiete und seine Tatkraft kannte keine Erschlaffung."

Keim.

Das antike Kriegswesen. Von Dr. E. Daniels. Leipzig. G. J. Göschen. 1910.

Als ich das nicht besonders umfangreiche Büchlein in die Hand nahm, war ich etwas mißtrauisch, denn es schien mir nahezu unmöglich, auf 142 Seiten das gesamte antike Kriegswesen fachmännisch wie historisch befriedigend abhandeln zu können. Ich muß jedoch Abbitte tun. Die Aufgabe ist glänzend gelöst. Der Herr Verfasser hat einen durchaus selbständigen Standpunkt eingenommen, und wenn er auch vielfach den Spuren H. Delbrücks folgt, dessen vortreffliches Buch „Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte“ er das Schatzbuch unseres Wissens vom antiken Kriegswesen nennt, so steckt doch viel Eigenes in dem Buche. Es ist im übrigen ein schlagender Beweis für die unzulängliche, ja geradezu tatsachenwidrige Art, wie seither Philologie und Geschichtsschreibung im engen Bunde der deutschen Jugend antike Kriegsgeschichte vorgetragen bzw. „beigebracht“ haben. In erster Linie zu Ehren des Klassizismus, denn alles was griechisch und römisch war, besaß in den Augen eines vielfach einseitigen Gelehrtentums beinahe geheiligten Wert! Schon Theodor Mommsen hatte zwar in der „römischen Geschichte“ bereits vor 50 Jahren rücksichtslos aufgeräumt mit Dingen, die in unseren Schulen als „Geschichte“ gelehrt wurden, die jedoch niemals oder jedenfalls wesentlich anders stattgefunden hatten; er hatte sogar den heiligen Cicero arg bloßgestellt, aber es half nichts, alle die Märchen aus der Zeit der römischen Könige und aus den ersten Zeiten der Republik wurden weitergelehrt. Es wurden natürlich auch weitergelehrt die Heldentaten des Leonidas, die schier ans Unbegreifliche grenzenden Heldentaten von Salamis und Marathon usw. Nun ist von wirklichen „Geschichtsforschern“ unwiderleglich nachgewiesen worden, daß vor allem hierbei ein unerhörter Zahlenschwindel mitunterläuft. Wenn die 600000 Mann des Xerxes auf 60000 persische Krieger zusammenschrumpfen und wenn es sich herausstellt, daß bei Marathon 5000 Griechen gegen 4000 Perser fochten, bei Plataä 18000 Perser und Verbündete gegen 20000 freie Hellenen, die den Persern außerdem noch in der Bewaffnung überlegen waren, so kann man noch nachträglich ärgerlich werden über all den historischen Unsinn, den man in der Schule lernen mußte. Zumal er noch dazu benutzt wurde, um der deutschen Jugend ehrfürchtige Bewunderung vor den Helden des klassischen Heldentums einzuflößen. Jede deutsche Regimentsgeschichte dagegen erzählt von wirklichen Heldentaten und kriegerischen Leistungen, die vielfach jene der Griechen in den Schatten stellen. Ähnlich sieht es mit der römischen Kriegsgeschichte aus. Auch da wird tüchtig geflunkert. Alles zu Ehren des Volkes, dessen Sprache allein schon dem zünftigen Gelehrten des Altertums viel höher steht wie die deutsche. Es würde doch z. B. nicht so ruhmvoll für die Römer klingen, wenn man zugeben müßte, daß Ariovist mit nur 20000 Deutschen gegen

40000 Römer focht, die er noch dazu beinah überwältigt hätte. Julius Cäsar besaß in seinen Kriegen in Gallien fast überall die überlegene Zahl, und wenn es ohne Zweifel ein Verdienst des Feldherrn bleibt, sich die überlegene Zahl zu sichern, so ist es anderseits irreführend, taktische Schlüsse ziehen zu wollen auf der Grundlage von falschen Stärkeangaben.

Das Hauptverdienst des Herrn Verfassers scheint mir jedoch darin zu bestehen, in meisterhafter Kürze einen klaren Überblick über die organisatorische und kriegstechnische Entwickelung des Kriegswesens des Altertums unter gebührendem Herausarbeiten der in Betracht kommenden politischen, sozialen und wirtschaftlichen Belange, die auch das spezifisch militärische am letzten Ende entscheidend beeinflussen. Und wenn in der Einleitung mit sachlichem Freimute offen ausgesprochen wird, „das antike Kriegswesen ist uns nur bruchstückweise und trümmerhaft bekannt," desto größer ist das Verdienst, es in so anschaulicher Weise rekonstruiert zu haben.

Keim.

Über den Mißerfolg strategischer Operationen. Von v. Goßler, General der Inf. z. D., à l. s. des Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiments Nr. 2. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 2 M.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalte des Buches, in sofern nicht allgemein die Gründe und Ursachen dargelegt werden, die die Mißerfolge strategischer Operationen herbeiführten, sondern nur die Führung dreier Feldherrn kritisch untersucht wird, denen der kriegerische Erfolg versagt blieb. Es sind dies der General der damaligen Amerikanischen Südstaaten im Nordamerikanischen Sezessionskriege, R. E. Lee, der französische Marschall Bazaine und der Oberkommandierende der Russischen Mandschurischen Armee, Generaladjutant Kuropatkin. Die Operationen selbst sind nicht eingehend geschildert, sondern nur in so weit erwähnt, als sie die bemerkenswertesten Stellen geben, an denen sich die Eigenschaften und Fähigkeiten von Feldherrn besonders einflußreich zeigten.

Als roter Faden zieht sich durch die Betrachtungen der Gedanke, daß es zum Schluß immer die Persönlichkeit des Feldherrn war, die die Wage beim Enderfolg steigen oder sinken ließ. Die Macht der Persönlichkeit tritt in helles Licht, ein deutliches Zeichen, worauf wir bei der Ausbildung der Offiziere den größten Wert legen sollen. Ein derartiger Hinweis scheint in einer langen Friedenszeit besonders wichtig, in der man nur allzu leicht geneigt ist, die moralischen Faktoren, die Bedeutung der Persönlichkeit und des Charakters den materiellen Mitteln gegenüber zu gering zu veranschlagen. Es zeigt sich ferner, daß die reine Routine zum Führen einer Armee nicht genügt, der bloße Truppier muß versagen, wenn er sich nicht durch wissenschaftliches Arbeiten und gründliches Studium mit den Fragen der großen Kriegführung vertraut gemacht hat. Es ist eben etwas

anderes, ein Armeekorps oder eine Division im großen Rahmen auf Grund gegebener Befehle und Direktiven zu führen, oder selbständig als oberster Heer- und Armeeführer strategische Kombinationen zu entwerfen.

Es ist zu bedauern, daß der Herr Verfasser nicht auch Benedek in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen hat, der hierfür ein treffendes Beispiel ist. Kuropatkin zeigt, daß nur eine entschlossene Offensive Erfolge erzielen kann.

Große, durchschlagende Erfolge lassen sich nur von zielbewußten, energischen Persönlichkeiten erringen, die sich häufig zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit, ja Brutalität steigern werden. Ohne Angst vor der Verantwortung, ohne Verlustscheu müssen die vorhandenen Mittel in bewußter Weise zur Erreichung des letzten Zieles eingesetzt werden. In diesem Nachweis dürfte der Hauptwert des Buches liegen, dessen Lektüre wir allen Offizieren auf das wärmste empfehlen können. v. Schreibershofen.

Russische Festungsfragen. Eine Studie von Thilo von Trotha, Oberstleutnant a. D. Berlin 1911. Zuckschwerdt & Cie. 1,80 M.

Die Kenntnis der russischen Sprache ist zurzeit doch noch wenig in unserer Armee verbreitet, und besonders wir alten Offiziere müssen es angesichts der zahlreichen uns interessierenden russischen Veröffentlichungen oft lebhaft bedauern, daß in unserer eigentlichen Lernzeit noch kaum jemand daran dachte, sich diese Sprache zu eigen zu machen. Nun ist ja gewiß richtig, daß der Mensch, der mit seiner Zeit fortschreiten will, auch bis zum Lebensende niemals auslernt, vielmehr täglich noch Gelegenheit hat und ergreifen muß, um seine Kenntnisse zu bereichern; aber eine so schwierige Aufgabe, wie das Erlernen gerade der russischen Sprache? Nein! Das ist zuviel verlangt. Dazu findet man keine Zeit mehr. Bei der großen Bedeutung, die die kulturelle, politische und militärische Entwickelung unseres östlichen Nachbarreiches für uns hat, suchen wir uns denn aus vereinzelten Übersetzungen und Auszügen besonders wichtiger Drucksachen mühsam ein Bild zu schaffen, ohne jemals dessen sicher zu sein, ob es auch nur einigermaßen richtig sein mag. Unter solchen Umständen hat eine Arbeit, wie die vorliegende des Oberstleutnants v. Trotha, trotz ihres bescheidenen Umfanges von 63 Seiten, den Wert von ganzen Bänden, denn sie gibt nicht etwa Auszüge aus Veröffentlichungen einzelner bemerkenswerter Schriftsteller, sondern einen vollständigen Überblick über das Ringen unserer Nachbararmee nach einer Neugestaltung ihres Festungswesens, über den Kampf der Ansichten und Absichten bezüglich der Lösung strategischer und taktisch-technischer Fragen, die damit in engstem Zusammenhang stehen. Ich sage: Kampf, denn es wiederholt sich jetzt in Rußland dasselbe Schauspiel, das wir jahrzehntelang auch in Deutschland zu beobachten hatten, des Zusammenbruchs der alten, der modernen

Technik nicht mehr entsprechenden Befestigungsformen und der Geburtswehen einer neuen Befestigungsweise, für die selbstverständlich ebenso viele hartnäckige Einzelkämpfer als Ideen erstehen, während sich die zähen Verfechter der veralteten, „nationalen" Befestigungsweise einträchtig dagegen anstemmen. Daß man in Rußland von „nationaler" Befestigungsweise spricht, ist eigentlich angesichts der in den Fußtapfen der Neupreußischen Befestigung getreulich marschierten Festungsbauten des vorigen Jahrhunderts auffallend. Natürlich spielt die Frage der Panzerbefestigung bei diesem Kampf eine besondere Rolle; und wir sehen genau dieselben Gründe für und gegen ihre Anwendung auftreten, die in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts bei uns bis zum Überdruß wiederholt wurden, bevor man ernstlich die Probe auf das Exempel machte. Und deshalb ist den Russen nur zu raten, erst einmal Panzer zu bauen, in Batterien zusammenzustellen und am Geldbeutel zu spüren, daß tatsächlich eine Panzerbatterie weniger kostet als eine offene Batterie von gleichem Gefechtswert, und daß alle die Vorurteile von Nervenzerrüttung, Gasvergiftung, Zerstörbarbeit usw. bei wirklich zweckentsprechenden Konstruktionen aus bestem Material nur Ausgeburten der Phantasie sind.

Golenkin, ein Verteidiger der Panzerbefestigung, kommt zu demselben Ergebnis mit mir (s. „Was kosten unsere Festungen?" in der „Kriegstechnischen Zeitschrift", 1910), daß ein Turm mit einem Geschütz, aber zwei Rohren, mindestens den Gefechtswert von 3 freistehenden Geschützen gleicher Art besitzt, und berechnet, daß eine Batterie von 2 solchen Türmen 426700 Rubel (922672 M.), dagegen eine offene Batterie von 6 Geschützen 447500 Rubel (966600 M.) kostet. Trotha gibt leider die Geschützart nicht an, wofür diese Zahlen Geltung haben sollen. Ich möchte deshalb zur Erhärtung hinzufügen, daß nach meiner überschläglichen Berechnung eine Panzerbatterie von 2 Türmen mit 4 15 cm-Haubitzrohren nur 380000 M., dagegen eine offene Batterie von 6 solchen 540000 M. kostet. Dagegen stellen sich die Preise für lange Kanonen etwa auf die gleiche Summe (für 10 cm-Schnellfeuerkanonen etwa 620000 M.).

Auffallend ist die Stellungnahme vieler Ingenieure in Rußland gegen die sogenannten „Traditorbatterien", d. h. die Geschützaufstellungen in der Kehle der Forts zur Bestreichung der Fortzwischenräume, denn als Welitschko sie in seine Entwürfe aufnahm, glaubte er — allerdings mit Unrecht, denn der Österreicher v. Brunner hat sie vor ihm angewendet — damit eine originelle Erfindung gemacht zu haben, während die Idee tatsächlich bereits durch die zurückgezogenen Flanken der Italiener angedeutet war.

Es würde ein Buch zu schreiben sein, wenn ich auf weitere Einzelheiten auch nur kurz eingehen wollte. Um aber die ganze Bedeutung des kleinen Buches zu charakterisieren, brauche ich nur aus seinem Schlußwort zu wiederholen: „Die gewaltige Umwälzung,

in der sich unser mächtiger östlicher Nachbar fast auf allen staatlichen und sozialen Gebieten zurzeit befindet, bietet nicht nur in historisch-kulturellem Sinne dem Beobachter ein Gesamtbild von hohem Interesse, sondern verlangt auch auf jedem einzelnen Gebiet ein eingehendes praktisches Studium, um die — wahrscheinlichen oder möglichen Wirkungen dieser Umwälzung auf die Gesamtstellung Rußlands als Weltmacht und auf seine Beziehungen zu den verschiedenen politischen Kombinationen der Weltlage richtig beurteilen zu können."

Frobenius.

Die Ausbildung der Rekruten der Infanterie im Gelände. Von Max Brunzlow, Hauptm. u. Komp.-Chef i. Inf.-Regt. Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westf.) Nr. 51. Berlin 1911 E. S. Mitter & Sohn. 1,40 M.

Der Titel entspricht sehr zum Nachteil des recht guten kleinen Buches nicht dessen Inhalt, der sehr viel mehr bietet, als der Titel angibt, selbst wenn man ihn als im weitesten Sinne genommen auffaßt. Die Schrift enthält nicht nur „für die Ausbildung der Rekruten der Infanterie im Gelände eine Erklärung unserer Dienstvorschriften", die etwa mit der Rekrutenbesichtigung abschließt, sondern sie gibt für das ganze Dienstjahr einen Anhalt für die Ausbildung in Rotte, Gruppe und Zug. Sie zerfällt in den Formellen Teil, den Angewandten Teil, Nachtübungen, Vorposten im Feldkriege, Charakteristisches der einzelnen Gefechtsarten, Bahnschutz, Ortsunterkunft, Einrichten im Biwak. Alles dieses wird in sachlicher, knapper, dabei aber durchaus klarer Form besprochen, die die Hauptsache herausgreift und Unwesentliches wegläßt, das Gedächtnis also nicht unnötig belastet.

Der Herr Verfasser nennt seine Arbeit eine „Zusammenstellung" aus den Dienstvorschriften, die ihm jedenfalls in trefflichster Weise geglückt ist. Sie wird aber nicht nur, wie Verfasser sagt, „in der Hand der Offiziere und Unteroffiziere die Ausbildung wesentlich erleichtern", sondern sie ist auch ein Hilfs- und Nachschlagebuch für die Einjährig-Freiwilligen und die Unteroffiziere und Offiziere des Beurlaubtenstandes. Das kleine Buch kann überall nur warm empfohlen werden.

Nachtübungen. Anleitung und Ratschläge zur Ausbildung der Infanterie. Von Friedrich Immanuel, Maj. u. Batls.-Komdr. i. Inf.-Regt. von Borcke (4. Pommersches) Nr. 21. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 1,75 M.

Ein brauchbares Buch, das nicht nur angibt, was gemacht werden muß, sondern auch, in den verschiedenen Dienstabschnitten angepaßten Entwürfen für den Ausbildungsgang zeigt, wie das erreicht werden kann. Die Arbeit wird manches Kopfzerbrechen beseitigen und daher an vielen Stellen willkommen sein.

Zwei Sachen von allgemeinem Belang mögen herausgegriffen

werden. Der Herr Verfasser betont jedesmal vor einem Entwurf des Ausbildungsganges, daß es von der „persönlichen Neigung“ des Betreffenden und von der „Einwirkung höherer Vorgesetzter“ abhängig sei, was und wie oft in der Nacht geübt werden soll. Maßgebend dafür, was erreicht werden muß, sind allein die Anforderungen des Exerzierreglements, die Verfasser auch in dem ersten Teil seiner Schrift sehr richtig und zweckmäßig zusammengestellt hat. Wie groß die dazu erforderliche Tätigkeit sein muß, richtet sich wie bei jeder anderen Ausbildung nach dem mehr oder minder großen Verständnis des Lehrenden und der Geschicklichkeit der Lernenden.

Im Abschnitt „Gefecht“ knüpft Verfasser an den Satz des E.R., daß in der Nacht der Zufall eine um so geringere Rolle spiele, je schärfer die Manneszucht der Truppe sei, eine Besprechung über Manneszucht an, der durchaus zugestimmt werden kann. Er sagt u. a.: „Unter Manneszucht sind hier natürlich nicht die strammen und straffen Gewehrgriffe zu verstehen — denn sie müssen bei Nacht geräuschlos und ganz sachte ausgeführt werden, damit sich die Truppe nicht verrät —, auch nicht die parademäßige Haltung des Mannes. Unter Manneszucht wird hier viel Höheres, viel Schwereres zusammengefaßt.“ Zum Schluß heißt es dann: „Mit dieser Gewißheit“ (nämlich über die Truppe in jeder Lage verfügen zu können), „die sich auf die Manneszucht und den Gefechtsdrill stützt, sind wir auch bei Nacht jeder Lage gewachsen. Man sieht hieraus, daß bei Tag und bei Nacht die gleichen Grundsätze für Zucht und Ordnung gelten . . . . .“ Diese Sätze werden meines Wissens ganz allgemein anerkannt. Wenn nun diese bei Tag und Nacht gleichen Grundsätze für Zucht und Ordnung mit dem Exerzieren nichts zu tun haben, wenn sie vielmehr Höheres und Schwereres verlangen, was durch das Exerzieren nicht erreicht werden kann, warum werden dann nicht die richtigen Folgerungen daraus gezogen? In Taten, nicht bloß in Worten. Für die Schlacht bilden wir unsere Leute aus, die Schlacht verlangt „viel Höheres, viel Schwereres“ als die Exerziermanneszucht, folglich muß alle verfügbare Zeit dazu benutzt werden, um unseren Leuten dieses „viel Höhere, viel Schwerere“ fest einzuimpfen. Das Exerzieren ist und bleibt nur Mittel zum Zweck, und zwar mit fortschreitender Zeit ein solches immer untergeordneterer Art. Die Schlacht verlangt denkende und in vielen Fertigkeiten ausgebildete Schützen, die meist selbständig handeln müssen. Das ist das Ziel der Ausbildung, das allerdings von dem Ausbildungspersonal auch „viel Höheres, viel Schwereres“ verlangt, wozu man ihm mindestens die erforderliche reichliche Zeit nicht durch Nebenzwecke kürzen sollte.

Mitteilungen der k. u. k. Armeeschiefsschule. IV. Jahrg., Nr. 1. 1. Vierteljahr 1911. Mit 8 Textskizzen. Wien 1911. Seidel & Sohn.

Das Heft enthält: „Über Wahrnehmungen beim Distanzschätzen.

— Erwiderung auf „Zur Frage der Inspizierung der Schießausbildung“ von A. M. F. — Hand- und Gewehrgranaten. — Selbstladegewehre.“

Solange bei uns derartige Veröffentlichungen nicht bestehen, kann der Wunsch nur dringend wiederholt werden, daß die Mitteilungen der k. u. k. Armeeschießschule von recht weiten Kreisen gelesen werden. Sie enthalten stets, wie auch wieder das vorliegende Heft, lehrreiche Abhandlungen, Schießaufgaben usw., die in sachlicher und anschaulicher Weise besprochen werden und sich auf Gegenstände von zeitgemäßem Interesse beziehen. Sie erscheinen vierteljährlich und kosten 3 K = 2,55 M. im Jahr. Der geringe Preis ermöglicht auch den Unbemittelten das Halten dieser Blätter. Ich empfehle auch den Bezirkskommandos diese „Mitteilungen“ zu halten, um aus ihnen gelegentlich Vorträge für die Offiziere des Beurlaubtenstandes halten zu lassen; alle Waffengattungen, die mit Gewehr oder Karabiner bewaffnet sind — und das sind die allermeisten —, können reiche Anregung davon haben. —f.

Bouysson, Lieut.-Colonel, **Quatre conférence sur la Tactique de combat.** Paris 1910. Berger-Levrault. 3 Frs.

Der Verfasser hat diese, die Gefechtstaktik der Infanterie behandelnden Vorträge auf Befehl des Kommandeurs der 8. Division vor den Offizieren des 124. Regiments gehalten. An der Hand des englischen Gefechts am Modder River 1899 entwickelt er zunächst die Grundsätze für die Verwendung einer Vorhut. Die englische Division Methuen hatte durch schwache vorgeschobene Burenabteilungen (die französischen Detachements de couverture) am 23. November bei Belmont, am 25. bei Enslin 517 Mann eingebüßt, die Fühlung mit dem Feinde verloren, am 28. fiel die Division infolge ungenügender Aufklärung und, da sie sich blindlings auf die Nachrichten von Landeseinwohnern verließ, in den Hinterhalt am Modder River, der ihr die Bewegungsfreiheit raubte. In Frankreich will man sich die Freiheit des Handelns wahren durch weit vorgeschobene Vorhuten aller Waffen, die nicht allein sichern, sondern vor allem auch ohne Hilfe des Gros den Widerstand vorgeschobener Abteilungen brechen sollen, bis sie vor der eigentlichen Hauptstellung eingetroffen sind. Diese Ausführungen verdienen bei uns besondere Beachtung. Die Frage, ob starke oder schwache Vorhuten, bedarf jedenfalls angesichts der neuen Waffen einer Prüfung, die französische Führung legt Gewicht darauf, sich stets Zeit und Ort des Schlagens wählen zu können, das soll ihr die Vorhut verschaffen. Auf Seite 51 wird behandelt, wie eine Vorhut sich verhalten soll, um festzustellen, ob man einen vereinzelten Posten, ein Rideau oder die Hauptstellung gegenüber hat. Aus dieser geplanten Verwendung ergibt sich naturgemäß die französische „Avantgarde etalée“, ebenso wie aus der Ausnützung des deckenden Geländes (zones actives nennt sie General Negrier) die neuerdings beliebte Verwendung gemischter Verbände für Lösung

selbständiger Aufgaben im Gefecht. Die Ausführungen über den „Combat de préparation" stehen ganz auf Percinscher Grundlage. Die Betrachtungen über den „Combat de décision" sind fließend und gut geschrieben. Der Verfasser empfiehlt, für die Stoßtruppe auf alle dicht gedrängten Formen zu verzichten, und kommt dann auf einen Langloisschen Vorschlag zurück, begünstigt durch das Gelände und unter dem Schutze der von der Artillerie mit ihren Rafales vorgelegten Rauches die Kavalleriemassen einzusetzen, denen die Sturmtruppen auf dem Fuße folgen sollen. Wir empfehlen das Buch als eine gute Studie über die Infanterietaktik der französischen Armee, der man das Lob eifriger Arbeit nicht vorenthalten kann. Balck.

Erinnerungen eines preufsischen Leutnants aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71. Von Leopold von Winning. Mit einer Karte. Heidelberg 1911. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 2,20 M.

Der Generalleutnant z. D. v. Winning veröffentlicht auf Grund von Tagebuchnotizen und Briefen seine Erinnerungen an die Feldzüge von 1866 und 1870/71. An ersterem nahm er als Regimentsadjutant des Inf.-Regts. 47 teil, an letzterem als Kompagnieführer in demselben Regiment. Er wurde zweimal, in der Schlacht bei Wörth und vor Paris, verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz II. u. I. Klasse. Die Erinnerungen bringen nichts Neues, aber leicht und fesselnd geschriebene Schilderungen des täglichen Lebens im Felde und werden namentlich für die Angehörigen des Regimentes von Interesse sein. v. Schreibershofen.

Der Japanisch-Russische Seekrieg 1904/05. Amtliche Darstellung des japanischen Admiralstabes. Auf Veranlassung der Schriftleitung der Marinerundschau übersetzt von Kapitänleutnant v. Knorr. Erster Band: Die Bekämpfung der russischen Seestreitkräfte in Ryojun. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Königl. Hofbuchhandlung. Berlin 1911. 6 M.

Das Buch bringt für Europa die erste zusammenhängende Darstellung der Ereignisse zur See, die sich um die Einnahme von Port Arthur und hierzu in erster Linie um die Niederringung der russischen Seestreitkräfte am dortigen Platze abspielten. Der Leser sieht aus den Schilderungen, wie wohlvorbereitet die Japaner an Personal und Material in den für ihr Reich entscheidungsvollen Kampf zogen und mit welcher Todesverachtung namentlich die Sperrversuche von ihnen unternommen wurden, gleichzeitig aber auch, wie wohldurchdacht die Operationen waren und welch' auf der Höhe der Zeit stehende Umsicht der Oberbefehlshaber sowie die Führer der Unterverbände an den Tag legten. Die Hauptereignisse waren als solche seinerzeit ja aus den Tageszeitungen zu ersehen und sind damals wohl von jedem Gebildeten mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt worden. Das Buch bringt nun eine eingehendere Schilderung nicht

nur der Haupthandlungen. sondern auch vieler bisher unbekannter Vorgänge, so die damals verheimlichten, aber dennoch zum Teil durchgesickerten japanischen Schiffsverluste durch Minen, der Sammelpunkte der japanischen Seestreitkräfte, ihrer Personalverluste usw.

Allen, welche für Marine Interesse haben, kann das Lesen des äußerst spannenden Buches warm empfohlen werden. v. N.

Refaisons une Marine. Charles Bas. Ancien député de Paris, Ancien rapporteur du budget de la marine, rédacteur en chef de la „Vie maritime et fluviale". Berger, Levrault & Cie. Editeurs. Paris 1910. 2,50 Frs.

Einen Mahnruf an das französische Volk, seine Flotte auf die der Machtstellung der Nation entsprechende Höhe zu bringen, stellt das Buch dar. Sein Verfasser, durch seine Tätigkeit berufen, als Kenner der Verhältnisse ernst genommen zu werden, weist überzeugend nach, wie notwendig für Frankreich die Wiederschaffung einer mächtigen Flotte ist, indem er ihren jetzigen Zustand schildert und die aufstrebenden Flotten der Nachbarmächte wie der Hauptnationen überhaupt in Vergleich damit stellt. Zum Schlusse weist der Verfasser die Wege, auf denen seiner Meinung nach das von ihm angegebene Ziel zu erreichen wäre. Gleichzeitig schildert er die Ursachen des bisherigen Rückganges, die nicht zum geringsten in den sozialistischen Anschauungen und Prätentionen der Arbeiter der staatlichen Werftbetriebe zu suchen sind.

Es ist schade, daß keine deutsche Übersetzung des Werkes vorliegt, um sein Studium weiteren Kreisen des deutschen Volkes zu ermöglichen und als Warnruf zu dienen vor dem Beschreiten ähnlicher Wege, welche die einst erstklassige und selbst von England gefürchtete französische Marine von ihrer Höhe herabgeführt haben, auf die sie nur durch unverhältnismäßig hohe Kosten wieder emporgebracht werden kann. Daß letzteres nötig ist, wird bei dem bekannten Patriotismus der Franzosen kein ernsthaft denkender derselben bezweifeln. v. N.

Ehrengerichte, Disziplinarbestrafung und Beschwerden. Beispiele zum Unterricht. Herausgegeben von v. Bojan, Hauptmann im Inf.-Regt. 156. 2. Aufl. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 0,80 M.

In richtiger Würdigung des alten Satzes „excempla docent" vermeidet der Verfasser auch in der zweiten Auflage dieses lehrreichen kleinen Buches eine abstrakte Besprechung des Wesens und der Bedeutung der Ehrengerichte und des Ehrenrats und entwickelt vornehmlich an der Hand von Beispielen die Tätigkeit dieser für die Wahrung der Offiziersehre so wichtigen Organe. Beratend zur Seite stand dem Verfasser ein älterer Offizier, der die Beispiele selbst während seiner langjährigen Dienstzeit gesammelt hat. Mit Recht sagt der Verfasser in der Einleitung, daß die größte Schwierigkeit

für den Lehrer darin liegt, „klarzumachen, was gegen die Standesehre verstößt, aber nicht gegen das Strafgesetzbuch". Das kleine Buch wird jeder gern zur Hand nehmen, der sich in zweifelhaften Fällen Rat holen will. Dem Lehrer, der dem jungen Nachwuchs des deutschen Offizierkorps den Begriff der Offiziersehre, des Ehrenrats und des Ehrengerichts klarmachen soll, bietet es in den Beispielen reichen Stoff zum Unterricht. So verdient es die Empfehlung, die schon an sich in dem schnellen Erscheinen der zweiten Auflage liegt.

v. Kurnatowski.

Étude sur les Pistolets automatiques par le commandant E. Niotan. Diese jetzt in einer Broschüre erschienene Studie über die selbsttätigen Pistolen ist vor einiger Zeit abschnittsweise in der Revue de l'armée belge veröffentlicht worden.

Dieselbe bringt in den beiden ersten Abschnitten eine systematische Einteilung der selbsttätigen Pistolen, eine Beschreibung ihrer wesentlichsten Konstruktionsteile und die ballistischen Eigenschaften derselben. Der dritte Abschnitt behandelt dann die drei Modelle der Browningpistole noch eingehender. Im Schluß gibt der Herr Verfasser einige interessante Nachrichten über die Einrichtungen der Staatsfabrik von Herstal für die Waffenindustrie.

Der Inhalt der Broschüre gibt eine erschöpfende Darstellung dieses sehr aktuellen Themas, er ist klar geschrieben und das Verständnis wird durch die sehr guten Abbildungen auf 16 besonderen Tafeln, die meist in natürlicher Größe, vereinzelt auch in doppelter Größe gezeichnet sind, erleichtert. Die 17. Tafel gibt Ansichten der Fabrik. Außerdem sind noch eine Anzahl schematischer Skizzen in den Text eingeflochten.

Zum eingehenden Studium der selbsttätigen Pistolen kann die Broschüre bestens empfohlen werden. Bahn.

II. Ausländische Zeitschriften.

Streffleurs militärische Zeitschrift. (Mai.) Die Schlacht bei Kolin am 18. Juni 1757 (Forts.). — Neuerungen im Heerwesen im Laufe des Jahres 1910. — Über Feldartilleriewirkung. — Fortschritte der fremden Armeen 1910: D. Rußland (Forts.).

Revue d'infanterie. (April u. Mai.) Die Japaner in der Mandschurei. — Die neue russische Feldbefestigungsvorschrift für Offiziere aller Waffen. — Der rechte preußische Flügel bei Rezonville. — Die Maschinengewehre bei der niederländischen Armee. — Entwurf einer Vorschrift für Maschinengewehrkompagnien (Rumänien).

Revue militaire des armées étrangères. (Mai.) Die deutschen Kaisermanöver 1910 (Schluß). — Das mexikanische Heer.

Journal des sciences militaires. (Mai.) Die Eisenbahnen. — Taktische Grundsätze. — Die Handfeuerwaffen der Hauptarmeen und ihre Munition (Forts.). — Die afrikanischen Truppen und das Kadergesetz. — Felddienst.

Revue d'histoire. (April.) Der Feldzug 1908/09 in Chaouia (Forts.). — Marschleistungen bei den Heeren Napoleons. — Napoleon und die Festungen Deutschlands 1813. — Feldzug 1813: Die Friedensverhandlungen. — Die erste Loirearmee 1870/71 (Forts.).

Revue de cavalerie. (April.) Die Schlacht bei Magenta. — General Durand de Villers. — Studie über die Gefechtsweise der vereinigten drei Waffen (Schluß). — Neues aus fremden Kavallerien.

Revue d'artillerie. (April.) Luftschiffahrt und Flugkunst. — Die Infanteriegeschütze und ihre Anwendung beim Angriff. — Studie über das Problem des Fliegens.

Revue du génie militaire. (April.) Largier: Bemerkungen über einen Apparat zum unmittelbaren Messen der Beanspruchung von Drahtseilen der Aeroplane und über eine neue Methode, die Gesetze des Luftwiderstandes zu studieren. — Normand: Verwendung der Geniotruppen auf dem Schlachtfelde (Schluß). — Escudier: Vorträge über Luftschiffahrt (Schluß). — Barré: Bemerkung betreffend Kunststeine. — Nekrolog des Generals Faugeron. — Kanadischer Ahorn. — Neue Änderungen (der technischen Truppen) in der russischen Armee.

Kavalleristische Monatshefte. (Mai.) Das Vorwärtsbewegen großer Kavalleriemassen. — Inwieweit wird die Kavallerie auch heute noch bei der Schlachtentscheidung mitwirken können? — Attacke und Feuergefecht der Kavallerie. — Das Kavalleriebajonett. — Die russischen Ersatzkavallerieregimenter. — Gedanken über Führung und Ausbildung der reitenden Batterie.

Rivista di artiglieria e genio. (Februar.) Bravetta: Ladung der Geschosse mit kräftigen Sprengstoffen. — Traniello: Vom Baltischen Meer zum Großen Ozean (Transasiatische Eisenbahn). — Ascoli: Tabellen zum Gebrauch des Feldwinkelmessers. — Magni: Die Zitadelle von Turin und die Verteidigungs- sowie Angriffsarbeiten bei der Belagerung von 1706, eingetragen auf dem heutigen Stadtplan. — Eine ballistische Frage, behandelt von einem Bologneser Artilleristen des 18. Jahrhunderts. — Französisches Urteil über die „Norme generali per l'impiego delle grandi unità di guessa" (Allgemeine Regeln für die Verwendung der großen Armeeeinheiten). — Organisation der Feldartillerie in Japan, Rumänien, Bulgarien und Serbien im Anfang des Jahres 1911. — Betrachtungen über die Artillerie im Festungskrieg auf Grund des Studiums der Ereignisse von Port Arthur. — Notizen: Canadien: Winterübungen der reitenden Artillerie. — Chile: Bestellung von Artilleriematerial (Krupp). — Frankreich: Änderungen an dem Feldgeschütz von 75 mm M/1897; Aluminiumhülsen; Revolverpatronen;

Maschinengewehrabteilungen; ihre Ferngläser; Munitionsergänzung mittelst Kraftfahrzeugen; Patronenwagen. — Deutschland: Bewaffnung der neuen Feldbatterien. — Japan: Neue Dienstvorschriften; Luftfahrzeuge. — England: Schiffsartillerie. — Norwegen: Behelfsbrücken. — Rußland: Tragbarer Beobachtungsstand. — Spanien: Maschinengewehrabteilungen. — Vereinigte Staaten: Versuche mit 35,56 cm-Geschossen; Detonation einer Sprenggelatineladung gegen ein Kriegsschiff. — Schweden: Verstärkung der Befestigungen von Stockholm. — Türkei: Befestigungen.

Revue de l'armeé belge. (Januar und Februar 1911.) Über die Technik des Schießens der Feldartillerie. — Fünf Tage bei den großen französischen Manövern von 1910. — Kritische Prüfung der neuen Organisation der Feldartillerie auf Friedensfuß. — Betrachtungen über die Art der Orientierung der Panzerkuppeln und Türme. — Zum Gedächtnis der Divisionskavallerie. — Die Brisanzschrapnells (System Ehrhardt-van Essen). — Der Entfernungsmesser Stroobants, seine vollständige Theorie und Anwendung. — Der Karabiner „Mannlicher-Schönauer". — Zur Offensivverteidigung. — Die Eroberung der Luft. — Bemerkungen zur Organisation der belgischen Genietruppen. — Bemerkungen über die holländische Armee.

Mitteilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heft 5. Beiträge zur Militärstatistik. — Feldsprengung mit Kammerminen bei Dürnstein am 5. Mai 1909. — Oberleutnant von Orels Stereoautograph. — Planschießen mit der Feldkanone M/5. — Können Maschinengewehre als Artillerieunterstützung dienen?

Schweizerische Zeitschrift für Artillerie und Genie. Heft 4. Haubitzen im Feldheere. — Die neue deutsche Schießvorschrift für die Feldartillerie. — Über Scheinanlagen. — Das Kruppsche Trommelvisier. — Aus den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde. — Die Verwendung des mechanischen Zuges für Trainkolonnen.

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung. **Nr. 15.** Wintermanöver in Norwegen. **Nr. 16.** Über soldatisches Wesen. — Abteilung für Militärwissenschaften am eidgenössischen Polytechnikum. **Nr. 17.** Die Kämpfe in Albanien. — Die Ursachen des Aufruhrs. — Die Befestigung Vlissingens. — Bundesratsbeschluß, betreffend die militärische Ausbildung und die Wahl der Instruktionsoffiziere. **Nr. 18.** Ist das schweizerische „Rote Kreuz" kriegsbereit? — Militärische Berichte aus dem Deutschen Reiche. — Der amerikanische Offizier.

Russkij Inwalid. 1911. **Nr. 72.** Gedanken und Bestrebungen der soldatischen Jugend. — Der hinhaltende und demonstrative Charakter des Gefechts. — Die „Concours hippiques" in Moskau. **Nr. 73.** Aus der artilleristischen Praxis. — Die indisch-europäische Eisenbahn. — Über den Sport. — Eine heitere Taktik. — Die neue Verordnung des Marineministers über die Tätigkeit der zentralen und Hafen-

behörden zur Förderung der aktiven Flotte. — Gesetzentwurf über die Militärsteuer. **Nr. 74.** Am Don. — Ein Befehl des Oberkommandierenden der Truppen in Turkestan. — Die neue Uniformierung der französischen Armee. — Die Zustände in der chinesischen Mongolei. — Die Ankaufspreise für die Remonten. **Nr. 76.** Ein Schema für das Angriffsgefecht. — Aus der Front. — Zur Erbauung einer Eisenbahn über den Kaukasus. — Aus der Armee der Nordamerikanischen Union.

Morskoj Ssbornik. 1911. März. Aus der Lebensgeschichte Stepan Ossipowitsch Makarows. — Einzelheiten aus dem Seegefecht vor Petropawlowsk auf Kamtschatka im September 1854. — Der Krieg des Jahres 1857 in der Ostsee. — Vier neue Dreadnoughts-Typs. — Das englische Marinebudget des Jahres 1911—1912. — Die Manöver der französischen Flotte in dem Jahre 1910. — Von Wladiwostok nach Nome auf Alaska. — Über die Organisation der Schiffsbesatzungen der amerikanischen Flotte. — Technisches.

III. Seewesen.

Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens. Nr. 5. Taktik und Dreadnoughts. — Port Arthur. — Jahresbericht der Bureauchefs der Vereinigten Staaten. — Marine. — Die Schwarzenberg-Eggenbergschen Denkschriften an Kaiser Ferdinand II. — Budget der k. u. k. Kriegsmarine für das Jahr 1911. — Die Bergung des deutschen Unterseebootes U 3. — Das neue Reglement für den Verkehr durch den Kanal S. Antonio bei Sebenico. — Übermittelung von Zeitsignalen an in See befindliche Schiffe. — Das schulmäßige Scheibenschießen des ersten französischen Geschwaders. — Unfall des französischen Unterseebootes „Loutre".

Army and Navy Gazette. Nr. 2671. Ersatzbauten. — Die antarktische Expedition. — Der „Barrow"-Unfall. — Marineluftschiffer. — Die Verteilung der französischen Flotte. **Nr. 2672.** Fortschritte der Panzerplatten. — Der Prinz von Wales. — Abmessungen von Schlachtschiffen. — Der Besuch der chilenischen Flotte. — Geschwindigkeit und Bestimmungsgeschwindigkeit. — Die Schießversuche auf die „Texas". — Die neuen amerikanischen Schiffe. — Der italienische Marinevoranschlag. — Marinekadettenschiffe. **Nr. 2673.** Das Quarterdeck. — Neue Geschütze und Panzer. — Die Weltdreadnoughts. — Rückkehr der Schlachtpraxis. — Das japanische Schiffbauprogramm. — Russische Marineangelegenheiten. **Nr. 2674.** Admiral Hendersons Bericht. — Mobilisierung und Manöver. — Die Landung in Mexiko. — Das Kapgeschwader. — Ein deutscher Soldat über die deutsche Marine. — England und Deutschland.

IV. Verzeichnis der zur Besprechung eingegangenen Bücher.

(Die eingegangenen Bücher erfahren eine Besprechung nach Maßgabe ihrer Bedeutung und des verfügbaren Raumes. Eine Verpflichtung, jedes eingehende Buch zu besprechen, übernimmt die Leitung der „Jahrbücher" nicht, doch werden die Titel sämtlicher Bücher nebst Angabe des Preises — sofern dieser mitgeteilt wurde — hier vermerkt. Eine Rücksendung von Büchern findet nicht statt.)

1. **Gluth,** Wilhelm Bauer, der Erfinder des unabhängigen Unterseeboots. Sein Werk und seine Enttäuschungen im Rahmen seines Lebens. München 1911. Hans-Sachs-Verlag. 1,50 M.

2. **Hatton,** Manuel à l'usage des sociétés de préparation militaire. (Infanterie.) 8. édition. Paris 1911. Henri Charles-Lavauzelle.

3. **Krafft,** Flurschädenabschätzung. Ein Hilfsbuch für die zur Abschätzung von Flurschäden kommandierten Offiziere, Militärbeamte und Kommissare der Landesregierung. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 1 M.

4. **Martinov,** La guerre russo-japonaise. Souvenirs d'un colonel d'infanterie. Traduit du russe. Paris 1911. L. Fournier. 6 Frs.

5. **Frh. v. Falkenhausen,** Flankenbewegung und Massenheer. Der Gedanke von Leuthen in Anwendung auf die Gegenwart. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 8 M.

6. **Immanuel,** Aufgaben auf dem Truppenübungsplatz. Kompagnien, Maschinengewehre, Bataillone, Infanterieregimenter, Infanteriebrigaden. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 3,50 M.

7. **Klussmann,** Die Entwickelung der Gebirgsartillerie. Leipzig 1911. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. Geb. 0,80 M.

8. **Krafft,** Die Aufgaben der Aufnahmeprüfung 1911 für die Kriegsakademie. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 1,50 M.

9. **David,** Ratgeber im Photographieren. Für Anfänger und Fortgeschrittene. 54. bis 56. Auflage. Halle a. S. 1911. Wilhelm Knapp. 1,50 M.

10. **Polmann,** Leitfaden für Taktik und Befestigungslehre für den Unterricht auf der Kaiserlichen Marineschule. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 3,50 M.

11. **Ewers** und **Roehr,** Leitfaden für den Unterricht in Dienstkenntnis. Für den Gebrauch an den Bildungsanstalten der Kaiserlichen Marine. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 3,75 M.

12. **Litzmann,** Beiträge zur taktischen Ausbildung unserer Offiziere. III. Taktische Übungsritte. 3. verb. Auflage. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 4 M.

13. **Spohn,** Vier Führertugenden. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 2,20 M.

14. **Wille,** Waffenlehre. 3. Auflage. 7. Ergänzungsheft: Literatur-Nachweis für 1910. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 4 M.

15. **Creuzinger,** Hegels Einfluß auf Clausewitz. Berlin 1911. R. Eisenschmidt. 4 M.

16. **Dr. Klett,** Das Pferd. Sein Bau und die Tätigkeit seiner Organe. Eßlingen. J. F. Schreiber. Geb. 3,50 M.

17. **Moltkes** militärische Werke IV. Kriegslehren, II. Teil: Die taktischen Vorbereitungen zur Schlacht. Berlin 1911. E. S. Mittler & Sohn. 7,25 M.

18. **Dr. Jäckh,** Der aufsteigende Halbmond. Berlin 1911. Buchverlag der Hilfe. 5 M.

19. **Rufsland** in Asien. Bd. XI: v. Zepelin, Der ferne Osten. Teil 3. Berlin 1911. Zuckschwerdt & Co. 6,50 M.

20. **Dietz,** Beschwerdeordnungen für Heer und Marine. Rastatt 1911. H. Greiser. Geb. 2,80 M.

21. **Dreher,** Das Kriegsjahr 1866 mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse in der Wetterau und den angrenzenden Gebieten. Friedberg 1911. Geschichts- und Altertumsverein. 0,25 M.

22. **Stenzel,** Seekriegsgeschichte in ihren wichtigsten Abschnitten mit Berücksichtigung der Seetaktik. IV. Teil. Von 1720 bis 1850. Bearbeitet von Kirchhoff. Hannover 1911. Hahnsche Buchhandlung. Geb. 18 M.

23. **Deutsche** Kriegs- und Soldatenlieder. Volks- und Kunstgesang. (1500—1900.) Ausgewählt von Friedrich v. Oppeln Bronikowski. München 1911. Martin Mörikes Verlag. 2 M.

24. **Stirn,** Procédés de combat du bataillon et de la compagnie d'infanterie. Paris 1911. Berger-Levrault. 4 Frs.

25. **Girod de l'Ain,** Grands Artilleurs. Le Maréchal Valée 1773 bis 1846. Paris 1911. Berger-Levrault. 12 Frs.

26. **Lohmann,** Die Entwickelung der Flugmaschinen. Berlin 1911. Liebelsche Buchhandlung. 0,75 M.



Druck von A. W. Hayn's Erben (Curt Gerber), Potsdam.